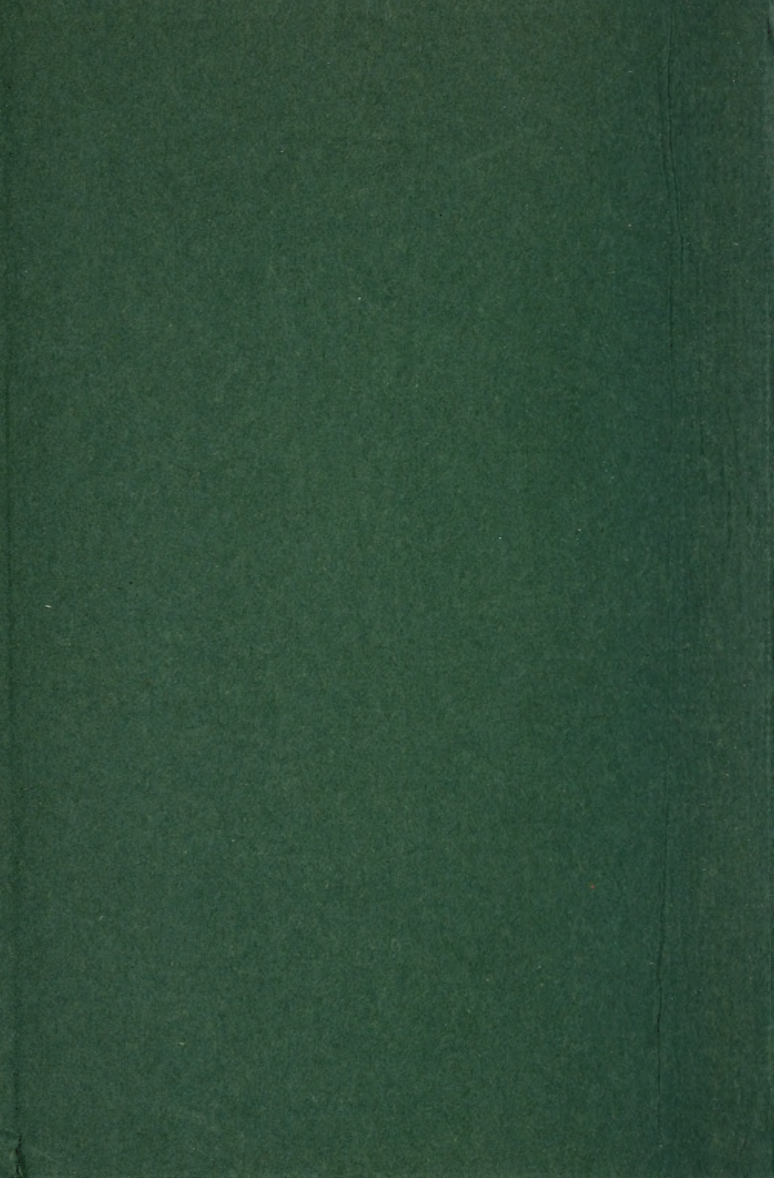
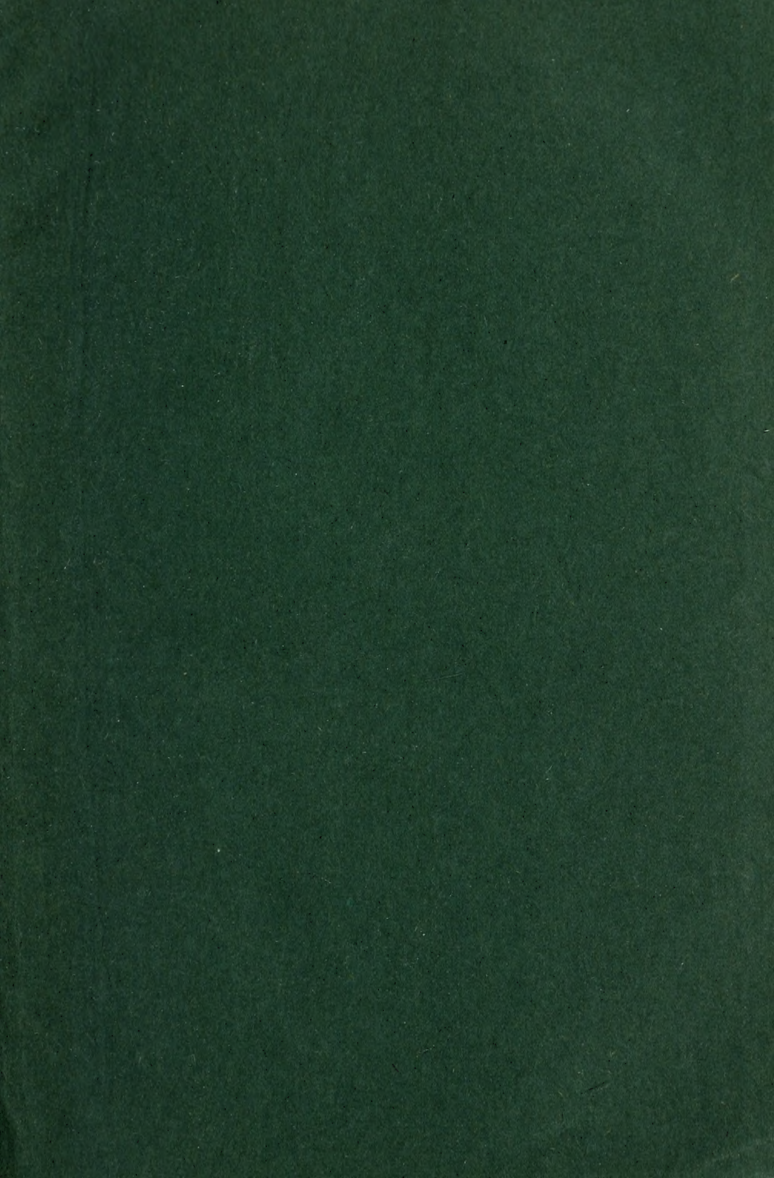


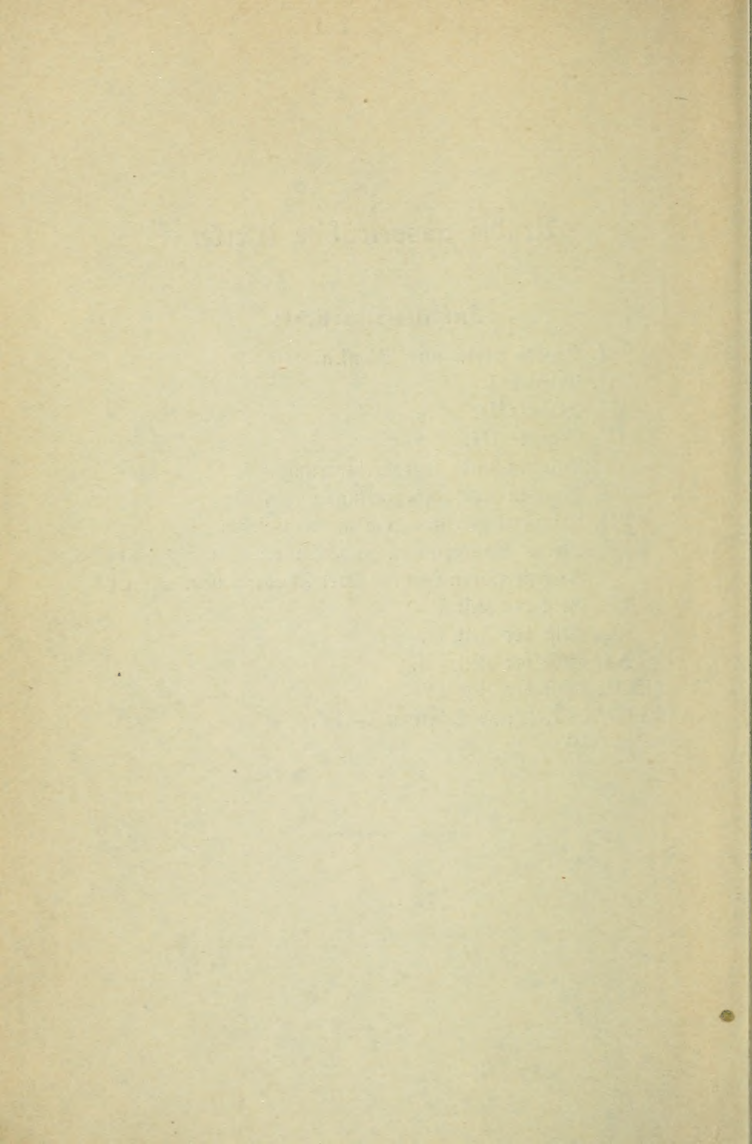






Arndts ausgewählte Werke.

Inhalts-Übersicht:



Ernst Moritz Arndts
ausgewählte Werke

in sechzehn Bänden.

Herausgegeben
und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen
von
Heinrich Meisner und **Robert Geerds.**

Mit 3 Bildnissen und 4 Abbildungen, sowie einem Briefe als Handschriftprobe.

Sechster Band.

Märchen und Jugenderinnerungen. II.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Ernst Moritz Arndts

Märchen und Jugenderinnerungen.

Mit Einleitung und Anmerkungen

von

Robert Geerds.

Zweiter Teil.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

An Adelheid[1]).

Du erinnerst Dich wohl, geliebtes Kind, wie oft ich Dich als mein freundliches, blauäugiges Muserömchen[2]) auf den Knien geschaukelt und Märchen herausgeschaukelt und herausgeschüttelt habe. Unterdes sind dreißig Jahre vergangen: ich bin ein alter, weißer Mann und Du bist eine gar stattliche Frau geworden.

Hier lege ich einige der alten Märchen und Leuschen auf Deinen lieben Schoß, welche Du nun Deinen Kindern erzählen kannst. Sie haben über zwei Jahrzehnte als aufgerolltes Papier geschlafen und sollen nun durch Deinen Bruder Georg lebendig gemacht werden. Sie werden Dich alter, fröhlicher Zeiten und alter Liebe erinnern, und als ein Liebesgruß und Liebesschuß an und auf Dein liebes Herz wollen sie allerdings vor Dir erscheinen. Sie werden Dein Herz finden und treffen.

Nun lebe wohl! Und gedenke des Alten, der nicht lange mehr irdische Märchen erzählen wird, in alter Freundlichkeit!

---

[1]) S. Einleitung. [2]) Kosewort, dessen Ableitung nicht festzustellen war.

Dies Büchlein bedarf keiner Vorrede. Nur in Hinsicht der in plattdeutscher Sprache geschriebenen Märchen und Erzählungen müssen gleichsam zur Einleitung und Erklärung einige Worte gesagt werden.

Bekanntlich wird diese altsächsische Mundart längs den Küsten der Ostsee, in Holstein, Mecklenburg, Insel Rügen, Vorpommern etwa acht Meilen südlich über die Peene hinaus (also gleichsam in partibus infidelium, wo sie im elften, zwölften Jahrhundert zum Teil nur durch Einwanderer eingeführt worden) und im nördlichen Westfalen zwischen der Elbe und der Weser, jetzt am richtigsten und reinsten gesprochen, das heißt: wie sie laut Urkunden im dreizehnten, vierzehnten Jahrhundert in den Landen der alten Sachsen und Ost- und Westfalen gebraucht worden ist. Sie hat auch vorzüglich in den bezeichneten Gebieten längs der Ostsee die Eigenschaft der Stattlichkeit und Männlichkeit der Töne am tüchtigsten bewahrt. Denn bekannt ist, daß diese Mundart gern mit einer gewissen halbtönigen und breiten Bequemlichkeit, welche dem Charakter der Zähigkeit, Bedenklichkeit und Ruhigkeit des Volkes angemessen ist, auslautet, und daß sie die Fülle und Macht der Töne gern zerquetscht und zerschleift. Diese breite Bequemlichkeit, die man eigentlich Maulfaulheit schelten muß, nimmt vom Norden nach dem Süden hin absteigend immer mehr zu, so daß in vielen Landschaften des südlichen Westfalens den plattdeutschen Menschen beinah dasselbe Unglück begegnet, welches den Dänen widerfahren ist, daß sie durch Zerquetschung und Zerschleifung der Mitlauter eine kraftlose und marklose Sprache sprechen, welcher gleichsam die Knochen der Kraft zerbrochen sind.

Die Neigung zu jener angedeuteten Bequemlichkeit und Faulheit herrscht nun freilich mehr oder weniger in der ganzen Mundart oder vielmehr in dem Charakter des sie sprechenden

Volkes vor und erzeugt eine Menge zum Teil ungehöriger Zusammenziehungen, auch Auswerfungen einzelner Mitlauter doch näher der Ostsee und Nordsee viel weniger als gegen Süden, gleichsam als habe das Meer seine Anwohner mit einigen Klängen seiner Macht und Kraft durchhaucht und durchtönt.

Die Schreibung dieser Sprache hat ihre besonderen, ganz eigenen Schwierigkeiten, erstens schon, weil sie jetzt wenig geschrieben wird und also dafür kein fester Gebrauch besteht, zweitens wegen der vielen Halbtöne, in welchen sie sich, ihrer Tochter, der englischen Sprache, darin fast ähnlich, ergeht und welche gar nicht geschrieben werden können.

Natürlich hat es mir nicht glücken können, diese Schwierigkeiten zu überwinden und ihnen leidlich abzuhelfen; und man wird in diesem Buche häufig die größte Verschiedenheit treffen, wo dasselbe Wort bald mit dem tiefen, bald mit dem hohen Ton, bald mehr nach seiner Aussprache, bald mehr nach seiner Abstammung sich geschrieben und bezeichnet findet. Ich habe das zum Teil mit Absicht und Willkür getan, indem in gar nicht fern voneinander liegenden Kirchspielen hier wirklich oft die mannigfaltigste Verschiedenheit herrscht, wo dasselbe Wort in dem einen ei und in dem andern i (z. B. vier veir), in dem einen u und in dem andern au (Fru Frau, Ruh Rauh), in dem einen e, in dem andern i tönt (steht steiht, eenzig einzig, Snee Snei, Perd Pird, ehrlich ihrlich, gistern gestern, mehr mihr, gern girn, vörfeerd vörfierd).

Der einzige Halbton, der bestimmter zu fassen und zu schreiben ist, liegt in der Mitte zwischen o und a, und dieser ist mit dem kleinen o über dem a fast immer von mir angedeutet.

Der zweite hauptsächliche und ebenso häufige, ja wirklich noch häufiger vorkommende Halbton ist der zwischen dem e und i, viel feiner und unbestimmter als der erste und deswegen ein unschreiblicher, wie er in der englischen und schwedischen Sprache auch sehr gewöhnlich ist — ein so feiner Ton, daß er, durch das augenblickliche wechselnde Gefühl des Sprechenden bestimmt, bald mehr ins i, bald mehr ins e geht.

Die Buchstaben, welche in dieser Mundart in vielen Wörtern am meisten verschliffen und in gemeiner geschwinder Rede kaum mit einem leisesten Durchklang gehört werden, sind die Buchstaben r und d.

Man hört zum Beispiel in den Wörtern Wurd (Wort) wurd würd ward meistens nur Wud wudd wüdd wadd. Man hört in Underdhan besünders vörwundert holden bald Händ Hund (die Mehrzahl von Hand Hund) fast nur Unnerdhan besünners vörwunnert hollen bal Hann Hunn. Und zwar tönt das d am Ende (in der Mehrzahl) solcher Wörter, wie Hand Hund (die Hände, die Hunde) so langsam und so ganz in dem n weg, als wenn für ein n drei auf der Zunge leise erstürben.

Ich habe nun diese Wörter, wo r und d fast wenig oder gar nicht lauten, gewöhnlich nicht nach der gemeinen, üblichen Aussprache, sondern nach ihrer Abstammung (d. h. mit etymologischer Rücksicht) geschrieben und habe doch in der Weise des Volks, die Sprache zu gebrauchen, meinen guten Grund dazu gehabt. Denn (man höre!) das ist hier das Eigentümliche:

1. Bei lebendigeren Gefühlen und heftigeren Gemütsbewegungen, z. B. im Zorn, brauchen die Leute fast immer die schweren, tiefen Töne statt der leichten und hohen — dann sagen sie Frau Rauh geiht sleiht veir Doiwel für Fru Ruh geht sleht (schlägt) vier Düwel.

2. In feierlicherer und ernsterer Stimmung beim Sprechen oder Erzählen gebrauchen sie auch die ordentlichere, vollere Tönung und sprechen aus besünders ward bald Händ für besünners wadd bal Hänn.

Dies wird in lebendiger und ernster Gemütsstimmung auch auf den plattdeutschen Dativ (ich meine hier vorzüglich den Dativ der Einzahl weiblichen Geschlechts) ausgedehnt, der in gemeiner Rede selten vom Akkusativ unterschieden wird. Man sagt gewöhnlich giff de Fru Brot, gah to de Stadt, bewis mit de Dhad: das heißt das dativische r weiblichen Geschlechts fällt aus. Sowie aber das Gefühl des Sprechenden sich steigert, sagt er giff der Fru, gah to der (tor) Stadt, bewis mit der Dhad. Ich habe im Schreiben meistens die regelrechte Form gebraucht.

Ebenso habe ich es häufig hinsichtlich des Genitivs gehalten, doch zwischen den Formen wechselnd, z. B. so: de Föt van dem Voß, dem Voß sine Föt, des Vosses Föt. Diese letzte dem Hochdeutschen nähere Form gebrauchen die Leute fast immer in feierlicher Rede oder in einer Erzählung, die was bedeuten soll, auch die allerungebildetsten, so daß es nicht bloß aus der Schule stammt.

Diese wenigen Bemerkungen zu einigem Verständnis und zur Verständigung! Mehr würde hier nicht an seiner Stelle sein.

Geschrieben zu Bonn im Lenzmond 1843.

Inhaltsverzeichnis.

Fabeln un Geschichten

van

Jochen Eigen, Johann Geese un Mackers[1])

in Kindshagen[2]).

1. Van dem Ossen un Perd.

Unse Herr Christus kam eenmal an een Water un fund eenen Ossen un een Perd, de an sinem Över[3]) im Grase gingen. Ehre Harten pröwend[4]) sprack he to dem Perde: „Kumm und dreg mi henäwer[5])!“ Äwerst dat Perd was een rechte Köning Pharao, verstockte sin Hart un brenschte un steilde[6]) sick un wull den Herrn nich up den Rüggen nehmen. De Oss äwerst was vernünftig un erkennde sinen Herrn un Gott, so god as de Oss van Bethlehem, wovan dat Wihnachts-leed singt: he kam un bögde sine Knee sanftmödig un demödig un sach den Herrn Christus går leewlich un fründlich an. Då sede de Herr to em: „Di schall jümmer eene Stund up gode Weid satt maken, äwerst dat Ross schall nu un ewig der Spise begehren.“ Dat sede he äwerst antodüden, worüm de Oss to Tiden[7]) würklich satt warden kann, dat Perd då-gegen alleen dörch Mödigkeit siner Beenen, de et bi'm Freten bögen mütt, towilen van dem Gräsen nalett[8]), äwerst all sin Dag nich uprichtig satt is. Un so verhölt et sich bett disse Stunde un is nich anners, un Gott hett den beden Deerden tom Lohn un tor Strafe bestimmt, datt de Oss woll old un stif warden kann, äwerst mit siner Tung jümmer licht tor Erd kamen kann, dat Perd äwerst, wenn 't old un stif ward,

---

[1]) Genossen. [2]) Dorf in Pommern bei Barth. [3]) Ufer. [4]) prüfend. [5]) trage mich hinüber. [6]) schnaubte und bäumte sich. [7]) zuzeiten. [8]) nachläßt, innehält.

oft den Nacken går nich mehr tom Gräsen bücken kann un sine vörstumpten Vörföt[1]) går jämmerlich bögen un hen un her knickbenen mütt. Dat kümmt van de Hoffårt, de blind was, un datt et nich so rechter Tid sinen Rüggen kleen maken wull.

---

2. De Köninge van den Deerden.

Jochen Eigen un Johann Geese satten eenes Dags mit annern Meihers achter eener Weitenhock[2]) un höllen ehre Ihrmdagstid[3]) un firden un vörtellden sich Geschichten. Un Johann Geese, de een fram Minsch un in der Heiligen Schrift un in dem Gesangbook so to Hus was, datt he flinker as de Scholmeister un Köster upslan un finnen kunn, hedd de Geschicht vörtellt, de man in dem negenden Kapittel des Books der Richter lest, wo Jotham den Lüden van Sichem eene Fabel vörtelld van den Bömen, de hengingen un sich eenen Köning wählen wullen, un wo de Ölboom un Figenboom un Winstock nich Köning warden wullen, un wo to goder Letzt de Durnbusch Köning wurd, een ruger un harder Gesell, de de annern Böme terruppen un terzusen schull. Då fung nu Jochen Eigen an un sprack: „Broder Johann, hupen heel[4]!) Datt is eene hübsche un nüdliche Geschicht van dem Abimelech un dem Durnbusch, un nu will ick ook eene Geschicht vörtellen, un ji schällt sehn, datt et nich licht is, een Köning to sin un et allen Minschen recht to dhon: denn to schellen un to brümmeln[5]) giwt et jümmer watt, solang de Welt steit. Un nu spitzt de Uhren un markt up, Jungs!

De Deerde weren eenes Dags uneenig unner sich, wen se tom Köning kiesen schullen. De olde Löwe was dood, un eenen Löwen wullen se nich wedder; denn se seden: „De hett scharpe Tänen un eenen Buk as een Oss un frett in eenem

---

[1]) steifgewordenen Vorderbeine. [2]) Haufe von Weizengarben. [3]) Frühstückszeit. [4]) ganz gewiß. [5]) schelten und brummen.

surt, un man schall et sich noch as eene Gnad reknen, wenn he eenen tom Hawe röppt, datt man in sinen majestätschen Buk herunnerspazieren mütt. Un wenn he eenen ook grad nich upfrett, so is sin Anschien un sin Gelat un Gebrüll schier eene Angst; un ook wenn he sacht un fründlich dhon will, strakt[1]) he so mit den Tatzen, datt dat Blood dårna kümmt. Un sine Macht un Kraft, wat se sine Majestät heten, wat helpt se, wenn he de meiste Tid vörslöpt? Då känen sine Landsfleger un Vögde un Eddellüd un Jagdjunker doch dhon, wat se willen, un den armen Lüden dat Fell äwer de Uhren theen. Denn hett he een paar Ossen edder een paar Dutzend Hamel un Reh verslungen, so snorkt de Fuljahn oft dre, vier Dage un deed sine Ogen nich up, un Recht un Tucht mütt sine Ogen denn woll todhon." So spreken un meinden de meisten un wullen platterdings des Löwen Sähn nich wählen, un streeden un kisden[2]) lang miteenanner, wer denn de düchtigste were, Köning to wesen un se mit Macht un Leewde to stüren. Un et ging bunt äwer Eck[3]) in dem Rike un was slimmere un grötere Verwirrung un Elend, as tor Tid der Löwigen Gierigkeit un Fulheit west was. Toletzt, wiel se up keene Wise eenen scharpen un klauigen Herrn hebben wullen, nehmen se den Pudel un seden to em: „Du schast unse Köning wesen." Denn se dheden mankanner[4]) spreken: „De Pudel is sachtmödig un fredselig un fründlich mit den Lüden un sin Mul so grothartig as sin Swanz, womit he an allen henfichelt un sich anfründlicht, un dheed keenem Kinde wat to Leeden un is still un wis un nadenklich; un wenn he mal lustig sin will, watt för schöne Künst ward he sinen leewen Underdanen vörmaken! Ook frett he nich veel un hett eenen lichten Slap, un meist wakt he des Nachts un studiert as de olden Wisen in dem Mand un den Stiernen. He ward een finer un gerechter Herr sin, un keen Deef un Röwer ward unner em upkamen känen." De gode Pudel, de keene hoge Gedanken van sich hedd un würklich in aller Sachtmödigkeit un Demot so vör sich henging, verschrack sich går veele, as

[1]) streichelt. [2]) keiften, zankten. [3]) es ging drunter und drüber.
[4]) untereinander.

se em dat grote Ding seden, un wull nich Köning warden un strüwde[1]) sich sehr. Awerst de Deerde nödigden en un setteden em mit Gewalt de Kron up den Kopp un dheeden em Swert un Zepter in de Klauen, un so müßt he se woll dregen. Un alle Deerde tierden sick[2]) as unsinnig un jubilierden un juchheiden un krajölden[3]) äwer de Maaten, datt se eenen so wisen un sachtmödigen Köning hadden; un se nömden en mit eenen Binamen Köning Gapus, wat de Wisheit bedüdet, un meenden, nu schüll de güldene Tid wedderkamen un dat Paradies, wo keen Winter un keene Arbeit was, wo de Löwen un Tiger Gras gespist un de Wülwe un Lämmer fredlich miteenanner spelt hebben; un van Roof un Murddhaden un Doodslag würd man nu un nümmer nicks mehr hören. Awerst o je! Dat geschach går anners.

De Pudel was gewiß sehr fram un weekhartig un sachtmödig un wedelde un bellde alle sine Unnerdanen fründlich an un bleckte gegen keenen eenzigen de Tänen; un dat gefeel en woll. Ook was he een spårsam Husholler, un een paar Müse, de de Kater, de sin äwerste Käkenmeister was, em däglich lewern müßt, un een paar Happen van verrecktem Veeh edder Wild makten em satt. De ganze grote Denerschaft, welke de Löw hollen hedd, Leoparden, Panther, Tiger, Veelfreter, Wülwe, Vösse, Apen un all de bunten un lichten Musikanten, de Singvägel, de ut allen Landen tohoopbröcht wurden, dem Köning un sinen Eddellüden bi der Tafel uptospelen, un all de annern Thonichgode, de dat Land vörteerden, wurden vörjagt edder afdankt, un een einziges kleenes Hündeken, dat van Older krietwitt worden was, het' un was Salomos wiser Rat un Gesellschaft, un Hofmeister un Hofmarschälle un Kammerjunker un Jagdjunker un Hingstrider un Vörrider un Löper un all de blanke un hoge Staat wurden rein afschafft, un ook de Oberstwaschmeister un Oberstluser un de Flegen- und Muggen-Vördriwer, de bi dem seligen Löwen de üpperste Mann west was, kregen ehren Afsched un mennige annere Deners, de de Löw sich to sinem Vergnögen toleggd hedd. Denn de grote un lütte Wasch un de Süwerung sines Liwes

---

[1]) sträubte. [2]) benahmen sich. [3]) kreischten, schrien.

vörrrichtede de Herr sülwest, un in siner Niederdrächtigkeit[1]) makte he sinen Unnerdhanen går oft dat Vörgnögen, vör en int Water to gahn, Sök Verlorn to spelen un to apportieren. Denn dat mütt man gestahn, eene Nese hedd Köning Gapus, as keen Hund sit der Arche Noahs, eene rechte königliche Nese. Dat was äwerst sine beste Lust, int Water to springen; un sine Unnerdhanen, de to Hawe kemen, wüßten et all un brächten Stöcke un Steene mit, de se em int Water smeeten, wonach he swomm, un Stücken Brod, wobi se Sök Verlorn repen, un de he fung un to gliker Tid upfratt. So wusch he sich denn jümmer sülwest, un kostede dat dem Lande keenen Penning. Sin Oberstkamerling was dat witte Hündeken, dat he as sinen Fründ un Staatsminister mit sich hedd, dat em mit sinen Poten de Haar torechtstrek, wenn he sich nah dem Bade an de Sünn drögde, un se glatt un lockig lede, wenn se em vam Wind mal vörstöwert[2]) weren. Un de Overluser edder de Overluserſche was de Kraih, un de dheed den Deenst ümsünst und kreeg keene Traktamenten dåvör; denn de Lüse un Flöh, de se dem Herrn affung, smeckten ehr går söte. Egentlich hedd se noch woll wat togewen schullt, datt se so ümsünst jümmer de Tafel deckt fund; äwerst de groten Herren känen dat nich so nau nehmen als wi lütte Lüde, den 't knapp tosneden is.

So was nu een gewaltig Jubeln un Froid äwer den fründlichen, wisen, hushollerschen, geburschen[3]) un niederdrächtigen[4]) Herrn Pudelköning Gapus, un alle Lüde prisden sick glücklich, datt de olde Löwe dood un sine Kinder van dem Thron vördrängt weren. Äwerst dat durde nich lang, so wurd et unklar un unschier. Denn wat kann de beste un christlichste Köning utrichten, wenn de Groten im Lande un de egenen Fründe em nich tapper un rechtschaffen bistahn? Disse Fründe un Verwandten van Köning Gapus kemen nu all to minter Mal[5]), as wenn de Müse bi hellem Sünnenschien ut dem Stroh kribbeln un krimmeln, mit heelen Hupen to Hawe, all wat Hund, Köter, Räkel un Tewe[6]) het, up dre Beenen hinkt

[1]) Herablassung, Leutseligkeit. [2]) zerstöbert, zerzaust. [3]) einfachen. [4]) herablassenden. [5]) alle insgesamt. [6]) Hündin.

un mit dem Swanz waifelt un sweifelt. Då kam Dogge un Wulfshund, Jagdhund un Schothund, Höhnerhund un Swinhund, Windhund un Spitz, ja de allerlüttesten Möppels un Dwarshunde[1] — un se wullen sick ook een beten sünnen un bespegeln in der Majestät van ehrem hogen Herrn Vetter un Deel hebben an siner Herrlichkeit. Ja, wenn't hiermit een End west hedd! Et stellden sich noch veele mehr in, welke de Hunde sünst nich to ehre Fründschaft rekent hedden; un wull nu de ganze Welt Hund wesen. Då kam de Röwer un Mörder Isegrim de Wulf, de Deef de Voß, de fichelnde[2] Schelm de Märd[3], de Scheefkieker de Luchs, de Baar de Brummbärt; ja de bunte Leopard un de sprenklichte Tiger kemen heran un schämden sick nich un leten sick Hund schellen un wullen mit Köning Gapus as Vettern un Bölken[4] am Stürroder sitten. He was nu freilich een demödiger, goder Herr un wull nich van vörnehmeren Oldern schienen, as he in der Dhaad was, un wees de Schelme vam Hawe weg un bedraude se sehr un hart, se schullen nich äweldhon un de Armen un Ringen nich bedrängen. Äwerst he was en nich scharp noog. Denn as se sick am Hawe alles recht besehn un behorkt hedden, gingen se ut in alle de widen Lande un nömden sick Hertoge un Prinzen un Markgrafen un Grafen un makten sick grot un weesen Breeve un Papiere vör, de se sick sülwst makt hedden, un wullen Oberlandvägde un Oberstaatholder sin, un grepen un tasteden slimm üm sick. Un bald gaff et een veel argeres un jämmerlicheres Wesen un wurd veel mehr unschuldig Blood vergaten as in de Tiden van dem Löwenköning. Un de armen bedrückten Lüde winselden un hülden: „O Köning Gapus! Wise un to gode Köning Gapus! Wenn du wüßt, wo dat im Rike tosteit, wo männigen grönen Boom würdst du in witte Galgen verwandeln laten! Wat helpt uns all din stilles Lewen un din Stiernkieken, wenn du nich up de Riksschelme kitst?“ Un Köning Gapus wüßt et woll, äwerst he hedd nich Mod noch Macht, et to ännern un de Bösen to strafen.

As et nu to greulich wurd un de bitigen un ritigen

[1] Zwerghündchen. [2] schweifwedelnde, kriechende. [3] Marder. [4] Geschwisterkinder.

Deerde, de egentlich Undeerde heten, sick mankanner terreten un mit ehren glupschen Rachen alle Deerde, de sötes Fleesch hebben, vördelgen un utrotten wullen, då makten disse eenen Upruhr un lepen tohoop to eenem groten Riksdag. Då kemen van des Rikes ütersten Ecken un Grenzen de Elefanten un Neshörner un Ossen un Perde un Hirsche, Rehe, Swine un Schaape, un dårto alles, wat sick up Flüchten dör de Lucht swingt: Swanen, Göse, Puter, Anten, Höhner, Duwen, Adebars, Reiger un alles, wat Feddern dreggt, van dem groten Vagel Struß bett up den lütten Tunköning, worup de Slimmen un Listigen ook de lüsternen Tänen wetten[1]). Un de Löwen kemen ook un lagerden sick nich wiet van em as een Schutz, wenn de Fiend etwa keme, den Riksdag antofallen un to vörstüren, denn se hapten[2]) wedder eenen Köning ut den Ehrigen to maken. Un veele listige Räte funden sick in, Waldminschen, Wehrwülwe, Apen, Meerkatten un süslik Tüg un lurden, ob nicks to gewinnen were in der Verwirring. Un se makten eene Gaderung[3]) unner sick un keeseden eenen Apen tom Riksdagsmarschall. Un disse Ap führde de Schriewfedder un satte alle Klagen un Leeden to Papier, de dåhen klungen, Köning Gapus were to gelind un künne nich riksen[4]), he were ook to wise un to geleerd för eenen Köning un äwerstudiert dörch sine Stiernkiekerei, woräwer dat Land to Grund ginge; denn de Geleerdheit, seden se, were weinig nütt un veel beter beraden dat Volk mit eenen Köning, de eenen düchtigen Tog mit dem Degen dhon künne, as de en mit de Fedder make.

Köning Gapus vörnam den Upruhr un datt sine Unnerdhanen riksdagden un en afsetten wullen; un he was sehr bedröwt un bereep sick up sin godes Gewissen. Äwerst sine Veddern un Fründe, de ganze hündische Fründschaft un de sine Veddern un Völken heten wullen, dewiel he Köning was, dheden sick ook tosam un makten sick hen, wo de Riksdag satt, un meenden en to tersprengen. As se äwerst vörnehmen, datt ehre Anklägers so mit heelen Hupen sick vergadert[5]) hedden, un datt alle Löwen im Hinnerholt up der Lur legen, un datt de

---

[1]) Zähne wetzen. [2]) hofften. [3]) Versammlung. [4]) regieren.
[5]) versammelt.

listigen und grausamen Apen den Riksdag regierden, wurd en sehr bang, un de Furcht kam äwer se un jagde se ut eenanner, un se lepen de eene hierhen de annere dårhen, un jeder verkrop sick in sin Loch. Un de veelen Klagen der Elendigen un der Löwen Gewalt un der Apen ehre Listigkeit drewen et so wiet, datt de Pudelköning Gapus van sinem Tron vördrängt wurde.

Dårup ratslagden se lang äwer eenen nüen Köning un kamen veele in Vörslag. Tom ersten de Elefant as de Starkste. Äwerst sine Fiende seden, he were to ungelenkig un plump un künne de Kron nich mit Geschick dregen. Tom tweeten de Oss. Äwerst se meenden, he were to uplöpsch[1]) un kortköppig, un so wurd he nich Köning. Darup dat Kamelopardel[2]), een går hoges un staatsches Deerd, dat eenen Königsmantel woll mit Gunst un Kunst dregen künne. Äwerst se schöllen et hoffärig un vörwegen, un strüwden sick de meisten dågegen. Ook stund et im bösen Gerücht van wegen siner Hoffärdigkeit van vörledner Tid her, as he unner dem Löwenregiment Riksherold west was. Datt äwerst van dissen allen nüms Köning wurd, dåran was de Ap de Riksdagsmarschall schuld; denn he spelde mit siner ganzen Fründschaft dåtüschen, un alle Dumme un Infoldige hedd he begigelt un vörgalstert[3]) mit sinen blanken un bunten Reden un zierlichen Sprüngen un Bücklingen, un de Löwen hülpen em ook, denn he hedd en wiesmakt, he würd et tom lesten all so richten un stellen, datt een Löwe Köning würd un nüms anners. Disse sleprigen Dicktöppe vörleten sick up den Schelm, äwerst he bedrog se. Een Ap wurd tom Köning utropen, een van den Apen, de an Gelat[4]) dem Minschen ähnlich sünt, een Waldminsch, eene arge, tückische un gewaltige Årt. Se seggen, datt et eene Düwelstucht is, de de olde böse Fiend mit den Hexen in der Walburgsnacht tügt hett. Äwerst wer hett dat sehn?

Un nu drog denn de häßliche Köning Waldminsch de Kron, un egentlich hedd et em nüms günnt, un alle vörwunnerden un vörfierden sick[5]), datt he Köning worden was, un wüßt nüms, wo dat togahn hedd. Un se fürchten sick ehr

---

[1]) jähzornig. [2]) Giraffe. [3]) betrogen und verblendet. [4]) Benehmen. [5]) erschraken sich.

un sweegen; denn se kennden den Waldminschen, wat dat für eene Döwelssaat was, wo gewaltig he was un allen Lüden to klook un stark van Liwe un dårto unbändig un bös. Un he fung glick so een Regiment an, datt allen de Ogen äwergingen un se heemlich mankanner flüsterden: „Dat hebben wi woll vördeent üm unsen goden Köning Gapus, wo et uns büchte, datt dat to dull herging. Dat was doch een Herr, dem jedweder unvörfiert[1]) unner de Ogen treden kunn. Då lachten wi Narren äwer sine Pudelkünste un datt he dat hübsche Spill Sök Verlorn vörstund, un vörhöhnden en, wiel he nich grötern Staat makte, un datt dat lütte, witte Hündeken sin högster Ratsherr un Minister un de Kater sin Oberstkäkenmeister un de Kraih sin Kammerdener was."

So klagten disse armen Bedrängten sick ehr Weh un Leed; äwerst Köning Waldminsch leet sick dat nich anfechten. He wull nu dat Königrik recht vullut bruken un sick in vuller Pracht wisen; un wiel he unrustig[2]) was un prächtig un inbildsch, as alle Apen sünt, so hedd ook nüms im ganzen Rike de Ruh. Sinen Hoff helt he mit äwergroter Hoffårdigkeit un Herrlichkeit, un alle smucken un blanken Deerde un de hübsche Felle un bunte Feddern hadden, müßten jümmer bi em sin un üm en springen un danzen, spelen un singen un en mit allerhand Spill un Kortzwiel ergötzen un em wat vörhaselieren[3]), denn so wat mägen de Apen vör ehr Lewen gern. Un so vörwandelde he denn de nüdlichsten und smucksten Deerde in Spelers un Pipers un bude sick de kostbårsten Hüser und Slotte ut Gold und Sülwer un Rubinen un Demanten, un alle sine Unnerdhanen müßten dårto fronen un roboten. Un he hedd un helt eene gruwelige Menge van Hanswursten un Seildänzern, Musikanten, Narrendokters un Komödiganten un desgliks Volk un spelde sülwst mit in der Komödie un sung un danzte ook vör allen Lüden mit der königliche Kron up dem Kopp up Jåhrmarkten un in groten Boden, datt et eene Schand was. Un all sine Minister un Ratsherren kleedden sick apisch in bunten Röcken, de van swerem Golde un Sülwer tor Erde sleepten; un ook sinen

---

[1]) unerschrocken. [2]) ruhelos. [3]) vorgaukeln.

Drabanten un Soldaten dheed he de buntesten un prächtigsten Kleeder an und gaff en jeden Mand nüe un schönere Mundering[1]). Und sin prächtiges Apinnenhus, dat he sick buwen leet — o du Herr Jemine, wat dat för eene Düwelspracht was! Een Hus van purem, lichten Golde un de Finstern ut Demant un Edelsteen. Då ging dat lustiger un arger her as in Köning Salomonis Tiden. He helt sick nich weniger as teindusend Wiwer un Matrazzen[2]). Dat kostede ju erst Geld. Ji wett woll, wo staatsch un pagellursch[3]) dat Wiw van Natur is, wenn man em den Tägel scheten lett, un wo gern et sick mit sinem bunten Swanz an de Sünn dreiht, un vullends desgliken Wiwer!

De pudelsche Fründschaft hedd et woll slimm makt un alle, de sick der Tid to den Hunden rekenden; äwerst de Apen un de Apenfründe un Apenvörwandten makten et dusentmal slimmer, un was in dem ganzen Lande nicks as Üppigkeit, Feegheit, Hinnerlist, Uplurerei, Anklatscherei, Achterklappen[4]) un mannigerlei Wirrwarr un Unglück. Denn därin weren de Apen utgeleert, datt se verstunden de besten Fründe mankanner to verhitzen un to de giftigsten Fiende to maken; un se lachten int Füstken, wenn de, de ehre Herrschaft hedden störten un ehre Macht ringen kunnt, eenanner de Hälse terbroken. Un hier sach man, wat man to dissen Dagen nich hürt hedd, datt de Löwen Kammerdener un Löper sin müßten, un datt se den Apen, de en de Föt up den Nacken setteden, zitternd un krupend de Tatzen leckten, un datt de mächtigen Elefanten Holt un Water dregen un de Tiger as Heiducken an den Dören stahn müßten. So slug un listig was Köning Ap in sinen Künsten. Un dä all dat Volk sehr geplagt un elendig was un dat Land de grausame Üppigkeit un Geldverspillung[5]) un den snöden Äwermod der Apen nich länger vördregen kunn, so vörswuren se sick woll oft un stunden up gegen den Köning; äwerst he was en to klok mit den Sinigen, un Löwen un Panther mißten den Kopp, und Wülwe un Vösse wurden as Verräder un Köningsmörder an den Galgen

---

[1]) Montierung, Bekleidung. [2]) Maitressen. [3]) pfauenhaft, putzsüchtig. [4]) üble Nachrede. [5]) Geldverschwendung.

hängt, un de armen Hunde wurden veelnah[1]) utgerottet, un dem olden Köning Gapus göten se een paar Kellen glönig Blei in de Kehl, datt he jämmerlich sturf; denn veele hadden sick ehr Verlangen nah em marken laten. Doch dat Sprickwurt seggt: De Krog geit so lang to Water, bet he breckt, un dat schull Köning Waldminsch ook erfåhren. Denn toletzt is't eenem Baaren gelungen (de was de Obersthofmeister äwer des Könings Wiwer un äwer sin Jumfernhus), de hett en im Lager des Nachts äwerfallen un terreten, un alle Unnerdhanen sünt van allen Enden un Ecken her tosamlopen mit hellen Hupen un hebben nu alle Apen doodslagen, as man unvernönftig Veeh doodsleit.

Un se müßten nu wedder eenen Köning hebben, un se sünnen lang hen un her, wiel se vör jedem Köning eenen Gruwel hedden, de scharpe Tänen wisen kunn; un so hebben to goder Letzt de Deerde dat Äwerspitt gewunnen[2]), de Gras freten, un hebben sick eenen Köning halt ut eenem sachtmödigen Stamm, ut dem Geslecht der Bücke; denn se bildeden sick in, unner em würden se gode Dage hebben. Un so hett et sick begewen, datt de Zeegenbuck Köning worden is, un se hebben an sinem Krönungsdage sungen, as't im olden Leede klingt:

Juchhe! Juchhe! De Löw is dood,
De Hund un Ap, de sünt bi Gott —
Nu meistert uns de Zeegenbuck,
He dreggt den bunten Köningsrock,
He dreggt de güldne Königskron.
Juch! Zickelbuck un Sniders Sohn!
Juch! Köning mit dem langen Bårt!
Juch! Zickelbuck un Sniders Årt!

Äwerst o du Herre Je! An dat Zeegenregiment warden se denken, solang de Welt steit. He hett den Esel to sinem Kanzler un den Rambuck[3]) to sinem Feldmarschall makt, un an sinem Hawe was't eene recht türksche Wirtschaft, ja veel arger as bi Türken un Heiden. Un sin Wiwerregiment, man kann't unmäglich vör Christenminschen vörtellen. Dat

[1]) beinahe. [2]) das Übergewicht gewonnen. [3]) Zuchtbock, Schafbock.

was dusentmal mehr as Köning Salomo, as he van Gott affallen was, un as 't de grote Soldan, de olde Stambull[1]) in Konstantinopel, bedrivt. Ick segg ju man so veel, datt dem Köning Zickelbuck dat Wiwerhus van dem Apen veel to kleen was. Un wiel tor Tid van Köning Waldminsch de meisten Löwen un de annern vörnehmen Geslechter dör Bil un Galgen un in Kriegen un Upruhren ümkamen weren, so is nüms west, de't hett wehren künnt, un dat zeegenbuckische un eselsche Regiment hett woll een föftig Jähr durt, un wo hett dat Land utsehn? O du min Je! Grad as wenn de Turnbusch Abimelech Köning west were. Denn disse hebben de Wirtschaft nah ehrer Wise bedrewen. Då hett man keene Böme mehr sehn mit Appeln un Beeren, keene gröne Wischen[2]), keen Weiten= un Roggen=Feld. Se hebben regiert, as wenn de leewe Herrgott im Himmel dem Bösen de vulle Macht gewen hedd, den ganzen heelen Fluch uttoseien, den de Herr in sinem Grimm spraken hedd, as he Adam un Eva ut dem Gärden Eden jagde. Nicks as Distel un Turn in dem ganzen widen Rike vom Köning Zeegenbuck; denn de Esel wull Disteln freten, un dem Köning smeckten de bittern Bläder van den Turnbüschen am sötesten. Wat anners hett de sachtmödige Buck nüms to Leeden dhan, as datt dat Land van Turn un Disteln woist worden is.

As nu de Köning Zeegenbuck toletzt im hogen Older verscheden was, då hett et dem Volke der Deerde dücht, se hebben et nu mit dem Könings=wessel noog vörsöcht, un sünt wedder tom Löwen torüggkamen un hebben eenem jungen Löwenprinzen van den weinigen, de noch äwrig blewen weren, de Kron up dat Hövt sett't. Un de hett regiert streng un bequem glik sinen Vörfähren. Un de Herrschaft mag woll streng un hart wesen mütten; denn de sanftmödigen Herren kann de slimme Welt nich dregen, un de Lütten un Ringen mütten nu een un alle Mal Haar laten.

So vörtellde de redselige Jochen Eigen, un se horkten all to, bet de Vörmeiher sine Saiße nam un wedder in den

---

[1]) eigentlich türkische Bezeichnung für Konstantinopel, hier scherzhaft soviel wie Sultan, Großtürke. [2]) Wiesen.

Weiten haute. Då dheden se, wat se müßten, un Löwen, Pudel, Bücke, Apen un Esel un alle hoge un königliche Gedanken un Geschichten flögen weg.

---

3. De Blagfoot[1]).

Herr, wet de Herr, wat de Blagfoot is?

Ja woll. Dat is een Falk edder Hawk[2]) edder doch so een Ding van Musfänger un Vagelfänger un Felddeef, een Vagel, dem jeder unverzagt up de Feddern knallen kann.

O Jemerus! Dat wet de Herr doch nich. Wi Buren sünt ok klok. Ick will dem Herrn seggen, wat he för een Prinz is. Blagfoot was in sinen Dagen een stolter, vörwegner Kerl, een Junker un Minschenplager, un darüm röppt de Bur noch jümmer Blagfoot, wenn he Junker seggen will, edder wenn he vörblömt eenen Eddelmann meent, de recht slimm is un jümmer de scharpen Spåren an hett. Blagfoot was in siner Tid een Junker un hedde schöne Hüser un Göder, äwerst he was dårbi vörmeten un grotwäterisch[3]), un hedd et in siner Macht stahn, he hedd Gott im Himmel de Ogen utsteken. Äwerst Gott stürt de Böme[4]), datt se nich in den Häwen[5]) wassen. Junker Blagfoot was een rechter wilder Jäger un Nümmersatt, Lüde to pinigen, un dat was sine grötste Froid, wenn't am dicksten hagelde un een Sneedriwel was, datt man nich Hand vör Ogen sehn kunn, in so 'nem Weder sine Lüd in Rusch un Busch[6]) heruttodriwen un Wol! Wol! to schreien. Gegen de Armod was he ahn Erbarmen, un keen Bedelmann kam mehr äwer sine Scheden[7]), un ick glöw, de Düwel ut der Höll hedd sick nich unnerstahn, in sinem Forst sick een Spazierstöckchen to sniden. So hantierde he as een Undeerd unner de Minschen, solang he lewde, un was keen Beduren un Bestüren mit em[8]). Äwerst, min leewe

---

[1]) Blaufuß. [2]) Habicht. [3]) großtuerisch. [4]) wehrt den Bäumen. [5]) Himmel. [6]) in den dichtesten Wald. [7]) Grenzen. [8]) Auskommen und Einhalt tun.

Herr Blagfoot, so krus du di ook tierdest[1]) un so herrsch du ook upkloppteſt, as schull de Welt sick unner diner Fust rögen[2]), am Ende kam doch een gröter Herr un kloppte an dine Dör. De Dood kam un streckte un reckte minem Herrn Urian de Knaken[3]) ut, un de Düwel schickte eene hele[4]) Legion siner Gesellen, de arme Seel in de Höll to slepen. Gott hett äwerst een Teken markt[5]), woran sick alle unchristliche un harde Herren, wenn se willen, spegeln känen, un dat is de Vagel Blagfoot. Un se seggen, dat is een Düwelskind, dat van dem wilden Junker herstammt. Ick bin äwerst keen Doktor un vörstah nich, wo dat togahn kann. Un he hett sine Straf bawen der Erd[6]), as sin Vader in der Höll, dat he mit heschem[7]) un häßlichem Schreien rundflaggern[8]) un hungern un frieren mütt, wenn alle annern Vägel un ook dat Volk der Falken un Wihen sick vörlustieren. Denn wenn datt kold ward, un de kahle und magre Winter kümmt, denn macken de meisten Vägel sick up un flegen äwer See un Land wiet weg hen, wo't warm is, un kamen erst im Fröhjähr wedder, wenn Snee un Riep weg sünt. He äwerst mütt hier beduren[9]) un utholden den langen, kolden Winter und äwer den witten Streken flegen un luren un luren un luren, ob he woll een mageres Musken edder eenen helligen[10]) Vagel erwischen kunn. Denn luren mütt de böse Schelm, erflegen kann he nicks Fettes und Wäliges[11]): Gott hett em to Straf to swäre Flüchten[12]) gewen. Un wenn wi den slimmen Junker flegen sehn, ropen wi: „Blagfoot! Blagfoot! Wo bekümmt di de Kattenspise? Wo smecken di de Müse?“ So mütt he nu lewen bet in Ewigkeit un all sine Kinder un Kindskinder mit em nu in der wieden, kolden Welt herümflegen as een Minschenfiend un ook as een Vagelfiend; denn all sine Dag süht man en in keener Gesellschaft. Wo äwerst Hüser sünt, un Minschen un Veh im Winter warm wahnen, dä dört[13]) he nich henkamen; dat hett Gott em vörbaden un

---

[1]) so eigenwillig du dich auch anstellteſt. [2]) regen, bewegen. [3]) Knochen. [4]) ganze. [5]) ein Merkzeichen gegeben. [6]) auf der Erde. [7]) heiserem. [8]) umherflattern. [9]) ausdauern. [10]) magern, dürftigen. [11]) Gesundes. [12]) Flügel. [13]) darf.

em davör eenen Gruwel[1]) int Hart jagt. Un nu, Herr, wet he, wat dat mit dem Blagfoot för 'ne Bewandtnis hett, un kann't den Junkers mal utleggen: denn Unsereen versteit dat nich so fin!

---

4. De Eek[2]) un de Grashalm.

Man schall den lütten Mann nich vörachten, he is ook een Minsch, un Mennigeen, de nu mit Spaden un Sais int Feld geit, sitt im Himmel bi Gott woll eenmal bawen[3]) dem grötsten Kaiser un Köning. Im Wolde stund eenmal eene Eek, dat was wiet un siet[4]) de prächtigste Boom un hedd eene Kron, datt, wenn se Eckern drog, woll een Dutzend Swin sick unner em fett freten kunnen. Nu stund unner dem Boom een Grashalm, een smachtiger, dünner Stacker[5]); äwerst im Maimand, as alles bloide, bloide de lütte Grashalm ook, un wer weet, ob em nicht äwen so lustig to Mode was, as der groten, prächtigen Eek? De Eek äwerst was grotmödig un ruhmredig in ehrer Schönheit un vörsmadede un schimpte dat Grashalmken, as wenn't nich ook van Gott makt wer. Man schall äwerst Gotts Wark nich vörachten, wo lütt et jümmer wesen mag, dat is Sünd. Un de Tid ging hen, un et wurd Sommer, un de Grashalm bückte sick un wurd geel un old un schrumplig un let den Kopp hängen. De Eek äwerst stund jümmer noch då in all ehrer Pracht. Nu begaff sick, datt een gewaltiger Stormwind upsteg, un de Eek kunn ehre Telgen[6]) mit besten Künsten rühren; un se froide sick und dacht in ehrem Sinn: „Wat will dinem Stamm de Storm dhon, un blös he so strack as de Wind, de den Propheten Jonas dem Wallfisch in'n Rachen smeet?“ Un in disser ehrer Grotwätrigkeit[7]) nam se eenen Telgen un gaff dem armen Halm eenen Slag, datt he den letzten Knick kreeg un in de Knee schoot un all sin Lewdag den Kopp nich wedder van de

---

[1]) Grauen. [2]) Eiche. [3]) über. [4]) weit und breit. [5]) Schwächling. [6]) Zweige. [7]) Hochmut.

Erd uprecken kunn. Äwerst wat geschach? Weinige Dage dårna kam een Jung int Holt, de des Nachts Perd höden schull, un de Jung makte sick nich wiet van der Eek een grot Für an, wobi he sick lagerde un sin Piepken smokte. Dat hedd de Grashalm belurt. As de Jung weg ging, streckte he sinen grisen Kopp ut an dat Für hen, bet he lichterloh brennde, un lede sick denn unner de brunen Bläder un drögen, afgebröckelden Twige hen. Un dat Für was nich ful un krop langsam äwerst lustig rund herüm bet an de Wörtel van de Eek, un so füngen alle Gräser und Bläder un kleene Twige an to brennen. Toletzt brennden ook de groten un de Büsche un Strücke, un to allerletzt slog et an de Eek ut un flackerde ehren stolten Stamm henup bet an de Spitz, un so mußte se mit ehrer Schönheit un Macht tor Erd herunner un Stoff un Asch warden. Dårüm segg ick jümmer: Du schast ook keenen Worm un keene Pogg[1]) im Äwermod up den Kopp treden, denn Gott hett se ook schapen, un du weetst nich, wat se di mal andhon känen.

---

5. De Steen, de de Klock slan hürt.

Man seggt woll so to den Kindern, wenn man haselieren[2]) un spaßen will: Sühst du då den groten Steen liggen? Wenn de üm Klock twelw den Hahn kraien hürt, so dreiht he sick dreemal üm. Un de Kinder vörwunnern sick un lachen, wenn se 't hüren; un is doch wåhr.

Nu weet ick eenen Steen, un ick dör[3]) nich seggen, wecker[4]) et is, un dör em keenem Minschen wisen[5]). He liggt äwerst mank[6]) veelen annern Steenen tüschen der Martenshäger un Langenhanshäger Schede[7]) an dem Wege, wenn man von Barth kümmt; un de Steen mütt sick würklich alle Nacht ümdreihen. Vör langer, langer Tid (min Grotfader hett mi't vörtelld)

---

[1]) Kröte. [2]) scherzen. [3]) darf. [4]) welcher. [5]) zeigen. [6]) zwischen. [7]) Grenze.

hebben de Martenshäger un Langenhanshäger mal Strid üm Scheden un Grenzen, un in Martenshagen was een Vörwalter, een gottvörgetener un gottloser Kerl, de sine Kisten un Kasten nich swind[1]) genog för den Düwel full kriegen kunn. Un he dacht man an disse Welt un swur un swur falsch, datt dår un dår de Grenz were. Un de Langenhanshäger müßten ehre Steene rücken, un de Martenshäger gewunnen woll viertig Morgen Land un Busch. Un up de Stell, de de Vörwalter wist[2]) hedd, wölterden[3]) se eenen groten Steen, wo nu de Pahl an dem Graben steit; un de Vörwalter müßt sick an den Steen stellen, wo sin Finger de Stell wist hedd, un sweren, datt were de rechte Sched tüschen den beiden Dörpern, un wenn't nich wåhr were, schull de Düwel en mit Hut un Haar hebben. Un he lede sine Hand up den Steen un krüzte sick un sede, de Steen mügt Föt kriegen un up en springen un danzen, wenn he löge. Un wat geschah dårnah? Man schall mit dem olden Fiend keenen Spaß driwen, he is ook een gefährlich Herr un lett sick nich ümsünst herutsodern. Se gröben un gröben, un de Vörwalter nam ook eenen Spaden un hulp dat Loch graben, wo se den Steen herinsenken wullen. Un as he bi'm besten Graben was, då wurd de Steen den Lüden, de en up der Kant hüllen[4]), mit eenem Mal to mächtig un swippte weg un sprung dem Vörwalter grad upt Liw un quetschte em beide Beenen af un rullde em up den Buk, un muschdood was he un peep nich mehr[5]). De Lüde äwerst, de dat mit ansegen, kam een Gruwel an, datt se bi hellem, lichtem Dage binah dåvon lopen weren. Un de Mordsteen liggt up dersülwigen Stell bet an den hütigen Dag, un üm de Middnacht, wenn't twelw sleit, is't då nich richtig. De Steen, as he de Klocken in Langenhanshagen un Lüdershagen slan hürt, springt up un makt eenen Dreih[6]), as wull he tor Hochtidsmusik des jüngsten Dags updanzen. Un as he sick rögt[7]), krüppt[8]) een Mann unner em herut mit eenem grisen Rock an un eene witte Slapmütz up'm

---

[1]) geschwind. [2]) gezeigt. [3]) wälzten. [4]) hielten. [5]) pfiff nicht mehr, tat keinen Atemzug mehr. [6]) eine Drehung. [7]) rührt. [8]) kriecht.

Kopp. De mütt eene ganze Stund up dem Steen sitten Winter- un Sommertid bi Mand- un Stiernschin, bi Hagel un Storm, ahne Rast un Rauh, bet et een vam Torm klingt. Un in der Tid wankt nüms[1]) gern vör dem Steen vörbi. Då sitt de arme Sünner denn un wringt de Händ un winselt un günst[2]) un mütt den gruwelichen Klang singen:

O Steen! O Steen!
Wo drückst du mine Been!
Wo hart is de Stell!
Doch harder de Höll.

Un de Herr hett ook woll vörtellen hürt[3]), wo hüpig bi dissem Steen Unglück schüht. Dat is eenmal wiß, wer bi deeper, nachtslapender Tid, wenn't vam Torm bald de meisten Släge dhon will, up de Landstrat mit eenem Wagen vörbi will, snurrig mütt et togahn, wenn de Räder nich herümslan edder eene Lüns[4]) utspringt, un were de Weg glatt as eene Deel[5]). Un wer to Perde kümmt, då geit et an een Prusten un Brenschen un Strüwen[6]), un wo fast he sick ook im Sadel hölt, he mütt herunner, då is keene Gnad vör. Un an dissem Wege was et ook, datt den vörleden[7]) Winter de Wewer Lang ut Wobbelkow sin Deel kreg, datt he dran glöwen müßt. De Herr hett de trurige Geschicht woll hürt: De arme Wewer was mit den Schatzgrawers utfåhren, un man süht noch een paar gewaltige Steen, de se up der Heid ut der Erd upwöltert[8]) hebben. Wewer Lang was de Lanterndreger un schull bi dem Wagen un Veh un dem Geschirr bliwen, dat an dem Wege hollen blew. Då is dem armen Schelm de Tid lang, un he is möd worden, derwiel de annern bi'm Grawen weren, un is herümsleken un hett sick up den slimmen Vörwaltersteen sett't. So was he dem Bösen in sin Vörbet[9]) kamen, un de hedd em eene Mulschell[10]) streken, woran em ogenblicklich de Kopp dicker wurd as een Immenrump[11]), un den annern Namiddag was he een dooder Mann[12]).

---

[1]) wandert niemand. [2]) bedeutet ebenfalls winseln, namentlich von Hunden. [3]) erzählen gehört. [4]) Achsnagel. [5]) Diele. [6]) schnauben und sich sträuben. [7]) verflossenen. [8]) herausgewälzt. [9]) Gebiet. [10]) Maulschelle, Ohrfeige. [11]) Bienenkorb. [12]) Dieselbe Geschichte erzählt Arndt auch in den Schriften für und an seine lieben Deutschen, III, 516–517.

6. De Brügg bi Slemmin.

Ick mütt bi disser Gelegenheit ook noch vörtellen van der Brügg in dem Slemminer Holt, wo de Weg nah Zornow utlöpt. Då geit dat går wunnerlich to; wo menniger stolter Rüter hett sick dår den Sand vam Pels schüddeln müßt! Denn jede Kreatur weet dårüm un wahrschuwt[1]), datt et då nich richtig is. As ick een Jung van viertein, föftein Jåhren was, hödd ick de Koi[2]) bi dem Holländer to Slemmin un drew oft int Holt, un wenn ick ook dem wilden Jäger sine Hund hett hedd, keen Kalf hedd ick achter de Sünn[3]) äwer de Brügg kregen. Dårüm steit då herüm ook jümmer dat schönste un längste Gras, denn dat Veh müßt den Verstand verlåren hebben, dat då mit egnem Willen gräsen gahn wull, un ick glöw, keen dummer Dreihhals van Schaap edder Goos[4]) würd då een Halmken anrühren. Un wer des Nachts äwer de Brügg föhren edder riden mütt, o Herre Jemerus! Wat kost't dat oft vör Künst un Spräng! Un wo snuwen de Perd un zittern un baddern[5]) un bäwern vör Angst, datt se äwer de beherte Brügg schälen, un scheten up der Brügg in de Knee un laten den schumigen Sweet vam Liwe drüppeln, as hedden se een paar Mil im Galopp lopen, edder as wenn se in de Lüchting[6]) van Kanonen springen schullen. De Minsch alleen weet niks dåvan, wenn se em't nich vörtellt hebben, edder wenn he nich in der Nacht kümmt, un de Ulen un Kraihen in so dickem Swark[7]) üm de Düwelsbrügg flegen. Un ditt is de Geschicht van der Brügg:

In Zornow was eene smucke Dern, eenes Schepers Dochter, de hedd sick dreimal vörjumfert[8]) un jedesmal ehr Kind ümbröcht un de drei Kinder in dem Graben bi der Brügg in de Erd steken. Äwerst achter dem drüdden Kinde is de

---

[1]) warnt. [2]) hütete ich die Kühe. [3]) nach Sonnenuntergang. [4]) Schaf oder Gans, die die Drehkrankheit haben. [5]) bedeutet ebenfalls zittern. [6]) Blitzen, Feuer. [7]) Schwarm. [8]) ein uneheliches Kind gehabt.

Satansundhad utkamen, un se hebben de Dern nahmen un se in eenen Sack dhan un bi der Brügg in dem Graben vörsöpt un hebben de Lik van der armen Sünnersche bi ehren Kindekens ingraben. Äwerst wat künn tüschen dissen Vördrag wesen[1])? Un't is dårnah eene dulle un wilde Wirtschaft worden, datt den Lüden de Haar to Barg stahn sünt, so hebben sick de flegenden un klagenden Geisterken van den Kindekens föhlen un vörnehmen laten. Un wer in dem Holte wat to dhon hett, dem will ick nich raden, datt he sick lang nah Sünnenunnergang edder vör Sünnenupgang då betrappeln lett[2]). Dat piept un flüstert un wispelt un tutet un hült då denn de ganze Nacht dörch, as wenn Katten Hochtid hollen edder lütte Kinder quarren, un Ulengequiek un Kraihengeschrei klingt jümmer dåtüschen. Denn in eener hollen Eek äwer der Brügg sitt Dag un Nacht eene olde Ul, un dat is de arme Schepersdochter, de in disser Welt keene Rauh findt. Un des Nachts mütt se jümmer hen un her flegen van Boom to Boom un van Twig to Twig un schreien un quiken, datt eenem de Haar up dem Kopp susen, un drei junge Ulen uhuen un flegen jümmer achter ehr her, un dat sünt de drei Kinder, de se vermordt hett. Äwerst tüschen twelw un een, då geit et erst recht lustig, un Gott gnade dem, de denn äwer de Brügg mütt. Denn hett sick dat ganze Ulenrik tosam vörgadert[3]), un se maken eene Musik in der Luft, wornah dat ganze düwelsche Heer in der ersten Mainacht danzen künn; un een hungriger Wulf mit glönigem Rachen steit an der Eck un hölt eene Baßviol[4]) tüschen den Beenen un speelt lustig up, un Böss' un Katers un Mårten, Ilken un Wesel[5]) un anner deessches Nachtgesindel danzt dåto. Ick hew't nich sehn, äwerst de Smitt in Slemmin hett't sehn. De is mal darunner geraden, un he was äwen nich up Gotts Strat, denn he hedd de Äx up'm Nacken un wull sick eene junge Eek hauen. Den hebben se terreten un terzust — hast du mir nicht gesehen — un so is he to Huse kamen ganz terkraßt un verbaast[6]), un

---

[1]) aber wie könnten sich diese miteinander vertragen? [2]) antreffen läßt. [3]) versammelt. [4]) Baßgeige. [5]) Marder, Iltise und Wiesel. [6]) verstört.

sine Oldsche hett em drei Weken[1]) eene Kindersupp kaken müßt: so hedden de Satansgesellen den armen Schelm afängstigt. Dat is äwerst wiß un wahr, wat ick van den Koien un Perden vörtelld hew, un keen ordentlich un christlich Deerd un Vagel, de van Gott weet, geit an de Eek edder sett't sick då herüm. Ick hew all min Dag[2]) keenen Vagel in ehren Twigen singen edder zirpen hürt; Ulen un Hawks[3]) un Kraihen, Rawen un Hesters[4]) un anner dergliken Düwelsgerät, dat süht man woll dårup sitten. Mit der Brügg is 't äwen so; keen ehrlicher Vagel sitt up ehren Pösten edder Geländer, nich eenmal eener van den lustigen un näswisen Vägeln, as de Meeske[5]), de Quäkstart[6]) edder Steenbicker[7]), de sünst so nülich[8]) un flink sünt, alles Holt, wat se man sehn, to besitten un to besladdern. Denn ook de allergeringsten un lüttesten Deerdeken weten een beten van Gott, un et weiht en ook een beten Wind to, wo wat Gewaltigs un Greulichs geschehn is, un gruweln sick davör.

---

7. Van Friedrich Arndt un Polluce un van Hunden un Katten.

Min seliger Broder Friedrich Arndt[9]), as he van Jena kam, wo he drei Jåhr studieren leert hedd, bröchte sick eenen swarten Pudel mit to Hus, de wurd mit dem vörnehmen Namen Apollo ropen. Un de Hund, wiel he mit sinem Herrn up Akademien un Ulenversteten west was, hedd sick allerlei Besünnerliks annahmen as de annern Studenten un kunn går possierliche Künste. Tom ersten verstund dat studeerde Deerd alle Künste to maken, de in sinen Dagen man de allerklüftigste

---

[1]) Wochen. [2]) Zeit meines Lebens. [3]) Habichte. [4]) Elstern. [5]) Meise. [6]) Bachstelze. [7]) Steinschmätzer. [8]) neugierig. [9]) von seinem Bruder Friedrich, geb. 1772, gest. 1815 als Bürgermeister von Bergen auf Rügen, erzählt Arndt viel in seinen Erinnerungen aus dem äußeren Leben.

Pudel kunnt hedd; äwerst sine höchste Kunst was, dat he singen kunn fast äwerminschlich un mehr as een Minsch, lustig edder trurig, sacht edder lude, kort recht up't Komando. He dheed dat äwerst nich för jedweden noch to jeder Tid; wenn he sehr hungrig was, denn ging't em licht un hell ut der Kehl, as de Kugel ut der Pistol, as man im Sprickwurt seggt: Hungrige Musikanten spelen un hungrige Vägel singen am besten. Min Broder Fritz äwerst un Apollo vörstunden eenanner up'm Pricken, un wenn he sede: „Apollo, sings!" edder: „Apollo, sings lude! Sings fin! Sings zärtlich! Sings kläglich! Sings verliebt!" So stimmde de Pudel sine Saiden, datt de Lüde sick verstaunden un de Händ äwer den Kopp tosamslogen un meenden, et were Töweri. Min Broder Fritz, as he sin Studieren utleerd hedd, was noch eenen Sommer bi unserm seligen Vader to Löbnitz bi Barth, eh'r he dat Advokatenhandwark angrep. He was van Natur een lustiger un upgerömter Sell[1]), de so sine heel egne Art hedd un nich was, as de meisten Lüde sünt, un de an veelen Dingen Gefallen un Erlustigung fund, de annern ring[2]) un kleen düchten. Un as he sülwst afsünnerlich was un van heel egnem Getierde[3]), söcht he sick ook jümmer snurrig Volk ut, womit he vörkehrde, meist sülke, de van annern Narren nömt wurden; he sede äwerst, det weren de Wisen, un de se Narren schüllen, de schull man insperren, so würd et lustig in der Welt hergahn. In Jena, wiel he sodanig Volk gern upsöchte, kreeg he deswegen van sinen Fründen den Namen de Narrenköning. Hier fund he sick nu ook bald sine Lüd herut, un de weren Smitt Mierk in Löbnitz un Jochen Eigen to Kindshagen. Äwerst am dickſten was sine Fründschaft mit Jochen Eigen, mit dem he oft in der Schün un hinner'm Plog tosam was. Se vörtellden sick mennige snurrige Fabeln un Geschichten, un ob se sick unnerwielen nich ook wat vörlögen, will ick nich vörswern. Äwerst dat is eenmal wåhr, so leef Jochen Eigen minen Broder hedd, to dem singenden Apollo kunn he keen Hart gewinnen un helt sick'n gern een paar Schritt vom Liwe; denn dat Derd kam em går to klok

[1]) Gesell. [2]) gering. [3]) Benehmen.

vör. Ick bün mal dåbi west, un de Geschicht was lustig nog. Fritz un Jochen kabbelten sick mit eenanner, wat de Ossen un Perde, de vör en im Grase gingen, wohl seggen würden, wenn se spreken künnen; de Pudel äwerst stakte herüm im Felde un besnüffelde alle Mullwörmshöp un Muslöcher. Don reep sin Herr em to: „Polluce! Polluce! Hier allart!" un de Hund störtede heran. Un Fritz nam een Stück Brot ut der Tasch un sede Richt't Euch! un de Pudel stund stracks då so grad as een Schott ut der Büß[1]). Un dårup klung et: Sing's fine! sing's finest, Apollo! un de Hund musizierte as eene Nachtigall. Jochen Eigen hedd dat Kunststück noch nich sehn an dem Hund, un he vörfierde sick äwermaaten un sprung up un nam Ritut, as wenn em de Kopp brennde. Un alle Lüde lachten, un Fritz lacht ook un reep Eigen to: „Eigen, wat Düwel is dat? Plagt he Ju edder ritt he Ju, datt Ji bi hellen Dag Spökels[2]) seht? Kehrt doch wedder üm! Kennt Ji denn den Apollo nich?" „Ja, Herr, Spökels, woll Spökels," sede Eigen, „un den Apollo hew ich ook wohl sehen; äwerst disse Hund, dat is een Hund, ick dör't nich seggen. Wat för een Beest! Pick-un rawenswart, nich een witt Haar hett de ruge Zatan! Herr, kiek He em mal ordentlich in't Witte van den Oogen, un He ward et woll gewåhr warden, wat et dåmit is." Un Fritz reep dem Jochen, un alle Lüden reepen em un beden em, he schull doch wedder kamen; äwerst he truwede dem Freden nich un gapte un glurde[3]) mit glasigen Oogen up den Hund, as wer't een Töwerer un Hexenmeister edder de Swarte sülwst west. Un sit der Tid was Jochen nich to minem Broder herantobringen, wenn de Pudel mit was. Un dat hulp nich; wull he mit Jochen praten un kallen[4]), müßt he sinen Apollo to Hus laten.

Un een paar Weken dårachter, as de Lüde to Löbnitz Ahrenklatsch[5]) hedden, satt ick un min Broder Fritz mit Johann Geese un Jochen Eigen un Smitt Mierk alleen in eener Stuw un vörtellden uns bi eenem Kros god Bier allerhand Geschichten. De Pudel was erst nich dåbi. Ick fung äwerst ut

---

[1]) Schuß aus der Büchse. [2]) Gespenster. [3]) schielte. [4]) plaudern und schwatzen. [5]) Erntefest.

freien Stücken van em an un wull hüren, wo Jochen Eigen sick dåbi tieren[1]) würd. Un bald klung't ut em herut: „Ja, Herr, ick segge so veel, Herr, min Moder hett mi jümmer seggt, mit Veh, dat negenklok utsüht un still swiggt un nich mit eenem spreckt, schall de Minsch sick nich inlaten, denn då steckt wat achter. As ick noch en lütt, dumm Jüngken was un to Starkow in de School ging, hedd de Schoolmeister (dat was de Köster Smoltpenning) eenen groten Kater, een prächtiges Deerd, pickswart mit vier krietwitten Föten. Un dat was besünners: wenn wi des Morgens, wenn de School anging, süngen un bed'den, un wenn wi des Sünnabends dat Sündagsevangelium utwendig upseggen müßten un denn upstunden un de Mützen afnehmen un de Händ foldeden, sprung de Kater jümmer up den Stol achter dem Kachelawen un richtete sick up gegen dem Köster äwer un stund går keck un karmänsch[2]) då, un kek äwer de Lehn dem Schoolmeister grad in de Oogen un vördreihde de Oogen schier as he un tierde sick, as verstünd he ook wat van Gotts Wurt. Un då was een Jung mank de annern, de was sehr quick un klok, un de hedd et dem Kater afmarkt un sede eenmal tom Köster: „Herr Pissetter[3]), süht He woll, wo de Kater wunnerlich då steit, as verstünd he Gotts Wurt un wull ook mitsingen un beden; sine Hände to folden, dat ward em äwerst nich swer.“ De Schoolmeister, as he dat hürde, sach den Kater nipp an un jagde en ut der Stuw un ut dem Huse. Äwerst nah eenem Stündken was de Herr Urian wedder då un stellde sick wedder up grad as tovör, wat de Schoolmeister süs noch nich markt hedd. Un de olde Mann gaff nu genau acht, un as de Kater sine Vörföte tosam lede up der Stollehne un mit dem Kopp schüddelde un de Oogen vörkehrde, as he des Schoolmeisters Oogen to Häwen gahn sach, don reep he: „Kinder, dat geit nich mit rechten Dingen to, un de gnädige, barmhartige Gott si bi uns un lat mine Hand et gelingen!“ Un he segnede und krüzte sick, un denn sprung he to un nam den Kater un sette em an de Erd un lede den rechten Arm an sinen Stock un gaff dem swarten Hexenmeister eens, dat

---

[1]) benehmen, anstellen. [2]) herausfordernd. [3]) Präzeptor, Lehrer.

he alle Viere van sich streckte un nümmer mehr Gotts Gebeder nahapte[1]).

Ditt was de Smoltpenningskater, un wo veel künn ick noch van Katten vörtellen. Nümmer würd' ick eenen swarten Kater in minem Huse liden. Wetst du noch, Jochen Gees, eene olde Fru Pasturin Mildahn, de in Hanshagen bi dem Heidrider to Horst wahnde — dat was di eene lustige Kattenwirtschaft! Woll een Dutzend van dissen leidigen Krummpuckeln hedd de olde Fru um sick spelen, edder se spelden mit ehr. Äwerst wat nam ditt Spill för een End? Eenes Dags satt de Oldsche vör dem Spegel un puderde sick, un een Kater satt bawen ehr up dem Schrank, un as de Schelm dat olde Wif den Puderpüster hen un her swengen un mit sinen Zitterungen vör sick flunkern un dör de Lucht bäwern sach, då käm em de satansche Speldüwel in't Oog, un he sach witte Müs dör de Lucht flunkern — un bumps satt he der Oldschen im Håar und hedd sick dåbi an eenem Oog so verkeken un vergrepen, datt et blodig an der Erd lag. Nu was Not, Angst un Geschrei, de Magd leep herbi, de Förster kam mit sinen Jungen, un ehr Fru Mildahn sick besinnen kunn, was de Mordkater mit all sinen Kamraten doot. Äwerst de olde terretne un blinde Fru künn sick nich tröstten, nich äwer ehr utgereten Oog un terspleten Gesicht, sünnern äwer de dooden Katten. Un se winselde un jammerde säwen Dage, as wenn se eene Moder van den armen Kindern van Bethlehem west were, de de Köning Herodes vermorden let, un denn dheed se ehr letztes Oog to un folgde ehren Gesellen. So hebben de olden, bunten, leidigen Hexen se achter sick halt. Un doch gult se för eene frame Fru, de flitig tor Kark ging un keenen Armen unbeschenkt vör ehre Dör vörbigahn let. Wat schall een Christ dåvan denken?

Dårüm, wenn ick ditt van den Katten un van mennigem annern Düwelstüge, wo de vörkappte Kreatur mit dem Minschen spelt, bedenke, will ick't man gradut seggen: wenn de swarte Pudel min were, ick wet woll, wat ick dheede! Nu, ick mütt dem Herrn ook eene Geschicht vörtellen van eenem

[1]) nachäffte.

annern swarten Pudel. De hett et ook går prächtig maken künnt mit Such Verloren! un Geh zu Wasser! un Sing's seine! äwerst tolest is de Trurmusik nahkamen, de hett klungen Geh zur Hölle! Sing's Höll und Teufel! Pfeif' ein höllisches Feuerlied!

Im Lande Rügen nich wiet van de Olde Fähr, etwa eene Mil vam Sunde is een Karkdörp, dat het Poseritz. Då wahnde mal een riker Smitt, un de hedd ook eenen swarten Pudel, de kunn Künste, wogegen disse Apollo Polluce, wo deep he ook studeert hett, doch man een Kind is. Dat Deerd was to sinen Künsten so klook un haselierig[1]), datt de Smitt, de mit siner Smed eenen Krog[2]) helt, dat Hus jümmer vull Lüd hedd. De Pudel was so god, as hedde de Mann alle Dag Poppenspill edder eene heele Bande Kumödiganten im Huse hett. Dat gaff schöne Penning un klung hell in den Büdel herin; äwerst o weh, wo hett et toletzt för de arme Seel klungen! De Kröger wurd een riker Mann dör sinen Pudel, denn alle Lüde drögen em dat Geld to un wullen den Pudel sine Künste spelen sehn. Se seggen, de Pudel wahnde nich egentlich bi dem Smitt. Denn des Dags hett man em då nich sehn; man in der Schummering kam he un bleef bet in deepste Nacht. He was äwerst een van de höllischen Schatzwächters ut den Bargen bi Gustow, worunner de olden Heiden mit ehren Schätzen begrawen liggen. Un då müßt he des Dags unner der Erd liggen un üm de Middnacht as Wächter herumwedeln. Un he mag dem Kröger woll jeden Awend een paar Dukaten in den Poten mitbröcht hebben. Denn de Kröger wurd in weinigen Jåhren een steenriker Mann un buwede sick sinen Krog torecht as de Poseritzer Provost[3]) un Eddelmann un köfde sick eenen Morgen Land äwer den annern. Äwerst wo leep ditt lustige Spill toletzt henut? So rückt alle vörbadene Lust der Minschenkinder to Anfang as Liljen un Rosen; äwerst ehr Ende het Gestank. De swarte Nachtwächter bleef weg un kam nich mehr in't Hus. Un de Smitt was ängstlich un verstürt, un de Gäste fragden nah dem Hund. Denn sede de Smitt: „Man mütt

[1]) spaßhaft. [2]) Krug, Wirtshaus. [3]) Propst.

mi den Hund stahlen hebben edder ook hett een Deef en doodslagen un ingrawen." Doch was dem armen Kerl nich woll üm't Hart, un he sach går nüsterbleek un bedröwt ut, so datt de Lüde nich begripen kunnen, wo een vernünftig Minsch sick äwer een unvernünftig Deerd so grämen künn, un allerlei Gerede drut entstund.

So weren een paar Weken vörleden, un eenen Sündagawend, as de Kröger mit veelen Gästen üm den Disch satt un Kårten spelde, hürden se wat dör de Luft susen un gegen dat Finster slan, un en düchte, dat was een swarter Pudel. Un allen kam een grausamer Gruwel an, un se mügten nich upkieken gegen dat Finster. As se sick äwerst wedder een beten besunnen hedden, sproken se lang dåräwer; de Kröger äwerst satt still achter dem Awen un let den Kopp hängen. Un se foppten sick toletzt unner eenanner, wer woll dat Hart hedd, herut to gahn un to sehn, wat då were. Un een Snider nam sick de rechte Sniderkrauwagie[1]) un begehrde eenen Gesellen, de dat Aventür mit em wagen wull. Un et fund sick eener to em, un se gingen in den Gården, wo dat Finster herutging, un süh, då lag een dooder, swarter Pudel, den de Snidergesell recht god kennde. Un se meenden nu all, man hedde dat dem Smitt tom Schabernack dhan, wiel de Pudel em as een güldnes Hohn was, un een Fiend un Schelm hedde den dooden Hund so gegen dat Finster smeten. Un se gröwen een Loch an dem Tun un leden den Pudel dårin un sett'ten sick dårup wedder tom Spill dal. Äwerst de Smitt satt achter dem Awen un sede keen Starwenswurt un was sehr trurig. Un as se wedder van besten Künsten de Kårten flegen leten un uttrumfden, fung dat buten wedder an to susen un to brusen, un Kling! sede dat Finster, un de Pudel flog äwer den Disch un föll in de Stuw dal, un de meisten Gäste, de üm den Disch seten, föllen vör Schreck van den Bänken un krüzden un segneden sick. De tappre Snidergesell, de een Hart hedd gröter as sin Natelknoop, nam den Pudel un smet en tom Finster herut; un de Gäste nehmen ehre Höd van der Wand un makten sick up de Beenen. Un

---

[1]) Schneidercourage.

knapp was eene halwe Stund vörgahn, då sede dat wedder Kling! un de Pudel föll to'm tweeten Mal in de Stuw. Då lag he bi dem bedröwten Wirt bet an den hellen, lichten Morgen, denn de arme Minsch bleew alleen sitten, un Fru un Kinder un Gesellen weren to Bedd gahn. As äwerst de Sünn upging, was de Pudel weg, un keen Minsch wüßt, wo he stawen un flagen was[1]). He hedd äwerst eenen grausamern Gestank as dat schändlichste Aas nah sick laten. Un up desülwige Wis is dat Greuel düslingto[2]) alle Nacht dörcht Finster edder dörch de Dören, ja dörcht Dack un de Wänd flagen; un hulpen keene Breder un Rigel, un ick glöw, he hedd sinen Weg dörch Stal un Demantsteen braken. Se gingen hen un begröwen den Hund mit grotem Staate; se brukten Segen un Bespreken äwer siner Gruft — alles umsüs: he kam jümmer wedder. De arme Smitt grep to un makte sick eene annere Stuw torecht, he tog ut bawen herup in een Stüwken unner de Auken[3]), he meende sick to vörsteken; äwerst de Pudel hedd em eene to fine Näs, jümmer flog he herin, wo de Smitt was. Nu ging dat natürlich to, dat Krog un Smede bald leddig un vörlaten stunden, un datt de Smitt mit Wif un Kindern un mit dem aasigen, stinkenden Pudel eensam un alleen sitten un truren müßte. Wat dheed de arme Mann toletzt? He ging to un vörköfde alles, Smed un Krog un Acker un Gärden, un tog van Poseritz weg. Un dem Mann, de dat Hus van em köfd hedd, let de Pudel ook keene Ruh, un he kunn nich eher ruhig slapen vör all dem Gesuse un Gebruse und dem Günsen und Krassen[4]), dat et des Nachts bedref, bet he dat Hus afbraken un an eener annern Stell wedder upbuwt hedd. Don week de Düwel van em, äwerst van dem armen Smitt week he nich. Disse hedd de Lade vull Dukaten un wull een Eddelmann warden un köfde sick eenen schönen Hoff, de Üselitz het. Äwerst wat Eddelmann un Dukaten! Dat ging all to End mit em. De Pudel tog mit em in sin Eddelmannshus un husierde so arg, dat keen Knecht edder Magd bi dem jungen

---

[1]) wohin er gestoben und geflogen war. [2]) seitdem. [3]) unter dem Dach. [4]) Winseln und Kratzen

Eddelmann bedarwen[1]) kunn. Tolest satt de arme Smitt mit Fru un Kindern un mit all sinem Rikdom heel vörlaten då. Un as de Bös em lang nog ängstigt hedd up Erden, hett he em in eener Nacht den Gnadenstot gewen. Et was eene schöne, stille Sommernacht, keen Blitz un keene Lüchting to sehn, keen Lüftken, dat im Rohr spelde; då hebben de Nawers, de üm Üselitz wahnen, plötzlich een gewaltiges Für upstigen sehn, un in eener halwen Stund is alles, alles, Hus un Hoff un Minschen un Veh un de Smitt mit den Sinigen un mit sinem Düwelsgolde to Stoff un Asch vörbrennt west un hett man nümmer keene Spur van em sehn. Äwerst een Mann ut Mölnitz, de tom Löschen tolopen was, hett eenen swarten Pudel sehn, de mit greulich glönigen Oogen dör den Gården un Busch wegstrek un noch lang gräselich hülde. So hült de Satan vör Froiden, wenn he arme Seelen vörslingen kann. — Un dat was ook eene Pudelgeschicht, un wat seggt de Herr nu to sinen swarten Apollo Sing's fine?"

Un Herr Fritz lachte ut vullem Halse; doch sach he dåbi gar possierlich un vörfierd ut, as wenn em wat in de Borst schaten[2]) was. Denn Jochen Eigen schull ook mal sinen Spaß hebben. Äwerst nu nam Meister Mierk dat Wurt, schof sine Mütz een paar Mal up dem Kopp herüm, kloppte de Asch ut siner Piep un sprak also:

---

8. Paulmann un de Hester[3]).

De Herr schall nich so lachen äwer Jochen sin Pudelstückschen: de Düwel het doch sin bunt Spill mit der Welt un packt de Minschen in mennigerlei Wis an un as de finste un listigste Potentat, de ook den Listigsten den Rahmen aftolopen vörsteit[4]) un dörch alle Slätellöcher un Gartenlöcher den Deefsweg findt, un is nich god Kirschenplücken mit em. Un

---

[1]) ausdauern. [2]) als ob ihn etwas erschreckt habe. [3]) Elster.
[4]) vor ihm ans Ziel zu gelangen versteht.

mit den Kreaturen schall de Minsch miner Seel nich to veel spaßen; veele dåvon sünt wåhr un wåhrhaftig man vörkappt un utkled't, un man wet nich, wat dårachter steckt, un mennig Minsch spelt un dalt[1]) mit sinem Pudel un Kater un wet nich, wat för een Spill Hund und Katt mit em bedrift. Dat hebben wi jo noch vör eenem halwen Jahr sehn an dem Katenmann Paulmann. De was ook allen Lüden to klok un wull jümmer sinen besünnerlichen Weg gahn, un een Vagel hett em toletzt kaput makt, een lütter, elendiger Vagel, de Hester het. Un ick will ju't vörtellen, wenn ji't to siner Tid nich hürt edder wedder vörgeten hebbt.

Eener van de Nawers, Johann Veelhaber, was starwenskrank, un se wüßten keenen Rat mehr, denn em was de Borst ganz beklemmt, un de Atem wurd em to knapp. Då kam een Mann, de sede, in Damgården were een Schinner, de hedd eene herrliche, prächtige Salw, de an mennigen gefährlichen Borstkranken all Wunder dhan hedd. Se schüllen schicken un van der Salw köpen un dem Kranken de Borst dåmit bestriken; dat würd woll helpen. Un de Herr gaff uns een Perd to dem Ritt, un Johann Paulmann wull de Bad nach Damgården sin; un he snallde sick Spåren an un zuckelde lustig up Martenshagen to un so wieder in de Welt henin. Un he was des Morgens heel tidig utreden, un de swarte Nacht brack herin, un he kam jümmer nich to Hus, un doch was't van Löbnitz bet Damgården man twee gode Mil. Un alle Nawers verwunnerden sick, datt he nich wedder kam, un dachten, em were een Unglück begegnet. Toletzt kam he doch noch in der deepen, sinkenden Nacht un bröcht de Salw mit. Äwerst, o Herr Gott! Wo sach de Minsch ut! Ganz bleek un vörbast[2]) un kunn kum spreken un van sinem Warf[3]) Bescheed gewen. Un as se en frögen, wat em fehlde un worüm he so bleek un verstürd utsege, süftede he går swår ut deeper Borst un sede: „Mit mi is't vörbi, gaht man hen un bestellt mi dat Graf!" Se frögen en wieder, un he vörtellde: „Mi is't går wunderlich gahn up der Reise. As ick van Damgården törügg kam un bi dem Krog vörbi ret,

---

[1]) schäkert. [2]) verstört. [3]) Gewerbe, Auftrag.

den se de kahle Teew[1]) schellen, dicht vör'm Martens-häger Holt, flögen veele bunte Vägel in groten Schowen[2]) üm mi, so veele, as ick all min Lewdag nich tosam sehn hedd, un se swarmden üm mi un schrejekten[3]) in der Luft un schockelden sick mit ehren Flüchten up den Twigen. Un mi wurd går wunderlich to Mod, un ick kreg mit eenem Mal bi hellem Dage sonnen Gruwel, datt mi't grön un geel vör den Oogen wurd un ick nich wet, wo ick dör't Holt kamen bün. As ick nu up't Löbnitzer Vörbeet[4]) kam, wo de grote Widen-weg anfängt, scheen de Sünn noch hell an dem Himmel, wull äwerst ball unnergahn. Un all de Vägel weren nu weg-flagen, äwerst ick sach twee bunte Hesters in der ersten Wid sitten, un se segen går afsünnerlich ut, un mi büchte, se winkten mi to un spröken mit eenanner, as wenn twee Minschen tosam spreken. Un min Perd stund still, as wull't sick ook wißeggen laten, un de eene van den Hesters flackerde mit den Flüchten un sparrde den Snawel up un reep mi an mit luder Stimm: „Paulmann! Paulmann! Wo wist du hen?" Un ick vörschrack un vörwunnerde mi un kunn keen Wurt ut-luden[5]). Un de Hester dheed wedder sinen Snawel up un reep noch luder as tovör: „Paulmann, du müßt starwen un liggst nah acht Dag in der Erd; Veelhawer äwerst geit denn wedder achter sinem Haken[6])." Un don ging alles mit mi rund un wurd mi düster vör den Oogen, un ick künn den Weg nich finnen, un et kam mi vör, as wer ick up eener widen, wilden Heide, un as were de Sünn weg un de Widen un de bunten Hesters. Un so bün ick woll vier, fiew Stunden ümher bistert[7]) un hebb denn doch de Widen wedder sehn. Un don weren de Hesters ook wedder då un stimmden dat olde Leed van nüem an: „Paulmann! Paulmann! Du müßt starwen!" Un dat Perd strüwde sick un wull nich vörwarts. Un up wat Wise ick toleſt to Hus kamen bün, dat weet ick nich; äwerst datt ick een dooder Mann bün, dat weet ick woll." — Un wi wullen em dat ümsüst utreden; äwerst he sunk up de Benk hen un wurd doodenbleek, un se bröchten en to Bedd

---

[1]) die kahle Hündin. [2]) Scharen. [3]) schrien, kreischten. [4]) Gebiet. [5]) verlauten lassen. [6]) eine Art Pflug. [7]) umhergeirrt.

as eenen Kranken, un den drüdden Dag was he eene Lik, un den säwenden Dag lag he up dem Kenzer Karkhoff. Äwerst dat hedden de Hesters ook nich lagen: bi Johann Veelhawer slog de Damgärder Salw an, un as se Paulmann begrowen, ging he all wedder achter sinen Ossen im Felde."

„Ja, de Hester is een slimmer Vagel," sede Jochen Eigen; „man schall egentlich keenem Vagel truwen, de eenen swarten edder swartbunten Rock anhett, ook keenem swarten Hohn, wenn't nich geele Föt hett. Dårüm is de swarte Drossel to liden mit den goldgeelen Flöten un is een fründlicher Vagel, hett eene söte Stimm un een god christlich Gemöt. Min Vader wüßt dåvan eene Geschicht to vörtellen, de was sehr trurig. Achter der Kark in Starkow, wo nu dat Kösterhus steit, då wahnde enmal een Wewer. De Wewer hedd eene schöne Esch vör der Dör stahn, eenen graden, hogen Boom, so glatt un schier, datt de flinkste Matros nich herupklattert were. Up dissem Boom hedd seit veelen Jåhren een Hester sin Nest, un de Wewer in sinem dummen Sinn hegde den Vagel un meende, he schull em Glück bedüden, un is doch een Hexenvagel, as alle Welt weet, un dårüm süht man en mit Ulen un Hawks[1]) un annerm son Tüg van vernünftigen Lüden so oft an de Schün- un Perdstalldören nagelt, datt he mit sinem Gesicht de olden Wederhexen afmöten[2]) un wegjagen schall. Äwerst de arme Narr, de Wewer, helt grote Stücke up den Buntjack un smet em oft Stücken Kes un Fleisch un Maddiken[3]) hen, wenn he sine fründlichen Düwelssprünge vör em makte; un he froide sick, wenn die jungen Hesters ut der Esch up sine Kirschen- un Appelböm flögen, un meende Wunder, wat de lustigen Schreier un Wipper vör Ungeziefer un Unsegen van sinem Gården un Bömen wegjagden. Äwerst o du armer Däsejapp[4])! Eenmal was he mit eenem Stück Linnen äwer Land gahn, un sine Fru grof in dem Gården, un de Kinder spelden vör der Dör, eene lütte Gör van säwen Jåhr un een Jüngelken van drei Jåhr. Un de Moder, as se weg ging, hedd dem lüdden Mädeken seggt, se schull ehr Bröding god in acht nehmen, bet se wedderkeme. Un de Kinder spelden im Sünnenschin vör der Dör

[1]) Habichte. [2]) abhalten. [3]) Regenwürmer. [4]) Dummkopf.

un sammelden sick Steen un plückten sick Blömer, un eene Kluck mit ehren lütten Küken speelde ook im Grase, un de Dingelken fludderden mit ehren Feddern un spreideden se gegen de warme Sünn ut un weren går lustig. Då plagde de Düwel de olde Hestermoder, un se kam herunner un snappte drei, vier Küken up un gaff se ehren Kindern to spisen un att sülwst ook eens, un de jungen Höhnerkens smeckten en går söte. Un as se satt weren, hedde de olde Hester noch nich nog un sprung un höppte üm de Küken herüm un hackte eenem paar van en de Oogen ut. Un de Küken mit den bloodigen Oogen kunnen nich sehn un dreihden sick rund üm, as wenn se düsig[1]) weren. Un de Hester froide sick un kraschte, un de Kindikens stünden dåbi un segen, wo besünnerlich de armen Küken ehren Danz helden. Un as de lütte Dern de Küken mit den bloodroden Oogen sach, dünkte et ehr går lustig, wo se sick dreihden un danzten, und wo de Hester mit sinen bunten Gesellen jümmer tüschen danzte; un dat arme, behexte Kind kunn sick nich holden un müßt een Metz nehmen un sinem Bröderken ook een Oog utsteken, datt he ook so mit roden Oogen rundspringen künn. Un de lütte Jung schriede ludes Halses, as se em dat Oog utstak, un de Küken schrieden un ook veel luder mit drinn un de Kluck un de Hesters. Un de Wewersche kam up dat Geschrei ut dem Gården gelopen un sach den Jammer mit den Küken un dem lütten Jungen. Un se frog dat Gör, wat mit Bröderkens Oog schehn wer? Un dat Kind vörtellde: „De Hester pickte den Küfelken de Oogen ut, un se danzten un küselden sick[2]) so lustig herüm, un he hüppte lustig mank en, un mi düchte, he sede to mi: Dho dinem Bröding ook so, un süh, wo lustig he danzen ward! Un ick nam dat Metz un stack em dat Oog ut; un hedd he nich so barmhartiglich schreit, ick hedd em dat anner Oog ook utsteken." Un de arme Fru was sehr bedröwt. Un as de Wewer to Hus kam, terstörde he dat Hesterneſt un schoot de Hesters doot un smet se dem Kater vör de Föt, de een flinker Vagelplücker un Fedderleser is, un de schöne Esch müßt ook herunner! He kunn den Boom nich mehr vör Oogen sehn. Un sither sünt nümmer Hesters in Starkow sehn worden."

[1]) schwindlig. [2]) drehten sich.

Un Johann Geese sede: „Ja, dat is son egen Ding mit den Vägeln! Då sünt dårunner, de wunnerliche Kappen un Mäntel dregen, as de Ulen, de Nachtrawen, de Hesters un vör allen de Blagföt (o dävon künn ick Geschichten vörtellen), de Blagföt! De Blagföt!"

Un as he datt sede, wurd Jochen Eigen bloodrot, sprung up un leep weg. Un de annern wunnerden sick, un Geese lachte un sede wieder: „Ja, de Blagfot! De Blagfot! Dävon hürt Jochen nich gern vörtellen[1]). Dat hett so sine egne Bewandtnis. He hett mi't sülwst veelmals vörtellt, as wi noch junge Sells weren; äwerst de Nam steckt em doch jümmer een beten in't Hart. Ji hewt woll hürt, datt se en oft Eddelmann nömen; wobi he jümmer bös ward. Äwerst et is keene Fabel; sine Vorväder sünt im Lande Rügen rike Herren un Eddellüde west, un vör langen, langen Tiden, noch lang vör dem groten Köning Karolus[2]), hett een Herr van Eigen lewt, de wahnde in eenem prächtigen Slott un was äwerminschlich un grausam stolt un hart un hedd äwen so stolte Kinder. He was een rechter Unminsch, let de armen Lüde mit dem Bedelsack mit Hunden van sinem Hawe hitzen un hedd eenen Knecht, de sick in sinem Holt eene junge Eek to eenem Pietschenstel sneden hedd, sine scharpen Spären so lang in de Sid stött, bet he dood was. Un sine Döchter hebben't mit ehren Jumfern äwen so makt. Wenn se en de Kleder antehn un se putzen un en de Haar kämmen un torechtleggen schüllen un irgend wat nich nah ehrem Sinn un dullen Kopp makten, hebben se de Haarnateln nahmen un den armen Mäken se int Haar drewen, datt dat Blood dårnah drüppelte, un en mit dem Kamm de Backen terreten, datt de armen Dinger utsegen, as wenn se in eenem Hahnengefecht west weren. Äwerst ditt unchristliche Türkenregiment hett ook sin End funden. De wilde Spärenriddersmann hett mit siner Wildheit un mit Spill un Wiwertucht so dulle Wirtschaft drewen, dat sin prächtig Slott un all sin God an frömde Lüd kamen is, un he un sine bösen Döchter, de Natelfräulen, sünt vörswunnen un vörschollen, un hett nimmer een Minsch mehr van en hürt.

---

[1]) Vgl. zu folgendem die Märchen Nr. 3 und Nr. 26. [2]) Vgl. S. 268 Anm.

Äwerst de Nawers ümher munkelden un vörtellden, se weren går nich so wiet; se glöwden, se weren all in Blagföt vörwandelt, un hedden dat as een Markteken un Wåhrteken[1]) sehn, datt üm sin Slott veele Winter jümmer drei, vier Blagföt bet in den Hoff un in den Gården flegen kemen, då Müse to söken, wo se sünst Braden un Pasteiden freten hedden. Ditt was äwerst ganz un går gegen de Wise van den Blagföten, de sick sünst jümmer up dem widen, rumen[2]) Felde to holden un den Minschen un Hüsern nich nah to kamen plegen. Un van des olden, grimmigen, vörwandelten Slottridders Kindern is man een Sähn unner den Minschen blewen un is as een ganz arm un kleen Mann storwen, un de Grotvader van unsem Jochen was all een Bur in Wobbelkow, de den Swerinen[3]) to Löbnitz tohörde un hier to Kindshagen as Inligger[4]) storwen is. Un disse un sin Sähn, de een riesengroter, starker Kerl was, hedden noch ehre dullen un wilden Nücken[5]) van dem olden Slotteddelmann Blagfoot, vörwegen grotmödige[6]), äwerdhadige[7]) Kerls. Unser Jochen is de erste tamme Eigen, een sachtmödig un fram Minsch, un de Junker schient in em utgeblasen to sin; un ick wüßt nicks an em to schelden, as datt he so veel van Düwelsknepen un -künsten drömt, un de Herr Pastor predigt doch, datt de Herr Christus dem Bösen de Macht nahmen un en mit Keden der Höllen bunden hett, dat äwerst de Minsch sick meist sülwst vördheit[8]) un behext, un datt, wer up Gottes Wegen geit un sick richtig to Gotts Wurt un Gebet hölt, datt dem keen Satan un keen Hexenmeister wat andhon kann."

---

9. Kringelkranz de Wide.

Un nu was Johann Geese god in Tog un nam wieder dat Wurt un sede: „Na all dissen Geschichten, wo de Minschen

---

[1]) Merkzeichen und Wahrzeichen. [2]) geräumigen, freien. [3]) den Grafen Schwerin [4]) Einlieger, Mietsmann. [5]) Launen. [6]) hochmütige. [7]) gewalttätige. [8]) vergeht.

so gern den Düwel un de olden Hexen mitspelen laten, will ick ju ook een Loischen ton Besten gewen, wo de leewe Gott un de Engel recht de Mitspelers sünt! De leewe Gott is äwerst woll jümmer de Mitspeler in allen Geschichten, wenn de Minschen dat man weten un bedenken wullen. Äwerst de swarte Satan schient mehr dicken Liw un kennbåre Farw to hebben; äwerst de himmlischen Geister un de finsten un lisesten Mitspeler kann man nich so mit irdischen Oogen sehn; dåto hürt ook een finer Gesicht un dat up himmlische Dinge to marken wet. De Minsch schall ook nich so vörmeten sin un veel ümherkieken, as künn he se nah sinem Gefallen un up Komando hüren un sehn; äwerst selig is de Mann, de ehren lisen Gang un sanften Atem still vörnehmen kann un sick nicks dårup inbildt. Dårüm schält ji nu nah all dissem wilden Wirrwarr van dullen Geschichten een Loischen hüren, dat nüdlich is un eenem keenen Upruhr van trurigen Gedanken makt. Mine selige Moder hett't mi veel dusendmal vörtelld. Ji kennt jo dat Kinderspill, wo de lütten Dinger sick im Ring herümküseln[1]) un Kringelkranz de Wide singen; äwerst ji wet't nich, wo't toerst herkamen is, un dåvon schält ji de Geschicht nu hüren. Et is eene Wewergeschicht, de sick woll vör veelen hundert Jåhren begewen hebben mag, un van eener Wewersche, de Fru Klingenbarg het, hett mine Moder de Geschicht leert[2]).

In eenem Dörp in dem Land, wo de Sidenwörmer de Side üm de Böm wewen, un wo alle Fruen Sid spinnen un wewen as hier Flaß[3]), und wo alles sidene Kleder dreggt, lewde een Sidenwewer, een rechtschaffen flitig Mann, de eene stille, frame Frau un woll een halwes Dutz Kinder hedd. Nu begaff et sick eenes goden Dags, datt de Fru fröhmorgens in de Stadt gahn was un to ehre öldste Dochter, de Marieken het un twelf Jåhr old was, seggt hedd: „Marieken, giff Acht, wenn de Klock acht sleit, denn müßt du dinen Swestriken un Brödigen een Botterbrötken smeren, un vörgett ook nich, den negen lütten Hemplings[4]) in dem groten Burken[5]) Water int Glaß to geten.“ Un Marieken hedd de Botter=

[1]) herumdrehen. [2]) gelernt. [3]) Flachs. [4]) neun kleinen Hänflingen. [5]) Vogelbauer.

bröte nich vörgeten, denn de annern Kinder vörgeten nich, ehr Fröhstück to begehren; äwerst de armen, lütten Hemplings künnen nich spreken. Un Marieken stund in der Dör, un eene Schow[1]) Dörpkinder leepen vörbi un repen: „Kumm mit, Marieken, in den Busch Erdbeeren plücken!“ Un se un ehr öldstes Bröderken leepen mit en un vergeten sick un gingen erst gegen Middag to Hus. Un då begegnede en ehre Moder, de ut der Stadt kam un sick vörwunnerde, datt ehre Kinder den Weg ut dem Busch herunner kemen. Un se gingen nu mit eenanner int Hus, un de Moder frog un sach nah un reep: „O mine armen negen Vägelkens! Marieken, du wilde Hummel, wat hest du dhan, un wo büst du herüm lopen?“ Denn all de Negen legen dood un vördüstet[2]) då. Un de Fru, een fram un klok Minsch, besprack sick mit ehrem Mann un den Namiddag nam se Marieken vör un sede ehr mit warnender Stimm: „Du armes Kind! Du wildes, fluttriges[3]) Kind! Wo mennige swåre Gedanken hest du mi un dinem Vader all makt! Un nu müßt du lang beden un büßen för de armen Vägelkens un för dine sündliche Vörgetsamheit, un wi willen sehn, ob wi di betern känen. Un ick arme Fru hew't mit Gebet un mit dusend Tranen to Gott lawt un em üm sinen Segen dåto anfleht — und dat is't, wat ick un din Vader Gott lawt hebben: Wiel et negen Vägel weren, de dör dine Schuld so jämmerlich verdösten müßten, so schast du negen Jåhr jeden Dag negen Stunden sitten un Side spinnen un lesen un beden, ob de leewe Gott di dine Sünd üm de Vägelkens vörgewen un di up sinen rechten, stillen Weg setten wull.“ Un as se disse Würd spraken hedde, nam se dat Kind und drückte se an ehr Hart un weende sehr; äwerst dat arme Marieken weende noch veel mehr. Un don ging de Fru hen un makte up dem Bänen[4]) een lütt Stüwken torecht un settede Mariekens Spinnrad dåhen un lede Side tom Vörspinnen dåbi un dann nam se dat Kind, führde se de Trepp herup un spunde se in[5]). Äwerst se hedd ehr ook eene Bibel un een Gesangbook up dat Dischken leggt

---

[1]) Schar. [2]) verdurstet. [3]) flatterhaftes. [4]) Hausboden. ([5] sperrte sie ein.

und seggt: „Jede twee Stunden, wo du de Klock van dem Torm slan hürst, les een paar Vers ut dissen heiligen Bökern, un denn giff di wedder[1]) an din Spinnrad; nu gewe de leewe, gnädige Gott, datt di de stille Arbiet tor Lust ward!" Ook gaff se ehr een Klöckchen un sede däbi: „Wenn du mal eenen Oogenblick herunner müßt ut dinem Burken, denn klingel man, un wi willen di upsluten!"

Un dat arme Marieken weende bitterlich, as se sick inspunnt sach un de Dör achter ehr toslaten wurd, un kam ehr de Eensamkeit un dat lange Spinnen toerst sehr hart vör, un weende de ersten drei Mand[2]) wohl dusendmal mehr Tranen, as se Sid fardig spunn. Awerst Gott gaff dem Kinde bald de Gnad, datt se sick darin ergaff un dubbelt froh was, wenn de Moder des Namiddags Klock sös achter ehr upslot un se herunner gahn un mit ehren Bröderken un Schwesterken spelen dürst. Un jümmer jeden Abend, ehr dat Kind to Bedd ging, nam de Moder se un let se upseggen, ob se wat in den schönen Bökern lesen un ook behollen hedd. So vörgingen woll vier Jähr, un de negen Stunden wurden jümmer richtig hollen, un alleen an Sündagen un Festdagen wurd nich spunnen. Un de Oldern hedden to ehrer groten Froide markt un markten jümmer mehr, datt dat sünst so wilde un hummelige[3]) Kind still und emsig wurd un in der Bibel finden un upslan künn, as keen Kind im ganzen Dörp, un däbi eene Finspinnersche[4]) so flitig un so geschickt, datt ehr Vader sick daräwer verstaunde un to der Moder sede: „Trin, et is nog, un wi willen nich to veel dhon un Gott nich mit dem Kinde vörsöken; lat se bi uns sitten un mit uns in unsrer Stuw spinnen un mit unsen annern Kindern in Feld un Gärden arbeiden!" Awerst de Fru antwurte em: „Ne, Mann, ick hew Gott dat Wurt gewen, un wi mütten em dat Wurt holden. Dat Kind is jo gottlow frisch un gesund, un de fief äwrigen Jähr, wo swinde gahn de ook hen! Un wenn wi uns för eene wilde Dern een flitiges, frames Kind schafft hebben, is dat nich eene Gnad un Froid van Gott dem Herrn?"

[1]) begib dich wieder. [2]) Monate. [3]) unruhig. [4]) Feinspinnerin.

Un de Fru behelt recht, un de Wewer gaff sick drinn, un Marieken spunn furt. Un as se nu gröter wurd, söstein, säwentein Jahr old un all insegend was un in Gotts Wurt sehr belesen, fung se an, äwer sick un äwer de Welt un Gotts Werke to denken, un mennige fine Gedanken snurrden mit dem Spinnrade un lepen mit dem Faden so furt, un se sung sick tüschen dem Stundenslag tom Tidvördrif mennigen hübschen Vers vör, un ehre Finger flögen man desto flinker äwer de Side hen. Äwerst nu vörging ook keen Dag, wenn dat gegen de negde Stund ging, datt se nich an ehre Hemplings dachte un bedede un ook woll weende. Ook hedd se sick eenen Sang utdacht, den unse Kinder nu noch jümmer singen, un wenn se den Sang utsungen hedd, nam se ehr Klöckchen un klung em as den Segen går lising nah. Un dat tröstede ehr dat Hart. Un ditt was dat Kinderleedken:

Kringelkranz de Wide,
Ick spünn so'ne schöne Side
As een Håar
Negen Jåhr.
Mine Moder gaff mi'n Klöckchen,
Dat bund ick an min Röckchen;
Dat sed' Klingdal!

Un so vergingen Marieken de negen Jåhr an ehrem Spinnrade, un se was een går fründliches un frames Kind worden un ook hübsch un fin un hölt sick so nüdlich un manierlich, datt, wenn se in de Kark edder ook to den Nawers äwer de Strat ging, disse se ehren Döchtern wesen[1]) un seden: „Seht då Wewers Marieken, dat is doch dat netteste un hübscheste Dernken im ganzen Dörp!" Äwerst in dissen lesten Jåhren hedd sick noch wat mit Marieken begewen, worüm keen Minsch wüßt, un wat se ook ehren Öldern vörswegen un still bi sick beholden hedd. Das was een wittes Düweken, un mit dem Düweken was't so togahn:

Eenes Winterdags, as Snei un Regen gegen Mariekens Finster slog, kam een wittes Düweken angeflagen, ganz natt un jämmerlich, un fludderde gegen dat Finster. Un Marieken

[1]) wiesen, zeigten.

makte dat Finster up un let dat Düwken in de Stuw, wo et sick warmde un drögde[1]) un denn wedder ut dem Finster flog. Åwerst dårbi blef et nich. Dat Düweken wurd nu Mariekens Kamrat un kam alle Namiddag wedder an dat Finster to flegen, un Marieken makte up, un dat Düweken sette sick up ehr Spinnrad un up ehren Schot, un hedd sick[2]), as wenn't mit dem Mäten spelde. Un dat Kind hedd eene grote Froid an dem Vagel, un in siner Gesellschaft ging't mit dem Spinnen man desto flinker. Un de beiden befründigden sick sehr, un dat Spill ging jümmer wieder. Denn bald kam dat Düweken nich anners as mit vullem Snawel un schüddede Aprikosen un Kirschen un annere schöne Saken vör Marieken ut, de se sick woll smecken let. Un Marieken was ehrem witten Düweken dankbar, un se köfde sick een nettes Körfken un dheed jümmer Arten[3]) un Brodkromen dårin un settede dat Körfken up dat Finster un froide sick, wenn se dat Düweken dårut bicken sach. Un so verflöten ehr de lesten Jåhre as een lustiger Droom, un se grämde sick fast, as ehre Moder sede: „Morgen Awend, Marieken, sünt dine negen Jåhr üm, un denn büst du erlöst!“ Un Marieken föll bi dissen Wurden ehrer Moder üm den Hals un weende hartinniglich, un de Moder weende ook un sede: „O du min leewes, leewstes Kind! O du min Allerlewstes in disser Welt! Wenn du wüßtest, wo veele Millionen Tranen ick weent hew üm dat Wurt van de negen Stunden un de negen Jåhr, dat ick Gott gewen hedd! Wo mennige Nacht ick to Gott üm dine Seligkeit bed't hew, du leewes, leewes Kind! Åwerst Gott Ehr un Pris un Dank! He hett et woll mit uns makt!“

Un den annern Dag wurd upslaten un nich mehr toslaten, un Mäten un Spinnrad un Bibel un Gesangbook un Klöckchen un alles alles ging de Trepp herunner in de grote Stuwe; un dårnah gingen de Öldern mit ehrer Dochter in de Karke un dankten un bededen då. Un't was binah Awend worden, as se to Hus kemen, un Marieken was so vull un beklemmt, un se slek sick går still un heemlich in den Gården un sach mit weenenden Oogen un deepen Gedanken to dem

[1]) trocknete. [2]) hatte sich, tat. [3]) Erbsen.

Finster henup, wo se de lesten schönen Jåhre mit dem witten Düweken spelt hedd; un se künn sick nich holden vör Wehmod un Froid un weende noch mehr un reep: „O du min Düweken! min Düweken!“ Un süh! In dem Oogenblick sach se dat Düweken van dem Finster wegflegen ut dem Körfken, as wenn't noch dårut geten[1]) hedd, un so fludderde et går sacht äwer Mariekens Kopp weg. Un as dat Düweken sick in der Awendschummering[2]) äwer den Gården henut vörflagen hedd, ging Marieken äwen so lising de Trepp herup in ehr Stüweken un nam dat Körfken van dem Finster un küßte et unner dusend Tranen. Un as se sick wedder een beten vörsunnen hedd, kam ehr dat Körfken in der Hand so swår för, as wenn't ganz hüpnig vull Arten west were. Se hedd äwerst keen Arg dårut un settede et swind wedder vör't Finster un leep de Trepp herunner, as ehr Moder se tom Eten reep.

Un den annern Morgen, wat begaff sick? Was för eene nüe, grote Froid un wat för grote un hoge Gedanken för de goden Wewerslüde! De Moder was in dat Dachstüwken herup gahn, noch wat torecht to stellen, un hedd dat Körfken van dem Finster nahmen un sick ook vörwunnert, datt et so swår was. Un se schüddede et ut, und Arten un Brotkromen föllen herut, äwerst ook blanke Dukaten, een ganzer Hupen blanker, nüer Dukaten, wohl 500 Stück. Un de gode Frau vörschrack un vörfierde[3]) sick, un scharpe Gedanken steken ehr dörch't Hart: „Wat is mi dat? Wat bedüdet dat? Woher? Woto? Is dine Dochter, de du een fram, christlich Kind glöwst, een Deef edder wat Slimmers?“ Un se reep Marieken herup, sach se scharp an un wes[4]) ehr de Dukaten, un Marieken vörwunnerde un vörschrack sick äwen so sehr; man van dem Deef edder van wat Slimmern wull un kunn se nicks weten. Un se smeet sick vör ehre Moder up de Knee un reep: „Düweken! Min Düweken! Dat büst du“ — un don hedd ehr Mund Luft un Mot gewunnen, un se apenbårde un vörtellde ehrer Moder alles, wat sick de lesten Jåhre mit dem witten Düweken begewen hedd. Un de Moder wurd wedder froh nah ehren

---

[1]) gegessen. [2]) Abenddämmerung. [3]) bedeutet ebenfalls erschrecken. [4]) zeigte.

Schrecken, nam ehr Marieken in de Arm un segnede se un sprack: „O Gotts Froid, datt du unschuldig un rein büst!" Un se gingen un vörtellden dat dem Vader, un he sede un glöwde mit en, datt een Engel Gottes mitspelt hedd.

Un so hedd Marieken eenen Brutschatz von 500 Dukaten. Un de Olden buwden[1]) ehr een prächtiges Hus dåvan, un fund sick to dem hübschen Mäten een hübscher Brüdegam, un wurd bald eene lustige Hochtid. Awerst Marieken kunn ehr wittes Düweken nümmer vörgeten, un solang se lewde, helt se sick de schönsten witten Duwen in ehrem Hoff; un mag dat witte Düweken van dem Korf woll ook mit darunner flagen sin. Marieken hedd sick't woll inbildt, datt et sick unner ehre Duwen makte un mit Lust un Wollgefallen up se un up ehre Kindekens sach. Se meende ook, se hedd et mennige mal äwer den Karktorm wegflegen sehn. Un van Mariekens Tiden her sungen se un singen bet up den hütigen Dag Kringelkranz de Wide."

Un Smidt Mierk, de nipp tohürt hedd[2]), stimmde mit allen in, dat ditt eene smucke Geschicht was; darup koppschüddelde he wedder un sede: „Wat ick seggt hew, då bliw ick bi. Et is een gefährlich Ding üm de Deerde, un de Minsch schall sick nich to deep mit en inlaten. Gott hett en to sinsgliken henwist, un he schall sick tom Minschen holden un nich tor unvernünftigen Kreatur. Denn wenn he ook grad nich behert ward un so in de Wildnis der Gedanken gerött edder går tor Höllen fahren mütt, so is't doch eene grote Sünd, un is woll nich to beschriwen, wo swår de Minschen sick vörsündigen, de Hunde un Katten ut ehren Schötteln eten laten un de Armen mit Stöcken ut ehrem Huse driwen; un warden dårüm van veelen doch noch nich vör Heiden holden."

---

[1]) bauten. [2]) genau zugehört hatte.

10. Schipper Gau un sin Puk.

„Ji hewt woll oftermals hürt, wo veele Hexerei un Töwerei mit Katten, Zegenböcken, Heimken un Schorfpoggen[1]) drewen ward, un wo de olde Fiend sick darachter steckt un den armen verbiesterden[2]) Minschen in de Höll herin spelt. Äwerst dat gifft so veelerlei Töwerei, datt et nich to denken noch utto=spreken is, un wer schull't glöwen, datt de Düwel listig nog is, in Müggen un Käwer, ja in den allerminsten[3]) Worm sick herintomaken, wenn de vörblendte Minsch nah sinen Dingen lüstern is un nah dem Düstern un Vörborgnen snappt? Denn wer hängen will, seggt dat Sprickwurt, de kann woll dör eenen Spennenfaden to Doode kamen. Als ick in miner Jugend in minen Wanderjåhren ut minem Vaderlande Holsteen nah Rotterdam up Arbeit kamen was, hew ick mennige snurrige Ding dåvan sehn un hürt; denn de Schippers hebben veelen sodhanen Awerglowen un mennigerhand heemliche Künste. Ick mag't äwerst nich all nahseggen[4]); doch will ick ju eens vör=tellen, wat hier bi uns eenem Mann ut Barth edder vam Dars in Prerow begegnet is, un wovan alle Lüde to seggen wüßten, as ick noch een junger Gesell was.

In Barth lewde een Schipper Hinrich Gau, dat was de glücklichste un vörwegenste Schipper in der ganzen Ostsee, dem ook alles to Faden leep[5]). He unnerstund sick, wat keen anner Schipper dörste, un se seden, he kunn mit allen Winden segeln un, wenn he wull, ook wedder den Strom. So veel was eenmal wiß, he wagde sick herut midden im Winter un in dem böseften Unweder un kam jümmer mit ganzen Masten un heelen Segeln dåvan, wenn de annern Schipp terreten un terspleten in den Hawen lepen edder går so deep vör Anker legen, datt keen Minschenoog se wedder to sehn kreeg. Mit dem Gau äwerst ging alles vörwärts, as künn he den Wind ut'm Sack schüdden, grad as he'n brukte. So was he denn

[1]) Kröte. [2]) verirrten. [3]) allerkleinsten. [4]) wiedererzählen. [5]) glückte.

jümmer de Erste up dem Platz un makte de besten Frachten un wurd in weinigen Jähren een riker Mann, datt se en den riken Schipper edder den riken Gau nömden[1]). Dat Ding hedd äwerst so sinen egnen Haken, un um all dat Gausche Glück un Geld mügt ick an dem Haken nich hängen, woran Gau fast was. Denn de Lüde munkelden so wat van eenem blanken Käwer edder eener grönen Pogg[2]) in eenem Glase; un dat was sin Puk, de em den Wind un dat Glück makte, un de Matrosen wullen dat düwelsche Ding unnerwielen[3]) sehen hebben, wenn't stief weihde edder de Nacht gefährlich düster was, wo't as een lütt winzig Jüngiken in eener swarten Jacke eene rode Mütz up'm Kopp up dem Schipp herümleep un alles nahsach, edder ook as een old gris Männiken mit eener kritwitten Parück up dem Kopp, dat am Stürroder satt un in den Häwen[4]) keek un dem Schipp den Weg wisde. Un se vörtellden ook, datt de Schipper sine blanken und grönen Düwelskamraten sehr prächtig plegde in eenem aparten Schrank in siner Koje, wo keen Mensch hensnuwen[5]) dörst, un datt he en då jümmer söten Muschatwin[6]) un Rosinen un Figen hendrog. Denn de in der bittern un suren Hölle wahnen, laten sick am lichtesten mit Zuckerbackels[7]) un Nüdlichkeiten locken un festholden, wenn man se to sinem Deenst anbinden will.

Dat Glück was up disse Wis un mennigen schönen Dag mit dem Schipper Gau up der Fahrt west, un he vörstund sine Geisterkens to regieren, un se weren em up't Komando gehursam un willig. Äwerst tolest vörsach he sick eenmal, un de Düwel slippte em los[8]) un drew sin böses Spill so schrecklich, datt jeder sehn kunn, wat et was. Schipper Gau was mit eener riken Ladung ut England kamen, un sin Schipp lag up dem Strom der Sundischen Reede vör Anker. He was eenen Dag in de Stadt jähren, un Gott weet, wo't geschah (denn süs ging he den Dag weinigstens wohl dreimal an Burd) — he was in een woist Gelag geraden, un se hedden so deep in't Glas keken, datt Gau Schipp un Puk un de

---

[1]) nannten. [2]) Kröte. [3]) bisweilen [4]) Himmel. [5]) hinschnauben, die Nase hinstecken. [6]) Muskateller. [7]) Zuckergebäck. [8]) entschlüpfte ihm.

ganze Welt vörgatt. So hedd unser Schipper twe utgeslagene Dage in Stralsund vördrunken, un sine Dinger, de he hungern let, weren grimmig worden, hedden de Gläser terbraken, worin se seten, un blösen eenen Storm up, datt dat Schipp anfung, mit allen Segeln to spelen, un sick van allen Ankern losret. De Lüde, de up der Brügg un Lastadie[1]) stunden, vörwunderden sick (denn bi de Stadt weihde kum een Lüftken), wo dat Schipp rundküselde[2]) as een Swin, dat to veelen Branwinsbarm[3]) sapen hett. Un et wurd een grot Geschrei, un veele Schippers lepen herbi un ook Schipper Gau. He kreeg flugs een paar van sinen Matrosen un eenige annere Waghälse tohop, löste sin Boot un leet de Remen knarren un reep: „Frisch, Jongs! Frisch! Wenn ick an Burd kam, schälen mine Kerls woll wedder to Loch; se kennen min Komando woll.“ Un Gau kam richtig an dat Schipp, dat sick jümmer rundüm küselde, as wenn't in eenem Strudel stack. Alle annern Schipp rührden sick nich, as wenn för se keene Luft weihde, un was een heel moj Wäder[4]). Äwerst de kecke Gau hedd sick dittmal to veel vörmeten; sine Bürschchen, de wegen des langen Hungers to grimmig weren, leten sick van em weder locken noch hissen[5]); se makten jümmer gewaltigern Storm un dullere Arbeit un küselden toletzt so arg, datt Schipp un Schipper mit Mann un Mus to Grund gingen.

To der Tid ging mennig Gerede mank de Schippers hen un her, un veelen is woll bang worden; äwerst ick glöw, et gifft noch van der Art, de ehre lütten Düwelkens in Schachteln un Gläsern mit an Burd nehmen.“

Nu kamen Geschichten van Johann Geese. Dat was een ganz anner Minsch as Jochen Eigen, de woll god vörtellen kunn as een plappernder Papagei, äwerst ut egnen Gedanken begrep he weinig edder nicks un was een dämeliger Düsing[6]). Johann Geese was man een schlichter Katenmann

---

[1]) Ladeplatz der Schiffe. [2]) sich herumdrehte. [3]) Branntweinschlempe. [4]) vollkommen schönes Wetter. [5]) weder locken noch hetzen. [6]) Dummkopf.

edder Inligger, de van sinem Spaden un Döschflegel lewde, äwerst an Verstand un Sinn was he een egen Minsch un van der Årt, de man nich alle Dag up der Strat findt. He was een langer, starker Kerl mit eenem groten, breden Gesicht un groten, himmelblagen Oogen, worut he sehr fründlich, äwerst ook sehr deepsinnig un nahdenklich lachen un kieken kunn. Wat he wüßt, dat kunn he licht un klar vörtellen, as wer't eene Fabel west; sin Kopp was klüftig un anslägsch[1]), un wat sine Oogen segen, kunnen sine Händ maken. Un vörtellen kunn Johann Geese — mennig Mann hett sinen Vader veel Geld kost't un fiew edder tein Jåhr up Schoolen un Ulenversteten legen un't doch dårin so wiet nich bröcht as disse Katenmann. Johann un ick weren gode Fründe, un he hett mi mennig lustig Dönken[2]) un Leuschen vörtellt un van geistlichen Dingen noch mehr mit mi spraken. He was van Natur een sanftmödig, schicklich un fin Minsch, de sick mit allen Dingen un mit allen Minschen to behelpen wüßt, dåbi een rechtschaffen Christ un still un andächtig, so datt he ook im argsten Wäder un Regen un Snee keenen Sündag vörsümde, datt he nich tor Kark ging. „Denn," sede he, „wenn man ook unnerwielen mit eener gatlichen[3]) Predigt affspist ward, man hett doch den leewen Gesang; un wenn man Gott ehrlich söcht, lett he sick ook finden un weckt eenem gode Gedanken up, de nich ut jedem Tun[4]) edder Turnbusch upflegen." Bi sinen Geschichten äwerst sach he dåhen, datt he in allem, wat geschach, Gott un Gottes lisen un vörborgenen Finger upspörde, un wo de Herr nu mit dem lisen Finger, nu mit der mächtigen Tumenfust[5]) drinn tastede. Därüm vörtellde he am leewsten sonne Geschichten, worin de Lüde sick spegeln, un worut se leeren künnen, datt bawen[6]) uns Eener leewt, de't Roder[7]) hölt un stürt.

---

[1]) klug und voller Einfälle. [2]) Anekdote. [3]) mäßigen, unbedeutenden. [4]) Zaun. [5]) mit voller Faust. [6]) über. [7]) Steuerruder.

11. De spökenden Buren.

De Herr weet woll, wat hier im Lande för een dull Wesen is mit den armen Lüden, un wo hart un unchristlich de Eddellüde de Buren afdriwen un sleifen[1]) un ut ehren Dörpern grote, prächtige Häw maken; so dat nüms toletzt weet, wo he bliwen schall un oft slimmer dåran is as eene wilde Duwe edder een Vagel, de Sommer un Winter frei dör Busch un Wald flegen kann un doch de Eek un Bök[2]) edder een Loch hett, wo he sin Nest buwen mag. As ditt dulle Wesen nu hier to Lande anfung vör een föftig, säwentig Jåhr, då wahnden in Langenhanshagen, wo nu de königlichen Pacht- häwe sünt, idel[3]) freie Buren, de man een fast Grundgeld an de Kron betalden. Se hedden sick dår henbuwt vör langer Tid, noch vör dem groten König Karolus[4]), as't knapp was mit Minschen im Lande un gegen de Wülw un annere Un- deerde Jagden anstellt wurden. Un se hedden Brewe un Sigel dårup, datt, solang se dat Grundgeld richtig betalden, nüms se ut ehren Stellen rücken dürfte. As nu de slichte Tid kam, wo de arme Bur unnergahn un Gewalt för Recht gelden schull, un as in veelen groten Dörpern alle Buren smeten[5]) wurden, un de Eddellüde un Amtshauptlüde lüstern weren, prächtige Häwe dårut to maken, då entstund hier ook een Prozeß tüschen Kron un Amtshauptmann un tüschen de freien Buren, de sick nich wullen godwillig affdriwen noch as de blöden Hunde van ehrem Egendom jagen laten. De Buren hier hedden dertid[6]) eenen düchtigen Schulten, de het Gröning, de let dat so licht nich slippen[7]). De Sak tog sick woll een fiw, sös Jåhr so hen, un toletzt schullen de Buren un de

---

[1]) austreiben und verjagen. Gegen dieses berüchtigte „Bauernlegen" trat Arndt in seiner ersten größeren Schrift „Versuch einer Geschichte der Leib- eigenschaft in Pommern und Rügen" (Berlin 1803) auf. [2]) Eiche und Buche. [3]) eitel, völlig. [4]) Gemeint ist Karl XII., der in Schweden bald nach seinem Tode fast zu einer mythischen Person geworden war. [5]) ge- worfen, gelegt. [6]) zu der Zeit. [7]) entschlüpfen, hingehen.

Amtshauptmann nah Wismar[1]) reisen un då vör'm Köning sülwst erschienen un spreken. Un Schult Gröning reiste ut mit eenem annern Buren, de Hinrich Lang het, un se hedden ehre Brewe un Papiere mitnahmen. Dat verging eene rume Tid[2]), so hürden de Langenhanshäger, ehre Lüde weren in Wismar nich west; un to Hus kemen se ook nich wedder. Un se weren up ewig van disser Welt vörswunnen, un mit en weren ook alle Papiere un Landbrewe verlåren. Un bald ging't ook hier an de Junkerwirtschaft; alle Burstellen wurden dalleggt un grote Häwe dårut makt. Mank de Burslüde äwerst munkelde et, de Schult un sin Kamrat weren doodslagen up der Reis; denn de doode Hund bellt un bitt nich. Ditt geschach, as min selig Vader een junger Gesell was, de mi oft dåvan vörtellt hett. Dat markten sick de Lüd äwerst as wat Affünnerlichs, datt et sit der Tid nich richtig was an der Sandkule, wenn man den Weg kümmt, de ut Langenhanshagen nah Holthoff geiht un nah de Löbnitzer Mähl un Redebaß. Då hett et för mennigen spökt, un dat Volk seggt, keen Rüter kann då des Nachts vörbi riden, datt dat Perd sick nich strüwt un steilt un mit em utriten will, un menniger is då im Sand ümwöltert worden. So weren veele Jåhre vörgahn un de vörschollenen Buren lange vörgeten, då gröben se mal bi'm Wegbetern[3]) recht deep in de Kule herin un gröben de Knaken van twee Liken[4]) ut. Un de olden Lüde, de wieder denken künnen, spreken unner sick, dat weren woll Schult Gröning un de anner Bur, de se nah Wismar affardigt[5]) hedden; de Böswichter un Burenverdelger hedden de dood slagen, en de Papiere afnahmen un se in den Sand vörscharrt. Ob dat nu wåhr is, weet ick nich; dat äwerst weet ick, datt et nich mehr spökt, sit de Knaken up dem Karkhoff begraben sünt un in hilliger Erd liggen.

---

[1]) In Wismar befand sich der höchste Gerichtshof der deutschen Besitzungen Schwedens. [2]) geraume Zeit. [3]) Wegebessern. [4]) Leichen. [5]) abgefertigt.

12. De frame Bur.

In Rubitz bi Kenz lewde een Bur, dat was een still, gotts-fürchtig Minsch, un he hedd eene leewe un frame Husfrau, un se lewden mennig schön Jåhr mit eenanner un hedden Glück un Kinder. Då sturf de Frau, un de Mann was sehr trurig, denn se was een Wif west as een Engel un so fründlich un godhartig, datt se keener Fleg wat to Leeden dhon kunn. Un de Mann were woll för all sin Lewen een Wittmann blewen, hedd he de lütten Kinderken nich hett, de en in ehrer Vörlatenheit jammerden. Un he ging denn to un nam sick de tweede Frau, äwerst sin Hart was jümmer noch sehr bedröwt. Un ook disse Frau was een recht fram und fründlich Minsch un hölt de lütten Kindekens reinlich un nett un ertog se im Christendom un in aller Gottseligkeit; un de Bur hedd se recht leew un lede ook noch twee Kinder mit ehr to. Awerst sine erste Frau kunn he nich vörgäten, un dat was ook woll nich nödig. Se seggen, se besöchte en oft un kam binah jede Nacht an sin Bedd un sprak em fründlich to un ging denn rund üm de Bedden, worin ehre Kinder slepen, un runde en wat in de Ohren un segnede se. Dat is äwerst gewiß, datt de Bur mennige Nacht keene Rauh hedd un upstahn müßt un in't Feld gahn. Un nüms wüßt, wo he hen ging. He ging äwerst nah Kenz un up den Kenzer Karkhoff un lag up dem Grawe, worin sin Schatz vörgraben lag, un he meende, denn were em am nüdlichsten to Mod in sinem ganzen Lewen. Un he hedd dat nich heemlich vör siner jetzigen Frau, datt dat sines Hartens Froideſtunden weren, un datt he dat Nachtwandeln nich laten künn. Un då lag un satt he in dem schönen, grönen Sommer un in dem kolden, bittern Winter, wo de Wülw un Vöß vör Frost hülen un de Tunköning, de Lütte, üm de Finster flüggt un piept. Un då hebben de Kenzer Lüde en eenen Morgen funden, datt he lang utstreckt lag, as hedde he dat Graf küssen wullt un mit sinen Armen ümfaten. Un so hett he eenen schönen, seligen Dood nahmen, un Gott un sine olde

Leewste hebben en to sick ropen in dat himmlische Paradies, wo he nu de Kron dreggt. Un he hett so früntlich då legen, as de in Froiden un disser Welt henäwergahn. Un se hebben en in't Graf leggt bi sinen Schatz un em då mit köhler Erd de warme Leewe todeckt. Un datt hett sick begewen, as dat Gras un de Böm bloihden, då wussen de schönsten Liljen un Rosen ut ehrem Grawe allen tom Teken, datt twee true Harten då begrawen sünt. Un de Blomen sünt jedes Fröhjähr wedder utbraken un hebben mennig schön Jähr bloiht, bet se eenen groten Steen up de Gruft leden. Don was't vörbi.

---

13. De bekehrde Vörwalter.

An Gott schall de Minsch nümmer vörzagen, denn he alleen is schuld, wenn Gott sick van em wendt. Wer Gott söcht, de ward en finden, ludet et in der Schrift. In Divitz, wo nu de Baron Krassow wahnt, was vör langer, langer Tid, woll vör een vier Stieg[1] Jähren, as min Vader noch een lütter Jung was, een Vörwalter, dat was een wilder, duller Kerl, de van Gott un sinem Wurt nicks weten wull, un Supen un Slampampen un Dubbeln un Paschen un Flöken un Sweren[2] un alle dullen un woisten Dinge — dat was sin Lewen. De meiste Tid äwerst lag he up der Jagd, so lang dat Dag was, un ströpte dör Rusch un Busch üm, un des Nachts ret he up't Spill ut un was gewöhnlich up der Landstrate, wenn de ordentlichen Minschen sleven. Denn müßte sin Rapp galoppieren dör Dick un Dünn, un was keene Nacht so düster, datt he nich to Hus ret; denn bi all siner Wildheit was he een grausamer Huswirt un was des Morgens mit der Sünn jümmer wedder up den Platz. As he nu mal nah Middernacht, as't een bisterlich un stockdüster Wäder was, ut Barth to Hus riden kam un an der Brügg was, wo de Schede is tüschen dem Barther un Divitzer Feld,

[1]) Stieg = 20 Stück. [2]) schlemmen, würfeln, spielen, fluchen, schwören.

schuwde sick sin Perd unner em un sprung sidweges un störtede mit em in den Graben un brok den Hals. Då föll dem wilden Jäger dat olde Loischen in van dem wilden Rüter un de Vers

Tüschen dem Himmel un tüschen der Erd
Wurd he noch selig unner dem Perd,

un he dachte mal wedder an Gott, as he so in dem Graben lag in Slamm un Water un van dem dooden Perde terquetscht un fastholden; un he dachte, „hier müßt du vörfrieren un den bittern Waterdood starwen," un fung an, bitterlich to weenen un to beden, Gott mügte doch sine arme Seel so nich wegnehmen in sinem jungen, mit Sünd un Jammer beladnen Lewen. Denn he kunn nich anners glöwen, as dat em't an't Lewen gahn würd; denn wer schull woll to so deeper, nachtslapender Tid in der langen, düstern Harwstnacht kamen un en losmaken un heruthelpen? Un nu föll em all sin dulles, röklose[1]) Wesen un sin wildes Lewen in, un de hellen, bittern Tranen rullden em äwer de Backen. Doch reep he in siner Not: „Gott, du büst gnädig un barmhartig un wetst alles am besten!" Un as he glöwde, hier up Erden sin letztes Vaderunser to beden, un kum noch Atem halen kunn und em alle Gleder in dem kolden Water starr wurden, da kemen twee Soldaten van Wobbelkow, de nah Barth wullen, wo den annern Morgen Munsterung wesen schull. Un se hürden sin jämmerlich Stenen un lepen to un wölterden dat doode Perd van em un halden Lüde un eenen Wagen ut Divitz, datt se den Mann to Hus bröchten. Un de Vörwalter wurd wedder frisch un was nah dissem Fall een Minsch so fram, sachtmödig un christlich, datt alle Lüd sick dåräwer vörwunderden un ehre Froid an em hedden. He let sich äwerst mit güldenen Bookstawen den Versch äwer der Dör malen:

Tüschen dem Himmel un tüschen der Erd
Wurd he noch selig unner dem Perd.

Un he lewde noch veele Jåhr nah dissem Fall in den Graben un plag[2]) to vörtellen un vörtellde et gern, wat Gotts Allmacht grote Gnad un Barmhartigkeit an em geringen Mann

---

[1]) ruchloses. [2]) pflegte.

dhon hedd, datt he en dör so een Teken in Fründlichkeit to sick locken wull; un he sede denn mit Tranen in'n Oogen: Wenn de Minsch man will, Gott will ümmer!

---

14. De Grising[1]) un de Schatz.

In Richtenbarg wahnde een Timmermann, dat was een deeger[2]), flitiger Minsch un hedd ook eene sehr gode un gottsfürchtige Frau. Dat weren een paar flitige un ordentliche Lüd; äwerst Gott wet, dat wull doch nich recht mit en furt, un se hedden in Richtenbarg nich Stiern noch Glück. De Timmermann ging also hen un vörköfde sin Hus un wull't up eener annern Sted[3]) vörsöken un köfde sick wedder in Grimm[4]) an. As nu de Tid kam, datt de goden Lüde bald wegtehn[5]) schullen, wurd de Fru eenmal nachts dör een ganz lises Ruscheln ut den Slap weckt un keek up un sach in der Eck achtern Kachelawen eenen olden Mann im grisen Rock mit eener witten Slapmütz up'm Kopp un eenen Slätel[6]) in der Hand up'm Stol sitten. Et sach ut, as wenn he ehr fründlich towenkte, un to gliker Tid wisde[7]) he mit der Hand jümmer up den Awen. Un de Fru vörschrak sick sehr äwer den olden Grieskopp un drückte sick in der Angst an ehren Mann, stödd em an un reep: „Mann! Mann! Wak doch up un seh, wat dä in der Eck achter'm Kachelawen sitt!" De Timmerman richtede sick up un keek un keek un kunn nicks sehn. Un he wurd bös un schult de Fru hart un bedrauwde[8]) se, wenn se em nich tofreden let im Slap, un sede: „Seht mi mal de Wiwerputzen[9]), de se des Dags fangen! Ji hewt to weinig to dhon, un denn sett't ju de Bös, de mit ju up der Fulbenk liggt, allerlei kruses un wildes Tüg in den Hirnkasten; äwerst mine Ax[10]) driwt Düwel un Gespenster ut, un

---

[1]) Der kleine Graue. [2]) tüchtiger. [3]) Stelle. [4]) Grimmen, Stadt in Vorpommern. [5]) wegziehen. [6]) Schlüssel. [7]) zeigte. [8]) bedrohte. [9]) Weibergrillen. [10]) Axt.

ick wet ook een probates Middel, dat se di utdriwen schall, wenn du mi nich slapen letst." Se äwerst antwurt'te em: „So seh doch to! Kannst du den grisen Mann nich sehn, de då up dem Stol sitt un to uns heräwer kickt? Seh! Seh! Wo he nu wedder up den Awen henwist! He het uns wiß[1]) wat to apenbåren. Ach! Du Herre Je! Wo schüddelt he nu mit dem Kopp! Un wat süht he mit eenem Mal bös ut!" Un de Fru schreide lut up, un de Timmermann schult noch heftiger, un dåmit vörswund de olde Grising. Un de nächste Nacht ging't grad wedder so, un de Fru weckte ehren Mann wedder up. As he se äwerst bedraude, wenn se en nich in Freden slapen lete, würd he ehr de Gespenster mit ungebrennter Asch utdriwen, sweeg se un stack ehren Kopp unner't Bedd. Un de grise Mann kam jede Nacht up dersülwigen Wise, un dat Wif, dat en sehn kunn, wakte jümmer up; man se dörst sick nicks marken laten. So geschach dat woll een paar Weken[2]), un dårup tögen se nah der Stadt Grimm af. Ditt was üm de Ostertid, as se Richtenbarg vörleten. Un as't gegen Martini ging, kreeg de Timmermann eenen Bref van dem Mann, dem he sin Hus vörköft hedd, un he schref em: „Gott tom Gruß, min leewe Fründ! Ick weet, worüm ji ju Hus tom Richtenbarg vörköft hewt, wiel't då mit ju nich vörwarts gahn wull; äwerst Gott, de alles am besten versteiht un regiert, wull ju grad helpen dör dat, wat ju donmals eene grote Not düchte. Un nu hürt to un vörwunnert ju: As wi anfungen intoböten[3]), kreg de olde Kachelawen in der Wahnstuw so veele Risse un rokte so entsetzlich, datt keen Minsch dåbi beduren[4]) kunn. Ick müßt also to dem Pötter[5]) schicken, datt he kem' un den Awen ümsettede. As wi nu dåbi weren un dat Ding wegnehmen un up den Grund kemen, wurd ick eenes går glatten, witten Fliesensteens wåhr[6]), worup mi düchte datt ordentliche Bookstawen sett't weren. Un wi vörwunnerden uns sehr, un eener sede to dem annern: Latet uns den Steen rögen[7]); wer wet, wat unner em vörborgen is? Un wi grepen to un bröken den Steen los. Un as he

---

[1]) gewiß. [2]) Wochen. [3]) einzuheizen. [4]) aushalten. [5]) Töpfer. [6]) gewahr. [7]) rühren, aufheben.

wegnahmen un Schutt un Grus wegrümt was, wat segen wi? Een höltern Kästchen mit Bleck beslagen un mit eenem vörrusterten Slott feel uns in de Oogen. Un de Pötter reep ut: ‚Herr min Gott! då mütt een Schatz drin sin! Un nu, Kinder, latet uns een Vaderunser beden, datt uns keen Unglück schüht un de Kasten vörsinkt.‘ Un wi nehmen dat Evangelienbook un lesen een paar Kapitel un feelen up de Knee un bededen een Vaderunser un broken denn in Gottes Namen dat Slott up. Dat geschach äwerst bi hellem, lichtem Dage. Un as de Deckel upsprung, funden wi toerst nicks as olde, half vörfulte Lappen van Dok un Ledderwark, un de Pötter sede: ‚De hedden wi künnt liggen laten.‘ Äwerst dårup nam ick mi een Hart (denn schudderig was mi to Mode) un dheed eenen deepen Grep[1]) un packte een Büdelken; un dat Büdelken föhlde sick hart un swår an, un ick treckte et herut[2]). Un dat van Older vörfulde Büdelken borst ut eenanner, un de hellsten un blanksten Dukaten sprungen un klungen ümher. Un wi swind dräwer her un sammelden mehr as 1500 up. Un dat müßt ick ju schriwen, Fründ. Un nu kamt un halt juw Geld. Mi kümmt dat nich to; denn ji hewt mi dat Hus vörköft äwerst nich den Schatz.“

Un de Timmermann erstaunde, as he den Bref lesen hedd, un sweeg eene lange Tid. Dårup ging he hen un las siner Fru den Bref vör. Un se besunn sick nich lang un reep: „Sühst du't nu, Mann? O min nüdlich grises Väderken! O du min klokes Slapmützkerlken! Då hebben wi di, då büst du sülwst. Du Büffelskop du! Hebb' ick di't nich seggt, as min Grising achter'm Awen satt un so bedenklich mit dem Kopp wackelde un mit den Händen wenkte? Gewiß, dat is eener van unsern Vörölderu, de uns den Schatz då weglegt hett, wenn eener van den Sinigen mal in Not geröde, datt he uns helpen künn. Un nu as wi dat Hus vörköpen un in eenen annern Ort tehn müßten, hett et en jammert, datt frömde Lüde besitten schullen, wat den Sinigen tokam, un dårüm hett he mi jümmer upweckt.“

So sede dat Wif un sprung as dull un vull up allen

---

[1]) Griff. [2]) zog es heraus.

Vieren herüm un let dem Mann keene Rauh, he mußte sich eenen Wagen anspannen laten; un se setteden sick drup un flink nah Richtenbarg to. Un as se ankemen, bestund de Mann, de ehr Hus köft hedd, dårup, se schullen den ganzen Schatz nehmen. Äwerst de redliche Timmermann sede: „Dat verhöde de leewe Gott, datt ick so grot Unrecht dhon schull! Mank[1]) Dausenden büst du wohl eener van den weinigen Ehrlichen, de sick een Gewissen drut makt hett, den blanken Fund still to beholden. Un dårüm schall schehn, wat recht is, un wi willen delen[2])." Noch strüwde sick de brave Mann, doch toletzt drung de Timmermann en dårto. Un don reisten de beiden Ehlüd går vörgnöglich to Hus un köften sick Acker un Wischen ün hedden van dem Dage an, datt de olde Grotvader sine Kist updhan hedd, in allen ehren Dingen Glück un Segen.

---

15. De witte Fru to Löbnitz[3]).

In Löbnitz ging de Red, datt eene witte Fru bi nachtslapender Tid rundging. Ehr Gang was van der Bleke[4]) äwer dat Steg, dat achter dem Backhuse up der Beek[5]) liggt, dörch dat Backhus üm den Schaapstall un üm de grote Schün[6]), un denn går langsam dör den Boomgården un Blomengården, wo se oft still stund un sick bückte, as wenn se Äppel upsammelde edder Blomen plückte. Van då ging se toletzt in dat Hus, wo se üm Klock een meist ut dem Keller unner der Trepp herupsteeg mit eenem Licht in der Hand, waran blage Fünkschen stöweden, un dat hell upgnistrede. So is se oft sehen üm de Gespensterstund, un ook mine selige Moder sede, se hedd se mal schemern[7]) sehn. Se plag jümmer an der Trepp still to stahn un sick wunnerlich ümtokiken, ook woll de

---

[1]) Unter. [2]) teilen. [3]) Das Gut Löbnitz bei Barth in Vorpommern hatte Arndts Vater von 1788 bis 1805 gepachtet. [4]) Bleiche. [5]) Bach. [6]) Scheune. [7]) schimmern.

Husdör to beföhlen, ob se slaten were; denn ging se langsam un potentatisch[1]) de Trepp herup un steg to Bänen unner de Oken[2]) to den Katten un löschte ehr Licht ut. Dat is eenmal wiß, keen Minsch ging to der Tid gern up de Dele un up de Trepp; un dat was dat Besünnerlichste, datt keen Hund då je to liggen edder to rasten plegde. Un oft is't schehn, datt Mägde, de de Trepp mit Licht herupgingen edder des Nachts då wat to bestellen hedden, plötzlich as för dood henstörteden un denn elendig krank wurden; un de hebben vörtellt, de witte Fru wer en mit dem blagen, gnistrigen Licht in den Weg treden un hedd se anpust't. Van disser witten Fru vörtellde Johann Geese eenmal:

„Mit der witten Fru, de to gewissen Tiden, am meisten im Harwst un Winter to Löbnitz ümgeiht, schall man sick woll in acht nehmen un den Düwel nich im Äwermod vörsöken. Dat is een erzböses Wif, un se geiht nich vörgäws in der wilden Unrauh rund un makt ehrlichen Lüden de Nacht gruwlich. Dat's woll hundert Jåhr her un länger, datt se to Löbnitz würklich lewde un regierde. Se was een rikes un vörnehmes Eddelmannswif, un se seggen, se kam ut Polen — so schön un witt as de witte Dag, datt ehresgliken van Schönheit kum up der Welt west is. Äwerst se was eene leidige Hex un falsch un listig van Grund ut, un slimmer as Bollis[3]) im Winter; un de olde Fiend hedd ehr den letzten Bloodsdruppen vörgiftet, datt ook nich een god Håar mehr an ehr was. Se was grausam hoffardig un lichtfardig, solang se jung un schön was, un schall ehren olden Mann mit Gift vörgewen hebben. As et äwerst mit ehr gegen dat Older ging un se een drei Stieg[4]) Jåhr up dem Puckel hedd, då vörlet se de lustige Düwel, de im Blood sitt, un äwergaff se sinem slimmsten Broder, dem hungrigen un kattigen Gizdüwel[5]), dem Düwel, de nich slapen kann, dem rechten Negendöder[6]) der Seelen, as de Herr Pastor seggt. Nu wurd dat olde Wif eene slimme Minschenschinnerin un Lüdplagerin un kratzte ut dem Blood und Sweet der armen Lüde Gold in Hupen

---

[1]) feierlich. [2]) auf den Boden unter das Dach. [3]) Hohleis.
[4]) eine Stiege = 20 Stück. [5]) bösartigen Geizteufel. [6]) Neuntöter.

tosam un vörgrof't[1]) an veelen Stellen. Un as se endlich van disser Welt weg müßt, is't ehr tor Straf sett't, datt se up desülwige Wis, as se annern keene Rauh un Rast günnt hett, ook im Grawe noch keene Rauh finden schull. Darüm mütt se nu ümgahn in der doistern Nacht, wenn alle frame Kreaturen un christliche Minschen slapen un de hungrigen Wülw un Vöß un Mårten un Ilken[2]) un anner sodhan Tüg alleen up den Beenen sünt. Denn mütt se herut in Hagel un Snei un Wind un Regen in dem witten Doodenhemd mit dem gefährlichen Licht in der Hand. Un wiel se im Keller un in der Bleke dat meiste Geld vörgrawen hett, dårüm mütt se dår am meisten ümlopen. De Herr hett woll de Löcher sehn, de de Schatzgräwers dissen Winter up der Bleke upwöhlt hebben? Äwerst de dummen Narren! Då ward keen Minsch wat finden. Denn je slimmer de Minsch is, de Geld in der Erd vörgröft, desto grötere Macht hett de Bös äwer den Schatz, un desto deeper kann he en to sick herunnertrecken[3]). Un wer seggt uns, wo veele dausend Faden deep he ehre Geldkasten in de Erd herunnerslaken[4]) hett? Dat is ook wåhr un is dör veele Teken bewist, datt düslike[5]) vördammte Seelen, de im Graw keene Rauh hebben, van Gott brukt warden, de Slimmen in Tucht to holden. Denn wer in vörbadner Tid as Sliker edder Deef herümlurt un wat söcht, wo he nicks vörlåren hett, un dem witten Wiwe in den Wurf kümmt, mit dem dörft se affåhren, as't ehr geföllt, wenn he nich noch tor rechten Tid een himmlisch Gewehr ergrippt, as een Evangelienbook edder een Gebet, dem Gott anmarkt, datt et nich tom Spaß ut der Kehle geiht. Dat hett sick vör een twintig Jåhr begewen. Då was in Langenhanshagen een Snider, de het Jakobs un was as een Töwerer[6]) un Deef vörropen, de des Nachts selden in sinem Bedd sleep. Den funden se eenes Morgens to Löbnitz an der Eek[7]) achter dem Backhus, wo de Steg äwer de Beek geiht. O je! Wo bummelde de grote Kramsvagel! Un wo frisch weihede dat Snidenhoiken[8])

---

[1]) vergrub es. [2]) Marder und Iltisse. [3]) herunterziehen. [4]) heruntergeschluckt. [5]) dergleichen. [6]) Zauberer. [7]) Eiche. [8]) Schneiderlein.

im Wind! He was mit eener frischen grönen Wide upknüppt. Sine Fründschaft sede woll, datt he sick woll sülwst een Leed andhan hedd; äwerst wie weten dat beter: sine Uphengersche[1]) lewt noch."

---

16. De Prester un de Düwel.

Starkow hett jümmer deege[2]) Presters hett, de as unser Pastor Scheer[3]) den Minschen woll an't Hart to kamen un den Düwel, wenn he sick nich går to sehr inwörtelt[4]) hett, uttodriwen vörstunden. Un wet de Herr, wo dat herkümmt? In olden Tiden, as de Heiden hier utdrewen un Gotts Wurt un dat bloodige Krütz predigt wurden, was disse Gegend hier üm Starkow, Redbaß un Löbnitz nicks as Holt, Heid un Morast, wo hier un där een Mann in sinem Hüsken wahnde. Då kam ook een Pastor, un de nüe Kark schull buwt warden; äwerst der Lüde was weinig un dat weinige ook noch arm. De Pastor is een sehr gottsfürchtig Mann west un klok dåbi un hett veel hen un her sunnen, up wat Wis he Gotts Wark vullbringen un sinem hilligen Wurt eene Stad bereiden künn. Un då is em de Düwel infollen, de olde Schalk un Seelenfänger, de sick oft bi em infund, wenn he sine stille Bedstund in sinem Kamerken helt. Denn he kennde en woll, wenn he sick as eene swarte Fleg up sine Bibel settede un darup herümmwipperde. Denn de Stank blef nah, wenn de Fleg wegflog. Un de kloke Herr hett den Düwel mit List dran kregen un bedragen[5]), un Satan hett sweeten[6]) müßt, datt em de höllschen Druppen äwer de Näs lepen. Un in drei Dagen hett de Kark fix un fardig då stahn, as de Herr se noch süht, un is eene van den öldsten in Pamerland[7]), un ehr Baumeister hett se nich mit inwihen helpen dörft. Äwerst dat mütt man

---

[1]) Aufhängerin. [2]) tüchtige. [3]) Georg Christian Scheer war 1780–1805 Pastor in Starkow, einem Kirchdorf in der Superintendentur Barth. [4]) eingewurzelt. [5]) betrogen. [6]) schwitzen. [7]) Pommern.

em laten, so slimm de olde Fiend is, he hett eene grote Dägd[1]), un dat is de Dägd der Geduld un Arbeitsamkeit, datt he sick nicks vördreten lett, wat to sinem Geschäft hürt — un datt künn een Christenminsch sick ook woll van dem Doiwel leeren laten. Wo sehr de kloke Prester en ook veziert un narrt hedd, he makte een fründlich Gesicht dåto un kam jümmer wedder un frog sinen Kunden, ob he em noch nich in wat denen künn, un ob he nich noch eene kleene Arbeit för en hedd. De Prester äwerst fürchte sick vör dem Schelm, datt he en doch beluren mügte, un wull nicks mehr mit em to dhon hebben.

Nu was då een Dörp, dat nah Starkow in de Kark ging; dat lag achter dem Holt heel nah[2]), un de Pastor müßt oft dåhen riden. Äwerst so nah dat Dörp ook lag, was't wegen Unwegsamkeit doch een Dreiviertelwegs[3]). Denn he müßt eenen wieden Weg maken äwer Oldenhagen[4]) un üm den groten Wald herüm, wiel in dem Holt een deeper Morast was, wo man alleen im Sommer äwer kunn. Då föll dem Pastor eenes Dages in, ob he sinen Werkmeister nich wedder bruken un dran kriegen schull. Un as de Düwel eenmal wedder kam, slot he den Handel af mit em un besprak sick mit dem Bösen: he schull em in drei Dagen den Weg dör't Holt un eenen Damm äwer den Morast maken, un he wulle mit Lif und Seel sin wesen[5]), wenn he en betrappelde[6]), datt he man eenen Strohhalm breet ut sinem Vörbeet[7]) ging. De Prester satt äwerst in sinem Gården unner eenem Boom un las de Predigt äwer, de he den nächsten Sünndag holden wull; un sin Swur was: „Düwel, wenn du in drei Dagen den Weg un Damm dör dat Holt to der Horst[8]) fardig krigst, so schast du mine Seel nehmen, wo du se findst, wenn ick nich mehr up dissen minen Vörbeet stah.“ Un de Düwel smunzelde in sinem Sinn un dachte: „Den Vagel hest du fangen: denn wo will de dumme Prester dat woll anfangen, datt ick'n nich mal uter sinem Vörbeet treffen schall? Dat Lewen is lang, un de Gedanken sünt kort, un ehr Beten van Faden ritt

---

[1]) Tugend. [2]) hinter dem Gehölze ganz in der Nähe. [3]) soll wohl Weg von einer dreiviertel Meile bedeuten. [4]) Altenhagen. [5]) sein. [6]) beträfe. [7]) Gebiet. [8]) Name einer Försterei.

licht af[1])." Un he ging lustig weg un makte sick an de Arbeit, haude Eeken af un makte Brüggen un slepte Steene un kårde Sand, un ehr drei Dag üm weren, stund de grade Weg då un lag de schöne Damm fardig, so schön un glatt, datt een Köning mit Lust dräwer fåhren kunn. Un he kam to dem Prester un sede, de Weg un de Damm sünt makt, un he lurde em nu up, wo he en faten un begigeln[2]) künn.

Un kum vergingen een paar Dag, so nam de Prester sinen Stock in de Hand un ging den Weg nah Redbaß herut, sick sine Brewe un Zeitungen van der Post to halen. Un as he kum an de Brügg kamen was, wo de Sched[3]) is tüschen de Redbassier un Starkower Feldmark, wipps, hast du mir nicht gesehn, was de olde Grising[4]) då in sinem roden, scharlaken Tressenrock un mit sinem Hahnenfoot, wippelde, as een Hester[5]) üm dat kranke Küken, üm den Prester herüm un stellde sick achter em up den Weg, datt he em nich wedder torügg lopen künn. Un he grüßte en up sine düwelsche Wise går fründlich un reep: „Willkamen, Presting! Nu müßt du mal mit mi kamen un tosehn, wo't sick in der Höll lewt, un ob du se dinen Buren richtig utleggt hest. Wo steiht et? Hest du din Fell brav insmeert, datt et in der Hitt[6]) nich springt?" Un as de Düwel disse spöttsche Red dhan hedd, makte he sick an den Prester un wull en packen; äwerst he kunn nich, denn em kam een Gruwel un Grusen an, as wenn he mit sinen Klauen in kold Is tastet hedd. Un de Prester lachte mit grotem Vergnögen, blos em ut siner Pip den Tabaksrook in de Näs un sede: „Holt, Düwel! Då is noch een Sticken vör, datt du nich herin kannst. Markst du, datt ick up minem Vörbeet stah? Un dåmit du Schlangenschelm et begrippst un in dinen Düwelsknaken zitterst un bäwerst, so kumm her un seh!" Un de Prester tog eenen Stäwel ut un wieste dem Düwel, datt he drei, vier Bläder ut dem Evangelienbook in sine Socken inneiht hedd. Un de hedd he ook in sinen Stäweln hett, as he im Gården den Eid swur un sinen Handel äwer den Weg dör't Holt afslot. Un de

---

[1]) ihr kurzer Faden reißt leicht ab. [2]) betrügen. [3]) Grenze.
[4]) Der alte Graue. [5]) Elster. [6]) Hitze.

rode Düwel wurd vör Grimm blaß un bleek as de Kalk an der Wand un schämde sick un vörzagde an dem Prester un neihde ut[1]), as wenn em Für unner den Salen brennde, un hett sick sin Leder[2]) nich mehr bi em sehn laten. Un de Prester hett as een gottselig Mann lewt un is so storwen, un de Kark steiht bet dissen hütigen Dag, un de Damm liggt noch un führt den Namen sines Baumeisters, het de Düwelsdamm; äwerst nahgrad wer't woll nödig, datt man den Düwel eenmal wedder dran krege tom Utbetern; denn he hett vördammt veele Löcher. Un wenn man ditt so bedenkt un de olden Geschichten hürt, so mag man sick woll wundern, datt de Presters nu tor Tiden so weinig känen un den Düwel nich mehr am Strick hebben. Se seggen, de olde Herr van der Finsternis un Düsternis is dood un lewt nich mehr, äwerst se känen't nich bewiesen, un ick glöwt nich; denn he reckt sine Tatzen noch oft nog hervör. Un wahrhaftig, leider Gotts! An dem Düwel fehlt et nich, man de rechte Glow fehlt un de rechte Leewe, de rechte, fürige, himmlische Leewe, de de ganze vullgeproppte, glönige Höll un alle Millionen Düwels mit eenanner utbrennen un in Asch vörwandeln kann. Un därüm vörseggt en dat Hart, et mit em uptonehmen. De Olden vörstunden't beter un wüßten den Spruch mit der Dhad uttoleggen: West klok as de Slangen un eenfoldig as de Duwen. To der Tid, as de Düwel Karken und Klöster buwen müßt, gaff't gottskloke Lüde; nu äwerst sünt se düwelsklok un negenklok[3]) un äwer all der Klokheit is de Vörnunft dumm worden, wo se de goden un slimmen Geister mit eenem Blick underscheiden un de Engels und Düwels in Christo begripen un den Lüden utdüden kunnen. Se söken den leewen Gott in der Welt, wo he is un ook nich is, un nich in der Bibel, wo en jeder finden kann, dem Negenklokheit de Oogen nich vörglastert[4]) hett. Were he so säker un wiß up der Landstrat to finden, so were de leewe Heiland jo ümsüs vam Himmel herunnerkamen, sin dürbares[5]) Blood am Krütz för uns to vörgeten.

---

[1]) riß aus, entfloh. [2]) in seinem Leben. [3]) superklug. [4]) verblendet. [5]) teuerwertes.

17. De Wewer un de Steen.

De Herr hett woll dat steenerne Krütz sehn, dat am Wege steiht, wo man van der Löbnitzer Mähl[1]) nah Redbaß geiht. Då lag vör dissem[2]) een Steen, de was in twee Stücken tersprungen. Den hebben se wegnahmen, as de Fürst Hessenstein[3]) de prächtige Redbasser Brügg buwen let; un dat is schad, denn de Steen hedd wat in sick, un't was eene Geschicht mit em, woran sick mennigeen spegeln un wobi jeder Wandersmann, de vörbi ging, sine goden Gedanken hebben kunn; un he was recht een Wahrnagel[4]) för de Deewe un för alle falschen Nachtslikers. Nu he äwerst weg is, ward et woll to swind vörgeten sin; un wer weet, wo lang dat Krütz noch steiht? Denn nu is de Tid då, wo se alles ümkehren un dat Olde vörachten.

Vör langen, langen Tiden, lang vör Minschengedenken, wahnde in Redbaß een Wewer, dat was een groter Schelm. He wewerde äwerst nich veel (denn sin Wewstohl stund jümmer still), äwerst he grep to eener Kunst, wodör man een lustig Lewen holden un swind rik warden kann; un de Düwel hedd to sinem Gespinst den Inslag makt, un nu mag de arme Stacker[5]) tosehn, wo he dat Netz utrawweln[6]) will, dat he sick sülwst wewt hett. Des Nachts, wenn de ehrlichen Lüde slapen, was min Wewer jümmer flink mit sinen Gesellen up den Beenen, un fette Swin un Gös[7]), de de Bur den annern Morgen tohauen wull, un Schinken un Mettwurst un mennig swärer Immenrump[8]) un blanker Schepel Weiten kam int Hus, un nüms wußte, up wat för eenem Wege. Dat äwerst wüßten alle Lüde im Dörp, datt de Wewer ful was as de Oss üm Wihnachten, un datt he fedder lewde as de Schult un Vörwalter. Un se munkelden woll unner sick, he were een Deef un Röwer un stünd ook mit dem olden Draken im Vörbund[9]), de em alles todröge; äwerst bewiesen kunn em't

[1]) Mühle. [2]) früher. [3]) Fürst Wilhelm von Hessenstein war 1778 Generalstatthalter von Schwedisch-Pommern. [4]) Warnungszeichen. [5]) Wicht. [6]) auflösen. [7]) Gänse. [8]) Bienenstock. [9]) im Bunde.

keener. Nu begaff sick't eenes Dages, datt unser Meister Urian mit sinem Gesellen dem Löbnitzer Möller eene Nacht in de Mähl brok un datt jeder sinen Sack Weiten furtdrog. Glik drup kam de Möller mit sinem Burschen, un se funden de Mähl apen[1]) un den Weiten weg un lepen up den Wegen herut, ob se nüms gewåhr warden künnen. Un se kemen ook up den Redbaßer Weg un påckten unsern Wewer, de mit sinem Weiten up eenem groten Steen satt; de Gesell äwerst was wiet vörut. De Möller un de Mählenbursch nehmen nu unsern Wewer tüschen[2]) sick un prügelden en deeg[3]) af, un dårup müßt he sinen Weiten wedder upsacken un mit gewaltigem Pusten un Stänen nah Löbnitz bet an dat Möllerhus dregen. Då hölden se en fast, denn se meenden ganz säker, datt he de Weitendeef were. Un den annern Vörmiddag was groter Gerichtsdag to Löbnitz. Un de Wewer hölt sick stif un lögnede alles un lede swåre Klag up den Möller un den Mählenburschen, datt se en as eenen Deef festholden, up der Landstrat slagen un em sinen egnen Weiten afnahmen hedden. „Denn“ — schreide he — „ditt is min Sack“ (he hedd äwerst sinen egnen Sack mit sinem Namenteken mitnahmen un de Weiten dårin schüddet), „un de Weiten dårin is min Weiten, den ick mi gistern awend van dem Buren to Holthoff köfft hew. Un wenn ji't nich glöwen willt, so schickt hen un latet den Buren halen un fragen, un wenn he seggt, datt ick den Weiten van em nich köfft hew, will ick nu un ewig een Schelm heten.“ Un se schickten nah'm Holthoff, un de Bur sede ut, as de Wewer bedürt[4]) hedd; denn he stack ook mit drin un was een Aflegger un Deewshehler[5]). Un nu wüßte de Richter keenen annern Rat; he hölt den Wewer woll för eenen Deef, äwerst he kunn em't nich up't Lif seggen[6]), un dårüm müßt he en tom Swur laten. Un he nam den Möller un den Mählenburschen un den Wewer, un se gingen mit eenanner to dem Steen un dem Krütz up der Haid am Wege, wo de Möller en packt hedd, un då vörmahnde he den Wewer noch eenmal, Gott de Ehre to laten, wenn he sündigt hedd,

---

[1]) offen. [2]) zwischen. [3]) tüchtig. [4]) beteuert. [5]) Abnehmer und Diebeshehler. [6]) auf den Kopf zusagen.

un leewer sine Sünd to bekennen un de Straf to liden as eenen falschen Eid to dhon un ewig in der Höll to braden. „Denn", — sede he un sach den Schelm dåbi sehr ernsthaftig an — „disse Steen wat woll tügen[1]) gegen di, wenn du falsch swerst, un disse Durnbüsche warden de Köpp äwer die tohop[2]) stecken un Weh un Zeter äwei di schreien." De Wewer äwerst let sick nicks anfechten; he makte sin Hart fast un verschot keene Min[3]) un swur frisch weg, datt he unschuldig were an des Möllers Dör un Weiten, un sprack mit frecher, luder Stimm: „Lat dissen Steen in Stücken springen, un wenn et een mundlos Kindeken[4]) weet, datt ick de Deef bün, lat et oogenblicklich dat Wurt gewinnen!" Un då gingen se van dem Steen wedder nah Löbnitz torügg, un de Spruch was: De Möller un de Mählenbursch müßten dem Wewer Afbidde dhon un för den Schimp un de Släge hundertföftig Daler betalen un alle Kosten stahn[5]). Dat hebben se noch to ehrem Schaden; de Wewer äwerst strek dat Geld in un lachte in sin Füstken, nam sinen Weitensack up den Puckel un plegde sick eenen goden Dag van dem Roof un van dem glücklichen Geldfang.

Nu was't to spad, em totoropen: „Holl up! Holl up!" He was to dicht van den Doiwelsstricken bestrickt un kunn nich mehr herut; sin Wagen was loslaten un lep störtlings[6]) bargaf. He dref dat lichte Handwark noch een paar Jåhr un wurd een Perdeef[7]) un Straträwer un Mörder un strek an Galgen un Strick oft hart vörbi. Toletzt åwerst wurd he in Rostock fast[8]) mit mehreren siner Gesellen, un då kam et ut[9]), datt he vör drei Jåhren in Kenz een Hus anstäken[10]) hebb, worin eene olde Frau un drei Kinder vörbrennt weren. De arme Sünder wurd nu utlewert nah Redbaß, wo he to Hus was, un sin Urtel wurd spraken: he schull an dem Pal vörbrennt warden. As he hier satt, dachten se in Löbnitz un Redbaß wedder an den Weitensack, un wo he sick an dem

---

[1]) zeugen. [2]) zusammen. [3]) verzog keine Miene. [4]) ein Kind, das noch nicht sprechen kann. [5]) für alle Kosten einstehn. [6]) sich fast überstürzend. [7]) Pferdedieb. [8]) wurde festgenommen. [9]) kam es heraus. [10]) angesteckt, angezündet.

Steen up der Haid losswåren hedd. Un de Königliche Amtmann un de Schult leten dat Holt, worup he vörbrennen schull, dåhen führen un richteden em an dem Steen sinen letzten fürigen Stol up. Un då hett sick begewen, as he in der heeten Qual satt un sinen letzten Lewensschrei van sick gaf, datt et unner dem brennenden Holte klungen hett, as wenn een Kind weent. Un alle Minschen, de dåbi stunden, hebben sick vörwundert un vörfiert[1]) äwer de Kinderstimm, un een old Wif hett seggt: „Då hett mal eene Mordhand een Kind in de Erd scharrt, un dat rührt sick nu in siner Gruft.“ Äwerst de Mählenbursch van vörmals, de nu Möller in Karnin was un dåbi stund, reep ganz lude, datt alle Lüd et hürden: „Ne! Keene arme Sündersche hett ehr Kind då in de Erd vörgraben, då hett de Schelm up dat Evangelienbook sin falsch Wurt ingraben, un dat mütt, dåmit de Wahrheit an den Dag kümmt, unner der Erd herut schreien: Wewer, du hest Gott belagen! Un nu will'n wi sehn, wo't mit dem Steen utsüht.“ Un de Möller vörtellde de ganze Geschicht van dem Weitensack, un wat de Richter bi dem Steen seggt hedd, un wo sehr he den Wewer up sine ewige Seligkeit vörmahnt hedd, un up wat Wise un mit wat för Wurden de Wewer sick darup vörswåren hedd. Un de Lüde vörstaunden sick, un keener kunn een Wurt spreken vör Schrecken. Un as de arme Sünder vörbrennt was un nicks as Asch un Knaken äwrig weren, da trat de Möller to dem Steen un rakte[2]) mit dem Stock de Asch weg van dem Steen, un süh, de Steen was terborsten un in twee Stücken tersprungen. Un alle Lüde seden: „Seht! Dat is Gotts Finger“, un gingen in Furcht un Zittern to Hus. Äwerst ob van allen den, de dåbi stunden, ook nich eener mal stahlen hett, daför will ick nich god stahn; denn so ward et woll in disser Welt bliwen, solang se steiht.

---

[1]) erschrocken. [2]) schob.

18. De krassende Hahn.

Een Förster, de im Holt wahnde, hedd twee Sähns, eenen van twelw, den annern van viertein Jähren. Nu geschah et eenmal, datt he mit siner Frau utfuhr, un de beiden Jungs blewen alleen to Hus. Sick de Langewiel to vördriwen, gingen se in ehres Vaders Stuw, nehmen sick jeder een Gewehr, löden se un gingen in den Gärden, Sparlinge to scheten. Se fünden äwerst keene Vägel. As se nu wedder ut dem Gården herut gahn wullen, spelden se mit den Flinten, as unfrode[1]) Jungs dhon, un leden up eenanner an, as wenn se scheten wullen. Un as dat Sprickwurt seggt: Wenn de Minsch vörbaden Spill makt, gift de Düwel ümsünst de Musik dåto — dem öldsten Jungen ging dat Gewehr los, un sin Broder störtete dal as een Sparling, un was muschdood un mickte nich[2]). In der Angst vör sinem Vader leep de Jung hen, nam eenen Spaden un grof sinen Broder in de Erd, wo he fallen was. Un as he dåbi was, flog een roder Hahn up den Tun, slog de Flüchten tosam un kreihde mit luder Stimm. Un de Jung sede to em: „Hahn, du swiggst!" Un he nam ook de beiden Flinten un hängde se wedder an ehre Stell. Un as den Awend Vader un Moder to Hus kemen un fragden, wo sin Broder were, antwurte he as Kain: „Wat weet ick, wo he is? He leep int Holt, glik as ji weg wert, un he is woll sinem Dohnenstieg nahgahn un ward jo woll noch kamen." Un dat wurd spad, un de Jung kam nich un kunn nich kamen, un de Oldern wurden sehr unruhig un trurig. Awerst de Doodscheter let sick nicks marken un dheede, as wenn he van nicks wüßte. Un se schickten ut in den ganzen, groten Forst un lepen sülwst üm up allen Wegen un dör alle Dohnenstiege un spörden üm in allen Dörpern ümher, wo he hen to gahn plegde to den Nawers, un keen Minsch kunn en wat van dem Jungen vörtellen. Un toletzt glöwden se, he were in

---

[1]) ungezogen. [2]) war mausetot und rührte sich nicht.

een Water fallen un vörunglückt, edder een Wulf edder anner Undeerd hedd en terreten. Äwerst de Hahn lewde noch, de den Dooden begraben sehn un den Grafgesang dåto kreiht hedd. Un hier sach man recht, datt ook de dummen un unvörnünftigen Deerde äwer Doodslag un äwer vörgaten Minschenblood Lut un Teken van sick gewen mütten, wenn't Gotts Will is, datt et an den Dag kamen schall. Keen Dag vörging, datt de rode Hahn nich twee-dree-mal henging, äwer den Gårdentun flog un sick henstellde, wo de erschatene Jung vörscharrt lag, un dåbi kreihde, as wull he seggen: „Hier liggt, wat ji sökt, kamt her, halt ett herut!" Äwerst keen Minsch hedd acht darup gewen, wiel den Sommer då Kartüffeln stunden, wobi nüms wat to dhon hedd. Äwerst as de Erdtüffeln herut nahmen weren, ging de Försterfru hen un seiede Blomensaat up der Stell, un as se sach, datt de Hahn dat bekrassede, jog se en weg. Un as he den tweeten un drüdden Dag jümmer wedder kam un't nich beter makte, nam se den Hahn un spunde en in[1]) un let en erst den söSten Dag wedder ut, as dat Saat all heel grön upgahn was, un meende, nu würd he ehr de Blomen woll tofreden laten. Äwerst kum hedd se den Rüggen wendt, so wurd se ut dem Finster gewåhr, datt de Hahn all wedder då was un ut sinen besten Kräften un Künsten krassede un kreihde. Un se leep hen un reep ehre Magd un den Jägerburschen, datt se ehr den Hahn gripen hülpen; denn se was utermaaten bös un wull em den Hals ümdreihen, wenn se en kriegen künn. De Hahn äwerst was keen Narr un leet sick nich gripen. Un as se sick all ut dem Atem lopen hedden üm den Hahn un he to Busch flagen was, kam de Mann van der Jagd, un de Fru vörtellde em, wo't ehr mit dem Hahn ging, un sede dåbi: „Were ick äwerglöwsch, ick kunn mi inbilden, datt då wat Sötes unner der Erd liggt un een Schatz för uns vörgrawen is; denn de Düwel weet, wat de Hahn då süs to dhon hett un jümmer mit den Flüchten waifelt[2]) un kreiht, as wenn he sinen ganzen Frauenstall to sick locken wull." Un se spröken dåräwer, un de Mann sede: „Wll tom Spaß mal tosehn: då mag woll eene seltsame

[1]) sperrte ihn ein. [2]) wedelt.

Wörtel sin edder so wat, datt man in der Wirtschaft bruken kann; denn dat is eenmal wiß, ehre Witterung hebben de Deerde, un de Vägel hebben de allerfinste Näs, dat mütt ick as Jäger weeten, un de is nich to vörachten." Un he nam Hack un Spaden un grof sick de bitterste Tranenwörtel ut der Erd, datt he vör Jammer hedd vörgahn mügt. Un as se de Lik utstellden un up eenen Karkhoff in hillige Erd leggen wullen, kunn de arme Broder et nich länger utholden un vörswigen un vörtellde, wo et sick im Spelen so trurig begewen hedd. Un he erinnerde sick ook an den roden Hahn, datt he up dem Tun satt un kreihde, un datt he to em spraken hedd: „Hahn, du swigst!"

---

19. De Raw de Ringdeef[1]).

Då was eenmal een Grewe[2]), de was sehr rik un grot un hedd een prächtig Slott un schöne Häwe un Dörper; dat edelste un herrlichste Klenod äwerst, dat he hedd, was sine Grewin, dat schönste Wif, dat up der Erde lewde. Un de Grewe höll se leewer as sin Lewen un as alle sine annern Schätz un Herrlichkeiten. Mannig schön Jåhr hedden se in Lust un Froid mit eenanner lewt; då kam een Krieg up, un de Grewe müßte furt un in wider Frömde truren. Un as he afreisen schull, was he sehr bedröwt, un ehr he sin Perd besteg, ümhalsde he sine Grewin noch eenmal unner dausend Tranen un nam eenen güldnen Ring van dem Finger un stack en an ehren Finger un sede dåbi: „An dissem Ring will ick marken, ob du miner noch gedenkst, un dårüm vörwahr en ja recht woll!" Un mit dissen Wurden swung he sick in den Sadel un flugs ut dem Tur herut. Mannig Jåhr vörging, un de Grewe kam nich wedder, un de Grewin dachte, he were in der Fremde dood blewen, un se betrurde en as

---

[1]) Ringdieb. [2]) Graf.

eenen Dooden. Äwerst se sach dårüm nich nah den Lebendigen hen, man se grämde sick jümmerfurt üm ehren Herrn un was em tru as Gold. Veele rike un vörnehme Friers kemen un wurben üm de schöne Fru, äwerst se wull se går nich sehn un sede: „Lewt min Herr nich mehr, de de schönste un leewste Mann up Erden was, wat schull ick mit eenem annern anfangen? Un ick will eene Wittfru bliwen un truren, bet Gott mi im seligen Paradiese mit minem Leewsten un Besten wedder tosam bringt.“ Un nu hürt, wat sick begaff!

Eenen schönen Sommermorgen stund de Grewin vör der Dör (se was in dem Gården west un hedd Blomen plantet); då blos de Trumpeter lud in't Horn, un se hürde van dem Dur her: „De Grewe! De Grewe!“ schallen un ropen. Se leep flink de Trepp up, sick to waschen, denn ehre Finger weren vull Erd un Smutz van dem Blomenplanten. Un as se sick wusch, lede se den Ring up dat apne Finster, un een Raw kam flagen un nam den Ring weg; un as se en an den Finger stecken wull, fund se en nich; un se was sehr vörwundert un bestört't, wo doch de Ring blewen were. Un in dem Oogenblick trat de Grewe in ehre Stuw un flog ehr üm den Hals un trutede[1]) un küßte se sehr. Äwerst de arme Grewin kunn nich recht herzen un küssen van wegen des Ringes un sach verstürt un bleek ut. Un de Grewe vörwunderde sick äwer ehren kolden, vörlegnen Empfang un sede: „Wo is't mit di bestellt, mine schöne Grewin? Un hest du den Ring noch, den ick di bi'm Affsched gaff as een Teken un as eenen Vörmahner to Tru un Leew?“ Un de geswinde Frag makte de arme Fru noch bleeker un vörstürder, datt se hedd in de Erd sinken mügt, un in ehrer Beklemmnis kunn se keen Starwenswurt vörbringen. Dat slog dem Grewen in't Hart, un he slog sick de Hand vör de Stiern un reep: „O Gott im Himmel! Hier steiht et nümmer, as et wesen schull — wårüm bün ick nich im Heidenlande as een ehrlicher Riddersmann fallen un begrawen? Dat ick ditt noch erlewen müßt! Un nu, Fru, wies mi glik den Ring!“ Un de arme Fru bekennde vör em, as't wåhr was, un sede: „O du ewiger,

[1]) liebkoste.

barmhartiger Gott! Wat hew ick doch vörbraken, datt ick in disse entsetzliche Not geraden bün? O min leewe Herr un Gemahl, west nich so ungeduldig un hürt mi un glöwt mi, datt ick juw ehrlich un tru Wif bün un keenen annern Gedanken in minem Harten hegt hew, as ju un juwe Leewe. Äwerst wo is't mi gahn, un wo geiht et mi? As ick den Trumpeter up der Wart blasen hürde un juwen Namen van dem Tur her klingen, stund ick vör der Dör un kam äwen ut dem Gärden, wo ick Blomen plantet hew; un ick hedd swarte Händ un slichte Gårdenschoh an un dachte: So schast du vör dinem Herrn nich erschienen. Un so sprung ick stracks de Trepp herup un wusch mi de Händ un lede dåbi den Ring in dat apne Finster. Un as ick'n wedder anstecken wull, was he weg: un ick kann nich begripen, wat dat is, un ob noch Töwerer un Heren lewen, de mi arme Fru in't Unglück bringen willen. So is't schehn, un Gott im Himmel weet, datt ick de unschuldige Wahrheit segge, un desülwige Gott im Himmel vörhöde, datt mi de grötste Froid nich een grotes Leid ward!"

Äwerst de Grewe, as he dat vörnahmen, ergrimmde in sinem Sinn, un sine Oogen vördunkelden sick, un he stödde de arme Grewin van sick as eene Lägnerin un untruwe Bedregerin, de ehre Untreu un Falschheit mit schönen Wurden un Tranen bemanteln un vertuschen wull. Un darüm let he se gripen un in eenem olden Torm in een deep Loch vörsenken un vörklagde se as eene Buhlerin un Ehbrekerin. Un sin Grimm wurd van Dage to Dage arger, un he leet eenen Galgen buwen, då schull de falsche Grewin dran hängen. Un wat de arme Fru em ook toswur un bat, un wat verständige Lüde ook seggen un bidden mügten, he let sick nich rütteln noch rögen van sinem harden Sinn. Un as de Grewin nu tom Hochgericht herutführt wurd mit grotem Geleide, un de Grewe mit veelen groten Herren dåbi stund, un se de Galgenledder upstiegen müßte, då slog dat arme Wif noch eenmal de Händ tosam un schreide, datt alle hürden: „Du groter Gott im Himmel! Erbarme di miner letzten Bede un lat mine witte Unschuld nich so jämmerlich am Galgen vördarwen!" Un indem tog de Scharprichter ehr de Ledder

unner den Föten weg, un se hängde un vörscheb. Un de Lüde rund ümher weenden un bededen barmhartiglich, un alle Armen ut drei, vier Kaspels[1]) in der Runde üm dat Slott hülden un wehklagden lude; denn se was eene rechte, fründliche Armenmoder west. Veele äwerst jammerden ook, datt een so schönes Wif in jungen Jåhren up disse schändliche Wise hedd starwen müßt. Un süh! As se keen Lewensteken mehr van sick gaff un dat Geleide un de harde Grewe sick anschickten, wegtogahn, kam een swarter Rawe flegen un sette sick up den Galgen dicht bi ehr un reep Kork! Kork! datt allen Lüden een Schrecken un Vörstaunen ankam. Äwerst wo vörfierden un vörschreckten se sick, as de Raw eenen güldnen Ring ut dem Snawel an de Erd fallen let! Äwerst am meisten vörschrack sick de Grewe, as em de Ring in de Hand kam, un stund då un bäwerde, as hedd en Gotts Dunner slagen. Un so stund he lang as een Vördunnerter, un Farw un Sprak vörleten en. Toletzt reep he: „De Ring! De Ring! De unglückselige Ring!" un don tog he sin blankes Swert ut der Schede un föll dårin, datt sin rodes Blod tom Häwen herup spritzte. Un se nehmen de Fru van dem Galgen un nehmen den dooden Mann un growen een grotes, deepes Graf, da leden se beide still herin ahn Prester un Köster un Sang un Klang. Denn wo Gott een to gewaltig Wurt spreckt, da vörgeiht dem Minschen dat Singen un Klingen woll.

---

20. Witt Düweken[2]).

Vör veelen, veelen Jahren lewde een Eddelmann, dat was een fram un still Mann, de mehr nah den Stiernen as nah den Hirschen un Hasen keek. Un disse Eddelmann hedd eene hübsche Dochter, dat allerlustigste un nüdlichste Kind van siet un wiet[3]) im ganzen Land, un de Dochter het Kathrine. Wiel se äwerst eene sehr witte Hut hedd, dusendmal witter

---

[1]) Kirchspielen. [2]) Weiß' Täubchen. [3]) von weit und breit.

as de witteste Snei un as de Slee[1]), de up dem Durnbusch bloiht, so nömden de Lüde se Witt Düweken. Den Namen mügten se ehr äwerst ook woll gewen van wegen ehrer anmodigen Lustigkeit un Fründlichkeit; denn een schöner un fründlicher Fräulen is up der Welt nich sehn worden. Dat was äwerst ook eben keene grote Kunst; se kunn woll lustig un fründlich sin. Denn wiel ehr Vader sehr rik un se sin einziges Döchterken un Kind was, so geschah ehr alles to Froiden, un wat de gode Mann dem Kinde an den Oogen afsehn kunn, dat dheede un schaffte he ehr. In der Nawerschaft van dissem Eddelmann un sinem Witt Düweken lewde eene Eddelfru, dat was eene olde Blorbargrüterin[2]) un Hex, un de hedd eenen grausam häßlichen Sähn, de ungefähr van eenem Older mit Witt Düweken was. Un der olden Hex stack dat schöne Geld un dat prächtige Slott van dem Eddelmann in de Oogen, un se sunn dårup, wo se Witt Düweken eenmal för ehren Sähn fangen un büten[3]) künn. Äwerst dat was nicks Lichtes; denn de Eddelmann haßte se as de Pestilenz un hedd er sin Gebeet[4]) vörbaden, wiel se wegen heemlicher Künste bi allen Lüden so går slimm beropen was. Denn he hedd ehr seggen laten: „Kümmst du jemals äwer mine Feldschede, so lat ick di dine Knaken as Bohnenstroh terdöschen[5]), du olde Wäderhex!“ Dåvör grumde ehr, doch dachte se bi sick: „Mit der Tid werden ook de Apenärschen[6]) riep, un et gelingt di noch woll, em sin Witt Düweken, dat Golddüweken, mal aftoluren.“ Äwer all ehr Luren un Uppassen wull ehr jümmer nich gelingen; denn Witt Düweken was een går to fründlich, unschuldig Kind, dat keene Sünd dheed, un de olde Hex kunn ehr nich bikamen. Denn van Sünd edder Hoffährt, so wat van unchristlicher Vörmätenheit edder Vörwitz is fast jümmer dåbi, entweder van den Olden edder van den Kindern sülwst, wenn de Düwel un sine Gesellen Gewalt äwer de Minschen kriegen. Wenn se so wat erlurt hebben, weeten se sick intostellen un fasttosetten un sünt nich lichtlich wedder uttodriwen. Witt Düweken was nu insegend

[1]) Schlehenblüte. [2]) Blocksbergreiterin. [3]) erbeuten. [4]) Gebiet. [5]) zerdreschen. [6]) Mispeln.

un föftein Jahr old worden un bloihde as eene Roos van Saron, un jümmer kunn de olde Hex dem Kindeken nicks dhon. Un se kreg eene Doodesangst, datt ut der Hochtid mit Witt Düweken un ehrem knorpligen Twig[1]) nicks warden mügt; un de Angst wuß[2]) noch, as se eenen hübschen, jungen Eddelmann öfter ehren Hoff vörbi to Witt Düwekens Slott riden sach, van dem et munkelde, he were Witt Düwekens Brüdegam. Un dat mugt ook woll so wesen, denn de hübsche Junker was mit dem olden Eddelmann befründet, un he un Witt Düweken mügten sick gern liden; seggt hedden se sick't äwerst noch nich, datt se sick frieen[3]) wullen. Nu hedd de olde Hex eene sehr fine Näs un wüßt bald, wat därunner stack, un lurde Dag un Nacht an dem eenen un dem annern, datt de Hochtid vörpurrt[4]) würd un se Witt Düweken ehrem Sähn mit ehren Künsten tospelen künn. So grübelde un lurde se woll een paar Jåhr in ehren argen un gierigen Gedanken, un't wull ehr går nich to Faden lopen[5]). Un de Tid kam würklich, wo't unner den beiden jungen Lüden richtig worden was un de Hochtid sin schull. Un de olde Eddelmann hedd sin ganz Slott nü afputzen laten un Spellüd un Pipers bestellt un de ganze grote Nawerschaft beden, man nich de olde Hex; un't schull eene prächtige un stolte Hochtid sin. Äwerst o Je, o Je, Witt Düweken hedd eene witte Duwe, de ehr Brüdigam ehr vör een paar Mand[6]) schenkt hedd; un de Duw was ehr leef as ehre Ogäppel, un se hedd woll Gott im Himmel äwer dem nüdlichen Vagel vörgäten kunnt. Un dat witte Düwiken wahnde bi ehr in ehrer Stuw un satt up eenem grönen, vörgüldten Boom, den de Brüdgam mit dem Düwiken schenkt hedd, un att Arten[7]) un Brodkromen ut ehrer Hand un nippte mit dem Snawel sinen söten Drunk van ehren Lippen un bredede sine Flüchten äwer Witt Düwekens Gesicht, wenn dat leewe Kind slapen wull; un dat Düwiken was so nüdlich un klok, as wenn't een Minsch west were. Nu kam de Hochtidsdag, un Witt Düweken schull van Sülwer un Gold funkeln un van Perlen un Demanten strahlen; un

[1]) knorrigen Sprossen (Sohne). [2]) wuchs. [3]) freien, heiraten. [4]) vereitelt. [5]) nach dem Faden laufen, glücken. [6]) Monaten. [7]) Erbsen.

vör Dagsanbruch wurd se upweckt un wegführt in eenen groten Saal, wo veele Fruen un Fräulen un Junfern weren, de se anputzen schullen edder ehren Staat sehn und betrachten wullen. Un Witt Düweken hedd Hart un Kopp so vull, dat se alles vörgäten müßt; un se vörgatt ook ehr Düwiken. Un as se anputzt was un bald vör den Prester up den Teppich treden schull, ging se nochmal in ehre Stuwe, un o weh! ehr Düwiken lag dood dä mit utgebreidten Flüchten und rögde sick nich un was vör Dörst vörsmachtet. Un as Witt Düweken dat sach, kunn se sick vör Jammer nich holden un lede sick in ehren heelen[1] Hochtidsstaat bi lütt Düwiken hen un weende bitterlich un jammerde, as lege ehr Brüdegam vör ehr up der Doodenbäar. Un se müßten dat schöne Kind mit Gewalt van dem dooden Düwiken wegnehmen un den Brüdegam ropen, datt he se tröstede. Denn nu was keene Tid tom Weenen un Klagen: de Prester un alle Hochtidsgäste weren da, un se schullen tosamspraken warden. Witt Düweken stund endlich up un ging trurig mit ehrem Brüdegam un slog sick een Mal äwer dat anner vör de Borst un reep: „O du min wittes un hartensötes Düwiken! So hew ick di vörgäten un so jämmerlich dood dörsten laten!"

Un dat Wurt hedd de Bös sick markt, de up allen Stellen lurt, besünders wo't lustig hergeiht un veele Lüde vörsammelt sünt, un hedd sick in der Minut tor olden Hex hen makt un ehr in't Ohr runt: „Hür, Süster, Witt Düweken hett ehre Duwe vörsmachten laten!" Un de olde Düwelssüster was nich ful, makte sick to eenem Ketelböter[2]) un flog un flog — un ehr man sick et vörsach, was se in dem Saal, wo de beiden jungen Lüde to der Trau stunden, un settede sick as de allerbunteste Smetterling in den Brutkranz, den Witt Düweken up dem Kopp hedd. Un de schöne Sommervagel gaff eenen Glanz van sick, de alle Juweelen äwerlüchtede, un alle Lüde, de et segen, vörwunderden un froiden sick un reepen: „Seht! Seht! Wat för een prächtiger Vagel! De mütt Glück bedüden!" Äwerst de Minsch mit sinen korten Vörstand un vörblendten Oogen weet oft nich, wat he spreckt.

---

[1]) ganzen, vollen. [2]) Schmetterling.

De bunte Ketelböter, äwer den un sine Pracht se so froh-
lockten, meende et ganz anners; he dreef då oogenblicklich sin
düwelsches Spill, un ehr se de Oogen wenden kunnen, was
van Witt Düweken ook keene Spur mehr to sehn, un se segen
mit Vörstaunen eene witte Duwe, de ut dem Finster flog, un
eenen groten Falken, de ehr nahschot; äwerst Witt Düweken
söchten ehre Oogen vörgäwes. Un ditt böse Spill geschach in
demsülwen Oogenblick, as de Pastor den Mund updhon un
seggen wull: „Hans, wist du Greten tor Fru hebben?“ Un
alle vörfeerden[1]) sick gewaltig, un alle Hochtidslust nam een
trurig End; twee äwerst weren am trurigsten, de Brutvader
un de junge Brüdegam.

Un de beiden Vägel flögen in de wiede Welt herin. Dat
arme Düweken müßt ehre Flüchten recken un spannen, un de
grise Falk let sine Feddern dicht achter ehr klingen un gaff
ehr keenen Oogenblick Rast, sick up eenen Twig edder een
Dack to setten un to vörpusten. Un so jog de Falk se woll
twintig Mil wiet van ehres Vaders Hus weg un toletzt in
eenen deepen, woisten Wald herin, wo midden drin een Bur
wahnde. Då bleef he torügg un settede sick up eene kruse
Bök[2]), de achter dem Huse stund; de lütte, arme, witte Duw
äwerst flog in der Angst in een apen[3]) Finster herin un
fludderde eener lütten Dern in den Schoot. Un dat Kind
sprung vör Froid up un rep: „O Moder, seh, wat hew ick
Schönes! Dit witte Düweken is mi in den Schoot flagen!“
Un ehre Moder, de Burfru, vörwunderde sick und ging hen
un strakte dat Düweken un nam't in de Hand und sach, wo
dat Dingelken mit dem Snawel jacherde[4]) un wo em dat
Hart flog. Un se strakte dat Düweken noch eenmal un sede:
„Ach du armes, lüttes Düweken! Gewiß hett di een Hawk[5])
jagt, un dat schall di nich gereuen, datt du in unser Hus
flagen büst, denn bi uns un van uns schall di nicks to Leeden
schehen.“ Un se gaff dat Düweken wedder an ehre Dochter,
un dat Kind nam dat Düweken in de Hand un küßt'et, un
de Moder vörmahnde dat Kind, et schull dat Düweken nich

[1]) erschraken. [2]) Buche. [3]) offenes. [4]) laut und schnell atmete.
[5]) Habicht.

drücken un em jo nicks to Leeden dhon. Un de lütte Dern sede: „Moder, wat hewt ji för Sorg? Wo künn ick sonem nüdlichen Dingelken wat to Leeden dhon?“ Un dat Kind nam Witt Düweken noch eenmal un küßte et woll veel dusendmal. Un Witt Düweken ging dat Hart up un froide sick, datt et to christlichen Lüden kamen was un nu vör dem grausamen Falken Freden gewunnen hedd. Un se gewen Witt Düweken to eten un to drinken, un Witt Düweken att un drunk düchtig; denn de lange un bange Flucht hedd se sehr hungrig un dörstig makt.

Ich hew tovören[1]) vörtellt, datt van den Hochtidslüden twee am trurigsten weren, de olde Eddelmann un Brutvader un de hübsche Junker un Brüdegam. Un dat kunn wohl nich anners sin. De olde Mann, as de erste Angst un Schrecken äwerstahn was un he sick wedder een beten vörsunnen hedd, wußte bald, wo de Sak tosam hängde, un nam dat Wurt un sede to dem Brüdegam, de ganz vörbast un vörbistert[2]) då stund: „Besinn di, min Jung, un lat di den Mod nich ganz entfallen; alles is noch nich vörlåren, un Witt Düweken kann noch eens wedder kamen.“ „Ach Vader, in Ewigkeit nich,“ sede de Junker; „wo schull dat togahn! Dat is nu un jümmer vörbi; ick kriege min Witt Düweken nümmermehr to sehn, ach! in dissem Lewen nümmer, nümmer!“ Äwerst de olde Vader schult en as eenen Vörzagten un Kleenmodigen un de an Gotts Allmacht vörtwifelde, un sprack wieder: „Min Bürschlin, dat vörsteihst du nich; ick äwerst seh dör de heele Sak[3]), wo se sick vörhölt un wo sick ditt begewen hett. Ick segg man so veel, din Schatz lewt noch un is so licht nich dood to maken, un ick will di disse ganze Jammergeschicht vörklåren un utleggen. Du weetst, hier up dem nächsten Eddelhoff wahnt de olde Baronin Krumholt, mit der is't nich richtig, un wat alle Lüd ehr nahseggen, is woll wåhr nog. Se is van der Blocksbargrüteri, van den swarten Süstern, de bös Wäder maken, den Höhnern un Gösen de Feddern up dem Rüggen vörkehren un den Kälwern un Schapen den Dreihhals angrinen[4]). Ditt vörwünschte olde Wif hett sick

[1]) zuvor. [2]) verstört und verwirrt. [3]) durchschaue die ganze Sache. [4]) die Drehkrankheit anlächeln, sie mit lächelnder Miene bezaubern.

jümmer so leidig an mi to maken un Fründschaft intosicheln[1]) söcht; ick hew mi se äwerst mit Gott van dem Liwe holden, denn ick hedd eenen Gruwel vör ehren fründlichen Oogen, worut Legionen Düwel lachen. Dårüm hett se mi üm min Glück beluchst[2]) un belurt un sick as de höllische Ketelböter up unsre Hochtid sett't; un unser Brüdeken[3]) hedd ehr de Macht dåto gewen. Denn were din Geschenk, dat witte Düweken, nich vörgäten un vörschmacht't, dat Undeerd hedd uns nich äwer den Süll[4]) kamen dörft. De sündliche Vörgätenheit van Witt Düweken ist an allem schuld. Äwerst vörzag dårüm man nich — dat was jo keine Doodsünd —, se lewt säker noch, un mi swant, datt wi se mit Gotts Hülp mal wedderkriegen. Un glöw mi, min Sähn, nich ümsüs hew ick Dag un Nacht de Böker upslagen un in de Stiern keken, un will di nu seggen, wat ick dhon will un wat du dhon schast[5]). Dine Brut is noch eene witte Duwe; denn wenn se sick nich sehr vörsündigt, mütt de olde Hex se woll laten, as se is, un kann se tom tweeden un drüdden Mal in nicks Nües vörwandeln, wenn se sick sülwst ook jede Stund in een nües Getier vörwandeln kann. Un nu will ick mi upmaken, un mak du di ook up, un wi willen hengahn un alle witte Duwen upköpen, de wi man finden; veellicht datt de leewe Gott gift, datt wi unser vörlårnes Düweken dårunner entdecken mägen.“ Un as he dat seggt hedd, sümden se sick[6]) nich lang un gewen sick beid' up den Weg un repen un leten utropen: „Wer hett witte Duwen? Wer hett witte Duwen tom Vörkop?“ Un se gewen veel, veel Geld ut un köfften alles up, wat witt van Feddern was, woll viertig un föftig Mil in der Runde; äwerst de nüdliche un kloke witte Duw funden se nich, de in dat Burhus im Forst slagen was. Denn keen Minsch wüßte van dem Buren, de so eensam im deepen Holt wahnde, un datt he een toslagen witt Düweken hedd.

Un de beiden hedden Jåhr un Dag reist un witte Duwen köfft, un jeder hedd woll teintusend edder twintigtusend tosambröcht, de up veelen Wagen in groten Körwen achter

---

[1]) einfädeln. [2]) betrogen. [3]) Bräutchen. [4]) Schwelle. [5]) sollst. [6]) säumten, zögerten sie.

en her fuhren. Dåmit togen se nu to Hus un wullen se utprowen[1]). Denn de olde Eddelmann, de een sehr klok un wies Mann was un so fin, datt he woll dat Gras wassen sehn kunn, sedde: „Is unser Witt Düweken damank[2]), so ward se sick woll to erkennen gewen; denn wenn se ook nich mit Wurden spreken kann, so kann se doch flegen un kurren un annere Teken van sick gewen. Denn de Hexen und Hexenmeister, wenn se ook de Macht to vörwandeln hebben, känen eenen doch nich ganz dumm maken, man müßte denn eene greuliche Sünd begahn hebben." Un se leten sick gewaltig grote Duwenhüser buwen un setteden de witten Duwen därin, un foderden all ehre Arten un all ehren Weiten dåmit up; un weren se nich so stenrike Lüd west, de Duwenhandel hedd se veelnah[3]) woll an den Bedelstaff bringen künnt. Un se führden een heel besünnerlich[4]) Lewen un weren mehr in dem Duwenhuse as up dem Slott un höllen een ewig Locken, Piepen, Floiten un Kurren mank en un pröwden se up veelfoldige Wis, ob Witt Düweken ut en herut sick kund dhon wull. Un jedweder hedd sin Stückschen inöwt[5]), wat he sung, un womit he Witt Düweken uttolocken meende.

Un de olde Eddelmann sung:

Kurre, min Düweken, kurre!
Snurre, min Swänziken, snurre!
Kannst du mi noch kennen,
Mütt dat Hart di brennen;
Ach, min Hart brennt går to sehr —
Kumm, Witt Düweken, büst du hier!

De junge Eddelmann äwerst, dem de olde Her de Hochtidsluft terstört hedd, sung ut eenen går annern Ton, un so klung sin Rim:

Witt Düweken! Witt Düweken!
Wat heft du för'n schön Liweken!
Wat heft för'n hellen Oogenschin!
O künn ick, künn ick bi di sin!
Witt Düweken! Witt Düweken!
Wo büst, min sötes Wiweken?

---

[1]) ausprobieren, prüfen. [2]) darunter. [3]) beinahe. [4]) ganz sonderbares. [5]) eingeübt.

Büst du nich hier, wo büst du denn?
Büst du nich hier, o wies mi hen!
Witt Düweken! Witt Düweken!
O kumm, min wittes Wiweken!
Ach, eenen Klang, man eenen Klang!
Mi ward de Tid so starwenslang!

Un se seten un seten unner dem nüdlichen, witten Feddernvolk un lockten, floiteden, sungen un keken un lurden[1]) den ganzen utgeslagnen Dag, äwerst et wull sick jümmer nicks to erkennen gewen. De Duwen hebben et veel beter as ehre Herren, de vör luter Hartensunruh des Dags keene Rast un des Nachts keenen Slap hebben. Se eten un drunken nah Hartenslust, påarden sick un lewden in Froiden; äwerst de eene was as de anner, keene wull sick wat Affünnerlichs marken laten; un se kunnen ook nich anners, denn se weren man Duwen. Dåmit wurden denn beide oftermalen sehr brüdt[2]). Wenn eene Duwe krank was edder trurig un nahdenklich in der Eck satt un den Kopp hängen let un de Flüchten nahsleppte, denn steeg in den goden Lüden towielen de Hoffnung up, dat äwer sine Vörwandlung trurende Witt Düweken künn woll in dissem Bilde steken. Äwer sonne kranke un trurige Duw hebben se oft Weken lang lurt un acht't, ob nicks herutkamen wull; äwerst de Duwen stürwen entweder edder wurden wedder lustig, un mit all ehrem Kieken un Beluren weren se so klook as tovör.

So vörseten de beiden ehre Tid in den Duwenhüsern un segen keenen Minschen in der Welt mehr; alle Lüde äwerst, de dat hürden, wo se Hab un God an de Duwen setteden, glöwden, se weren narrsch worden vör Gram äwer dat vörswunnene Witt Düweken.

Witt Düweken was nu im Burhuse im dicken Walde un hedd recht gode Dage, so gode, as een vörwandelt Fräulen se hebben kann. De Burfru was fründlich un fram un hedd dem Düweken üm alles in der Welt nicks to Leeden dhan, wiel't ehr in der Angst toslagen was un sick in ehren Schutz gewen hedd. Un de lütte Dern, de twelf Jähr old was,

---

[1]) guckten und lauerten. [2]) geneckt, angeführt.

kunn woll för een ewen so nüdlich un fründlich Kind gelden, as Witt Düweken in den Jahren west was, un spelde mit Witt Düweken un küßte un trutelde[1]) et un drog't up Händen un Schuldern un let et Arten un Brot ut sinem Mund bicken; un wo de flinke Wicht ging un stund, då müßt sin Witt Düweken mit sin; un wenn se to Bedd ging, settede sick Witt Düweken to ehrem Koppend up't Bedd un keek dem Wicht fründlich in de Oogen, bet beide inslepen.

De olde Hex äwerst lag im Hinderholt un lurde un griesflachte[2]) un froide sick, datt ehr alles so woll gelungen was un datt de beiden Männer as Gecken un Narren unner den Duwen sitten un vörgäwes locken un luren mußten, un datt Witt Düweken wiet van en bi dem Buren im Wolde was. Se meende äwerst Witt Düweken wieder nicks to Leeden to dhon; se wull se man tam[3]) maken un dwingen bet se se binnen krege[4]) un för ehren häßlichen Jungen as Brut gewinnen künn. Un wenn se wüßte, datt Witt Düweken alleen in der Stuwe satt un de lütte Dern in dem Busch achter den Koien herlopen[5]) müßt un de Olden up dem Feld edder up den Wischen weren, denn kam se in allerhand Gestalt un wippelde un trippelde vör Witt Düweken herüm un flüsterde ehr schöne Saken van ehrem Sähn, dem Junker Krumholt, un häßliche van dem jungen Eddelmann, ehrem Brüdegam; so dachte se Witt Düwekens Hart un Sinn van em aftowenden. Un im Anfang is de olde Hex jümmer in angenehmer, hübscher Gestalt kamen, datt se Witt Düweken dörch Fründlichkeit winnen un bedregen mügt. Un wat för eene Gestalt se ook annam, un wat för Röck un Kleder un Fell un Feddern se ook antog, jümmer kunn se spreken. Äwerst Witt Düweken hedd mit der Gestalt de Sprak vörlårn un kunn nich spreken; se vörstund äwerst alles, wat annere spröken.

Un dat erste Mal is de olde Wäderhex kamen as eene bunte Mus. Witt Düweken satt heel alleen unner dem Awen in der Stuw un kurrde un lockte går to trurig; denn

[1]) liebkoste. [2]) lachte höhnisch. [3]) zahm. [4]) hereinbekäme, einfinge. [5]) hinter den Kühen herlaufen.

se dachte an ehren Brüdegam. Då kam een lüttes, nüdliches Müsken, so kunterbunt un mit so negenkloken[1]) un fründlichen Oogen, womit se Witt Düweken ankeek un goden Dag to seggen scheen. Witt Düweken vörwunderde sick sehr, denn so een schönes, buntes Müsken hedd se all ehr Lewdag nich sehn. Un se fung an mit bunt Müsken to spelen, wiel ehr in ehrer vörlatenen Einsamkeit de Tid oft går to lang wurd. Äwerst wo vörwunderde se sick, as dat bunte Müsken anfung to piepen! Se piepte so künstlich un lustig, as were se to ehrer Tid bi eenem Kunstpieper in der Lehre west. Un Witt Düweken hürde still un andächtig to; denn dat Müsken peep eene sehr hübsche Wise, binah so as Witt Düweken et oft sungen hedd mit ehrem Brüdegam, as se noch up twee Minschenföten ging. Un se spelden lang mit eenanner — denn de Kunst vörstahn de olden Hexen, eenen jeden antolocken — un wurden so vörtrolich un heemlich, datt Witt Düweken dem bunten Müsken up den Nacken snawelde un bickte, un datt dat lustige, muntre Müsken Witt Düweken up den Rüggen sprung un sick unner ehren Flüchten inbuddelde[2]), as wull se sick då een warmes Nest bereiden. O wenn dat Düweken wußt hedd, wat för een Ungeziefer ehr so dicht an dat Hart krapen[3]) was! As datt nu unner all dem Spill Awend warden wull, hürde de Mus de Stimm van dem Buren, de in den Hoff kam, un peep dem Düweken Adjüs to. Un et düchte Witt Düweken, as wenn bunt Müsken, dat in een Musloch krop, ehr går lising int Ohr peepe: „Witt Düweken, din Schatz is di untru!" Un Witt Düweken hürde den slimmen Klang den ganzen Awend in ehren Ohren klingen un was sehr trurig un kunn de ganze Nacht nich slapen. Un de Bur un sine Fru un de hübsche Wicht, ehre Dochter, vörwunderden sick, datt Witt Düweken de Nacht keene Rauh hedd un alle Oogenblick de Feddern up sinen Rüggen upstrüwde un mit den Flüchten fludderde; un noch mehr vörwunderden se sick, datt et in der Stuw so stunk, as hedd eener Düwelsdreck achter sick utseit[4]). Denn de olden Hexen mütten jümmer Gestank achter sick laten. Äwerst Witt Düweken markte dåvan nicks.

---

[1]) superklugen. [2]) einnestelte. [3]) gekrochen. [4]) hinter sich ausgesät.

Un as een paar Dage üm weren, un Witt Düweken wedder alleen was, kam de olde Hex dat tweete Mal un stund plötzlich as een blankes un buntes Vögelken bi Witt Düweken un spelde mit Witt Düweken un bickte Kürner up mit ehr un hüppte un twitscherde so seelenvörgnögt, datt Witt Düweken recht ehre Froid an dem schönen Vägelken hedd un up eene Wiel vörgatt[1]), wat ehr de vörlednen[2]) Dage in den Ohren klungen, un womit dat bunte Müsken se so bedröwt makt hedd. Un as de Vagel ehr dat Hart afwunnen hedd un sach, datt Witt Düweken en för eenen goden, rechtschaffnen Vagel heelt, settede he sick up dat Finster un sung går fine un leewliche Leeder, datt Witt Düweken vör Froid un Wehmod hedd weenen mügt; denn de Klänge weren van vörgangenen Tiden un düchten ehr wohl bekannt to sin. Am Ende äwerst — denn de olde Hexe wull ehr dat Hart to gliker Tid week un unsäker maken — klung de Gesang wedder van Unglück un Untru, un dat blanke Vägelken sung:

O Leed up Leed! O Not up Not!
De Leew is kold, de Tru is dood:
Witt Düweken! Witt Düweken!
Ut is ut, un hen is hen.

Dat sung der Schelmvagel, un weg flog he. Un Witt Düweken wurd noch veel truriger üm ehr lüttes Hart, un se zitterde un bäwerde vör Angst un Weh. Äwerst doch dachte se wedder in sick: „Ick will un kann't nich glöwen; ne, ick kann't nich glöwen, un wenn't alle Vägel unner dem Häwen[3]) in eenem Konzert mit eenanner süngen; un wiß[4]), dat bunte Vägelken, wenn't ook nich lügt, hett sick verhürt un weet et nich recht, wo hell un negenklok em de Oogen ook im Köppken glitzern." Äwerst vull Unrauh müßt dat arme Witt Düweken nu woll wesen un att un drunk fast nich, so datt de lütte Burdern[5]) heel trurig wurd un meende, ehr Witt Düweken were krank un würd ehr starwen.

Un Tid kam, un Tid ging, un de olde Hexe sede: „Du heft den Grund upluckert[6]) un kannst nu anfangen, düchtig drin

---

[1]) vergaß. [2]) verflossenen. [3]) Himmel. [4]) gewiß. [5]) Bauerndirne. [6]) aufgelockert.

to wöhlen un Starkeres drin planten." Un se makte sick wedder up de Beenen un tog den roden Rock van dem Hus-hahn an, den Witt Düweken woll kennde; denn de beiden eten oft mit eenanner ehr Foder. Un as alle in't Feld gahn weren un Witt Düweken alleen in der Stuw satt, flog de Hahn in't Finster un stund då un lede sine beiden Flüchten tosam un kraihede mit ganz besünnerlicher Stimm, as he süs nich to kraihen plag, un flog denn so mit den Flüchten, as ob he wat Rechtes uttokraihen hedd. Un Witt Düweken müßt to em upkiken un sick vörstaunen, so vörwunderlich klung em dat ut der Kehl herut. Un de rode Hahn keek se mit groten Oogen an, datt se sick äwer en vörfierde[1]); denn se blinkten un funkelden up eene heel unnatürliche Wis. Un so satt de Hahn eene lange Wiele still, man datt he een paarmal de Flüchten gewaltig tosamslog; un Witt Düweken kunn et nich laten, se müßt jümmer to em upkiken. Un ehr he wegflog, kraihede he wedder, datt et ehr in de Seel schot, as hedd se eenen Pistolenschott kregen. Un ehr Hart was ehr so be-klemmd, un se müßt wedder an de Mus un den Vagel denken; doch sprack de true Leew jümmer in ehr: „Un were de ganze Welt eene einzige Kehle un klünge se di't mit eener Stimm to: Holl di fast, Witt Düweken! Glöw't nich! Et is doch nich so!" Un dat was ehr to raden, datt ehr trues Hart so in sick sprack; denn hedd et anners in ehr spraken, hedd et seggt „ick glöw't," so hedd de olde Wäderhex gröter Gewalt äwer se wunnen, un denn hedd et sehr slimm warden künnt.

Dat olde Düwelsstück let se äwerst nich so licht los un kam jümmer wedder un dachte bi sick: „Witt Düweken, wes[2]) du tru un stark, as du wist, du schast mi toletzt doch noch wohl wackeln un ick up diner Hochtid noch mit minem Sähn danzen!" Un se kam dat vierde Mal, Witt Düweken to vör-söken un to begigeln[3]). As alle Lüde ut dem Huse weren, slek se sick herin un tog sick der lütten Burdern Sünndagsrock an un putzte sick recht herut un sach fründlich ut as Sünnen-schien, wenn he sick äwer sine bunten Blömken froit. Un se

[1]) erschrak. [2]) sei. [3]) betrügen.

nam dat Düweken, dat jümmer noch trurig un nahdenklich was, up ehren Schot un hedd et leef[1]) un spelde so veel dämit, as de lütte Wicht nümmer to spelen vörstund, un herzte un strakte[2]) dat Düweken un sach et mit den allerfründlichsten un funklichsten Oogen an. Denn so vörsteiht de Düwel sick to tieren[3]) un to vörstellen, wenn he bedregen will! As se ditt Spill lang nog drewen hedd, fung se an mit Witt Düweken, as de lütte Wicht bi'm Spelen to dhon plag, un apte[4]) ehren Ton un Gebär går natürlich nah, äwerst veel kloker un listiger, as de kunn. Un se sede to ehr: „Min lüttes, sötes Tüt Düweken! O du min armes, lüttes Tüt Düweken! Wo jammerst du mi! Ich mark woll un seh di't woll an, datt du keen Düweken büst, sündern een rikes Eddelmannskind un een vörnehmes Fräulen, dat unner dissen witten Feddern vörborgen is. Äwerst o du leewer Gott! Wer kann di helpen, wenn du van diner dummen Leewe, de di behext hölt, nich laten wist? Denn dårüm eben büst du een Witt Düweken worden, datt du dinen bösen Brüdegam nich kriegen un nich de unglücklichste van allen Wiwern warden schust[5]). Denn ick will di't man seggen, he is falsch un untru un unbeständig as de Schum up dem Water un hett di lang vörgäten un herzt all wedder eene ganz annere Brut. Dårüm wes wis[6]) un wend din Hart ook herüm weg van dem Falschen un denk up wat Anneres un Beteres; so magst du ut dissem Fedderrock erlöst un wedder een hübsches Fräulen un de Fru van eenem jungen Eddelmann warden, de woll dusendmal schöner un beter is as disse falsche Schelm un flunkernde Voß."

Un as de olde Hex disse Wurde spraken hedd, kunn Witt Düweken et vör Angst nich länger utholden up ehrem Schot un flog weg un zitterde mit den Flüchten. Se flog äwerst mit den Flüchten gegen de lütte Dern, as wenn se seggen wull: „Du lügst, dat is all nich wåhr!" Un de lütte Dern slek sick ut der Dör, äwerst Witt Düweken was so trurig, datt se hedd starwen mügt, wenn man vör Trurigkeit jümmer starwen künn, wenn man wull.

[1]) lieb. [2]) streichelte. [3]) zieren, angenehm zu machen. [4]) äffte. [5]) sollst. [6]) sei weise.

De olde Hex äwerst ging un was grimmig, datt Witt Düwekens Hart so fast stund in sinem Glowen, un sede bi sick: „Töw man[1]), Witt Düweken, ick will di woll starker bi'm Kopp faten! Alle mine Künste müßten keenen Penning wert sin, wenn ick so'n jung Ding nich week un wacklig maken künn." Un se let wedder een paar Weken[2]) vörbi gahn, damit Witt Düweken Tid hedd, bi sick äwer alles deeper nahtogrüweln un in ehrer Trurigkeit to sinnen un sick aftoplagen. Un se sede: „Dör dat Grüweln un Sinnen kümmt man in Himmel un Höll; lat se man in den Twiweln[3]) grawen, ick will denn woll mit dem groten Spaden kamen, un de Boom, dem de Wörteln[4]) löst sünt, mütt störten, he mag willen edder nich."

Un de olde Hex makte sick torecht as eene wunderschöne Jumfer un tog bunte un sidene Kleeder an un settede sick eenen Kranz van Perlen un Demanten in't Håar un nam eenen witten Stock in de Hand, un so trat se in de Stuwendör, as alle Lüde ut weren un Witt Düweken in ehrer Eensamkeit trurig achterm Awen satt un kurrde. Un as se herintreden was un Witt Düweken ansichtig wurd, dheed se, as wenn se sick sehr vörwunderde, un sede: „O Gott sei Dank! So find ick di endlich, min leewes Witt Düweken, un bün so lang in der wieden Welt herümwandelt un hew di vörgäws nahspört un söcht. Un nu wes lustig un froi di, min sötes Witt Düweken! Denn din Jammer un Leed hett een End, un de Tid is kamen, wo du den Fedderrock uttehn[5]) un wedder in minschlicher Gestalt vör den Lüden erschienen schaft." Un se nam Witt Düweken un küßte un strakte[6]) se un fründigde[7]) sick mit ehr; un dat geföll Witt Düweken woll. Dårup sede se wieder: „Gott hett mi to di schickt; ick bün eene van den wisen Frauen, wovan du woll hürt hest, de se Feen benömen[8]), un de veele wundersame Künste känen, äwerst idel[9]) gode Künste un sonne, wodörch se den Minschen Glück un Segen spreken un bringen. Un ick denk, du weetst dat woll edder

---

[1]) Warte nur. [2]) Wochen. [3]) Zweifeln. [4]) Wurzeln. [5]) ausziehn. [6]) streichelte. [7]) befreundete. [8]) benennen. [9]) eitel, nur.

heſt doch ſo eene Swaning[1]) dåvan, weswegen du in diſſen Wold jagt büſt un Art un Geſtalt heſt ännern müßt. Dat hebben wi alleen to dinem Glücke dhan, di ut groter Gefåhr to redden, dåmit du mit dem ſlichten un falſchen Junker, den din Vader di tom Brüdegam gewen hedd, nich toſam kamen ſchuſt. Denn he is de untruſte un falſcheſte van allen Minſchen, de je mit Schelmerei ümgahn ſünt, un hett ſin Witt Düweken lang vörgäten un ſitt eener annern Brut in dem Schot. Un du büſt ſehr dumm, datt du üm den Schelm truſt un weenſt; denn he i'st nich wert. Wi hebben all eenen annern för di funden, eenen Jungen as eene Seel, ook een junger Eddelmann, eben ſo rik, eben ſo jung un noch veel ſchöner. De wahnt upp eenem prächtigen Eddelhoff dicht an dines Vaders Sched[2]) un ſchall din ſöter Brüdegam ſin. An den denk un hew en leef in Gedanken, un ſla di den annern Junker Wippupdentwig[3]) ut dem Sinn. Wat kikſt du mi ſo an? Wes klok un nick mi Ja mit dem Köppigen!" So ſprack ſe mit går liſtigen un leidigen Mienen un Würden un wull dat unſchuldige Kind to eenem böſen Koppnicken beſnaken[4]). Äwerſt Witt Düweken kreg wedder de Angſt un ſlog van ehr un wurd bi den letzten Wurden, de de olde Hex ſede, ſo grimmig, datt ſe ehr int Geſicht ſlog un ehr de Oogen ut dem Kopp kraſſen wull. Denn in ehr klung ook een Wurt, dat ehr toſlüſterde: „Witt Düweken, glöw ehr nich, ſe lügt di wat vör, un din Brüdegam is keen Schelm!" De olde Hex äwerſt, as ſe ſach, datt all ehre Kunſt nich anſlog, makte ſick dävan.

Se ſunn nu veel hen un her, up wat Wis ſe dat noch ſiner anſtellen ſchull, dat ſchöne un true Witt Düweken to äwerliſten un't ehrem Sähn totoſpelen; denn ſe lüſtede un brennde ordentlich nah dem groten Slott un den ſchönen Häwen[5]) un Dörpern des olden Stiernkikers. Denn ſe was ſehr nah Gold un Sülwer ut, as't allen düwelſchen Minſchen in der Natur is. Toletzt ſede ſe: Wer nich mit Godem will, de mütt mit Quadem[6]); ick will doch mal ſehn, ob

[1]) Ahnung. [2]) Grenze. [3]) Hüpfaufdenzweig, Leichtfuß. [4]) beſchwatzen. [5]) Höfen. [6]) Böſem.

son Witt Düweken nich mit Schrecken to bedwingen is. Wi willn eenmal kamen, as wi sünt, un uns in unsrer natürlichen Macht wisen[1]). Denn ward se woll de Segel strieken un dhon, wat se mütt." Un as Witt Düweken eenmal wedder alleen was, kam de olde Hex vör dat Burhus un vörwandelde sick in eene grote un gefährliche Slang un krop ganz heemlich üm dat Bedd, dat in des Buren Stuwe stund. Un Witt Düweken hedd eene unbeschriewliche Angst un wüßt doch nich, worüm. Dat kam ehr äwerst jümmer so vör, as wenn't ehr torunde[2]) un flüsterde: „He is di untru, he is di untru! Vörlat den bösen Schelm man; sünst müßt du starwen." Un as se so då satt in groter Angst, süh, da fuhr mit eenem Mal eene grote Slang unner dem Bedd herut un kringelde un ringelde sick up der Deele. Witt Düweken äwerst flog in wilder Angst ümher. De gefährliche Slang kunn spreken un zischde ehr to: „Witt Düweken, besinn di doch edder du müßt starwen! Ick bün utschickt, di to wåhrschuwen[3]); wat wist du lütte Narr denken an den, de di längst vörgäten hett? Du weetst, an wen du denken müßt, wenn du klok büst. Witt Düweken! O du armes Witt Düweken, ick mütt di vörslingen, wenn du nich een lüttes, kortes Würtken Ja spreckst!" Un de Slang ringelde sick wedder un sach ut gefährlich blitzigen Oogen un steilde sick[4]) gewaltig un sprung un snappte ümher. Un se dachte bi sick: „Nu ward dat Ding wohl Ja seggen, un denn hebben wi se fast, un unser junger Herr is denn de Brüdegam." Äwerst Witt Düweken, so doodesangst ehr was, sede doch in sick: „Dat is nümmer wåhr, un he is doch de beste!" Un so kunn se't nich laten, se müßt gegen de Slang flegen un ehr up den Kopp slan[5]). Äwerst nu wurd de Slang giftig[6]) un zischte un sprung in der ganzen Stuw herüm, veel arger as tovörn[7]), un sprung mit snappender Tung gegen Witt Düweken up. Un ditt Spill durde lang, un as dat arme Düweken so matt was, datt et de Flüchten kum noch in der Luft rühren kunn, ging de Slang toletzt weg.

Un de olde Hex was vull Gedanken, äwerst doch sede

---

[1]) zeigen. [2]) zuraunte. [3]) warnen. [4]) bäumte sich in die Höhe. [5]) schlagen. [6]) zornig. [7]) zuvor.

se to sick sülwst: „Wer fast hölt, behölt doch dat Beste in der Hand!“ Un se kam nah een paar Dagen wedder un makte sick to eenem groten, swarten Kater, to so eenem, worup mennig vörkappter Höllenbrand tom Blocksbarg ritt. Un as Witt Düweken alleen un trurig in der Eck satt un ehr van der Slangenjagd noch de Flüchten weh dheeden, stund plötzlich de Kater vör ehr un krümmde den Rüggen gegen se un makte een paar Kraßföt[1]) un sprack denn mit miauender Stimm to ehr: „Witt Düweken, du büst vörlårn, datt du an eenen Mann höllst, de di nich mehr tohürt[2]). Hüt mütt dat tom End gahn, un ick kam as de letzte Bade[3]), as Angst un Dood to di, di to vörmahnen, an den schönen, jungen Eddelmann to denken, den du woll weetst; un dheist du dat, so kümmt alles, wat du vörlåren hest, Schönheit un Glück, wedder to di, un du warst in Herrlichkeit un Froiden lewen. Büst du äwerst jümmer noch vörblendt in dinem Eegensinn, so vörnimm, dat din letzter Dag Hüt het; denn unsre Geduld is am End.“ Un Witt Düweken slog mit allen Flüchten gegen den swarten Kater un kurrde gewaltig, as wull se seggen: „Furt tor Höll mit di, du swarter Doiwelsbad[4])! Ick lat nich van minem Brüdegam.“ Un as de swarte Kater dat sach, fung he recht mit boshafter Katerlist sine Jagd an, sprung in der ganzen Stuw mit dem armen Witt Düweken herüm, ret ehr veele Feddern ut, fung se un let se wedder fåhren un makte et so, as wenn de allergrausamste Henkersknecht eenen armen Sünder to Dood pinigen will. Toletzt äwerst packte he Witt Düweken fast mit den Klauen un miaude ehr noch mal to: „Segg Ne to dinem olden Brüdegam edder starw!“ Un dat Düweken strüwde sick ut allen Kräften un sede Ja in sinem Harten, un de swarte Kater müßte se fåhren laten un sick as een besneider Hund dåvan maken; denn se to terrieten edder uptofreten hedd he keene Macht.

Un de olde Wäderhex vörzagde fast an ehren Künsten un sede: „Wer Doiwel schull denken, datt et in unsern losen un lichten Tiden noch so true Harten gifft? Un bi so jungen Jåhren? Äwerst töw man[5]), Witt Düweken! Töw man! Ick

---

[1]) Kratzfüße. [2]) zugehört. [3]) Bote. [4]) Teufelsbote. [5]) warte nur.

will mal kamen, as ick bün; wenn du mi uthöldst, so höldst du de ganze Höll ut, un min Spill mit di is vörlåren." Un se kam den drüdden Dag in ehrer würklichen Gestalt as dat olde, adliche Hexenwif Frau van Krumholt, wovan Witt Düweken woll oft hürt hedd, äwerst de se nümmer mit ehren Oogen sehn hedd. Un so trat se in de Dör, as Witt Düweken alleen was, un grüßte se går fründlich; denn nicks kann mit so fründlicher Leidigkeit ut den Oogen lachen as de, so den Düwel im Bodden des Hartens hebben. Un Witt Düweken vörschrack sick vör dem olden Wiwe noch mehr, as se vör der Slang un dem Kater bäwert[1]) hedd, un dukte sick[2]) kurrend in de Eck. Un de olde Hex fung toerst an, ehr sanft totospreken un ehr to vörtellen, wo se herkäme, un wer se were, un wat se för eenen schönen un hübschen Jungen, un wo veel Gold un Sülwer se in ehren Kasten, un wo veele Juweelen un Perlen un Demanten se in ehrem Slott hedde. „Un dat alles," reep se, „min schönes Jümferken, schall din wesen üm een kleenes, lüttes, lüttes Wurt, dat Ja het. Segg Ne to dinem olden Brüdegam, de all lang eene annere hett, edder segg Ja to minem hübschen Gebhard — un dine Feddern fallen di af, un flugs steihst du wedder as de schönste Fräulen då!" Äwerst as se sach, datt Witt Düweken nich muckste un datt alle schöne Reden an ehr vörlåren weren, un datt se mit Kopp edder Flüchten keen Teeken van sick gaff, dat Ja sede, woll äwerst ärgerlich kurrde, as wull se seggen: „Furt, furt mit di, du Zatan!" so nam se ehre vulle düwelsche Macht an un blitzte un funkelte so fürchterlich un vörfierlich[3]) mit den Oogen, datt se eenen Isenfreter hedd bang maken kunnt. Äwerst Witt Düweken stund un rührde sick nich. Nu ergrimmde de Oldsche in sick un packte Witt Düweken un höll se fast an den Föten un reep: „Ja edder Ne! Un du lewst edder starwst, un ick wörg di, as man junge Katten wörgt!" Witt Düweken strüwde sick mit den Flüchten un flog gegen de Oldsche vör Angst un Zorn — un, o Wunder, mit eenem Mal kunn se wedder spreken un reep der olden Hex entgegen: „Terriet mi! Versling mi! Legg mi up glönige Kalen[4]) un

---

[1]) gebebt. [2]) kauerte sich. [3]) schrecklich. [4]) glühende Kohlen.

röst un brad mi, du düwelsche Kreatur! Ick kann nich anners, ick mütt minem Schatz tru bliwen bet in den Dood; un is't so Gotts Willen un hett he ju de Macht laten, so will ick dausend un dausend Mal leewer des bittersten Doodes sin as ook man een falsches Wurt van Untru ut minem Mund gahn laten!" Un as Witt Düweken datt so dapperlich[1]) spraken hedd, müßte de olde Hex se los laten un de Flucht nehmen un durfte ehr nicks mehr dhon.

As se nu sach, datt all ehre Künste an Witt Düweken afgleden[2]), un datt se faster as een Fels up ehrem Sinn stund, vörwandelden sick nu alle ehre Gedanken in Grimm un Wut, un dacht se up nicks anners, as wo se dat arme Kind un sin Glück heel un går[3]) vördarwen künn. Se wendede sick nu nah eener annern Sid hen un lurde, ob se dem jungen Eddelmann mit der Witten Duwe nicks anhängen un se beed up eenmal terstüren künn. Lang lurde se em vörgäws up; denn in all sinem Unglück was he christlich un gottsfürchtig un dheed noch jümmer nicks anners as witte Duwen köpen un se denn probieren, ob he in en sinen vörlårnen Schatz nich wedder finden künn. So vörgingen twee Jåhr, un de olde Hex vörtwiwelde binah, wiel se en nich mal an eenen Fehler faten un so mit em in't Unglück affåhren künn. Äwerst toletzt ertappte se en doch, un dat ging so to:

De junge Eddelmann hedd een bunt Hündeken, dat nüdlichste Hündeken van der Welt un em de leewste van allen Hunden, de up drei Beenen gingen. Ditt Hündeken was jümmer bi em, un dat was keen Wunder; denn et was een Geschenk van siner Brut, de em as eene witte Duwe ut dem Hochtidssaal wegflagen was. Ook was dat Hündeken een sehr klokes Hündeken un kunn mit sinem Herrn so hübsch lewen un ümgahn, as ob et jeden siner Gedanken vörstund. Un doch vörstund et se eenmal nich recht. Denn as sinem Herrn unmodig un düster üm't Hart was un he den lütten Hund, de öfters kam, sick an em to straken[4]), drei= viermal mit der Hand torüggschawen hedd, kam he doch jümmer wedder un

[1]) tapfer. [2]) abglitten. [3]) ganz und gar. [4]) streicheln, sich anschmiegen.

sprung an em heran un wull en leef hebben[1]), so datt de Herr ungeduldig wurd un dem Hündeken eens gaff un et van sick stödd, datt dat arme Deertken gegen den Kachelawen flog un em een paar Tähnen ut dem Mund feelen. Kum was ditt schehn, so kam de Düwel, de jümmer up de minschliche Gebrecklichkeit lurt, to der olden Hex un reep se an: „Süster! Süster! Flink! Flink! Nu hest du dat Spill up'm Wagen[2]): de hübsche Junker hett sick vörgahn un sin fründlich Hündeken so van sick smeten, datt em de Tähnen ut dem Mul flagen sünt." Un de olde Hex was in eenem Oogenblick då un krop as een lütt Worm in't Hus, so lütt, so lütt, datt't keen Minsch sehn kunn, un flog dem Junker up den Kopp un makte ehren Pfiff. Un in eenem Nu, un de Junker was in eenen Falken vörwandelt un flog ut dem Finster. Un de olde Hex vörwandelde sick in eenen Adler un jagde den Falken un gaff em een paar Stöt in den Nacken. Un se jagde en so listig, datt se en in den groten Wald herin jog, wo de Bur wahnde, in dessen Hus Witt Düweken nu so vull Truren satt. Un då let se en in goder Ruh sitten un dacht ehr Deel. He hedd sick äwerst up densülwigen Boom set't, worup de olde Hex flagen was, as se im Falkenkleede Witt Düweken in disse Wüstenei drewen hedd. Un he was so matt un möd van der langen un swinden Flucht un van der Angst vör dem Adler, de en dörch so veele Milen jagt un vörfolgt hedd, datt he de Flüchten hängen let, un em de Oogen tofölln. De olde Hex äwerst flog nu weg un sede: „Sitt du man un dröm di wat, Dummkopp; morgen schast du eenen Vagel vörtehren, datt di de Oogen äwergahn schälen!" Denn dat hedd de olde Zatan sick utrekent, datt de Falk dat witte Düweken då finden un terrieten schull un to spad marken, wen he terreten hedd. Se wüßt äwerst nich, wat se dheede, un wat ehr dat bedüdede.

Un den annern Morgen, ehr noch de Dag anbrack, was de olde Hex vör Sünnenupgang wedder då un lurde. Denn se wull ehr Hart ergötzen un tosehn, wo de Falk sinen söten Schatz fangen un upfreten würd. Un as datt hell wurd, un de Bur sine Husdör updheede, flog Witt Düweken herut;

[1]) liebkosen. [2]) nun hast du gewonnenes Spiel.

denn se sach so gern in de erste frische Morgensünn. Un unser Falk, de in der Bök[1]) satt un grausam möd äwerst noch veel mehr hungrig was, hürde eene Duw kurren un sach se bald mit ehren witten Feddern up dem Husdack. Un stracks dheed he, wat een Falk nich laten kann, un schot up se un grep se un slog ehr de scharpen Klauen in dat Lif, datt de Bloodsdruppen up de Erd herafspritzten; un so makte he sick bi un verslung se mit rechter Falkenlust. Äwerst as he dat Hart van sinem Wittdüweken inslok[2]), då begaff sick een Wunder, desgliken man nümmer sehn hett, un wovan ook de olde Hex nicks wüßt, de mit grotem Behagen tosach, wo he sin schönes Kind terret un afplückte. Denn kum was dat Duwenhart dör sine Kehl henunner, so stund he in siner lifhaftigen, minschlichen Gestalt wedder då, so as he west was ehr he dat bunte Hündeken slog, un ut den Bloodsdruppen an der Erd wurd plötzlich de allerschönste un allerhellste Jungfru, un dat was sine Brut. Un so hedd dat lange Krütz een End. Un de olde Hex, de dat nich hindern kunn, sach mit Schrecken, wat ut ehren Künsten herutsprung, un makte, dat se dåvon kam.

Man kann sick vörstellen, wat ditt för eene Froid un Lust was, un wat de beiden jungen Lüd sick Schönes to vörtellen hedden, un wo veel hundert un dausend Mal se sick in der Froid ümhalsten un küßten. All ditt was achterm Gården des Buren geschehn, un de lütte Dern hedd se toerst då sehn un ehren Oldern seggt: „Kamt herut un seht, wat då hinner dem Gårdentun för een paar blanke un prächtige Lüd stahn!“ Un se weren herutkamen un hedden se lang mit Vörwunderung ansehn, bet de beeden Vörleewten markten, datt achterm Busch ook noch Lüd wahnen. Un Witt Düweken wurd se toerst gewåhr un sede to ehrem Brüdegam: „Süh! Då is de Bur un sine Fru un Döchterken, wobi ick so lang lewt hew. Un nu kumm mit; ick will hengahn un mi bi den goden Lüden bedanken, datt se so christlich un fründlich gegen dat arme vörwandelde un vörjagde Düweken west sünt.“ Un se gingen to en un böden en goden Morgen, un Witt Düweken

[1]) Buche. [2]) herunterschluckte.

vörtellde en de Geschicht van ehrer Vörwandlung, un de Brüdegam vörtellde ook sine Geschichte. Denn as se wedder Minschen wurden, wußten beide alles genau, wo sick datt mit en begewen hedd. Un de goden Burslüde vörwunderden sick äwer de Maten un wullen't erst nich glöwen; äwerst toletzt mußten se't woll glöwen an veelen Teken[1]), de Witt Düweken en sede, datt se würklich ehr Düweken west was, wovan se en dat Blood un de Feddern achterm Tun wiesen kunn. Un se blewen noch een paar Dage im Wolde un froiden sick mit den fründlichen Lüden. Den drüdden Morgen äwerst müßt de Bur sine beiden Perde anspannen, un se setteden sick up den Wagen; un de Bürin un ehre Dochter müßten sick ook upsetten un mitreisen, denn se schullen mit up ehrer Hochtid danzen. Un se sünt glücklich dör den groten Wold kamen un den vierden Dag anlangt, wo de olde Eddelmann unner sinen Duwen satt un noch jümmer nich herutfinden kunn, wat he söchte. Un de Brüdegam ging to em up dat Duwenhus un sede: „Glückup! Vader! Ick hew min Witt Düweken funden." Un de olde Mann sprung vör Froiden up un reep: „Gottlow, datt du de rechte Duw utfunden hest! Un is se noch man Duw edder is se wedder tom Minschen ümschapen[2])?" „Ja wohl is se," sede de Jung, „nu kamt, Vader, un seht!" Un as he dat glückliche Wurd kum spraken hedd, tratt Witt Düweken herin un föll ehrem Vader üm den Hals un küßte en un weende em söte Froidentranen up sin Gesicht.

Un de olde Eddelmann wurd nu grausam froh, un se vörtellden eenanner de Geschichten, de se erlewt hedden, un lawden un dankten Witt Düweken, datt dör ehren Mod un ehre Tru alles een so schönes End wunnen hedd.

Un nu rüsteden se to der tweeten Hochtid, un as de Dag då was, sach man den Olding[3]) nich ahne Sorgen, un he sede: „De Stiern hebben mi dissen Morgen wat Dunkles vör de Oogen schawen[4]), dat man up eens henwiesen kann; ich kenn minen saubern Vagel, de uns in so lange un grote Not bröcht hett, un dårüm, mine leewen, leewsten Kinder, bereidet ju woll mit Himmelsgedanken un Gebet un tredet hübsch in

---

[1]) Zeichen. [2]) umgeschaffen. [3]) Alterchen. [4]) geschoben.

christlicher Andacht un mit demödigem Harten heran, dåmit uns de böse Fiend nicks anhebben kann. Ick äwerst will beter acht gewen as dat erste Mal!“ Un de jungen Lüde gingen tor Trau un wurden glücklich tosamspraken, un nüms kunn wat Unheemlichs vörmaken. Un des Awends was een lustiger Danz, woto de ganze Nawerschaft laden was, un dat ging munter her; un de Bur un de Bürin un de lütte Dern, de mit Witt Düweken so fründlich spelt hedd, weren ook då un wurden as leewe un ehrenwerte Gäste un Fründe holden.

Un seht! As't gegen de Middnacht ging, kunn de olde Hex sick nich länger holden vör Grimm un Wut, un se vörwandelde sick in eenen dullen Hund un nam de Gestalt van dem bunten Hündeken an un wull so in den Saal herin, un se dachte bi sick, as den lütten Bunten würden se en woll inlaten. Un se kam richtig in den Saal un slek sick tüschen den Dänzers hen un meende de jungen Lüde to biten un se dör den jämmerlichsten Dood ümtobringen. Äwerst de olde Mann hedd de Oogen apen un paßte up. Un as he dat bunte Hündeken so munter herinkamen un sick so lise dör de danzenden Reigen sliken sach, rührde he't går swind mit sinem Stock an. Un he hedd sick den Stock går besünderlich makt. De Stock hedd eenen elfenbeinernen Knoop, un de Knoop mit siner Krück was in Gestalt eenes Krüzes makt, un uterdem was't een Krüzdurn. Un as he den Hund kum anrührde, föhlde de olde Hex oogenblicklich des Krüzes Gewalt un datt se ut dem Hundfell herutspringen un in ehrer wåhren un echten Lifhaftigkeit tom Vörschien kamen müßt. Un se kam tom Vörschien, un de Olding packte se an un grep se bi der Hand un reep: „Juchhe! Lustig upgespelt! Masken, tom Ball! Wellkamen, wellkamen, Fru Nawersche! Kümmt Se ook so ungebeden tom Nachtball un will mit dem olden, grisen Brutvader eenen Sprung maken?“ Un he nam se un führde se up, as wull he eenen Dreiher[1]) mit ehr maken; se äwerst strüwde sick un wull sick entschuldigen un dachte sick flink wegtosliken. Doch he heelt se fast un sede: „Nu wist du woll Gemack vörstahn[2])! Wärüm so unwirrsch, Fru Baronin Krum=

[1]) Dreher, Rundtanz. [2]) Geduld lernen.

holt? Man sacht un geduldig! Du bist fangen, Vagel, un schast uns morgen een beten im Für vörsingen un piepen." Un he nam se un bund se mit eenem Krüzband mit besonderm Knoten un reep sine Deners, un se nemen de olde Düwels-hex un smeten se in eenen deepen Torm un leden ehr iserne Keden krüzwis üm't Lif, datt se sick mit ehren Künsten nich lösen kunn.

Se danzten nu so de Nacht dör un höllen sick lustig; de olde Hex äwerst unner der Erd hedd swåre Dröm. Un de olde Eddelmann let een paar Föder drög[1]) Holt anführen un got Öl un Pick un Swäwel dåräwer un settede de olde Hex darup un let se lichterloh brennen. Un se müßte piepen, as Müse piepen, de in den heten Smoltketel[2]) fallen. Un keenen annern Lut, går keenen Minschenlut, hett se ut dem Für van sick gewen, äwerst ut der Asch hebben se eenen swarten Rawen flegen sehn; un allen, de dat mit ansehn hebben, is de Gruwel ankamen.

Un as de Hochtid vörbi was, makte de olde Herr all sine Duwenhüser up un let sine witten Duwen flegen, wohen se wullen; dat weren äwerst mennige Dusende. Un he reep en nah, in de Händ klatschend: „Flegt! Flegt in de wiede Welt! Wi hebben unser Witt Düweken wedder funden."

Un de jungen Lüde beschenkten den Buren un sine Fru riklich un leten se wedder to Hus reisen. De lütte Burdern äwerst wullen se nich missen; ook wull dat hübsche Kind nümmer weg van Witt Düweken, un Witt Düweken hedd se leef, as were se ehr Swesterken west, un sede: „Di kann ick nich laten un missen un will di to diner Tid den Brutkranz int Haar setten!"

Un man hett noch mennig Jåhr van Witt Düweken un ehrer wundersamen Vörwandlung un Erlösung spraken, und alle Lüde då herüm hebben noch lang den Versch sungen:

Witt Düweken! Witt Düweken,
Wat hest du för'n schön Liweken!
Wat büst du för'n tru Wiweken!

---

1) dürres, trockenes. 2) heißen Schmalzkessel.

21. Dom, büst du då?[1])

In dem schönen Lande Thüringen up der güldnen Au nich wiet van dem Kiffhüser wahnde een riker un vörnehmer Eddelmann, dem wurd unner gar besünderlichen Umständen een Sähn geburen, so datt he alle Wahrseggers un Tekendüders fragde un de Stiernkiekers up alle Törm klattern let, totokieken, wo de Planeten un de annern groten Stiern to eenanner stünden, un ob se wat Ungewöhnlichs meldten. Un de Wiesen schüddeden de Köpp äwer de Teken un segen sehr deepsinnig un nahdenklich ut; äwerst nüms wüßte dem Vader des Kinds wat Genaues to seggen. Man een van de Stiernkiekers let sick so wiet ut, datt he apenbårde, dat Kind hedd den eenen Hauptstiern veel heller as all de annern; „un", sede he, „wenn he sick nah dem Hauptstiern hölt un mit sinem Glück frisch up't Lewen losgeiht un em eenen Schub gift, wenn't nich wieken will, so kann he de Gefåhren noch woll äwermeistern, de em in den lütten Stiernen dräuen." Dat sede he vör en allen; spader äwerst, as de annern weg weren, nam he den Vader des Kindes biside un sede em unner vier Oogen: „Der Tausend! Wat för een Kerlken! De ward Spalk[2]) in der Welt maken! Ick wull, he were mi geburen! Dat sünt een paar Jährhunderte vörslaten, un wi hebben nicks mehr van eenem Dom hürt, van dem wunderbåren Vagel Phönix, de de Geschichten lustig makt; un et dünkt mi Tid to wesen, datt bald mal wedder eener erschient, süs kümmt de Geschicht van den Doms ganz ut der Mode. Un wer weet Gotts vörborgnen Rat? Is't nich mäglich, datt Gott din Kind ton Eddelmannsdom utersehn hett? De Himmelsteken stahn seltsam ungewöhnlich un grot nog dåto. De Tid is so vull Langerwiel un so insleperig, datt mal wat Lustigs kamen mußt, se ut dem fulen Slap uptojagen. Un is dat Gotts Will, so müßt du ook eenen vörständigen Willen hebben, un

[1]) Über die Märchen von den drei Domen siehe Märchen I, S. 272.
[2]) Lärm.

dårüm hork up, wat ick di segg, damit du uns den Jungen nich vörfumfeist[1]). Du müßt dem Knaben, de tom Dom heranwassen schall, sinen Willen laterk un em den bi Liwe nich breken; denn etwas wunderlich ward he allerdings sin. Denn schall he een rechter Dom warden un de Domschen Geschichten mit Glück un Mod vullbringen un dörfechten, so mütt he upwassen, as schull mal een Kaiser edder Köning ut em warden. Denn einzig ut der högsten un frodigsten[2]) Freiheit un Vörwegenheit, de vör nicks in der Welt bäwert un schuddert, kann de rechte Dom spruten. Dat müßt ick di seggen, un dat vörget nich un taste nich mit dummkloker Hand in dat Spill, dat du nich versteihst. Will't Gott, so ward de Jung et to siner Tid woll utspelen!"

So wiesde[3]) de Stiernkieker, un de Eddelmann hürde nipp to un nam sick alle sine Würde to Harten un gaff dem lütten Jungen in der Döp den Namen Wigbold, as de eenmal düchtig üm sick slan un sick siner Hut ridderlich un dapperlich wehren schull.

De lütte Junker Wigbold was een so flinkes un schönes Kind un hedd een paar so stiernklare un himmelblage Oogen im Kopp, datt alle Lüde seden, se hedden up langer Tid noch keen so schönes un muntres Kind sehn. Un Wigbold gedeihde un wurd sehr stark, so datt he as en Jung van acht Mand all up egnen Föten spazierde; un wer en sach, hedd en leef, denn he was går to flink un hübsch. Un as he mehr heranwuß un in de School gahn schull, let sin Vader em ganz sinen Willen; äwerst dat Kind dheed alles mit Lust un was gehursam ut Leew un begrep swind, wat en sine Pissetters[4]) lehrden. Äwerst buten der School was he as een junges Hingstfahlen, dem keen Graben to breed un keen Tun to hoch is, un van sinen starken Armen un hirschswinnen Föten vörtellden de Nawers un Nawerskinder sick Wunderdinge. Kort, de Jung was as de Blitz nu hier nu då, nu up dem Appelboom, nu up dem Kirschboom edder up der schiersten[5]) un höchsten Esch edder Eek, de Vägelnester uttoföhlen; un mennige

[1]) verdirbst. [2]) freudigsten [3]) weissagte. [4]) Präzeptoren, Lehrer. [5]) glattesten, geradesten.

Schelmstücken, as de Jungens dhon, wurden van em vörtellt. Awerst slichte un gemeene Streek beging he nich, un dårup kunn man sick in allen Fällen vörlaten, datt he nümmer Lägen sede, un dat sin frischer Mod sülwst dem Düwel ut der Höll nich eenen Finger breed ut dem Weg ging. So vörwegen was Wigbold, datt he eenem Bier[1]) in de Hauers packt un eenem Wulf in den Rachen grepen hedd, wenn en eener vörmahnt hedd, dat were Ridderpflicht. Denn mit dissem Wurd hedd man en in de Höll schicken künnt.

As he nu gegen viertein, föftein Jåhr old was, fung he an, de ridderlichen Künste to driwen, un was in sinem söstteinden Jåhr so flink un stark, datt weinige dat mit em up Hieb un Stot wagen kunnen; un een Rüter was he, datt, wenn he ansprengde, een Goliath sick vör sinem Speer nich im Sadel holden kunn. Dåbi was he lustig as een Vagel un schön as de Dag un angenehm un beleewt bi allen Lüden; un se nömden en man den schönen Wigbold. So was he in't säwenteinde Jåhr treden; då fund he mal up sines Vaders Disch een Book, dat de Olde vörgeten hedd wegtoleggen. Un in dem Booke was to lesen, wat sick bi siner Geburt begewen hedd, un wat eener van den Stiernkiekers up em düd't un prophezeit hedd. Un kum hedd he dat Book lesen, as he mit groten Oogen un mit eener Årt van Vörstaunung üm sick her sach un toletzt sede: „Töw man[2]), Vader! Datt du mi dat nich ehr seggt hest! Un nicks in der Welt schall mi holden; ick will nu woll Anstalt maken, datt ick de Dom ward, van dem de Stiern am Himmel so veel to vörtellen wüßten. Juchhe, min Glück! Frisch, Mod un Jugend! Tummelt ju!“ Un tor Stunde wapende he sick, sadelde sin Perd un gaff em de Spåren un galoppierde dåvan in alle Welt henin. Un för sinen Vader let he eenen Bref torügg, worin he schref: „Vader, Ade! Ick ried in de wiede Welt. Ick bün de Dom, un du weetst woll, datt ick't bün. Nümmer sühst du mine Oogen wedder, wenn ick di nich de schönste Prinzessin int Hus bring, de Gott för den Dom hett geburen warden laten.“

---

[1]) Eber. [2]) Warte nur.

Den annern Morgen, as de Vader upstund, fund he den Bref, las en un let sick nicks marken; äwerst in sick froide he sick un dachte sin Deel. De Moder äwerst bedröwde sick sehr, un de Bröder un Swestern weenden em nah; denn se dachten, he würde nümmer wedder to Hus kamen.

Un wi willen den schönen Wigbold nu man den Dom heten; denn he was würklich de Dom un nam nu sülwst den Namen Dom an. Datt he äwerst eener van den groten Domen was, de alle Jåhrhunderte etwa twee, drei Mal wedder up de Erd kamen, dat wüßte dåmit noch keen Minsch. He wüßt ut sines Vaders Book un Uptekning ook recht god Bescheid, wohen he sinen Kos[1]) stellen un wonah he trachten un blicken müßt. Denn datt dem Eddelmannsdom de schönste Prinzessin up der Welt tor Brut bestimmt was, hedd he ook noch in besündern Geschichten lesen un van kloken Lüden vörtellen hürt. Datt wüßt he ook, datt he in de groten Städer un Slött inrieden müßt, wo mächtige Kaiser, Köninge un Hertoge Hof holden.

Un Dom ret toerst an den Hoff to Isenach im Thüringer Walde, wo een prächtiger Hertog van Sassen satt; un he bleef då woll drei Mand un wurd bald bekannt dör sine Schönheit un Ridderlichkeit un ging ook oft bi den Hertog to Hawe. Un he sach des Hertogs vier Döchter, de weren schön as de Rosen im Maimand, äwerst se weren ook äwen so stolt. Un Dom, as he disse Undägd[2]) gewåhr wurd, red wieder; denn he sede: „Dat Leuschen seggt, de Prinzessin, de den Dom leewen un dör alle Gefahren winnen schall, mütt still un sanftmodig un fründlich sin, as de witten Liljen im Feld un de Maienglöckschen im grönen Grase, un wo schön disse Prinzessinnen ook wesen mägen, för mi is keene drunner." Un he sadelde sinen Rappen wedder un red dör Sassen un Polen un Ungarn un bet in Wälschland herunner un was mit in groten Schlachten un Turneien un bi veelen prächtigen Festen un Gelagen, un de Ridder Dom wurd een groter un heller Name. Un he sach eenen Hupen schöne Prinzessinnen, Kaiser- un Köningsdöchter; äwerst noch hedd he keene sehn, de em

---

[1]) Kurs. [2]) Untugend.

so unschuldig, anmodig un demodig vörkam, datt se Toms Brut sin kunn. Un he sede ook bi sick: „Hier ward't sick utwiesen, wer du büst; denn büst du würklich un wahrhaftig de Tom, so ward dat Hart di't woll seggen, wenn du se sühst, datt se de rechtschüldige[1]) is."

So was Tom woll drei Jähr herümreden van eenem Krieg in den annern un van eenem Turnei un Hoff to dem annern; då kam he äwer de Barge ut Wälschland in dat Land, dat de Switz het, un wull to der stolten Rikſstadt Zürich henafriden, wiel he vörnam, datt een groter, mächtiger Herr, de Hertog van Swaben, då Hoff holden schull. As he nu eenen Morgen dör de hogen Barg henred in der Schummering[2]) tüschen Nacht un Dag, süh, då blitzte't mit eenem Mal vör em up, as wenn eene Lüchting ut dem Felsenbarg slog, un he sach een lütt Männiken vör sick stahn mit eenem kritwitten Bårt un in eenem grisen Rock, un de eenen witten Stock in der Hand heelt. Un em wurd gruwlich, as dat Kerlken so wunderlich hervörkam; doch as't en fründlich to sick wenkte, höll he still. Un dat Männiken wurd noch fründlicher un sede: „Mennigen goden Dag hebb ick hier in den Steenen seten un lurt un lurt — un nu kümmst du endlich! Du magst woll all weten, datt du de Tom büst, un ook, datt du noch mennigen suren Schritt dhon un noch mennige Arbeiden un Gefåhren bestahn müßt, ehr du de schöne Prinzessin gewinnst, de för di geburen is. Un hier gewe ick di wat, dat ick mennige Jåhr för di hegt hew, un dat is disse goldne Ring!" Un he gaff em den Ring, un Tom stack en an sinen Finger. „Un dat schast du weten," sprack dat Männiken wieder, „datt, wenn di dünkt, du büst in Todesnot un kannst di nich anners helpen, denn nimm dinen lütten Finger un spreck man lising Pusch! un rühr an den Ring, so büst du stracks unsichtbar, un de Düwel in der Höll un sin finster un listigster Hexenmeister kann di nich sehn." Un as de lütte Twarf[3]) en so belehrt un beschenkt hedd, heelt he sinen witten Stock hoch in de Höh un reep: „Glückliche Reis, Ridder Tom! Holdt ju brav! Gott behöde ju!" Un

[1]) richtige. [2]) Dämmerung. [3]) Zwerg.

mit dissen Wurden was he weg, as äwer de Man in der Nacht eene Wolk wegweiht, un Dom sach en nich mehr un hett en in sinem Lewen nich wedder sehn.

Un Dom red nah Zürich herunner un spornde sin Roß frisch an; denn dat Hart brennd em im Liwe, un he hedd hürt, des Hertogs van Swaben Dochter were de schönste un holdseligste Prinzessin van allen Prinzessinnen in dütschen Landen, an Unschuld un Leewlichkeit un Fründlichkeit eene rechte witte Lilje unner den Fürstendöchtern. Un as he näger an de Stadt kam, sach he een grot Getümmel un eenen Uplop van Volk un hürde veel Larm un Geschrei rund herüm. Un as he sick erkundigde, seden de Lüde, nich wiet van der Stadt were eene Slang in eener Höhle, un de were de Nacht int Slott herup kamen un hedd dem Hertog sine eenzige schöne Dochter entführt un hedd se nu bi sick. Un de Hertog, de woll wüßte, wo grimmig gefährlich un gewaltig de Drak were, hedd sine Dochter dem tom Prise utbaden un sine ganze grote Herrlichkeit dåto, de den gewaltigen Draken döden un em sin Kind lebendig wedder bringen würd. Un een paar dappre Riddersmänner, seden se, hedden sick all een Hart fatet, et mit dem Draken to vörsöken, äwerst se weren nich wedder kamen, un nu were allen de Mod sunken, un dårüm were de Uplop un dat Geschrei in der Stadt. Un Dom, as he dat vörnamen hedd, red grad up dat Slott to, wo de Hertog wahnde; denn he dachte bi sick: „Vörsöken kannst du't mit dem Draken un müßt et ook; denn woför werst du woll tom Ridder slagen, wenn du't nich mit Slangen un Draken upnehmen un för gefangene edder vörwandelde Prinzessinnen nich kämpen wust? Un wer weet, ob disse Prinzessin nich de Domsche Prinzessin is?“ Un as he buten vör der Slottporten höll, sach de Hertog en ut dem Finster un let fragen, wat des frömden Ridders Begehr were? Un as Dom sede, he wull up Lewen un Dood mit dem Draken striden, wenn de Hertog em sine Dochter lawde un tosede[1]), kam de Hertog herut un swur bi sinem Degen, he schull de Prinzessin beholden, wenn he se dem Draken afwinnen künn.

---

[1]) gelobte und zusagte.

Un Dom red stracks gradeswegs wedder ut dem andern Dur herut up de Strat, wo de Weg to der Drakenhöhle ging. Un as he een paar Stunden reden hedd, markte he, datt he dem Draken näger kam; denn he kunn sin Zischen so lud hüren, as wenn man van wieden her eenen Strom den Felsen herunnerbrusen hürt. Un he settede sick im Sadel torecht un lede sinen Speer in, un so red he up den grimmigen Draken los. Un de Drak let nich up sick töwen; he was stracks då un sprung gewaltig up den Ridder los un meende en mit Perd un Sadel to vörslingen; äwerst Dom gaff em sidwarts so eenen Puff mit dem Speer, datt he afspringen müßt. Un nu entstund een mächtiger Kampf, un Dom was bald mal van sinem Roß herunner, un de giftige Worm sprung up en to; un he müßt all an sin Pusch denken. Doch he schämde sick un sede: „Tausendmal leewer dood as dat Pusch gegen eenen Draken bruken, de keen Töwerer un Hexenmeister is!“ Un he ermannde sick un nam sine letzte Kraft tosam un fung den Anfall van dem Draken so richtig up, datt sin Speer dem Undeerd grad dör de Ribben fuhr un et sick in sick tosamkrümmde un terborst. Un he let den dooden Draken liggen un ging in de Höhle herin, un sin Hart hamerde em vör Bangigkeit gegen de Ribben, ob he woll sine schöne Prinzessin finden würd. As he se in der Höhle nich fund, ging he wieder dör eenen langen, düstern Gang. Un as he dör was un wedder an't Licht kam, wurd he dat prächtigste Slott gewåhr, dat sine Oogen je sehn hedden; un dat was des Draken Borg, un dårin höll he de schöne Prinzessin vörslaten un noch veele hundert annere schöne Prinzessinnen, Fräulen un Jumfern. Denn dat düchte dem Draken, derwiel he lewde, eene gewaltige Lust un Herrlichkeit, datt de Lüde van em seggen kunnen, he hedde dat Slott vull van dem Allerschönsten, wat in siner Tid up Erden bloihde. Un hier müßt Ridder Dom noch eenen harden Strid bestahn mit twee Löwen, de den Hoff bewachten, un mit eenem Riesen, de an der Slottsport stund un keenen Minschen inlet, de nich een Teken van dem Draken hedd. De beiden Löwen erslog Dom swind un glücklich dör sine Behendigkeit; äwerst mit dem Riesen hedd he eenen langen un swåren Kampf. Eenmal

lag he all an der Erd dör eenen Stot, den de Ries em mit der Lanze gaff; un de Ries tog all den Degen un wull em dat Letzte gewen. Un Dom dachte tom tweeten Mal an sin Pusch, doch besunn he sick wedder der Ehr un reep sick to: „Pfui di an un nah mit dinem Pusch! Un leewer starw ehrlich un as eenem Riddersmann tokümmt! Denn disse Ries hett keene annere Kraft, as de in sinen Knaken sitt.“ Un glücklich sprung he up, ehr des Riesen Degen up sinen Nacken föll; un de Ries stund nu hoch un stolt äwer em, as de Eekboom äwer dem Durnbusch steiht, un he grappelde un wull Dom gripen; un hedd he'n grepen, so hedd he en as eene Fleg dood drückt. In disser Not besunn Dom sick nich lang, un flink as een Eekhäschen[1]) klatterde he an eenem Been des Riesen henup un krop in sinen hollen Schild un satt då so säker as de Bröms[2]) tüschen den Hürnern des Ossen, den se mit ehren giftigen Stichen dull maken will. Un as he sick hier in der sätern Schulung[3]) torecht sett't hedd, truck he sinen Dirk[4]) ut der Sched un gaff dem Riesen Stot up Stot recht ut'm FF, datt em dat rode Blood van der Borst herafrieselde, un eener dåvan truff grad in't Hart. Un don hedd de Ries nog un störtede hen, datt de Erd unner em dunnerde, un streckte alle Viere van sick. Dom äwerst lag up em un hedd sick bi'm Fallen mit sinem eegnen Dolk vörwundt, datt dat Blood van em strömde. Un he was so matt van dem langen Strid un van dem Bloodvörlust, datt he bleek un witt wurd as de Kalk an der Wand un bi dem Riesen im Bloode henföll un då lag as een Dooder.

Un de schöne Hertogsdochter un de annern Prinzessinnen un Fräulen, as se den Klang un dat Gerassel van den Waffen un dat Degengeklirr un Speergesuse hürden, weren an dat Finster lopen un hedden sick nich weinig vörfeerd, as se den lütten Mann gegen den groten Goliath in de Bahn treden segen. Un doch froiden se sick ook: „denn,“ seden se, „wo keme de lütte Mann hier herin, wenn he den Draken nich äwerwunnen un dalkämpt[5]) hedd?“ Doch zitterden se vör

[1]) Eichkätzchen. [2]) Bremse. [3]) Schutz, Deckung. [4]) Dolch. [5]) niedergekämpft.

dem Kampf mit dem Riesen. As nu de Ries henföll un de Erd unner em krachte, as wenn een Barg eenen Infall dheed, juchten un josden[1]) se lud up vör Froiden un lepen all de Treppen herunner, dem Äwerwinner un Erlöser Wellkamen to beden. Äwerst o Jammer un Not! Se erblickten den lütten Mann bi dem groten im Bloode liggen as eenen Dooden. Nu klung Ach! und Weh! äwer den ganzen Slotthoff, wo se äwen eenen Froidenklang hedden anstimmen wullt. Un de schöne Swabenprinzessin bedachte sick nich lang un bückte sick äwer den bloodigen Dom un klagede lud: „O Weh! O Weh! Kümmst du, schöner Jüngling, arme Kinder to erlösen, un müßt hier so in gröner Jugend fallen?" Un as de Prinzessin so äwer en wehklagde un jammerde, wakte Dom, de in Ahnmacht un Beswimung[2]) lag, van den Klagen up un nickte mit den Oogen. Un de Prinzessin froide sick ün reep: „Gottlow! Gottlow! Då is noch Lewen in dem Riddersmann." Un se terret ehre schönen Kleeder un nam se un wickelde se üm en, datt se dat Blood stillde. Un as dat schehn was, slung se mit fiew annern schönen Prinzessinnen ehren Arm üm en, un se drogen en de Trepp herup un leden en in een schön, week Bedd un schenkten em Win in un gewen em den to drinken un setteden sick üm sin Lager un makten schöne Musik, damit sin matter Geist sick in em erquicken künn. He lag äwerst in groter Mattigkeit as im Droom un hürde un vörnam alles; man datt he nich spreken kunn. Un spader hett he oft vörtellt, in sinem Lewen were em nich so nüdlich to Mod west as don, as de schönen Kinder in ehren weeken Armen en de Trepp herup drogen un mit Harfen un Zithern üm sin Bedd Musik makten: dat were west, as wenn he all im Himmel unner den musizierenden Engeln un Hilligen seten hedd. So lag he in eenem anmodigen Droom un slep woll tein Stunden, bet de helle Morgen anbrok un de lütten bunten Piepvägelken in den Bömen to twitschern begunnen. Då slog he de Oogen wedder to Glück un Lewen up un sach de hellste Sünn vör sick upgahn, de en all sin Lewdag beschenen hedd. De schöne Swabenprinzessin satt heel alleen

---

[1]) schrieen und jauchzten. [2]) Bewußtlosigkeit.

an sinem Bedd, un de annern Prinzessinnen weren wedder in ehre Kamern gahn. Un kum sach Dom se, un he föhlde in sinen Oogen un in sinem Harten een Für, datt en går anmodig brennde, un he sede still bi sick: „Ja, ick bün de Dom, un disse Prinzessin is wahrhaftig de Domin!" Un de schöne Prinzessin empfund tor sülwigen Stund datsülwige, un as he går to spreken anfung, dücht ehr, nümmer hedd se eenen so schönen un ridderlichen Jüngling sehn.

Dat ging man sehr langsam mit Dom, datt he sick vörkoverde[1]). He müßt noch woll vier Weken in dem Bedd liggen un een paar Mand in dem Slott un in dem Slottgarden herümhinken, ehr he wedder frisch up den Benen was. Äwerst wat was ditt för eene lustige un froidenrike Tid! Un he hedd wünschen mügt, so all sin Lewenlang krank to sin un so eenen söten Dokter un Feldscherer to hebben, de em de Wunden vörbund. De beiden hedden den ersten Oogenblick, as se de Oogen gegen eenanner upslogen, markt, datt se van Gott för eenanner geburen weren. In den ersten Weken swegen se noch un kunnen ut dem to vullen Harten keen Wurt loskriegen; äwerst de Händ un Oogen sproken nog. As vier Weken vörleden[2]) weren, seden se sick, wo't mit en beschaffen was. Un Dom vörtellde der schönen Prinzessin, datt he as de Dom geburen were, un datt he noch veele un grote Gefåhren bestahn müßt, ehr he mit siner Prinzessin vör dem Prester stahn künn. Un de Prinzessin hürd ook gar to nipp to un sede: „Spreck nich so Slimmes; wo schull dat togahn?" Un de hellen Tranen lepen ehr dåbi ut den Oogen. „Du büst jo nu min Brüdegam un krigst den Namen Prinz van Swaben un warst mal Hertog nah minem Vader; so hett he't dem vörspraken, de sine Dochter ut der Drakenborg erlösen würd." Un mit dissen Wurden flog se em in de Arm un küßte un trutede[3]) en up dat leewlichste, as wull se seggen: „Wat för unnütze Gedanken? Jag dine bösen Dröm weg!" Äwerst Dom schüddelde den Kopp un sach bedenklich dåto ut un sede: „Mit Gott hew ick't wagt, de Dom to sin, un Gott ward mi't dörstriden helpen; äwerst du schast sehn,

---

[1]) erholte. [2]) vergangen. [3]) liebkoste.

schönste Prinzessin, dat geiht nich so licht un angenehm, as du di't vörstellst; denn süs were de Geschicht vam Dom eene Fabel, un dat is se nümmer." De Prinzessin, as se dat hürde, wurd blaß un bleek as eene Lik; doch drückte se sick noch herzlicher an en un sprack: „Nu, as Gott will, min leewster, allerleewster Dom! Up mine Tru kannst du Slott un Hüser buwen; denn nümmermehr ward ick eenes Mannes Wif, wenn't nich min Dom is."

Un as Dom wedder erfrischt un vörquickt was, rüsteden se alles to un nehmen des Draken Sülwer un Gold, Perlen un Juwelen, Geschirr un Wapen un all de herrlichen Perde, wovan he twee Ställ vull hedd, un makten sick up den Weg, datt se tom olden Hertog nah Zürich tögen. Un de annern Prinzessinnen un Fräulen, de Dom ook erlöst hedd, seden schönen Dank un Adje to em un to siner schönen Prinzessin un nemen jede den Weg, wo se am swindesten to Hus kamen künnen. As Dom nu mit sinem prächtigen Uptog gegen de Stadt kam, vörwunderden sick all Lüde, un se lepen un seden dem Hertog an: „Kumm, Herr, un seh! De Ridder Dom hett wåhr un wåhrhaftig den gewaltigen Draken doodslagen un kümmt mit diner Prinzessin Dochter angereden un mit den prächtigsten Perden un eenem langen Tog Wagen vull Kisten un Kasten un all den Herrlichkeiten und Schätzen des Draken un Riesen!" Un de Hertog vörwunderde sick ook, denn wiel Dom in Maanden nicks van sick hedd hüren laten, hedd he dacht: „De is ook weg mit all sinen Vörgängers, un mine Dochter ward in der Drakenborg woll gris un grag[1]) warden mütten." Un he ging en stracks entgegen un let en tom Wellkamen piepen un trumpeten un führde se in sin Slot; un Dom müßt im Slott bi em wahnen un hete een groter Herr.

So vörgingen een paar Weken in idel Lust un Froiden; äwerst de olde Hertog let sick nicks marken van dem Wurde, dat he spraken hedd, as Dom gegen den Draken in den Strit tog, un van der Hochtid mit der schönen Prinzessin was't müsken- müskenstill. Ja, he stellde sick ook wunderlich an,

[1]) alt und grau.

as Dom de scheene Prinzessin alleen un unner vier Oogen sehn un spreken wull, un sede, datt sick dat går nich gebührde, so datt Dom in sick oft grimmig was un dachte: „Worüm büst du Narr nich länger in der Drakenborg un in dem Gården blewen? Edder worüm hest du nich des Draken Demanten un Goldhupen namen un büst mit diner schönen Brut hentagen, wo keen Hertog van Swaben watt mittospreken hett?“ As em ditt nu to swår up dem Harten lag un to lange durde, ging he eenes Dages tom Hertog un begehrde sine Dochter van em, de he em tom Prise utlawd hedd, as he den Struß mit dem Draken wagen wull. Un de olde Hertog was een Schelm un settede sick up dat hoge Perd un sede: „Ja, ik hew di't vörspraken, dat will ick nich lögnen, äwerst ick dachte, du werest en Prinz, un wer weet, ob du een goder Eddelmann büst; un een Hertog van Swaben kann sine Dochter nich jedem ersten besten Tolöper gewen.“ „Wat Tolöper?“ reep Dom vörbitterd. „Ick bün ut so godem un düchtigem Holt wassen, worut man Hertöge diner Årt woll to Dutzenden sniden kunn; un wenn du nich den Mantel van dem Kaiser drögst un nich Hertog werst un Vader der Prinzessin Dietlinde, ik wull di minen goden Stammboom und mine Ridderschaft mit dem Isen in't Gesicht malen un der ganzen Welt wiesen, wat in minem Lande Gelöfte gelden. Un nu een kortes Ridderwurt: ick begehr, datt du dine Rede god makst!“ Äwerst de Hertog was een slimmer Fickfacker[1]) un makte noch veel Firlefanz un Finanz[2]); doch gaff he sich toletzt so wiet, datt he sede: „Du schast mine Dochter Dietlinde hebben, Ridder Dom, wenn du se im freien Turnier winnen kannst; denn een Turnier mütt ick üm se anstellen. Mennig Prinz un Graf is hier west un hett üm mine Dochter worben, un wi hebben se reisen laten. Nu denk, wat för Fehden, wo veele Fiende schull ick up den Hals kriegen, wenn ick se mir nichts dir nichts eenem bloten Riddersmann gewe!“ „Topp! Dat schall gelden,“ sede Dom un slog in, „dat schall de Vördanz tor Hochtid sin! Äwerst man keen tweetes mir nichts dir nichts! Ick meene, ick hew minen Schatz ut dem

[1]) Betrüger. [2]) Ausflüchte, leere Redensarten.

Für reten, un wer mine Dietlinde begehrt, mag sick up goden Atem un faste Rippen schicken: denn ick hew nich Lust, een so hoges Spill as een blotes Narrenspill to spelen: min bestes Blood is för dine Dochter flaten, un so mägen se ehres ook dran setten: tom Spaß lat ick mi minen ehrlich gewunnenen Pries wahrhaftig nich afriden."

So gingen se half vörtörnd van eenanner. Dom äwerst meldte alles an de Prinzessin un schreef ehr: „Eeen Schelm van Geburt ward nümmer ehrlich, un wenn ick ook dittmal wedder winne, he bedrügt mi tom tweeten. Äwerst dat mütt alles woll so schehn, as't in den olden Leuschen steiht: de Dom dört sinen herrlichen Schatz so licht nich gewinnen. Un höllst du man in Tru un Leew ut, Dietlinde, so will ick as Dom woll alles dörchfechten; blifst du mine helle Sünn, so kann mi keene Unglücksnacht to düster warden."

Un de stolte Hertog van Swaben schickte sine Brewe mit Baden un Ehreholden[1] in alle Länder un Städer ut un let utblasen un trumpeten, in der Stadt Zürich schull üm drei Mand een grot Turnier sin, un de Pris were de Prinzessin Dietlinde, sine eenzige Dochter un dat schönste Kind, dat in dütschen Landen de Sünn beschEEn. Un då kemen veele Köninge, Fürsten, Prinzen un Herren; denn dat was een söter Pris, de jeden Mund wätern maken kunn. As se nu ankemen un sick erkundigden un vörnemen, wo de Sak stund, reisten veele wedder dävon, eenige ut Frucht vör dem Drakendöder, datt he en een to swår un scharp Isen führen mügt, annere ut Frucht vör Gott; denn se seden: „Wo künnen wi wagen un hapen[2], in eenem unbilligen, ungerechten Strid bawen to bliwen? Dem Ridder Dom kümmt de Prinzessin van Gottes un Rechts wegen to!"

Un de Schranken van der Rennbahn wurden an dem ersten Dage des anfangenden vierden Mands updhan, un de Strid schull beginnen. Un Dom red up, un he satt up eenem swarten Hingst ut des Draken Stall un lede sine Lanz in un reep: „Wer unnersteiht un lüstet sick, mi de Prinzessin van Swaben aftowinnen, de ick mit minem Bloode vom Riesen

[1] Boten und Herolden. [2] hoffen.

un Draken löst hew? Heran! Heran! Heran! Mi brennt dat Hart im Liwe, den Vörmätnen to tüchtigen.“ Un wat he ook wåhrschuwen un up Gott un sin Recht wiesen mügt, doch weren, de heranreden. De Erste un Vörnehmste, de dat böse Stück wagen wull, was een Prinz ut Wälschland, de Köning van Burgund, un Dom reep vull Grimm: „Heran, Herr Köning! Heran, wenn Ju der Höllen gelüstet un Ji mi afstriden willt, wat min is! Ick kenn de wälschen Glawen[1]), äwerst Ji schält ook dat dütsche Isen pröwen leren.“ Un de Wale[2]) wurd falsch un tücksch un fuhr up en, as wenn de Blitz ut swarten Wolken schütt. Äwerst Dom was fardig, un de Grimm got em dubbelte Kräfte in den gewaltigen Arm, un he fung den ansprengenden Köning dermaten mit sinem Speer up, datt he dör un dör ging un datt de stolte Herr mit Roß un Rüstung in den Sand herunnerklung un ook keen Teken van sich gaff, datt je Lewen in siner Borst west was. Un de Rüters to Perde vörzuffden sick[3]), as de Köning so flink ut dem Sadel kam un mit sinem Blood de Erd rot farwde. Doch satt de schöne Prinzessin neben ehrem Vader, dem Hertog, up eenem Erker äwer dem Kampfplatz un funkelde in ehrer Schönheit un Herrlichkeit mit dem Brutkranz up dem Kopp, un se müßten woll vör Scham un Lust in den Schrecken henin. Un då kam noch een Wale, un dat was een Prinz van Schampanien, eenes mächtigen Hertogs Sähn, un he was binah een Ries un gult bi den Sinigen för eenen gewaltigen Kämpen un höll so hoch un prächtig to Roß, datt de Prinzessin, as se en upriden sach, för ehren Dom bäwerde. Un he was so hoch van Liwe un satt up eenem so hogen Perde, datt Dom neben em as een lütt Jüngelken utsach un datt ook annere as de Prinzessin för Dom bäwerden. Äwerst Dom was unvörfeerd un wurd noch grimmiger, as he dissen langen Recken sach, un he reep em to: „Büst du hoch un lang as Köning Oß[4]) to Basan, du schast herunner un de Erd küssen! Vagel, ick kenn dine Feddern un hew se all flegen sehn; du hest eenmal in Mailand an

---

[1]) Glauben, Treue. [2]) Welsche. [3]) zogen sich zurück. [4]) Der Amoriterkönig Og zu Basan, ein Riese, s. Josua 12, 4.

Sant Ambrosius[1]) vör mi streeken[2]); hüt mütt dat wälsche Blood up dütsches Isen lüstern wesen.“ Un he gaff sinem Hingst de Spåren un dheed eenen rechten Domschen Anlop, un Mann un Roß gingen vör em toglief in den Sand, datt dat stöwde; un se drogen den Wälschen mit een paar terbrakenen Ribben vam Platz. Un de letzte, de't üm de Prinzessin Dietlinde wagen wull, was een Prinz ut Dennemarken, un as de ook bloodig ut'm Sande upsammelt wurd, höll de Drakendöder Dom alleen då, un he bleef ook alleen.

Un as alles vörbi was, un de Trumpeten den dappern Dom as Sieger utblasen hedden, ging he up den Hertog to un begehrde sine Dochter, de he ook ditt tweete Mal, wat he går nicht nödig hett hedde, wedder wunnen hedde. Äwerst de Hertog, de Schalk, strüwde sick un tierde sick[3]) sehr ungebärdig un sede: „Nu kann't noch weiniger schehn as dat erste Mal; wo künn ick di nu woll mine Dochter gewen? Ligt nich de Köning van Burgund dood då? Un hebben se den Prinzen van Schampanien nich mit terbrakenen Ribben wegdragen? Wenn ick di mine Dochter gewe, denn müßt ick't mit ganz Burgund un mit dem mächtigen Schampanier upnehmen; un dat kann ick nich un mag ick nich. Un wer büst du? Un wo is dine Macht? Wo sünt dine Ridder un Mannen, de di to Tausenden totehn känen? Un nu sadel up un mak, du Ridder van dem blanken, bunten Bloomenfeld, datt du mi ut dem Land un ut dem Weg kümmst un dat Unglück mi di wegnimmst! Denn wenn de Sünn di noch viermal in minen Grenzen beschient, so büst du een Kind des witten Doodes.“

Un Dom antwurd'de em: „Hew' ick nich vörutseggt, du würdst tom tweeten Mal een Schelm an dinem Wurd warden? Un werst du nich Dietlindens Vader, so schull ditt redliche Isen dine falsche Seel eenmal up sick zappeln laten, as Jungens Ketelböters[4]) up Nateln zappeln laten. Darüm will ick nu riden; äwerst ick kam wedder, un weh dem, de't wagt, nah Dietlinden de Hand uttostreken! Hier liggt min Hand-

---

[1]) am Tage des heiligen Ambrosius. [2]) hast die Flagge vor mir gestrichen, bist mir beim Turnier ausgewichen. [3]) stellte sich an. [4]) Schmetterlinge.

schoh un sin bleeker Dood!“ Un he smeet den Handschoh vör dem Hertog in den Sand. Un don makte he sick stracks up un red ut dem falschen Hawe weg; denn he dachte bi sick: „Nu sünt veele Dusende då, un ick kann en nich dwingen; äwerst de Dom bün ick, un Dietlinde mütt min warden.“ Un he red ut des Hertogs Grenzen un vörstack sick eenige Weeken in eener afgelegnen Wildnis, bet de Tid keme, wo he wedder ümkehren künn.

Un disse Tid kam bald. Dom erfuhr, datt de Hertog mit sinem Hawe un siner Dochter up een Jagdslott gahn was, dat nich wiet vam Rhine bi der Stadt Baden lag. Un he sprack to sick sülwst: „Nu rid hen un nimm di dat Dinige, wat de olde Schelm di vörenthölt; denn he ward keen grot Geleide bi sick hebben, etwa een paar Schildknappen un Jägers, un wunderlich müßt et togahn, wenn de't mit di wagen schullen.“ Un Dom red eenen Middag in dat Slott in, as de olde Herr un sine Dochter Dietlinde to Dische seten, un in vuller Rüstung, den blanken Degen in der Hand, trat he in den Saal un ging hen, wo Dietlinde satt, un sede: „Stah up, mine Brut, un folg dinem Brüdegam; denn de Tid hett Flüchten för uns.“ Un he nam se an der Hand, un se ging mit em. De olde Hertog äwerst zitterde un bäwerde vör Schrecken un Wut un reep sinen Lüden to: „In de Wapen! In de Wapen! Up den Deef! Up den Deef!“ Un et wurd een gewaltiger Larm im Slott, un se bewehreden sick. Äwerst as de Drakendöder sin Isen swung un reep: „Man her! Man her! Wer hett Lust, up eenem harden und kolden Bedd to slapen?“ weeken se all torügg, as de Hund vör eenem Löwen, wenn he brüllt. Un Dom lüftede[1]) sine Brut in den Sadel un swung sick to ehr up un galloppeerde dåvan. Un de olde Hertog let achter en herjagen un eenen gewaltigen Schrei maken un mit allen Klocken van den Törmen lüden. Äwerst wat hulp em dat? Nüms hedd dat Hart, antobiten un't mit dem Dom to vörsöken, und se seden: „Wat geiht et uns an? De Düwel mag striden mit dem, de Riesen un Draken döden kann; worüm kümmt de Hertog nich mit up de Jagd, wenn de Wulf so licht to fangen is?“

[1]) hob.

So red denn Dom dåvan mit sinem düren un dür gewunnenen Schatz; un as se woll fief Mil reden hedden, kemen se an een Hüsken midden in eener wilden Horst. Un hier erinnerde sick die Prinzessin, datt se vör een paar Jåhren up der Jagd mit ehrem Vader achter dem Hüsken up eenem grönen Brink[1]) seten un Erdbeeren plückt un geten hedd. Un se settede sick up dersülwen Stell hen, datt se sick een beten utrauhde van dem swåren Ritt. Un wat geschach hier? Kum hedd se een paar Minuten im Grase seten, so schot een swarter Vagel, eener Kraih edder eenem Rawen gliek, ut dem Busch herut up se to, un de Prinzessin schreide ludes Halses, as keme dat grötste Unglück heran. Un Dom sach sick üm, un weg was se — un he sach een lüttes, buntes Vägelken flegen, un de swarte Vagel flog achter en her un jagde en. Äwerst wo was de Prinzessin blewen? Dom stund vörbast[2]) un gapte ümher un wüßte nich, wo em geschach, un ob he drömde edder wakte. Un disse Geschicht vörhöll sick so:

As de Prinzessin dat erste Mal hier west was un up dem grönen Brink seten un geten hedd, was een hoger, hilliger Festdag west, un se hedd geten un nich bed't; un dat hedd de olde Hex utlurd, de in der ganzen Gegend herümstreek, un hedd ehren Gesellen den Befehl laten, uptopassen, wenn de Prinzessin mal wedder keme up de Stell; denn nu hedd se eene Macht an ehr, wiel se an eenem so hogen Dage dat Gebet vörgäten hedd.. Un so was't nu schehn, datt se sick in eenen Rawen un de Prinzessin in eenen Stieglitz vörwandelt un dat arme Kind so lang dör alle Büsche jagt und ängstigt hedd, bet se se in eenen vörtöwerten Gården dreef, worin veele sonne bunte Vägelkens lewden, de up Erlösung hapten. Då müßt Dietlinde nu sitten un trurig singen; denn lustige Stückchen piepen was ehr woll vörgahn.

Dom stund noch lang då, as wenn he vörsteend[3]) was, un rührde sick nich un gapte un gapte. Toletzt fung he allmählich an, sick to besinnen, un reep: „Ick Narr, datt ick hier stah un dat Mul upsparre, as wenn't goldne Gapäppel våm Himmel regnede[4]), de ick fangen wull! Ja woll! Ja woll!

[1]) Rasenplatz. [2]) verstört. [3]) versteinert. [4]) warten, daß es Gaffäpfel regnet, bedeutet soviel wie nutzlos gaffend dastehen.

Himmel, du spreckst eene to dütliche Sprack mit mi: Ick bün de Dom, un ick will de Dom bliwen un mit Gottes Hülp alles utfechten. Denn hebben wi't nich wedder un känen't mit Händen gripen? Is nich de Düwel un sin Heer wedder up'm Platz? Un mütt sick datt nich alles so dull un kunterbunt begewen, damit de Dom pröwt ward? O du min sötes, söte Vägelken in dem bunten Rock! Holl di man wacker! Ick will di woll finden un erlösen, un schull ick de Welt dörchriden bet tor Stell, wo se mit Bredern tonagelt is. Se schall doch min bliwen, un ick will een Prinz warden!" So sprack he mit sick sülwst, swung sick up sin Roß un red wieder dör den dicken Wold, ahne to weten, wohen, bet de sinkende Nacht ehren swarten Mantel äwer de Erd deckte. Don steg he aff, led sick unner eenen Boom un sleep in; sin Perd äwerst ging bi em im Grase. Un he dheed eenen düchtigen Slap, un as he wedder upwakte, stund de Sünn all hell am Häwen, un de Sünn in sinen Gedanken scheen ook een beten klårer. He settede sick hen in't Gras, lede den Kopp nahdenklich in sine beiden Händ un dachte un dachte, wo sin buntes Vägelken woll henflagen sin künn. Un as he een paar Stunden so grüwelt hedd, sprung he plötzlich up, slog sick vör den Kopp un sede: „Du Dummkopp! Wo ist't henflagen as in den Töwergården, woräwer de olde Hex de Gewalt hett? Hest du denn de Geschichten van den vörrigen Doms umsüs vörtellen hürt?"

Un he settede sick wedder to Perd un red frisch furt, bet he in een Dörp kam; då frog he, ob se em nich seggen künnen, wo eene olde Hex wahnde. Un se wüßten't nich edder muggten't ut Angst nich seggen. Un so is he lang, lang herümreden un hett in allen Dörpern in un üm den groten Wold fragt, un nüms hett em klåren Bescheid gewen künnt, bet he toletzt in een Dörp kam dicht an dem Barg, den se de Swäbische Alp nömen. Då truff he eene olde Fru, de to em sede: „Ick will em't woll seggen, wo de grote Hex wahnt, de hier herüm so menniges Jåhr ehr dulles un gefährliches Wesen driwt. De sitt då bawen up dem Barg up der üttersten Spitz, wo de meiste Tid Snee liggt; äwerst wer hett ehr Hus sehn, un wer hett dat Hart, sick dåhen to wagen?

Dat müßt een rechter Isenfreter sin.“ Un Dom antwurdede ehr heftig: „Dat Hart hew ick, un de Isenfreter bün ick!“ Un de olde Fru sach en an un vörwunderde sick un sede: „Nog süht he keck ut; äwerst et were eene Sünd un Schand üm son hübsches junges Blood, wenn he in ehre Nett geröde.“ Dom äwerst gaff sinem Perde de Spären un galoppierde den Weg hen, de to der hogen Alp führt.

Un underwegs bedachte he bi sick, wo he't mit der olden Hex anfangen schull, un sede: „Vörnehm dörst du nich erschienen, denn markt se Unrat.“ Un he red torügg wedder in dat Dörp herin und vörköffte sin Perd un sine Rüstung un sine prächtigen sülwernen un goldnen Kleder un tog eenen Burkittel an un nam eenen slichten Stock in de Hand un ging so des Wegs henup un sede: „Ick will as een Knecht kamen un mi recht dumm un plump stellen un mi bi der olden Hex vörmeden[1]); so seh ick am besten, wo dat då tosteiht, un ob ick ehr nich tüschen ehre Künste spelen kann.“ Und so ging he den ganzen Dag un den tweeten halwen Dag; då kam he höger up den Barg, wo dat heel kahl un felsig was, un de kolden Winde dör kleene, trurige Büsch un vörfraren Gras peepen. Un nich wiet dåvan sach he eene noch högere Spitz; de klatterde he mit veelen dusend Sweetdruppen henup un keek toletzt van bawen an der annern Side in een grönes Dal henaf, dat sehr lustig utsach, un wo Hüser mit hellen, blinkenden Finstern schemerden un anmodige Böme in der Bloiht stunden. Un he sede to sick: „Då hebben wi't!“ Un as he dat Wurd kum utspraken hedd, stund de olde Hex vör em as een schrumplich, krüchich[2]) Wief un frog en, wo he her keme un wo he hen wull. Un he antwurd'te: „Ick bün een junger Knecht, de sick wat vörsöken will, un ick hew hürt, hier achter'm Barg wahnt eene rike Eddelfru, de sehr vörnehm un mächtig is; bi der mügt ick gern Deenst nehmen.“ Un de olde Hex sach en glupsch[3]) un listig an un sede: „De Eddelfru bün ick, un ick hed woll eenen Knecht nödig, äwerst di kann ick nich bruken: du sühst mi to blank un glatt ut un rückst mi to fin. Adje mit di!“ Un dåmit vörswund se dör de Büsch, as een Wind hensust.

[1]) vermieten. [2]) gekrümmt, gebückt. [3]) heimtückisch.

Un Dom stund då un frur un argerde sick. De olde Hex hedd äwerst mit ehrer Näs de Witterung upfongen, datt he eene grote Kunst an sick hedd, un dat was de Ring van dem Dwarf; dåvör was ehr bang, un deswegen hedd se seggt: „Ick kann di nich bruken." Dom vull Hunger, Arger un Vördret ging wedder bargaf den Weg, den he mit so surer Arbeit herupstegen was, un he sunn veel un laug hen un her, wo he't anfangen schull, datt he de olde Hex doch belurde und begigelde[1]), datt se een as Knecht in Deenst neme. Un he ging hen un köffte sick Botter un Teer un makte eene swartbrune Salw dårut, besmerte sick Hut un Gesicht dåmit un lede sick een paar Dage in der brennenden Sünn hen un let sick recht brun van ehr inbrennen un braden; ook köffte he sick eenen terretenen Kittel un tersletene Schoh un slichte Strümp un halde sick Düwelsdreck van eenem Apotheker, un den drog he in der Tasch. Denn he hedd oft hürt un lesen, datt de Hexen un Hexenmeisters an dissem Gestank eenen sünnerlichen Gefallen hebben un all oft dåmit lockt un bedragen sünt, as man de Duwen mit Aniskügelken in den Slag lockt. Un dat is keen Wunder; denn dissen Stank sammeln se im Muhrenlande up, wo de olde Fiend en hett gliden laten, as de Erzengel Michel en mit dem blanken Swert im Nacken dör de Wüste jagde.

Un as Dom sick so inredet[2]) und vörmascheriert[3]) hedd, nam he sinen Stock in de Hand un klomm wedder bargan, wo de Oldsche em begegnet was. Un se was stracks då un sach går fründlich un fichlich[4]) ut; denn de söte Düwelsdreck lockte se heran un erfroide ehr den Mod, un vör sinem benebelnden Gestank kunn se nich rüken, datt he de grote Kunst an sick drog. Un disse tweete Knecht geföll ehr äwermaten woll, un se wurden beid up een Jåhr eenig, dat he ehr as Husknecht denen un Holt hauen, Water dregen un alle Husarbeit vörrichten schull. Un he ging mit ehr van der woisten un kahlen Sneespitz herunner woll eene gode halwe Mil un sach, dat et då unnen im Dal wunderschön un anmodig was, warm un grön un vull der schönsten Blomen un Früchte, een

[1]) beträge. [2]) vorbereitet. [3]) maskiert. [4]) schmeichlerisch.

Land as een Paradiesgården, un datt de olde Hex in eenem Slott wahnde so grot un prächtig, datt et dem mächtigsten Kaiser nicht to slicht weſt were.

Dom, de van Natur sehr klok un klipp[1]) was, hedd bi sick alles woll bedacht un utreknet, up wat Wis he sine Kunst hier spelen müßt, datt he sick nich vörröde, wer he were. Den stolten Dom un den kühnen Riddersmann müßt he bi Hexen un ehren Gesellen hübsch in de Tasch steken un de Gelegenheit afluren, wo he dat schöne, bunte Düwelsnest terstüren un sine schöne Prinzessin erlösen kunn. Un he stellde sick unbeschriewlich dumm un däsig an, äwerst dheed alles, wat em befahlen wurd, mit dem genausten Gehursam, un bi siner Jugend un gewaltigen Stärke kunn he woll för drei arbeiden, so datt de olde Hex to den Ihrigen sede: „Hedd ick dem Dickkopp doch up tein Jahr dat Medgeld[2]) gewen! Un schull ick em dat Lohn dreimal verdubbeln, ick miss' en nich. Denn arbeiden un slawen[3]) kann he för sös, un dumm is he, o wo prächtig dumm, datt ick em inbilden kann, de Kater is eene Mus, un he glöwt et."

Wiel se nu meende, Dom were stockdumm un künn nich hüren noch sehn, let se em den freiesten Willen, un he durft an allen Stellen gahn un alles betrachten un utspionieren, un se hedd keen Arg dårut. So kam he ook in den Gården achter dem Slott, wohen nümmer een Knecht edder Magd kamen was. Doch dåhen kam he nich dör den Glowen an sine Dummheit sündern dör sinen Ring. Denn dat was een Töwergården, wohen keen Minsch dringen un den keen Minsch sehn kunn, de nich eene heemliche Kunst hedd. Un Dom hedd de Kunst an sinem Finger un wußt nich, datt he dör den Ring in den Gården kam un den Gården sülwst un wat drin was sehn kunn. De Ring hedd ook de wundersame Natur, dat he em alleen sichtbar was, un süs keen minschlich Oog en erblicken kunn. Un Dom fung dat klook an un ging man hen, wenn he wüßt, datt de Oldsche mit der Ihrigen ut was. Då sach he denn de hübschesten un schönsten Prinzessinnen un Jumfern as Krüder un Blomen grönen un bloihen un as bunte Vägel twitschern un singen. He sach un keek

[1]) schlagfertig. [2]) Mietsgeld. [3]) schwer arbeiten wie ein Sklave.

äwerst man nah den Vägeln. Un kum was he då, so kam sin buntes Vägelken angeflagen un settede sick dicht bi em up den Boom und sung een går truriges Leed; äwerst gripen let et sick nich van em. Un he kennde dat stracks an sinem Gesang un an der trurigen Stimm, womit et sine Vörwandlung beklagde; un em wurd so wehmodig, he müßte weggahn un weenen, dat de schöne Prinzessin Dietlinde een Vagel worden was un ehren Dom kum noch to kennen scheen. Äwerst bald besunn he sick wedder un sede: „Büst du nich de Dom un mütt dat nich so wesen? Un dårüm vörmuntre di un nimm din beten Bregen[1]) tosam, damit du den Eddelmannsdom ordentlich dörbringst.“ Un he ging veel in den Gården un bröcht dem Vägelken schöne Saken to äten un sprack em to; un dat Vägelken nickte unnerwielen mit dem Köppken, as vörstünd et sine Rede; äwerst spreken dheed et nich un kunn ook nich spreken.

So vörgingen een paar Mand, un Dom hedd sick alles utkundschaftet, un wat de olde Hexe buten un binnen dem Slott bedref. Då wurd se endlich gewåhr, datt de tweete Knecht ook de erste was, den se up dem Barg funden un wedder wegschickt hedd. Un dat geschach dör den Geruch. Denn de Hexen hebben de allerfinsten Näsen nächst dem Düwel, de eene superfine Näs hett, as he ook de allerlistigste Geist is van allen, de van Gott affallen sünt. Dom hedd sinen Düwelsdreck jümmer noch bi sick dragen; äwerst de Geruch was van Weke to Weke swacker worden, un toletzt hedd de Oldsche de Kunst wedder dadör raken. Un se sach nu woll, datt se van dem Knecht bedragen was, un datt he woll keen Knecht were un hier nu woll wat heel anners söchte as Knechtsdeenst bi eener olden Hex. Un se fürchtede sick sehr vör em; denn dat markte se, datt de Kunst, de he bi sick drog, mächtiger un gewaltiger was as ehre Kunst, un dörst en deswegen nich anrühren. Un dårüm sunn se ut allen Kräften dårup, wo se en mit Listen wedder wegbringen mügt; denn se sede bi sick sülwst: „Twe Mand is he all hier, un ick hew nicks markt, un dat Jåhr is lang; wat kann de Schelm nich im Sinn hebben? Wat kann he mi noch anrichten?“

---

[1]) Gehirn, Verstand.

Un as se 'alles bi sick woll bedacht und beraden hedd, reep se den annern Morgen froih: „Dom, bist du då?“ un Dom sede: „Ja, gnädige Fru,“ un kam dumm un tölplich herangesprungen. Un de olde Hex was sehr leidig[1]) un sede to em, he were to god, Knecht to sin un so swåre un gemeine Arbeit to dhon; he schull leewer in de Welt gahn un sick wat Beteres vörnehmen; se wull em gern sinen ganzen vullen Jåhrlohn gewen un hundert Krondaler dåto, un he künn morgen im Dage afgahn: denn ehr jammere, datt een so hübscher Minsch Knecht sin schull. He äwerst gaff ehr tor Antwurt: „Ich hew so minen egnen Kopp in minen Dingen; min Jåhr mütt ick utdenen, un denn ward woll wat anners schehn; un ick will Ju man seggen: ick gah nich un kann nich gahn, un wenn Ji mi alle Juwe Schätze gewen wullt.“ Un as de olde Hex dissen Bescheid bekam, wurd ehr går bang, un se fürchtede sick noch veel mehr.

Un den annern Morgen klung dat wedder: „Dom, büst du då?“ Un he antwurd'te: „Ja, gnädige Fru,“ un sprung flink as de Wind hen, woher se reep. Un se was noch veel fründlicher as gistern, un as se lang mit em spraken un em mit söten Würden üm den Bårt fichelt hedd, sede se: „Ick seh woll, ick hew di gistern nich gehürig behandelt; ick hew eenem Minschen, as du büst, to weinig baden, un Gott hett di so schapen, datt du as een Herr un Eddelmann müßt lewen känen; dårüm süh hier! Dävan steck di alle Taschen vull un nimm so veel, as du wist, un denn gah in Freden!“ Un se wieste em eenen ganzen Schepel vull Dukaten. Un Dom stellde sick dumm un ungelehrig un sede: „Ick hew dat so god bi Ju, un dat geföllt mi hier so woll, datt ick min Jåhr utdenen will; ehr gah ick nich. Wat Geld un Dukaten!“ Un dat olde grise Unglück bet de Tähnen tosam un sweg un sach doch noch fründlich dåbi ut, un ook Dom leet sick nicks marken.

Un se grübelte lang hen un her un besprack sick mit den wisesten Hexenmeistern. Denn datt Dom eene gewaltige Kunst hedd, kunn se an der Angst in ehrem Liwe föhlen, wenn

[1]) heuchlerisch freundlich.

he ehr sehr nah trat. Un se wurden eenig äwer eenen nüen Pfiff un Kniff, womit se en to fangen hapten[1]), un de Oldsche rüstede sick, et int Werk to richten.

Un as Dom den drüdden Dag upstahn was, klung dat äwer den Slotthoff: „Dom, büst du då?" Un he antwurd'te: „Ja, gnädige Fru," un stund tor Stund vör ehr. Un de olde Hex sprack to em: „Min leewe Fründ, ick hew sehr unrecht dhan an di un an mi, datt ick di, den schönsten, starksten Mann, van mi laten wull. Un nu hew ick mi mit Gott besunnen un eenen betern Fund funden, de uns beiden gefallen kann, un dat is mine öldste Dochter. Ick hew lang markt, datt di dat hübsche Kind geföllt, un deswegen eben, bild ick mi in, wullst du nich van mi tehn; un nu will ick se di tor Fru gewen, un wi willen noch hüt awend eene lustige Hochtid holden, un ut dem Knecht schall een Herr warden. Denn bliwst du doch gewiß bi uns!" Un Dom sede: „Juchhe! Ja gewiß, gnädige Fru, un dat schall een Wurd sin!" Un de olde Hex ging lustig weg un rüstede de Hochtid to.

Se wullen äwerst eenanner alle beid bedregen, un deswegen ging disse Hochtidshandel so swind un willig. Dom hedde van Anfang an sine Dummheit vörstellt, un därüm stellde he sick ook nu, as düchte em de öldste Dochter der olden Hex as dat schönste Fräulen up Gotts Erdboden. Dat was se gewißlich nich: se was dwargig[2]), pucklich un so häßlich, datt Katten een Gruwel vör ehr ankamen kunn. De Oldsche äwerst dacht en dör de Dochter to fangen un hedd ehr Bescheid seggt. Denn so sede se to ehr: „Döchterken, min wittes Döchterken, hür nipp to: Disse Minsch, unser Knecht, hett eene Kunst, de gefährlich is un uns all ümbringen kann; un dårüm schast du disse Nacht em't afluren, wo se sitt. Denn weeten wi dat, so hebben wi den Schelm fast, un he schall uns keene Müse mehr maken[3]). Dårüm wenn he hüt awend mit di to Bedd gahn will un vam Hochtidswin un van Leewe woll betippt[4]) is, denn bidd en üm sine Heemlichkeit, un hest de se em aflurt, vörgät se mi jo nich, dåmit wie siner Meister warden un dat Spill ümkehren känen!"

[1]) hofften. [2]) zwerghaft. [3]) Ungelegenheiten bereiten. [4]) berauscht.

Un dat wurd eene lustige un dulle Hochtid, un då fund sick allerhand Volk in, dat des Nachts üm Galgen un Rad slikt un üm den Blocksbarg danzt: äwerst hier weren se alle vörnehme Herren un Damen un treden in Gold un Siden up; un Dom de Brüdegam stellte sick, as höll he se dåvör, un tierde sick sehr dumm un apisch, as hedd he sonne Pracht in sinem Lewen nich sehn, un dheed grausam vörleewt mit siner Brut. As nu de Hochtidsdanz utdanzt was, un Giger un Piper swegen, un de beiden in ehre Kamer inslaten wurden, un Dom mit siner schönen Brud to Bedd gahn schull, då ergrimmde he as een rechter Simson in siner Kraft; denn et leep em dör sine Gedanken, wo sine Prinzessin Dietlinde as een bunter Vagel nu in Truren herümflegen un piepen müßt. Un he nam dat Hexenkind, dat en küssen wull, un drückte se mit soner Leewsgewalt an sine Vorst, datt se as dood tor Erd föll. Un nich eene Sekund lag se då, un nicks was mehr van ehr to sehn, un statt ehrer leep eene olde, grise Katt herüm un miaude jämmerlich. Un Dom lachte vör Froiden un reep: „Nu seh ick wedder klårlich, datt ick de Dom bün." Un he greep de Katt un höll ehr den Swanz an dat Hochtidslicht, datt he brennde, un don smet he se ut der Dör.

Un de Katt was in Angst un leep de Trepp herup bet unner dat Dack. Då lag Stroh un Hemp un Flaß, dat kunn den brennenden Swanz nich vördregen un fung ook an to brennen un stack dat Slott an. Un so wurd et een gewaltiges Für, un in eenem Oogenblick stund dat ganze Slott in Flammen un brennde lichterloh, un Dom un all de annern müßten maken, datt se herut kemen. Un as Dom buten stund un de Hexenburg brennen sach, wat för Gesindel wurd he dår gewåhr, datt he sick hedd segnen un krüzen müßt, wenn em sin starkes Herz vör Frucht hedd bäwern künnt. Då sach he veele dusend Bessenstelrüters[1]) un Zegenswestern[2]) mit Spannen[3]) un Bütten, de Water drogen un löschen wullen un een grausam Gewinsel un Geschrei makten. Äwerst

[1]) Besenstielreiter = Hexenmeister. [2]) Ziegenschwestern = Hexen. [3]) Eimer.

alles ümsüs; dat Nest brennde dal bet up den Grund, un't bleef keen Steen up dem annern.

Un dat klung äwer den Hoff: „Dom, büst du då?“ „Ja.“ — „De schuld an miner öldsten Dochter is?“ — „Ja.“ — „De schuld an min Hus is?“ — „Ja.“ — Un in eenem Oogenblick was Dom då. Un de olde Hex drog een swartes Trurkleed un stellde sick sehr bedröwt; äwerst gegen Dom dheed se so fründlich as jümmer un sede: „Segg, min Herr Sähn, wat kannst du mi van dem Unglück vörtellen? Un wo ging dat to?“ Un Dom antwurd'te: „Ach! Ach mütt ich ropen un Weh! Weh! Dine Dochter was ook går to swack, un as ick se an min Hart drückte, då bleef se mi in den Armen dood, un ick weet nich, wo se stawen un flagen is[1]), un ick sach man eene Katt in der Stuw herümspringen, un de slog ick, un se kam dem Hochtidslicht to nah un stack sick den Swanz an un leep ut der Dör, un de mütt mit dem fürigen Swanz dat Slott in Brand set't hebben. Dat is alles, wat ick weet.“

Un de olde Hex was vull Leed un Sorgen, dat ehre Dochter ümsünst ümkamen was, un se sede to ehren Fründen: „Ick mütt un mütt sine Kunst weeten, denn se is uns går to gefährlich; datt mütt herut, un schull't mi mine jüngste un schönste Dochter kosten!“ Un se hedd noch drei Döchter, un de jüngste van en was hell un schön as dat Licht, äwerst falsch un listig as eene Slang. Un de olde Hex dachte: „De ward em't woll aflocken un sick to höden weeten.“

Un dat afgebrennte Slott schull wedder in schönerer Pracht as tovörn dåstahn, un man sach een rechtes Wunder: veele hundert Wagen, de Holt un Steen heran führden, un veele dusend Timmerlüde un Murer in Arbeit, un in weinigen Dagen stund de Hexenborg in junger Pracht wedder då. Un de olde Hex sprack mit Dom üm de tweete Hochtid, un Dom stellde sick sehr froh dåräwer un sprung un danzte vör Froiden un reep: „Juchhe, lustig! Juchhe, Hochtid! Wat krieg ick för eene schöne Brut!“ Un se sümden nich mit dem Hochtidsdag, un as Spill un Danz vörbi was, un as't lütt to slan

[1]) wohin sie gestoben und geflogen ist.

anfung[1]), gingen de lustigen Brutlüde in ehre Kamer; un de Brud dheed utermaaten hübsch un fründlich mit Dom, un een lüttes, lüttes Hündeken leep achter ehr her un wedelde lustig mit dem Swanz. Dom kennd et äwerst woll un hedd et towielen achter der olden Hex sliken un wippern[2]) sehn, un et munkelde, dat Hündeken wer een vörborgner Buhle van ehr, un se künn't vörwandeln, wenn se wull. Un as Dom dat Hexengesindel in siner Stuw hedd, makte he een grimmiges Gesicht, slot dicht to un packte den Hund un sede: „Hündeken, hebb' ick di, wo ick di hebben wull? Un sühst du? Hier is een Stück Isen — dat ward din Dood, wenn du nich up mine Brud losgeihst un se so lang mit dinen Tehnen kettelst, bet ehr alle Brutlust up ewig vörgahn is.“ Un de Hund wull nich dran; äwerst Dom slog en hart, un de Hund ging up de Brud los un bet un terret se so lang un so fürchterlich, bet se jämmerlich as eene Lik då lag. As dat schehn was, nam Dom eenen Strick, slung en dem Hund üm den Hals un hängd en im Finster up, datt he herut bummelde.

Un as de Dag anbrack, kam de olde Hex up den Hoff un sach ehr leewes Hündeken as eenen Schelm am Strick hängen. Un se föll bi dissem Anblick up de Erd un makte een jämmerliches Gewinsel un Gehül, un veele annern hülden mit, un se schreide: „O weh! O weh! O Unglück äwer Unglück! Ick arme, olde Fru! Datt mi datt in minem Lewen wedderfähren müßt!. Un büst de denn dood, min buntes Hündeken? Du schönstes, fründlichstes Hündeken, dat in der ganzen Welt was? O weh! O weh! Ick arme Fru! Un wo is de Schelm, de mi dat dhan hett?“

„De Schelm bün ick,“ sede Dom un trat to ehr un stellde sick sehr trurig. „Dem Hund, de då im Morgenwind so lustig hen un her bummelt, is man sin Recht schehn; he wurd dull un föll äwer mine Brud her, as se sick uttehn un mit mi to Bedd gahn wull, un he hett se so grimmig beten, datt se dåvan den Dood nahmen hett; un dafför hängt he im Finster. Un kumm nu un seh sülwst to! O weh! O weh!

---

[1]) anfing, klein zu schlagen, d. h. gegen ein Uhr nachts. [2]) hüpfen, springen.

Mine schönste Brud! Un du vördammtester aller Köter, de je up drei Beenen humpelt hebben!" Un he nam de Oldsche bi'm Arm un führde se herup in sine Brutkamer, un då lag de schöne Brud in ehrem Bloode as eene Lik, van dem Hündeken terbeten un terreten.

Un de olde Hex vörfeerde un vörschrack sick gruwelich un sprack keen Wurd mehr äwer disse Geschichten un let de beiden Dooden wegnehmen un still begrawen. Ehre Angst üm Dom wurd äwerst van Dage to Dage gröter van wegen siner Kunst, un datt se em se nich afgewinnen kunn. Un se let en jümmer mehr beluren bi Dag un bi Nacht, un toletzt vörtellde een wittes Müsken ehr, se hedd den Dom mal in dem Gården sehn un mit dem lütten, bunten Vagel Stieglitz spreken. As se dat hürde, froide se sick un sprung vör Froiden woll een paar Faden hoch in de Luft, so flink un lustig, as hedd Belzebub sülwst up'm Blocksbarg den Vördanz mit ehr begunnen; un se reep vör Lust eenmal äwer dat anner: „Ahe! Büst du de Dom, wovan mi drömt hett, wogegen se mi wåhrschuwt[1]) hebben? Büst du de starke Dom, de Drakendöder un Riesenmörder? Nu schast du mi woll heran, nu schast du woll tam warden un mi mit diner Kunst herutrücken!" Un kum was dat witte Müsken wedder to Loch krapen, so scholl dat äwer den Slotthoff: „Dom, büst du då?" — „Ja." „De schuld an miner öldsten Dochter is?" — „Ja." „De schuld an minem Huse is?" — „Ja." — „De schuld an miner jüngsten Dochter is?" „Ja." — „De schuld an minem bunten Hündeken is?" — „Ja." Un Dom stund vör ehr.

Un se sach nich so fründlich ut as süs un sede to Dom: „Hür, Knecht un Sähn un Swiegersähn, edder mit wat för'n Namen schall ick di ropen? Du hest mi bedragen mit dinem terretnen Kittel un diner brunen Kopperfarw un dem Düwelsdreck; un ick weet, du büst van Geburt keen Knecht un Dener un hürst Herren an! Ick will di up den Kopp seggen, wer du büst: du büst de gewaltige Ridder Dom, van dem ganz Swabenland den Mund vull hett. Un du hest eene Kunst,

[1]) gewarnt.

de künstlich nog is; äwerst bild di dårüm nich in, datt ick mi vör di fürcht! Ick vörstah ook eene Kunst un hew een Stückschen van eenem bunten Vägelken singen hürt, dat jümmer in minem Gården piept." Mit dissen Wurden sweg se un sach Dom mit hellen, hellen Oogen an, as wull se em in't Hart bähren. Un Dom vörfeerde sick un wurd rod und bleek, as he van dem bunten Vägelken spreken hürde. Un se ergötzte sick dran un sede denn wieder: „Herr Dom, du markst woll, ick weet alles; un lat uns nu vörnünftig sin un nich länger gefährlich Spill mit eenanner driwen; dat eene mütt un schall gegen dat annere upgahn. Du giwst mi dine Kunst, un ick gew di dat bunte Vägelken, dat du woll weetst, un se schall stracks as de schönste Prinzessin ut minem Blomengården vör di treden!" Un de Vörsökung was grot, un Dom stund eenen Oogenblick in Twiwel, ob he nich inslan schull; äwerst denn dacht he wedder dran, datt he de Dom were un mit keener Hex handeln dürft — un sine Antwurt was: „Ne, mine Kunst gew ick di nich, un dinen bunten Vagel kannst du beholden!" Un de olde Hex ging weg un sede im Weggahn to em: „Dom, morgen sprecktst du anners!"

Un as de Morgen anbrack, klung dat: „Dom, büst du då?" Un Dom was stracks då. Un de olde Hex dheede sehr fründlich mit em un sede: „Ick denk, du hest di in der Nacht beter mit di beraden un letst et nich dårup ankamen, datt din Schatz wegen dines Egensinns in Feddern gekleed't gahn un so jämmerlich vördarwen mütt; denn ick hew de Macht äwer din Vägelken un äwer all de Vägel im Gården, se bet an den Dood to strafen: denn hedden se sick nich swår vörsündigt, nümmer weren se in mine Gewalt kamen. Dårüm lat et nich up dat üterste kamen; giff mi dine Kunst un nimm dine Prinzessin, un wi willen as Fründ van eenanner scheeden." Un Dom sede abermals: „Ne, dat dho ick nich," un de olde Hex reep mit Grimm: „God, so mütten morgen alle bunten Vägelken brennen, un du, Dom, schast de Füröter[1]) sin!" Un as se ditt sprack, sach se so scheußlich un gefährlich ut, datt Dom tom ersten Mal in sinem Lewen bang

[1]) Feueranzünder.

wurd. Un he ging in swåren Gedanken vör sick hen un murmelde: „Schull Gott im Himmel et tolaten? Schull't mäglich sin? Dine söte Dietlinde schull brennen, un du schust dåbi stahn un dat jämmerliche Nahsehn hebben? Ne! Ne! Se lüggt! Se lüggt! So wied dörst se nich — un dörst se, so is't god, datt ditt heele Hexenpossenspiel mit eenem Mal een End nimmt, un wer't een fürig un bloodig End. Dat is doch elendig, datt een Eddelmann un een Riddersmann un een, den Gott tom Dom hett geburen warden laten, hier eener olden Hex denen un Water pumpen un Holt dregen un Für anböten un dat Estrich putzen mütt. Ne! Ne! Nich länger so! Frisch, min Hart! To Glück edder Unglück, gah't as't will! Ick will mi hier nich länger so furtlumpen!"

Un der olden Hex, de den Dom bang sehn hedd, was de Kamm mächtig wassen, un se dachte: „Nu kriegst du den Löwen tam!" Un den annern Morgen noch in der Schummerung klung dat wedder: „Dom, büst du då" Un wips as een Windspill was Dom de Treppen herup un stund vör ehr. Un se sede em: „Wes nu recht flink! Un dreg un sett Holt in den groten Backawen un mak en glönig, as de Häwen am Winterawend is, wenn't tüchtig friert un de Sünn hell unnergahn will. Denn hüt will'n wi een Für böten, worin mine Vägelken piepen schälen." Un Dom stellde sick vörfeerd un trurig an; doch ging he un drog grote Boomstämm un smet se in de Awen, un de olde Hex sülwst drog Strük un lüttes Holt to un got Öl un Pick un allerhand Hexensmolt dårup; un as de Awen vull was, reep se Domen to: „Fürböter, steck an!" Un he höll eenen Brand an de Strük, un se fungen un slogen to eener gewaltigen Flamm up. Un as dat Für fardig was, murmelde un sung de olde Hex:

Hurrliburr un Snurrliburr!
Müsken, piep, un Kater, gnurr!
Vagel flüggt un singt sin Stück —
Flegt! Flegt! Flegt! Dat Für is flück[1]).

Un in eenem Oogenblick girrde un swirrde dat äwer den Hoff, un veele tusend bunte Vägel flögen her, so datt de Häwen

[1]) flügge, flackert auf.

vördunkelt wurd, as wenn Heuschrecken dör de Luft tehn. Un de armen, lütten Vägelken setteden sick all dicht för dem glönigen Awen dal, as ob se up dat Wurd der olden Hex paßten, herintoflegen. Un Dom sach sin buntes Vägelken ook dåmank, un de Tranen kemen em in de Oogen. Awerst he wischte se ut un makte sick stark un wullt sick nich an't Hart kamen laten. Un de olde Hex markt et, griesflachte[1]) un sede: „Se hebben mi vörtellt, Dom, du werest de ehrenfasteste un trufasteste van allen Riddern un heddest een Hart, för grote Dinge Lewen un alles in de Schanz to slan. Nu kannst du't wiesen un dat Domslof fin maken[2]). Denn wenn du för din buntes Vägelken in den fürigen Awen springst, so schall't mit all den annern Vägeln fri sin." Un Dom besunn sick een beten, un dirt Mal dücht' et em keene Schand, wenn he sin Pusch mal brukte; un he nam de olde Hex bi der Hand un slog in un sede: „Topp! Dat is een Wurd! De Domsnamen schall in mi nich to Schanden warden. Awerst dat Für is het, un ick hew eenen Gruwel, so van sülwst henin to springen; dårüm kumm un schuw mi henin!" Un se was froh in der Hoffnung, nu würd se en woll quit warden un bawenin, wenn he dood were, sine heemliche grote Kunst woll noch finden. Un Dom stellde sick wedder sehr dumm un dölpsch, un so trat he vör dat Awenloch un stemmde sick up sine starken Beenen, datt he sick strüwen künn. De olde Hex äwer in sinem Rüggen makte sick stark un schof ut allen Kräften, un achter ehr stunden veele hundert Kater un Zegenbück un drängden se wedder vörwarts. Un as de ganze Last up Dom drückte un he sick nah am Störten föhlde, då rührde he swind mit dem lütten Finger am Ring un sede Pusch! Un im Hui weg was he, un de olde Hex, de nicks mehr vör sick hedd un van ehren Mackers[3]) van achtern vörwarts stött wurd, störtede in dat Für un hülde as eene hungrige Wülwin in den Twelften[4]). Awerst nu was ehr Spill vörbi, un nüms kunn ehr helpen, se müßte jämmerlich vörbrennen; denn se was in ehre egne Kunst geraden un in ehr egne Smeer

---

[1]) s. Märchen I, S. 256. [2]) das Domslob verherrlichen. [3]) Genossen. [4]) in den zwölf Nächten von Weihnachten bis zum Dreikönigstag.

fallen. Denn dat is een wåhr Wurd, wat de Lüd so seggen: eene Hex, de in ehre egne Hexerei gerött, kann nümmer wedder herut kamen.

Un Dom stund nu wedder sichtbår då un juchte, datt de ganze Hoff vör Froiden schallde. Un as dat Für dalbrennt un de olde Hex in Asch vörwandelt was, datt ook nich mal een Knaken van ehr uptosammeln blef (so mächtig was ehr ingaten Fett west), erscheen een schönes un grotes Wunder. All de bunten Vägelken, de vör dem glönigen Awen seten, wurden plötzlich in de schönsten Jumfern ümschapen, un bald sach Dom sine schöne Prinzessin Dietlinde, de em üm den Hals flog un em veel dusend Mal unner söten Tranen küßte un reep: „Min Dom! Min dapprer, min truer Dom! So hest du din armes, vörwandeltes Kind, din buntes Piepvägelken, ut dem trurigen Hexenbann erlöst?" Un in der Minut, as de letzte Bloodsdruppen un Fettdruppen van der olden Hex to Asch worden was, ging dat äwer dat Töwerslott un den Töwergården her, as were då dat grote Saatfeld west, woräwer Gott der Herr eenmal am jüngsten Dage de Pauken un Basunen[1]) klingen laten ward. Alles rührde, bewegde un vörwandelde sick: alle Strüke, Böme, Krüder, Blomen, Vägel un Deerde sprungen as nüe Gestalten herüm, un in groten, langen Reigen kemen veele Dusende schöner Knaben un Mädlin herut un sungen, jubelden un juchten: „Dom! Dom! De stolte, de dappre Dom! De uterwälte Riddersmann Gottes het uns erlöst un dat satanische Nest terstürt!" Denn Slott un Gården un Blömer un Böme mit aller töwerischen Anmodigkeit un Prächtigkeit — alles, alles, in eenem Nu was't weg, as wer't nümmer då west, un se stunden all up dem hogen, kahlen Barg un keeken sick an un vörwunderden sick äwer eenanner un ook, wo dat schöne un lustige Hexenwark blewen was.

Un don togen se all bargdal in dat Land, wo dat warmer un schöner was, un de meisten in groten Froiden, wiel fast jeder sinen Schatz am Arm hedd. Un dat was een Juchen, Tosen un Josen un Singen un Klingen as in den ersten

---

[1]) Posaunen.

Dagen des Froihjährs, wo alles grönt un bloiht un de Vägelken, de de kolde Winter int warme Muhrenland vörjagd hedd, wedder to Hus kamen un ehre Kehlen to Gesängen stimmen. Un as se unnen im Dal weren, dankten alle ehrem Erlöser Dom un reisten up allen Straten un Wegen to Hus, jeder in sin Land un to den Sinigen. Un Dom sede to siner Prinzessin: „Nu, mine leewste Dietlinde, känen wi ook henreisen, wo din Vader wahnt, un dat ward mi nich mehr gefährlich wesen; denn ick weet, datt ick dat hardeste un gefährlichste bestahn hew, wat de Dom bestahn schull, un dat äwrige ward man een lichtes Kinderspill wesen!"

Un se tögen wieder herup im Swabenlande un hürden, datt groter Upruhr west was gegen den olden Hertog un datt een paar Grewen[1]) en mit Wehr un Wapen anfallen, ut dem Feld slagen, in dat Gefängnis set't un sine Herrschaft an sick reten hedden. Un Dom bedachte sick nich lang. As he in de Stadt Rotwiel kam, ging he hen un köffte sick een Striedroß un Wapen un Rüstung, red up dem Markt up un let sine Fahn mit dem Ridder, de eenen Draken sleit, flegen un sinen Herold utropen: „Dom! Dom! Hierher! Hierher! De Ridder Dom, de Slangendöder, is ut fernen Landen wedderkamen un hölt in Rotwiel un hett sine Fahn upsteken för den gefangnen un afgesett'ten Hertog, un he seggt: Heran! Heran, wer noch an den olden Herrn denkt! Up! Up to Stried un Sieg! Wi willen den Deewen un Röwers den Rof afjagen." Un as de gewaltige Nam Dom erklung, sammelden sick de Fründe un Getruen des Hertogs unner em, un he rückte ut mit en den Uprührern entgegen, de ook eene grote Vergaderung[2]) makt hedden; un he truff up se bi eener Stadt, de Lindau het, un mangelde[3]) mit en un slog se so gewaltig, datt kum een Mann däwan kam un de beiden Grewen sülwst up dem Platz blewen. Därup red he vör dat Slott, worin de olde Hertog gefangen lag; un de dat Slott behöden schullen, kam, as se den Namen Dom hürden, Furcht un Schrecken an, un se gewen et stracks up. Un Dom ging hen

[1]) Grafen. [2]) Versammlung. [3]) wurde handgemein, kämpfte.

un halde den olden Herrn ut dem düstern Loch, wo de Bös-wichter en heninsmeten hedden, un sprack em to un fragde en, ob he en noch kennde. Un de Hertog schüddelde mit dem Kopp und sede ne. Don sprack Dom: „Ick het Dom un bün de Dom, den du tweemal bedragen hest, un hier is dine Dochter“ (un he let Dietlinden herintreden), „un wi hebben di din Land un dine Herrschaft wedder gewunnen.“ Un de olde Hertog schämde sick sehr un sede: „Ick hew äwel an di dhan, edle Ridder, un disse Godhet üm di weinig vördeent; äwerst vörgiff mi! Ick hedd eenen Gruwel vör di un glöwde, dine Heldendhaden weren vam Düwel, un du werest een ge-meener Gesell edder so een Hexen- un Düwelskind as Nim-rod un Oß van Basan[1]), Goliath un annere sodane Düwels-kerls towielen west sünt — un därüm wull ick di mine Dochter nich gewen. Äwerst nu seh ick apenbår, datt Gott mit di is in allen Dingen, un datt du de wahrhaftige un liefhaftige Eddelmannsdom büst, de üm nicks Geringeres frien dörft as üm een Könings- edder Hertogskind. Un nu kumm, mine Dochter!“ Un hiermit nam he Dietlindens Händ un lede se in Doms Hände. „Dissem unvergliecklichen, unäwerwindlichen Helden, dem dappern, ridderlichen Dom vörlawe ick di hiermit van ganzem Harten in Gottes Namen! Un schall dat een festes Band sin, datt Düwel un Höll nich tobreken kann! Un Gott schall sin Amen dåto spreken un ju segnen van Kind to Kindeskind för un för!“

Un då was grote Froid im ganzen Land, datt de Dom un de schöne Prinzessin Dietlinde wedder kamen weren, un datt de Dom, de Drakendöder un Riesenbedwinger, een Prinz worden was un nah des olden Herrn Dood Hertog van Swaben sin schull. Un de Drei reisten nu tosam nah Zürich, un de Dom vörtellde dem Hertog alle Geschichten, de se unner-des erlewt hedden; un he vörwunderde sick sehr. Un in Zürich, der groten Stadt, wurd eene gewaltige un prächtige Hochtid anstellt, un de Dom wurd as Prinz utropen un mit dem Prinzenmantel behängt, un toletzt wurd he noch Hertog un hett veele grote un herrliche Dhaden dhan, wovan noch alle Böker vullschrewen sünt.

[1]) Og von Basan, der Amoriterkönig.

Un hier hew ick ju de tweete Domsgeschicht vörtellt, un is noch de drüdde torügg, de Geschicht van dem Prinzendom, un mit Gotts Hülp ward ick de ook noch woll mal vörtellen.

---

22. Ick bün de Ridder Unvörzagt un sla der Säwen mit eenem Slag[1]).

Meister Hans Scharpsteker in Soltwedel vam Amt der Snider un Schröder[2]) lewde mennigen Dag mit siner Fru in eener kinderlosen Eh un was sehr bedröwt, datt sin Geslecht utgahn schull, un plag to seggen: „Dat ward de Stadt föhlen, wenn de Name Scharpsteker ehr fehlt; denn solang se denken kann un Eva in den vörbadenen Appel bet, datt de Minschen ehre Sünd bekleden müßten, hebben Scharpstekers då im Amt der Kledermakers seten.“ Scharpsteker äwerst nömde de Sniders nümmer anners as Kledermakers. Endlich, as de Kopp all anfung em to grisen, sede sine Fru eenmal tu em: „Klas, ick weet, wat du nich weetst,“ un lachte dåto. Un he sede: „Wat schull dat woll Grotes wesen?“ Un se strakte en fründlich üm den Bårt un sprack: „Dat süht so ut, as wenn Gott dat urolde Geslecht der Scharpsteker nich will utstarwen laten, denn sit een paar Weken geiht wat in mi vör, wat woll mal mit twee Beenen up der Erd herümspazieren ward.“ Un de olde Scharpsteker, as he ditt vörnam, wurd äwer de Maten froh un danzte up sinen twee dünnen Sniderstaketen herüm, as hedde de Zegenbuck Hochtid holden. Dårup ging he un slog de Bibel up un sach in sinem Kalender nah; un as he dat dhan hedd, hüppte he idel lustig äwer Disch un Bänke, so datt sine Sniderſche sede: „Wat Wäder! Wat is't mit di, Mann? Büst du noch richtig? Am End wast du geck[3]) un breckst Hals un Been, ehr

---

[1]) eine Variante des Märchens vom tapfern Schneiderlein s. Grimm, Märchen, vollständige Ausgabe Nr. 20. [2]) Kleidermacher. [3]) närrisch.

de junge Scharpsteker då is!" Äwerst dat Sniderken let sick nich stüren un sprung frisch un juchte un joste, datt de Lüd up der Strat vör'm Finster still stunden un meenden, et were een lustig Gastgebot bi Meister Klas. Un as em de Atem knapp wurd, settede he sick bi sinem Schatz un nam se up de Knee un reep: „Juchhe! Juchhe! An't Licht herut mi di, min Held! Juchhe! Un abermal Juchhe! Dat ward een rechter Scharpsteker warden, een Held mit der Natel un mit dem Degen, un he ward unsern Namen grot maken. Denn nüe Kleeder hew ick up dem Sünnenupgang grepen, un in der Bibel, wo ick dat Los frog, bleef min Finger up dem Versch stahn im tweeten Book Samuels im ersten Kapitel, wo dat ludet: „Der Bogen Jonathans hat nie gefehlet, und das Schwert Sauls ist nie leer wiederkommen vom Blute der Erschlagenen und vom Fette der Helden. Un wenn ick alles tosamlegge, wat mi in dissen letztvörledenen Weken[1]) drömt hett, un wo veele Nateln ick terbraken hew, un wo veele snurrige Gedanken äwer unser Stadtregiment mi dör den Kopp flagen un schaten sünt, so düdet dat ook up sonne Ding, wovan de bibelsche Versch spreckt. Un, Fru, nu segg du, wo is di egentlich to Mod? Denn in di mütt sick't am lebendigsten wiesen; dine Gedanken sünt gewiß nicks as Degen un Speete[2]) un dine Dröm idel Siege un Slachten?" „O wat!" sede se, „gah mi weg mit dinen Herrlichkeiten! Mi is sehr slimm to Mod, un ick lide veel an dullen Gelüsten. Nimm di man in acht, Mann, datt mi de Lust nich ankümmt, di in der Pann to braden un uptofreten; denn denk mal: gistern hedd ick recht swår, mit to holden, datt ick unsern schönen, witten Hushahn, de de Zier vam Markt is, nich bi'm Kopp nam un en slachtede un brot; denn ick was up Hahnenflesch mit Lüsten, un as he vör mi up den Gårdentun flog un mit den Flüchten slog un so lustig kraihde, dacht ick mordlustig in mi, leg he doch braden in der Schöttel!" As de Snider ditt vörnam, fung he sinen drüdden Danz an, ret sick de Slapmütz vam Kopp, swung se in der Luft üm un smet se in de Hög un reep: „Juchhe! Un abermal Juchhe!

[1]) letztverflossenen Wochen. [2]) Spieße.

Hebben wi di, junger Held Scharpsteker? Hebben wi di, min Dörflinger un Stalhanschen[1]), un wo alle Grewen und Feldmarschälle heten mägen, de bi der Snidernatel dat Isen führen lehrt hebben? Ja, de Hahn is een modig, fürig un ridderlich Veh, un därüm will dat Heldenkind Hahnenflesch äten. Juch! Juch! Sniderglück! Dat ward wiß mal een General un Börgermeister, de mit der Stadtfahn in't Feld tüht un Törken un Franzosen dat Hasenpanier in de Hand gift. — Juchhe! Frisch drup, min Küken! Frisch drin, min junger Löwe!"

So tierde sick de olde Meister. As sine Fru em äwerst mal sede, se hedde den Morgen een Gelüst hedd, datt se Plettisen un Bägelisen, wenn se se hedd biten künnt, gern vörslungen hedd, dă müßten des Sniders Rehbeenen höger hüppen un springen, as je vörher, un he reep as geck un unsinnig: „Hew ick't nich seggt? Hew ick't nich seggt? Alle ward he in de Flucht slan; keen Törk un Taterkhan[2]) ward vör em utholden." Un he kunn sine Froid unmäglich bi sick beholden un leep ut in de Stadt un vörtellde allen Nawers, wat för een Held ut em entspringen schull: „Ja, een Simson mit dem Eselskinnbacken," sede he, „een Gibeon[3]), een Köning David, een Judas Makkabäus, een rechter Isenbreker un Isenfreter. Nehmt juwe Jongens vör em in acht, Nawers, wenn he dă is, dat rad ick ju: denn wenn he bös ward, is keen Utkamen mit em; ick kenn dat scharpstekersche Blod!"

De Nawers äwerst lachten äwer den olden Narren un seden:, „De Snider is een Dreihkopp worden."

As de junge Scharpsteker geburen ward (denn een Jung was he), sach de Olde up sinem Kopp dat Hütken, dat veelen Lüden bi eenem ankamenden Kinde een Glückssteken dücht, un reep: „Seh! Dă hebben wi't jo, känen uns den Helden mit Händen gripen! — Seh! Seh, Wif, un froi di! Dă! Seh! De Siegshuw un Glückshuw lifhaftig! Un wat hett de Schelm vör een paar Oogen im Kopp! Funkelt nich Für un Blitz

---

[1]) Der alte Derfflinger soll ebenso wie der schwedische General Stahlhandschuh, bevor er Soldat wurde, Schneider gewesen sein. [2]) Tataren-Chan. [3]) soll wohl Gideon heißen.

drin? O wahrhaftig, de ward Kartauen un Kanonen unvörfeerd int Gesicht sehn."

So kam de junge Scharpsteker tor Welt un kreg de Namen Hans Niklas. He wurd äwerst nich anners as Hans Isenfreter nömd. Denn des olden Sniders Snack was bi den Lüden hängen blewen, un de junge Hans müßt dat entgelden. Hans was een smucker un flinker Jung un hedd würklich een paar grelle un blitzige blage Oogen im Kopp un wuß to eenem slanken un zierlichen Snidergesellen up. Denn allmählich hedd sin Vader de groten Gedanken vörgäten un sede: „Sniders sünt ook Lüde!" He let sinen Hans äwerst jümmer sehr nett un alamodisch in Kledern gahn, denn he was een vörmägender Mann un hedd man dat eenzige Kind. Vör allen Dingen äwerst trachtede he dårnah, datt Hans een geschickter un sneller Dänzer wurd un sinen Hot mit Manier afnehmen un sinen Bückling mit Anstand maken kunn. Denn he sede: „Unsereens mütt veel mit vörnehmen Lüden ümgahn un to Grewen un Generals un Prinzen goden Morgen seggen; een Snider schull alltid as de Kinder der Vörnehmen ertagen warden; ick hew woll sehn, datt man mit lichtem un behendem Foot in der Welt uptreden mütt, denn je swärer man uptret, desto harder stött man an, un gewiß is't een gewaltig Wurd, dat Wurd: Kleder un Snider maken Lüde."

Hans Scharpsteker was negentein Jahr old un würklich een hübscher junger Snidergesell mit roden Backen un hellen, smachtigen Oogen. Up allen Börgerhochtiden hedd he den Vördanz, speelde ook een beeten up der Zither un sung de schönsten Arien, so datt de jungen Fruen un Jumfern en man den schönen jungen Snider nömden, olde, ernsthafte Lüd äwerst koppschüddelden un seden: „He is een Geck as sin Vader, een upgeblasener Narr."

Nu begaff sick etwas, dat den jungen Snider in de Welt dref; un he schull nu vörsöken un pröwen, wat de Siegerhuw em bedüd't hedd. In Soltwedel was een grot Vagelscheten, un de olde Klas Scharpsteker schot dat beste Stück van dem Vagel herunner un wurd Schützenköning. In der Stadt lewde een older, vörsapener Poet un gewesener

Scholmeister, de alle wichtigen Begebenheiten der Stadt un Dodsfälle un Hochtiden in groten Familien to besingen plag; de dichtete nu ook up den Köning Klas een langes Gedicht, dat fung mit dissem Versch an:

O Klas! Du kühner Klas, de Natelspitz un Degen
Un Fürruhr, Flint un Büß geschickt weet to bewegen,
Wat büst du för een Held! Wo spelst du mit Geschütz!
Gewiß, du Snider stohlst vam Himmel mal den Blitz!

Dit Gedicht sach woll ut as een Lofgesang, was äwerst heel anners meent un spelde vörblömt up veele scharpstekerische Prahl- un Narrenreden an un makte veel Gelach un Gerede in der Stadt. Een Schalk, de sick äwer Meister Scharpsteker erlustigen wull, hedd et bi dem Poeten bestellt un em een paar Daler dåvör gewen.

Nu satt unser Hans Niklas mit veelen siner Kamraten mal in eenem Bierhuse, un då seten ook een paar Schohknechte, un de fungen an, äwer dat Köningsgedicht un äwer de Sniders to spotten, un nömden se nich anners as de Herren Natelspitzen. As de jungen Sniders dat hürden, wullen se weggahn; äwerst eener van en stödd Hansen an un sede: „Hans, lied dat nich un giff dem vörwegnen Schohmaker eens!" Un Hans fatede sick een Hart, sprung up un slog dem eenen Schoster achter de Ohren, datt se een helles Klinglikling sungen. De beeden Schosters wullen nu mit ehren harden Pickfüsten ook utlangen, äwerst de Sniders hedden to flinke Beenen un weren wips as de Wind ut der Stuwe.

Disse Hansische Ohrfieg gaff eenen groten Uplop un Upruhr in der Stadt, un de Schosters un Schohknechte dheeden sick tosam un drauden alle Sniders as de Flegen un Müggen dood to slan, wenn se sick vör en blicken leten. Un don fuhr eene grote Angst in de armen Kledermakers; denn wo schullen ehre finen Händekens dat woll mit den knotigen un knorrigen Füsten der Schohknechte upnehmen? In disser groten Not funden se keenen annern Rat, as datt Hans Scharpsteker dat Feld rümen un as de Sündenbuck för alle in de wiede Welt henin jagd warden schull. Un de olde Klas rot[1]) sülwst

[1]) riet.

dåto. Un sine Moder snürde em unner dusend Tranen sin Bündel, un sin Vader bröcht en des Nachts, as alle Schosters slepen, heemlich ut dem Dure un sede em: „Holl di frisch, min dapprer Jong! Un lat di dat erste halwe Jahr nich marken, datt du een Snider büst; denn de Schelms, de Schoh-knechte, künnen di nahspören. Un hier hest du, wovan du unnerdessen lewen kannst!“ Un he drückte em föftig Daler in de Hand. Un de beiden seden eenanner Adje.

Un Hans ging mit sinen föftig Dalers ganz lustig in de Welt henin un lewde de ersten Weken går vörgnögt un wanderde dör veele dütsche Länder un Städer un danzte mit mennigen hübschen Jumfern; un dat Wanderlewen geföll em woll. Äwerst he hedd nich an sines Vaders halwes Jåhr dacht, un nah säwen Weken was sine Tasch leddig. As em nu de letzte Daler ut dem Büdel spurng, was he grad in eener Stadt in der Slesie[1]), de Öls het. Då was to der Tid eene Bande Kumödijanten van der Årt, de van Stadt to Stadt un van Flecken to Flecken herümtehn un unner-wielen woll in Schünen un Schapställen spelen. Un Hans dachte in siner Not: „Jung un flink büst du noch, to kleden vörsteihst du di ook, un noch hest du schöne, nüe Kleder, un de Beenen mit Manier hen un her to slenkern un eenen bunten Danz uptoführen un eene fine Aria to singen un up der Zither dåto to klimpern — o dat's di man een Spaß; un in eener Stadt as disse künnst du en woll en Ballet vör-danzen.“ Un so nam he sick eenen Mod un ging to dem Hauptmann äwer de Kumödijanten un sede: „Ick will ook Kumödijant warden.“ Un se nehmen en mit Froiden an, denn he was schier un hübsch, so as se keenen mank sick hedden.

Un Hans nam sick in sinem nüen Handwark binnen weinig Weken so ut, datt he Köninge un Prinzen un vörnehme Vörleewde un towielen ook Düwel un Gespenster un annere sonne uterordentliche Meister un Helden spelde, un datt alle Kumödijantinnen sick in den schönen Scharpsteker vörleewden. Äwerst dit swinne Glück wurd sin Unglück. Denn een van

[1]) Schlesien.

sinen Kamraten, to siner Tid een Student un een rechter Raufbold, kreg de Swartsucht[1]), as he Hansen dem Wivervolk so in dem Schot sitten sach, un sprack em eenen Awend nah der Kumödi, as se bi'm Win seten, also hart to: „Hans Wippstart, de du alles Trittvägelholt beslügst, morgen, wenn de Dag gragt, müßt du't mit mi up den Säbel vörsöken, den du hüt as Kaiser Artaxerxes so vörwägen swengt hest: willen mal sehn, ob ick diner Köningin Esther een paar Tranen utlocken kann.“ Disse Rede düchte unserm Hans tor Untid spraken, un he bedacht sick nich lang, nam eenen van den blanken Röcken, worin he Köninge un Helden to spelen plag, un sine Zither un sinen Stock, un so mit recht slinken Schreden ut dem Dur herut, eh dat Morgenrot noch ut dem Osten blenkerde. Denn em was jümmer, as hürde he üm de Ohren Säbel swirren un Pistolen knallen. He ging äwerst den Weg up Polen to.

Wat schull he nu anfangen? Snidern? Ja snidern? Dat kam em nu veel to gemeen vör, nachdem he so oft Kaiser un Köning west was un de schönsten, verleewden Prinzessinnen üm sinen Hals hedd bummeln söhlt. He nam denn sine Zither un sung däto, un so wanderde he dör't Land. Äwerst de Polacken, bi den keen Spill äwer den Dudelsack geiht, makten nicht veel Wesens van em, un he müßt oft mit reisenden Handwersburschen ut eener Schöttel eten un in slichten un lustigen Judenkrögen[2]) slapen, un all de Dröm van Herrlichkeit un Glück, de sin Vader in siner Jugend van em drömt hedd, un wat em sülwst up dem Theatrium oft dör den Kopp schaten was, müßt in Polen wedder utflegen un sick up den kahlen un kolden Wintertwig setten.

So was unser Hans bet in Litthauen kamen un satt in eenem Judenhuse in eenem Städtken een paar Mil van Grodno un att eenen slichten Knublokspannloken un kauede sin Stück drög Brot däto, un em föllen de olden Soltwedler Tiden wedder in, as he bi sinem Vader in Hüll un Füll satt, un he dacht ook wedder an Öls un wat een grot Mann he dä west was, un wo de wilde Student, de em de Wiwer

[1]) Eifersucht, Neid. [2]) Judengasthäusern.

mißgünnde, en van dä mit Säbel un Pistolen wegdraut hedd. Un he nam sine Zither un spelde nicks as trurige Stückschen. Un et föll een gewaltiger Regen, so datt he inregnede un drei Dag dä sitten bliwen müßt. Do rührde he ut Langerwiele unner den Bökern, de up dem Kannbrede[1]) in der Judenstuw legen, un fund toletzt een old Ridderbook, worin veele wundersame un äwentürliche Geschichten un Leuschen to lesen weren. Un in dissem Book las he ook de Geschicht van den säwen jungen Schosters, de säwen schöne un rike Fräulen friet hedden, un worut säwen Eddellüde up groten, prächtigen Slotten worden weren. Un Hans müßt, as he ditt las, lud uplachen un sede bi sick: „Wat Düwel! Säwen Schosters? Un du büst een Snider, un din Vader sede, du schust een Dörflinger warden, un kannst dat nich mal?" Un indem slog he mit der Hand up den Disch un truff up eene Stell, wo wat Met vörspillt[2]) was un sick een Hupen Flegen hense't hedd, un säwen Flegen legen van siner Hand as Liken hengestreckt. Un he froide sick äwer den Slag un müßt noch mehr lachen un reep ut: „Wat der Düker[3])! Un ook Säwen!" Un he sach de Dooden, de vör em legen, lang an, un em föll mancherlei dåbi in un fludderde[4]) em as Fleddermüse dör den Kopp hen un her.

Un de Nacht dårup drömde em allerlei wunderlich Tüg van groten Dingen un Aventüren un van Köningsdänzen un Ridderspill, de bunten un prächtigen Bilder van dem Theatrium in Öls; un he föll in deepe Gedanken, un in dissen Gedanken un Nahgedanken satt he denn den ganzen Morgen un heelen Dag un sede toletzt: „In disser korten Welt is doch alles man Spill; heddst du man Kleder un Wapen un eenen polschen Hingst tüschen den Beenen, du wust di ook woll tom Eddelmann updenen!" Un he fung tor Stund an un ging in de Stadt un köffte sick för vier Groschen dickes Packpapier un fineres buntes un klisterde dat tosam un klewde nüdliche Bildekens dårup un snet alles sauber un nett ut — un so wurd een Schild fardig, nich veel slichter, as de he up dem Theatrium in Öls oft up dem Arm dragen

[1]) Wandbrett. [2]) verschüttet. [3]) was der Teufel. [4]) flatterte.

hedd. Un midden up dem Schild malte he säwen Flegen un eene utgestreckte Hand, de nah den Flegen slog, un darunner schref he de stolten Würde: „Ick bün de Ridder Unvörzagt un sla der Säwen mit eenem Slag."

As de vierde Morgen anbrack, was't een wunderschön Wäder, un Hans ging mit frischer Hoffnung der Sünn entgegen un drog sinen Schild up'm Arm, un an der linken Lend wippelde em een lütter Stichdegen, den em de Jud vör sin schönes Zitherspill vörehrt hedd; un wo hell em't ook in sinen Ingeweiden klung un sung un mit der magern Hungerklock lüdede, sin Hart ging em frisch in der Borst, un em was, as wenn he all eenen bunten Vagel van eener Fräulen bi den Flüchten hedd. So ging he lustig up de Stadt Grodno to, wovan de Törm em entgegenblenkerden, un kam gegen Middag an, un wiel dat een sehr heter Sommerdag was, smet he sick in den Diergärden nich wiet vam Slott unner eenem grönen Boom int Gras un snorkte bald so sorgenlos, as wenn de ganze Welt sin were. Hier in Grodno stund äwerst eene wunderliche Geschicht, un de mütt ick nu vörtellen.

In der Stadt Grodno wahnde een mächtiger un gewaltiger Hertog van Litthauen, de hedd een grotes Land bet an den Gränzen van den Törken un Muschwiters[1]); äwerst nu was de Herr nich mehr mächtig un sieghaft, un daran was een greulich Undeerd schuld. Ditt Undeerd was een wilder Bier[2]), een duller Isenbreker van so vörfeerlicher[3]) Gröte un Gewalt, datt keene Kugel en dör dat Fell bahren kunn, und datt de modigsten Kämper vör sinen Hauwers un glönigen Oogen dat nich utholden kunnen. Un mennig god Jähr hedd de Bier im Land herümrast un veele dusend Ossen un Perde un Minschen slagen un ümbröcht, un toletzt was he ook nah Grodno kamen un hedd in dem groten Wold eene halwe Mil van der Stadt sin Lager upslan; ja unnertiden[4]) kam he woll dicht unner dat Slott un terwöhlde dem Hertog vör siner Näs de Bloomenbedden. Un dat kunn em nüms wehren; denn keen Jäger un Hund trauede sick mehr an en

[1]) Moskowiter. [2]) Eber. [3]) schrecklicher. [4]) zuweilen.

heran; denn he was sneller as een Hirsch, kunn dör de deepsten Seen swemmen un up Glattis lopen as up'm struwen[1]) Weg un äwer alle Tün un Muren as een Vagel setten. Kortüm, mit dissem Bier was et eene Sak, datt alle Lüde glöwden, et ginge nich mit rechten Dingen to, un he were mehr, as wonah he utsach. Veele dusend Jagden weren nu een tein Jåhr her up en anstellt, veele hundertdusend Kugeln up en afschaten, veele dusend Hunde hedd he terreten, un wo veelen wackern Jägers hedd he de Darmen[2]) ut dem Liwe haut! He blef äwerst, de he was, de unvörwundliche un unbedwingliche Bier. Dat gewaltige Deerd was nu Nawer van dem Hertog worden un höll en in sinem Slott as gefangen. Denn de Eber ströpte[3]) in allen Büschen un up allen Wegen üm dat Slott herüm, un dat was besünderlich an em, datt he arme Lüde un Bedellüde un Buren ruhig ehre Strat gahn let; äwerst wat blanke Kleeder un Wapen drog un to Perde satt un in Kutschen fuhr — dat was sin Fiend, un då stört'te he sick mik Wut drup. Ja, so wiet was dat kamen, datt de Bier mächtiger was as de Hertog, un wenn sick't schickte, kunn man woll seggen: „De Bier was de Herr im Lande un nich de Hertog." Denn wer am meisten kann, un vör wem alle sick fürchten mütten, de is de Herr. Wat hedd de arme Hertog nich all dhan, dat Undeerd los to warden! Wo veel Gold un Sülwer, Städer un Slötte hed he utbaden, wenn eener den Bier slan künn! Ja, he hedd vörspraken, de Bierhut mit Demanten uptowägen, wenn eener se em bringen kunn; äwerst då kam keen Döder un Bringer. Toletzt in siner groten Not hedd he sine Dochter utbaden, sin eenzig Kind un de schönste Prinzessin im ganzen Abendland, datt, wer keme un den Bier dalslöge, de schull ehr Brüdegam heten un nah sinem Dode Prinz un Hertog warden. Un mennig schön Prinz, Grewe un Riddersmann hedd dat wagt mit dem Bier üm de schöne Prinzessin un jämmerlich sin Lewen laten müßt. Endlich äwerst wurd dat Gerücht van dem litthauschen Eber to mächtig in allen Ländern, un nüms let sick mehr up dem Kampplatz sehn.

---

[1]) rauhen. [2]) Gedärme. [3]) streifte.

In dem schönen Slott satt nu de arme Hertog as een Gefangener mit siner Prinzessin un mit sinen Hofherren, Kammerjunkern un Jagdjunkern all in dat drüdde Jahr, un se lewden een langwieliges un trostloses Lewen un fungen Flegen un Müggen un äten Gapeier[1]) un wüßten nich, wat se mit der schönen Tid anfangen schullen. Denn nüms wagde sick äwer föftig Schritt ut dem Slott herut, un ehr se utgingen, müßten veele hundert Buschklopper[2]) herümströpen un up allen Stegen un Wegen tosehn, ob ook van dem Bier eene Spur were. As nu unser bunter Ridder Unvörzagt unner dem Boom lag un går söt sleep un snorkte, keek een Kammerherr ut dem Finster un reep: „O Wunder äwer Wunder! Wat seh ick! Då liggt eener unner eenem Boom im Slottgården un schient een Riddersmann to wesen; denn een Schild liggt bi em. Datt mütt wahrhaftig een gewaltiger Mann wesen, de sick unnersteiht, dă to slapen!“ Un de Hertog leep nu ook an't Finster, un de Prinzessin un alle Hofflüd kemen un keeken ut; un de eene sede ditt, de annere datt, all äwerst meenden, dat müßt woll wat Seltsames un Uterordentliches sin. De Prinzessin äwerst wurd fürrot vör Froiden, denn se were gern ut dem Gefängnis herut west un hedd ook gern eenen Mann hett. Un de Hertog sede: „Wi willen henschicken un den Ridder to uns laden; kann sin, datt Gott uns van ungeschicht[3]) ut dissem langen un harden Drangsal erlösen will.“ Un he schickte drei van sinen vörnehmsten Herren, den Ridder in dat Slott intobidden[4]), datt he keme un bi dem Hertog sin Quartier nehme.

Un de Baden sleken sick lising, lising in den Gården as de Müse, stünden oft still un keeken sick bang üm, as Duwen to dhon plegen, wenn de Kraih in der Luft schreit un den Hawk anmeldt. Denn se dachten jümmer an den hauenden Fiend. Un bald kemen se an den Boom, wo unser Hans im Gras lag un sorgenlos drömde un snorkte. Un se lesen de stolte Inschrift up sinem Schild, un de eene sprack to dem annern: „Dat mütt een gewaltiger Degen sin,

---

[1]) etwa: sie hatten Maulaffen feil. [2]) Forstleute. [3]) von ungefähr. [4]) einzuladen.

de då Säwen up eenen Slag sleit; un woll süht he danåh ut; denn kiek! Wat is dat för eene schöne Längde!" Un Ritter Unvörzagt wakte up äwer dem Geflüster un stüttede sick up eenen Ellbagen up un sach då de Männer vör sick stahn un vörwunderde sick sehr. Un de vörnehmste van den Drei nam dat Wurd un sprack also:

„Allererhabenster un grotmächtigster Prinz! Un allergewaltigster un unäwerwindlichster Ridder un Herr, Herr Unvörzagt! Wi sünt hier van unserm Herrn afgeschickt, eenem mächtigen Hertog, de eenes starken Arms un Helpers bedürftig is. Un gewiß, Gott, de sick unsrer Not erbarmen un uns van dem gruwlichen Undeerd befrien will, dat disse Forsten un Gården un dat ganze Land entfredet[1]) un vörwoistet un nu so veele Jåhre alles unsäker un wild leggt un veele dusend Witwen un Waisen makt hett[2]). Un darüm hett de gnädige Gott di hierher schickt, den Sieghaften un Dappern, datt du den fürchterlichen Eber dalleggen un de schönste Prinzessin, de de Sünn beschient, tom Gemahl winnen schast. Un nu stah up un kumm mit uns in dat Slott, wo unser Herr und Hertog up di paßt, un van wo de schönste aller Prinzessinen ut dem Finster mit sehnsüchtigen un fröhlichen Oogen up den Schild schaut, worup de stolte Inschrift glänzt: Ick bün de Ridder Unvörzagt un sla der Säwen mit eenem Slag. Dårüm süme di nich, kumm, kumm! Un empfange de Ehren, de diner hogen Dhaden würdig sünt!"

Un Hans, den se ut eenem söten Drom upweckt hedden, sach in den drei Herren, de in prächtigen, güldnen un sidenen Kledern un mit ehren Tressenhöten in der Hand gebückt vör em stunden, eenen nüen, bunten Drom un horkte hoch up un vörwunderde sick toerst; doch as he sick den Slap ut den Oogen wischt un sick etwas vörsunnen hedd, kam't em ganz natürlich vör, datt he sick so bequem as een groter Herr up den Ellbagen stütten kunn un de Drei in prächtigen Hoffkledern mit sidenen Strümpen un goldnen Snallen un ehre Höd in den Händen tor Erd gesenkt mit krummen Bücklingen vör em

---

[1]) friedelos macht. [2]) Der Satz ist unvollständig: zu „Gott" fehlt das Prädikat: „hett di hierher schickt", das erst im nächsten Satz folgt.

stunden as de Fidelbagen, de eben upstriken willen. Un as he de Red uthürt hedd, sweeg he erst eenen Oogenblick un bedachte sick, un dat düch em, datt sin Glück eene günstige Wendung nehmen wull; un de säwen Schohmakergesellen föllen em lebendig in, un datt he går up eene Prinzessin in't Slott beden wurd; un he sede bi sick sülwst: „Frisch, Snider, äwer de Schosters! Wer nicht wagt, winnt keene schöne Frau.“ Un so satt he noch een Wilken un let et sick noch een beten dör den Kopp lopen, un denn richtede he sick up un sprack ungefähr in dissen Wurden:

„Leewe Herren un Fründe! Gaht hen un grüßt juwen Herrn un Hertog wedder van dem Ridder Unvörzagt un dankt em vör sine fründliche Badschaft un Ladung up dat Slott. Van den wundersamen Aventüren un Thaden, de disse mine Füste angrepen un dörhaut hebben, van betöwerden Gården un Slotten, van verwünschten Prinzen un Prinzessinnen, van Draken un Riesen, de dör min Isen fallen sünt, to vörtellen un to berichten, würd to lang sin. — Also hier bloihst du mi wedder up, du schönste, rodeste Ridderbloom? Hier bloihst du un lockst du, blitzender Stried un grimmige Gefåhr? Hier bloihst du wedder up, Bloom der Leew un Hoffnung nah so grotem Leed, dat mi vör weinigen Dagen troffen hett? — Un nu markt up, ji Männer! Ji schält weeten: Ick tog ut der Britannie un Nederland un Dütschland daher un wull des Weges nah Konstantinopel un van då in dat hillige Land, un so äwer den Libanon un Sinai jümmer frischweg in dat swarte Muhrenland henin, de Törken un Unchristen to bestriden — un hürt! Då is mi hier in dissen litthauschen Wüsten een paar Dagreisen vör disser Stadt min Knapp entlopen un hett Rosse un Wapen un alle mine Schätze un Klenodien un minen heelen Riddersmuck as een Deef un Spitzbow mit sick nahmen. Un to Foot hew ick gahn müßt un binah in der Dracht un Wise eenes gemeenen Knechts, as ji mi hier seht. Un dissen Schild mit der Upschrift, as ji seht un lest, hew ick mi ut Papp makt as een Teken mines Wandels, un disse elendige Degen is een Degen, den een Jud mi schenkt hett, un womit man woll Müggen upspeeten[1]) kann,

[1]) aufspießen.

äwerst nich gegen Löwen un Riesen un Undeerde as juwer Vier up den Plan treden. Un nu gewt acht, wat ji dem Hertog van minentwegen vörmelden schält. Meldt em, een Deef hett den Ritter Unvörzagt, de der Säwen mit eenem Slag sleit, schier utplündert un en in eenen so weinig ridderlichen Tostand vörsett't, worin he sick nich unnerstahn dört, vör em un vör der Prinzessin to erschienen. Will he mi in sinem Slott sehn, so late he mi in eene Harbarg führen un mi ridderliche Kleeder, Wapen un een Stridroß bringen, as minesglieken geziemlich un gebührlich is, un Knapen un Knechte tom Deenst, dåmit ick in ridderlicher Art un Rüstung in sine Borg inriden kann. Hüt äwerst will ick rasten un slapen, denn ick bün matt un möd van der Reis un noch vull Arger äwer minen schändlichen, verlopenen Deef; un morgen will ick, wenn't Gott un dem Hertog beleeft, minen Inritt dhon."

Un de Männer vörneigden sick mit deepen Kneebögungen bet tor Erd vör em un gingen tom Slott torügg un berichteden dem Hertog, wat de Ridder Unvörzagt seggt hedd, un wat he van em begehrde. Un de Hertog schickte se wedder in den Gården, to bidden, he mügte doch kamen, as he eben were, denn en un de Prinzessin vörlangde ook går to sehr, den gewaltigen un ridderlichen Helden to sehn. Äwerst Hans sach se stolt van bawen an un sede ne, un denn trumfde he ut: „Nich anners! Hüt will ick in de Harbarg, un west flink un seggt dat juwen Hertog tom tweeten Mal, un geföllt em dat nich, de Strat der Welt is wiet un breet, un ick ward mi woll wedder to eener Rüstung un eenem Roß helpen un annerswo min Glück un Äventür söken känen."

Un se gingen un kemen bald wedder un beden Hans in des Hertogs Namen, nich quad[1]) to sin, un führden en in de prächtigste Harbarg, de in Grodno was, un vier Pagen kemen, en in een Bad to führen, un twee Knapen stunden vör siner Dör, en to bewachten; un Win un Brot un Torten un Pasteiden wurden updragen, datt de Disch knackte. Un dat gefeel em woll, un he sprack bi sick sülwst: „Nu is de Dag kamen, wo ick keen Flegendöder mehr bün — glücklicher

[1]) böse.

Slag un glückliche säwen Flegen, de ick truff!“ Un as he tor Genöge geten un drunken hedd, ganz anners, as he noch up dem Theatrium, wo dat ook meist man bildlich herging, de Köninge un Helden spelde, ging he to Bedd un vörsunk in sidenen Dunenküssen[1]) un reep in Froiden: „Juchhe, Glück! So ligg ick denn endlich as een Prinz in dinem weeken Schot! O Vader Klas, wenn du nu dinen Sähn mit der Siegerhuw sehn künnst, wat gew' ick dårüm!“ Un wiel he eenmal wedder recht ordentlich un düchtig satt was un starken un fürigen Win drunken hedd, slog de Mod in hellen Flammen ut siner Bost herut, un he reep abermals: „Fortuna! Is dine Bahn glatter as Glattis un din Zopp korter as dat Hasenblömken[2]), ick fat di un holl di fast! Eene Prinzessin för eenem Bier! Wat is denn een Bier? Hebben Ridder nich Löwen un Tigern de Tehnen utbraken, un ick schull vör eenen Bier torügg bäwern? Ne! Nu un nümmermehr! Un wenn't een Bier were, as de den olden Heidenköning Adonis wiland doodslog, de de Brüdegam van dem Vagel Phönix was[3])! Nu un nümmermehr! Morgen is ook een Dag, un Glück is Glückes Moder.“ Un mit dissen un dergliken hogen un vörnehmen Würden un Gedanken sleep he lustig in.

As unser Hans so in Win un Dunenbedden un gewaltigen Gedanken äwerflot, was de Jubel un Froid nach wiet gröter up dem Slott, un den ganzen Awend wurd nicks spraken un vörtellt as van dem Ridder Unvörzagt, un de Prinzessin kunn sick nich satt fragen un hüren äwer sine Rede, Art un Gestalt. Un de drei Baden streken en gewaltig herut un seden: „He is een schöner, slanker Herr un süht ut een paar Oogen — o gnädigste Prinzessin! — ut een paar Oogen, de Sünn sülwst, de in der ganzen Welt gewiß de hellsten Oogen hett, künn sick in em vörkieken.“ Un ook nah dem Schild frog se un nah dem Teken up dem Schilde, un de Männer kunnen dat nich recht düden. De eene van en sede: „Dat Teken mütt går wat Assünnerlichs sin; egentlich süht et ut, as wenn't man säwen Flegen sünt, wonah de Held slan will;

---

[1]) Daunenkissen. [2]) Blume, Schwanz des Hasen. [3]) Der Schneidergeselle verwechselt den Vogel Phönix mit der Venus.

äwerst dat kann't woll nich sin, då is de Bedüdung gewiß to gering grepen!" De beiden annern meenden, de Vägel segen woll binah as vam Flegengeslecht ut, äwerst et weren gewiß utländsche un chinesische edder ostindische un westindische Flegen, as hier to Lande sick nich blicken leten. Ook de olde Hertog kam mit siner Weisheit dåtüschen un meende: „Dat künn woll een verblömtes Teken sin van deeper, heemlicher Bedüdung, edder et künn up een Wurd gahn, datt de Ridder mal bi eener groten Gelegenheit seggt hedd, tom Bispill: Ick will ju Säwen as de Flegen slan." Unner dissen un annern anmodigen un lustigen Reden vörging den Lüden im Slott de süs so lange Awend swinner as een glücklicher Drom, un se gingen erst lang nah Klock twelw to Bedd.

As nu de Morgen kam, weren ook de Pagen dem Hans stracks tor Hand un drogen de kostbarsten sidenen un güldenen un sülwernen Kleder herin, un de Knapen bröchten hellfunkelnde un splitternagelnüe Wapen un leden se dem Ridder to Föten. Un Ridder Unvörzagt kledede sick an (denn dat vörstund he erstaunlich) un spegelde sick in dem Spegel as een Pagellun[1]) un sach würklich prächtig ut. Un he dheed eenige Froidensprüng up sinen flinken Beenen un reep: „Hussa! Snidergesell, wes nu frisch un unvörzagt, as du di nömst, un spele de Ridder un Prinzen woll, de du so oft up dem Theatrium vörstellt hest! Heissa! Mine Helden, herbi! Heissa! Holofernes un Alexander un Mitderdat[2])! Herbi, un spegelt ju in juwen Schöler! Frisch, Hans! Wer weet, wat Gott ut di maken will, un ob du nich eenen högern Namen up de Scharpstekers proppen schast?" — Un he nam de Wapen un betrachtede jedes besünders un wählde sick dat beste ut; dårup reep he sinen Knapen, un se müßten se em anleggen un ümsnallen. Un he sach ut hoch un prächtig as een geburner Fürst. Un toletzt hängde he sick ook eenen Schild up den linken Arm. De Schild äwerst, den he sick utsehn hedd, geföll em, wiel de lütte Gott Amor mit eenem Flitzbagen dårup afbildt was, van dem een glöniger Pil in een rodes Hart flog. He meende dat äwerst as eene Vörblömung[3]), de up

---

[1]) Pfau. [2]) Mithridates. [3]) verblümte Anspielung.

de schöne Hertogsdochter anspelde, un dachte bi sick: „Ick mütt ehr to vörstahn gewen, wo ick henut will." Den schönsten un starksten Schild van allen gaff he äwerst an eenen Knapen un sede to em: „Gah nu, dreg den Schild tom Maler, un dissen Schild van Papp dåto, un de Maler schull up jenen Schild malen un schriewen, wat up dissem steiht."

Un as ditt dhan was, steeg he de Treppen henaf un swung sick up eenen witten Hingst, de sadelt un uptömd vör der Dör stund, un galoppierde dör de Stadt up dat Slott to; un twee Knapen reden achter em, un de Hofftrumpeter un Basunenbläser reden vör em un blösen sinen Intog. Un alles Volk leep em nah un juchte vör Froiden: „Hurra! Då ritt de grote Säwendöder, de dappre Ridder Unvörzagt!" Denn dat Gerücht hedd et äwerall utropen, wer in de Stadt kamen were. Un as de Ridder an der Slottsdör ankamen was, stund de olde Hertog dåvör un de schöne Prinzessin, sine Dochter, un alle Hofflüde un empfungen den stolten un hogen Gast, de bi en intehn schull, un führden en de hoge Marmortrepp henup. Un Ridder Unvörzagt wüßt sick so to stellen un to hebben, datt all to minter Mal[1]) glöwden, he were ut eenem groten Geslechte un hedd an Köningshäwen lewt un mit Prinzessinnen tor Tafel seten. As he äwerst sine Rüstung un de Wapen afleggt hedd, wiesde he sick in siner Jugend un Schönheit un Behendigkeit so anmodig un licht un let so nich een Spierken[2]) van dem Snidergesellen marken, datt der Prinzessin dünkte, Hans were de schönste Jüngling, den se in ehrem Lewen sehn hedd, un datt se bi sick sülwst süstede un bedede: „O du leewer Gott im Himmel! Keenen annern as dissen! Giff em doch Sieg äwer den Bier un lat en min Brutbedd bestiegen!"

Un nu kam de olde Hertog ook bald up den Bier to spreken un up den Struß, den Hans mit em bestahn mügt. Un Hans stellde sick dåbi so lustig un unvörfeerd, datt de Hertog bi sick dachte: „De mütt siner Sak wiß sin," un goden Mod fatede. Hans bat sick äwerst noch acht Dag ut, bet he den groten Strid wagen wull: „Denn," sede he, „ick bün

---

[1]) insgesamt. [2]) ein bißchen.

länger as drei Weken dör juwe polsche un litthausche Wüstenei tagen, wo't nicks to kniepen un to biten[1]) gifft, un nu hew ick twee Dag to Foot gahn un hinah hungern müßt. Dårüm gewt mi de acht Dag Respiet[2]), datt ick mi wedder een beten vörhalen un vörkowern[3]) un mine Kräfte stärken kann." Un de Hertog stund em dat gern to, un he un sine Dochter hedden de lustigsten Dage in siner Gesellschaft, un dat kam en vör, as weren se im Himmel, un as hedde de Langewiel up ewig van en Affsched namen. Denn Hans vörtellde en de wunderlichsten Geschichten un Äventüren un bröcht hier alles an den Mann, wat he jemals up dem Theatrium spelt edder in Bökern lesen hedd. Denn he hedd eenen klüftigen[4]) un anslägschen Kopp un eene smidige Tung[5]) un kunn recht årdig vörtellen.

Den drüdden Dag, as de Maler mit dem Schild kam un alle den Schild betrachteden un de Flegen un de Inschrift dårup, vörwunderden se sick sehr un keeken den Ridder Unvörzagt an; äwerst nüms wagde dat Wurd an en to richten. Toletzt nam de olde Hertog, de sick sehr wise dünkte, sick den Mod, en to fragen, un sede: „Herr Ridder, ick bild mi in, ick seh doch recht? Ditt is Juwe Hand, un ditt sünt säwen Flegen? Un disse Flegen bedüden gewiß een Wurd, dat Ji mal spraken hewt bi eener groten Gelegenheit, bi irgend eenem Strid edder in eenem Duwell? Un Ji hewt de Flegen tor Erinnerung an eene grote Dhad up Juwen Schild malen laten?"

Un Hans bedachte sick nich lang un antwurd'te; „Dittmal, Herr Hertog, hewt Ji't doch nich ganz drapen; de Flegen sünt würklich Flegen un bedüden Flegen, un ick will Ju vörtellen, wo se up minen Schild kamen sünt. Vör drei Jåhr, as ick toerst in Ridderschaft un up Äventüren in de Welt utred, satt ick mal in Ägyptenland nich wiet van eener Stadt, de Rosette het, in eener slichten Leeschhütt[6]) un drunk een Glas Win, wobi ick insleep. Då kettelde eene Fleg mi up der Hand, un ick slog blindlings üm mi un truff up eenen

---

[1]) zu brechen und zu beißen. [2]) Aufschub. [3]) erholen und kräftigen. [4]) klugen. [5]) geschmeidige, gewandte Zunge. [6]) Schilfhütte.

Hupen Flegen, de den Win insogen, den ick up den Tisch vörspillt[1]) hedd — un seh, säwen Flegen legen as Liken då. Un ick red wieder un red an dem groten Nil een Stück Weges hen. Då kemen säwen grote Draken geflagen van denjenigen, de då flegen känen; un jeder Drak was woll millionenmal gröter as de gröteste Fleg; un de Beester flögen grad up mi los, as wenn se mi vörslingen wullen, un Für un Gift flog ut ehren Rachen. Un ick tog minen scharpen Helper ut der Scheed un höll unvörfeerd up minen Hingst, un as de Vägel heran susden, dheed ick eenen degen, runden Zirkelhieb, un då legen se alle Säwen un zappelden in ehrem Bloode. Dåt Blood äwerst flot as en roder, füriger See, un ick müßt minem Hingst de Spåren geben un Rietut nehmen, denn wi hedden beede dårin versupen künnt. Un hier, Herr Hertog, hewt Ji de Geschicht, worüm ick de Flegen up minen Schild malen let, denn ick dachte, se weren eene Vorbedüdung up de säwen Draken west, de unner miner Fust fallen schullen. Un so mag man seggen, datt de Flegen Flegen un ook keene Flegen sünt, denn se bedüden ook Draken. Äwerst Flegen mütten se eenmal bliwen, un ick mütt se as een Glücksteken mines ersten groten Äventürs woll as Flegen, solang ick lewe, up minem Schild dregen. Un van då an nömden de Lüde mi den Säwendöder un reepen achter mi her: Seht! Seht! Då ritt der Säwendöder! Un wenn se ook Flegenridder roopen, wat scher ick mi dårüm? Denn wahrhaftig, een Bier un een Löw is oft ehr to drapen un to slan as eene Fleg edder Mügg — un Ji hewt woll de Fabel vörtellen hürt van dem Löwen un van der Mügg?“

Sonne un desgliefen Reden un Kortzwiel höllen un bedrewen se recht angenehm im Slott, un de acht Dage vörgingen as eene Minut. Un as de achte Dag kam, da kann man eben nich seggen, datt unserm Hans sünderlich lustig to Mod was; äwerst he höll sick wacker un let sick nicks marken un stellde sick so frisch un unvörzagt, as sin Nam was. Würklich hedden dat schöne Lewen in dem Hertogsslott un de Wapen, de he drog, un de ridderliche Smuck, womit he

---

[1]) verschüttet.

angedhan, un de Nam, womit he ropen wurd, un de Helden=geschichten, de he vörtellde un van annern vörtellen hürde, un de schönen Oogen der Prinzessin, de Glück un Leew up en funkelden, em Für un Mod in't Hart blasen, un oft flüsterde dat in em: „Up! Up! Hans! Wo oft hest du van der All=macht schöner Oogen spraken, för de man in teintusend Doode gahn kann — nu hest du disse schönen Oogen, de schönsten Oogen der allerholdseligsten un allerschönsten Prinzessin — un du wust nu vörzuffen[1])? Frisch drup! Een feiger Kerl freit keene Prinzessin — un wer weet, wat dat Glück för Würfel för di im Sack hett? Frisch eenen dappern Wurf in de Schanz! Wer weet, wat herutspringen kann? Un hett sick't nich wunderlich nog würfelt? Un wat hest du veel dåto dhan?" — Un Hans was fardig un trat ganz munter mit vuller Rüstung in den Saal un tröstede de schöne Prinzessin, der dat Weenen hüt veel näger satt as dat Lachen, un sede tom Hertog: „Fahrwoll, Herr Hertog! Nümmer sed Ji mi wedder as mit der Bierhut up dissem Speer." Un de Hertog was godes Modes, un de Jüngling dücht em går glücklich un herzhaft. Un he wull em een grotes Geleite gewen, datt he as een Fürst to dem Platz henriden kunn, wo de Bier ge=wöhnlich lag. Äwerst Hans verbad sick dat un sede: „Twee Knapen, Herr Hertog, latet mitriden bet up den halwen Weg un mi wiesen, wo ick den Bier finden mag. Då mägen se denn holden bliwen, bet ick mit der Arbeit mit dem Undeerd fardig bün." Un de Hertog gaff sick drin un sede, et schull alles schehn, as de edle Ridder wull. Un Hans küßte der Prin=zessin de Hand, swung sick in den Sadel un susde im rasselnden Galopp äwer den Slotthoff, un twee Knapen susden em nah. Un de Prinzessin, de mit ehrem Vader im Finster lag, kunn den Anblick nich utholden, un to swåre Gedanken flogen ehr dör de Seele, un se beswimde[2]) un sunk tosam in ehrer Hartensangst. De Hertog äwerst drog se up ehr Bedd un tröstede se un sprack: „Du müßt nich so trurig sin, min trutes Duwing[3])! Tittmal krigst du eenen Mann, un wat för eenen

---

[1]) zurückschrecken, dich zurückziehen. [2]) wurde ohnmächtig
[3]) Täubchen.

Mann! Mine Swaning un Gisching[1]) bedregen mi dittmal nich."

Un as de Ridder Unvörzagd up dem halwen Weg was, höllen de Knapen still, de as Wegwiesers mit em reden weren, und seden: „Sühst du då, Herr Ridder, den Footpat linker Hand, de äwer de gröne Wisch in den groten Wold führt? Up dem rid een halwes Stündken furt, un du warst eenen grönen Platz sehn, un up dem Platz eene Zistern mit eenem isernen Gitter; ook steiht då eene grote Eek. Då kannst du holden bliwen un up den Bier luren; denn üm de Mittagstid kümmt dat böse Deerd fast jümmer dåhen, up dem Platz to wöhlen un sick in eenem Morast nah dåbi to köhlen un to wöltern[2])."

Un Hans red van en un sede en bi'm Wegriden den kecken Bescheed: „Töwt[3]) hier, bet ick wedder kam; denn in een paar Stunden bün ick mit Gotts Hülp wedder hier, un de Eber haut nich mehr." Un de beiden Knapen dachten ehr Deel, un Hans, as he so henred, dacht ook sin Deel; äwerst dat dücht em doch går to schimplich, de Flucht to nehmen, ahnen den Bier int Gesicht sehn to hebben. Un as he up den grönen Platz kam, wo de grote Eek stund un de Zistern mit dem isernen Gitter, pupperde em sin Hart so gewaltig, datt he't slan hüren kunn, un he keek sick mit groten Oogen üm, ob he nicks sehn künn, un spitzte de Ohren, ob he nicks dör de Strük ruscheln hürde. Un dat was ganz still, as't üm den Middag in den Büschen is, un keen Vägelken flog edder zirpte. Un he steg van dem Perde un let dat gräsen un tog sine Rüstung ut un smet alle Wapen weg; alleen dat Swert behöll he an der Side. „Denn," sede he ganz vörnünftig, „wat schall mi woll dat Isen helpen gegen een Fell, då keen Isen dör geiht? To springen un to danzen äwerst künn't gewen, un då is dat beste, man makt sick flink un behend to Foot." Un Hans stellde sick nu bi eenem jungen Boom hen, de veele Telgen[4]) hedd, in Gedanken, den Bier aftowachten[5]) un to sehn, wo he utsege. Düchte dat Deerd

[1]) meine Ahnung und Schätzung. [2]) wälzen. [3]) wartet. [4]) Zweige. [5]) zu erwarten.

em denn to schrecklich un gefährlich, so künn he swind up den Boom klattern un den Düwel unnen toben laten. Ook sine Zither hedd he mitnahmen un an den Sadelknop hängt un höll se in der Hand un wull vörsöken, ob he den Bier nich in'n Slap spelen un em denn so heemlich eens bibringen un utwischen kün. Denn he erinnerde sick, datt he mal in eenem Book lesen hedd, datt Swin sehr musikalische Deerde weren un gewaltig up de Musik horckten.

Un as he so in Gedanken stund, kam de mächtige Bier herrutschen[1]) äwer dat Grön, un Hans nam de Zither un spelde eene lise un trurige Wise, eenen rechten matten un möden Slapgesang; un em was ook sehr lise un trurig to Mod. As nu dat grote un grimmige Deerd de Musik hürde, stund et stracks still un horckte up; un de Musik scheen em to gefallen, un et lede sick dal un wölterde sich im Grase, un toletzt streckte et sick still unner de grote Eek hen, as slepe et. Unser Sniderken äwerst spelde jümmer furt un slek sick jümmer näger heran to dem Bier un wull sehn, ob he würklich slepe un ob he em nich eens utlöschen[2]) kün. Äwerst wo leep dat aff?

As Hans em up een föftig Trede[3]) nah was, sprung min Bier mit eenem Satz up un, hast du mir nicht gesehn, up den Ridder los. Disse, as were he van des Biers grimmigen un flammigen Oogen behext, let vör Schrecken Zither un Isen ut der Hand gliden, vörgatt Boom un Klattern un leep up de Zistern los un sprung an dat Gitter un störtede däräwer in de Zistern herunner. De flinke Bier was ganz dicht achter em un dhed eenen Hau nah em, äwerst drapte en nich; un dat was Hansens Glück. Un dat wilde, grimmige Deerd wull em nahspringen, äwerst sprung fehl un blef up den spitzen Zacken sitten, de up dem isernen Gitter weren. Un de Bier schüddelde sick up den Zacken un dref sick de Spitzen jümmer deeper in dat Lif un schreide, as wenn he up eenem Speer stak; denn de Spitzen dheeden em nich sacht. So schreide he etwa tein Minuten un blödde gewaltig; don was't ut, un he hung dood up dem Gitter. Hans, as

---

[1]) so; wohl Druckfehler für „herutschaten" hervorgeschossen. [2]) eins auswischen, versetzen. [3]) Schritte.

he in der Doodesangst äwer dat Gitter sprung, slog mit dem Kopp gegen de annere Wand der Zistern un terdöschte sick den Vörkopp[1]) un blödde ook sehr un lag woll een fiew Minuten in Beswimung[2]) up der Zisterntrepp. Awerst de brüllende Bier weckte en bald up, un he lag in Doodesangst unner em, de den Rachen mit den langen, witten Hauers wiet upsparrde. Un jeden Oogenblick dachte he: „Hu! Hu! Kümmt de Satan los, so is't ut mit di, un he makt di kold." Un vör luter Angst unnerstund he sick nich, sick to rühren, un dheede, as wenn he dood were. Äwerst as de gefährliche Bier jümmer swacker schreide un toletzt man sachting stende un endlich ganz still sweeg, blinzelde Hans mit halwen Oogen een beten up to em un sach, datt de ganze Wand vam strömenden Blood rot was, un datt dat Undeerd de Oogen vörkehrt[3]) hedd un den Kopp hängen let un sick tierde, as were et dood. Doch Hans dachte bi sick: „De Düwel kann sin Spill hebben," un truede toerst dem Freden noch nich un töwde noch woll eene gode Viertelstund un lag heel stilling, stilling as eene Mus, de den Kater äwer sick luren süht. Äwerst as sick jümmer nicks rührde, satede he sick endlich eenen Ossenmod, richtede sick langsam up un klatterde heel sachte an der annern Side äwer dat Gitter. Un as he herut was un dat Undeerd van vör un achter betrachten kunn, sach he woll, datt et würklich muschdood was un sick up dem Gitterisen fangen un doodblödt hedd. Un nu betrachtede he den Bier noch veel nauer, kloppte up sinen harden, swarten Rüggenpanzer, beföhlde nich ahnen Gruwel sine scharpen, witten Hauers un dachte: „Bi eenem Haar, un se hedden di din beten Lewen ut den Ribben herut föhlt!" Un mit dem föll he up sine Knee, wo he stund, un dankte Gott för sine Gnad, de em so wunderbarlich ut sinem dullen Anslag heruthholpen hedd. Dårup sprung he fröhlich wedder up un reep: „Viktoria! Viktoria! Juchhe, Viktoria! Swing di, Fortuna, un sett alle Segel bi! Du schast mine Göttin sin! Heissa! Nu bün ick een Prinz!" Un he juchte un josede so gewaltig, as were de ganze Wold nicks as Strid un Slacht west.

---

[1]) zerschlug sich die Stirn. [2]) Ohnmacht. [3]) verdreht.

Dårnah ging he hen, nam sinen Degen un gaff dem Bier noch een paar deepe Wunden unner dem Buk; un de Doode let sick dat still gefallen un müßt ook up dem Kopp noch een paar Schmarren vörleef nehmen. As dat dhan was, led he sine Rüstung wedder an, stack sin Swert in de Sched, nam Schild un Speer un Zither un swung sick up sinen Schimmel — un so lustig up dem Footpat ut dem Wold herut! As he nu up den groten Weg kam un siner Knapen ansichtig wurd, begunn he van nüem, datt Barg un Dal erklungen: „Viktoria! Viktoria! De Bier is dood!“ Un se galoppierden lustig heran un erstaunden un seden: „Wi hebben dat gewaltige Schreien hürt, un Ji känt Ju vörstellen, Herr Ridder, datt wi fürchteden, wi müßten man wedder tom Slott Rietut nehmen; denn wi dachten un twiwelden, ob dat Schreien van dem Ridder edder van dem Undeerd keme — un nu Gott Lof un Dank! Wi sehn Ju hier, un Ji lewen! Un wat ward dat up dem Slott för een Triumfieren und Jubeln gewen!“

Un Hans sede: „Nu frisch, Jongs! Un lat't drawen un kamt mit un seht! Dat was een Deerd! Dat is wåhr; äwerst ick hew et lehrt, mit Säwendödern to spaßen! Lang höll he sick dapper un makte mi hete Arbeit; toletzt müßt he dat Hasenpanier ergripen, un ick dref en gegen de Zistern; då is he in der Angst upsprungen un hängt up den isernen Zinken.“

Un as se up dem grönen Platz upreden un an de Zistern kemen, wunderden de beiden sick noch mehr äwer dat mächtige Deerd, dat dä hung, un wullen ehren Oogen nich truen un hedden noch Angst, ob ook noch Lewen in dem Dooden were; so fürchterlich kam de Bier en vör. Äwerst Hans grep nach sinem Dolk un lede de Hand an un fung an, de Hut aftotehn. Un as de Knapen dat segen, datt de Bier sick so geduldig fillen[1]) let, grepen se ook to ehren Metzern un hülpen em, un in tein Minuten lag de Bierpelz då. Un de Ridder Unvörzagt brack em ook de Hauers ut. Un de Hauers hängte he äwer sinen Schild, un de Bierhut stack he

[1]) abhäuten.

up sinen Speer; un so reden de Drei dem Slott un der Stadt to. Un as se gegen dat Stadtdur kemen, let Hans sine Knapen vöran riden un blasen un mit heller Stimm Viktoria! Viktoria! ropen. Un dat ganze Volk, dat de witten Hauers un de Vierhut up dem Speer sach, klung mit Viktoria un leep in Froiden tosam; un so kemen se im vullen susenden un brusenden Gewimmel an dat Slott.

Bi dissem gewaltigen Getose un Gejose un Viktoria-geschrei weren de Hertog un de Prinzessin går swinne her-unnerkamen un stunden vör der Slottspurt, as de stolte Ridder mit den Hauers un der Vierhut in den Hoff inred. Un he sprung as een Blitz vam Perde, bückte sick tor Erd, föll vör der Prinzessin up de Knee, küßte ehr de Hand, lede Hut un Hauers to ehren Föten un sprack: „Dörr[1]) ick upsehn to dinen Ogen, du Herrlichste? Dörr ick mi van dem Glanz diner Gnaden anstrahlen un beschienen laten? Winkst du, Erhabenste un Holdseligste, datt ick de glücklichste van allen Kreaturen sin schall, de up Gotts Erdboden lewen? Is dat äwerst anners, hest du man ut Not dem Sieghaften dine Hand vörspraken, din Hart äwerst bi di beholden, so mak een swinnes un truriges End — un Ridder Unvörzagt ritt wedder in de wide, kolde, leewlose Welt, un se mägen sick hier van dem Säwen-släger un Vierdöder eenmal in künftigen Dagen de Dhaden as een Leuschen un eene Fabel vörtellen."

Un de Prinzessin wurd bi dissen Wurden rot as een witt Laken, woräwer de Sünnenschin as een flegender Schatten löpt; un se blickte en mit Wohlgefallen an, äwerst de Vorst was ehr so beklemmt, datt se nich spreken kunn. So nam denn de olde Herr dat Wurd för se un sede: „Wo schullen wi so grote Sünd dhon an uns un an Gott, datt wi eenen so edeln, dappern un ridderlichen Mann, de Kron un den Glanz van aller Ridderschaft, ahnen sinen Pris un Lohn van uns riden leten? Ne, edle Herr un Mann! Gefüllt di mine Dochter un vörsmadest[2]) du nich, mi in minen olden Dagen de Zepterlast dregen to helpen un minen Fründen Stolz un minen Fienden Demod to lehren, so blif hier un ward min

[1]) darf. [2]) verschmähst.

Sähn un min Eidam!" Un de Tranen leepen dem olden Fürsten de Backen herunner, un he nam siner Dochter Hand un lede se in Ridder Unvörzagts Hand un sprack in Gottes Namen den Segen dåräwer.

Un bald gingen se henup in den Hertogssaal, un de schöne Prinzessin vörbund ehrem Ridder sine Wund, de noch sehr blödde, denn he hedd sick up der Flucht vör dem Bier, as he äwer dat Zisterngitter herunner föll, een grotes Loch in den Kopp slagen. Un in sinem Lewen hedd em nicks so sacht dhan as de weeken Händken der Prinzessin, de he üm sinen Kopp un sine Backen krauen un krabbeln föhlde. Hans äwerst vörtellde en, he hedd sick dat Loch an eenem Boom stött, as he den Fiend to hitzig drängde un vörfolgde. Darup müßte he alles recht utführlich vörtellen, wo he mit dem Undeerd fardig worden was, un he makte de Geschicht van siner Slacht mit dem Bier lustig nog torecht.

Un as wedder acht Dage üm weren, då was eene prächtige Hochtid, un Ridder Hans Unvörzagt ging mit der allerschönsten Prinzessin to Bedd un het nu Kronprinz van Litthauen. Un so is, wat anfangs as een Spaß utsach, de gröteste Ernst worden. Un Prinz Unvörzagt hett sinen Prinzen up dem groten Theatrium der Welt so god spelt, datt alles Volk mit em tofreden was un ook de Prinzessin de glückseligste Fru up dem ganzen Erdboden nömt wurd. Un dat ging nah Gottes Willen, de Hans Scharpsteker un den Hertog un sine Prinzessin nich to Schanden sündern to Ehren bringen wull, ahnen[1]) Hexeri alles ganz ordentlich un natürlich to.

De Prinz, de unner Sniders geburen un in siner Jugend unner en ertagen was, de mit nüms as mit Sniders lewt un nicks as Sniderliches un Vörzagtes sehn un hürt hedd, was van Natur nich hasig un feig; he was man dör Gewohnheit sniderisch worden. Un dat was woll begriplich, datt he bi'm ersten Utlop un Anlop up siner Ridderbahn gegen eenen Kämpen, as de Bier was, nich standholden kunn. Äwerst dittmal hulp Gott em, de en nich vördarwen laten wull, un

---

[1]) ohne.

spader hulp he sick sülwst wieder un wurd van Hand, Hart un Mod een der allerridderlichsten Fürsten. Van Natur stolt, edel, fürig un modig un dåbi schön van Gestalt un Getier[1]) wurd he een sehr kloker un dapprer Prinz, un keen Minsch up Erden hedd em anmarken kunnt, datt een so stolter Vagel ut eenem Sniderneſt utflagen was. Toerst ging em dat grad so, as dat oft eenem groten Doggen geiht. De let sick ook oft een Jåhr un länger van eenem lütten Puttköter biten, wiel de en all beten hett, as he noch een Wölp[2]) was; äwerst wenn he siner Macht mal in worden is, denn mag Gott dem Puttköter gnädig sin. Hans was nu een Prinz; äwerst he führde sick ook prinzlich un herrlich up un hedd nicks as hoge un prinzliche Gedanken un bedref alle prinzlichen Arbeiden un Owungen, datt et eene Lust was. Dat beste äwerst an em was, datt he nümmer äwermodig un äwerdhadig[3]) wurd, woll äwerst sin Lewenlang bekennt un erkennt hett, he were alles dör Gottes Gnad worden, de en dör kindisches Spill hedd to eenem groten Herrn maken wullt.

Un Prinz Unvörzagt is drei Jåhr nah der Vierslacht Hertog van Litthauen worden un hett veele grote un swåre Kriege führt un toletzt dem Köning der Muschwiters un Taters[4]) een ganzes grotes Köningrik afwunnen un sick Köning titeln laten. As he nu een so grotmächtiger Köning un Herr was, schickte he heemlich eenen Baden nah siner Vaderstadt Soltwedel mit eenem Bref an sine Öldern un bat se, to ehrem Sähn Hans to kamen; då schullen se herrliche un lustige Dage hebben. Köning Hans schref äwerst nich, dat he Köning van Litthauen un Kosackien un Tatarien were, sündern he hedde een sehr rikes un schönes Fräulen friet un prächtige Slotte un Göder mit ehr tor Mitgift bekamen; un se schullen Hus un Hoff man vörköpen un sick up den Weg maken un to em kamen un bi em ehre spaden Dage in Froiden vörlewen: denn Gott hedd em so veel gewen, datt he alle sine Fründe rik maken künn. Un sine Öldern dheeden so un kemen nah Grodno; äwerst wo erstaunden se, as se am Tur nah Hansen

---

[1]) Benehmen. [2]) junger Hund. [3]) gewalttätig. [4]) Moskowiter und Tataren.

sinem Huse frögen, un de Lüde en seden, ehr Sähn Hans were jo de Köning sülwst.

Un de olde Snider Klas un sine Fru wurden ut dem Wirtshus, van wo se sick hedden anmelden laten, in eener prächtigen goldnen Hofkutsch afhalt un in't Slott führt, wo se den Köning Hans un sine Köningin un ehre nüdlichen Kinderkens in idel Herrlichkeit un Lust funden. Un de olde Vader Klas sede to sinem Hans: „Hew ick di nich oft seggt, de Siegerhuw un Glückshuw würd di noch een Grotes bedüden?" Un Köning Hans lachte un flüsterde lising: „Ja, wenn ick nich dem eenen van den grotmuligen Schohknechten eene Ohrfieg streken hedd, wat würd de Siegerhuw mi Grotes bröcht hebben? So is et: Gott stött de Minschen in de Welt henin, datt se äwer eenanner purzeln; veele bliwen liggen, annere stahn up, un weinige flegen hoch, äwerst keener ahnen sinen Willen."

Un van disser vörnehmen un ridderlichen Snidergeschicht is de Frag upkamen, de man towielen upgiwt: Welke Ohrfieg is dem Gewer am besten bekamen?

---

23. Das schneeweiße Hühnchen.

(Erzählt von Hinrich Vierk.)

In Gurrevitz, eine halbe Meile von Rambin, lebte einmal ein Weber, das war ein sehr armer aber frommer und gottesfürchtiger Mann; der hatte auch eine recht gute und christliche Ehefrau, und die beiden Leute hatten viele liebe Kinder. Das jüngste und liebste Kind von allen aber war ein kleines Mädchen, welches Christine hieß; das war acht Jahr alt. Das war ein sehr schönes, freundliches und gehorsames Kind und hatte einen recht lieben, dem Himmel zugewendeten Sinn, so daß es mit seinem kindischen Verstande die hohen und himmlischen Dinge sehr geschwind faßte und behielt und nichts lieber lesen hörte als die Bibel und nichts

geschwinder auswendig lernte als Lieder aus dem Gesangbuche. Das kleine Christinchen war sonst sehr still und für sich und konnte, wann der Frühling und Sommer da waren, ganze Tage und Wochen im Garten spielen, ohne daß es anderer Gespielen nötig hatte als die Büsche und Blumen und die Vögelein, die in den Zweigen sangen. Mit ihnen lebte, spielte und schwätzelte es, als wären es Menschen gewesen, und kam, sobald die Sonne untergegangen, immer heiter und fröhlich wieder ins Haus, aß ein Butterbrötchen, faltete die Händchen zum Gebet und schlief dann ein.

Nun geschah es, daß das Kind einmal, als es nach seiner Gewohnheit des Abends in die Stube trat, etwas in seinem Schürzchen trug. Sie hielt aber das Schürzchen zu, daß niemand wissen konnte, was sie darin hatte. Und sie ließ Schwestern und Brüder raten, was sie wohl hätte, und die konnten es nicht raten: und sie fragte die Mutter, und die riet es auch nicht. Und als Christinchen lange so rundgefragt hatte, und zuletzt keiner mehr antworten noch raten wollte, rief sie voll Ungeduld: „Nun, so will ich mein Rätsel ausschütten — und da seht!“ Und aus ihrer Schürze fiel ein kleines, schneeweißes Küchlein, das sehr schön war und ein niedliches, buntes Büschelchen auf dem Kopf hatte. Und die Mutter verwunderte sich und fragte, woher sie das Küchlein habe. Und Christine antwortete: „Ich weiß nicht, wo das Küchlein hergekommen ist. Es kam im Garten zu mir und hüpfte auf meinen Schoß und hat den ganzen Nachmittag mit mir gespielt; und als ich weggehen wollte, ist es mir nachgelaufen, und da habe ich's in meine Schürze genommen und mitgebracht, denn es wäre wohl jämmerlich, wenn es die Nacht draußen sitzen und frieren sollte, auch könnte ein Wiesel oder Iltis kommen und fressen es auf. Darum, du liebes, liebstes, schneeweißes Küchlein, hab' ich dich mitgenommen!“ Und mit diesen Worten nahm sie es wieder vom Boden auf und herzte und küssete es und legte es an ihr Herz. „Und nun sei nur nicht bange! Du sollst es recht gut bei mir haben und die Nacht bei mir schlafen, und wir wollen einander nichts zuleide tun.“ Die Mutter aber glaubte ihr nicht recht, als sie das erzählte, und meinte, sie müsse das Küchlein wohl

irgendwo bei einem Nachbar aufgegriffen haben, und sie bedeutete Christinchen recht ernstlich, sie solle ihr die reine Wahrheit sagen, wie sie zu dem Küchlein gekommen sei. Aber das Kind blieb bei seiner Aussage und spielte und tändelte fort mit dem Küchlein; und als sie zu Bett ging, legte sie es auf ihre Brust, und das Küchlein breitete seine Flügelchen aus, als wolle es Christinchen damit zudecken und wärmen, und schlief die ganze Nacht auf ihrer Brust.

Und den andern Morgen schickte die Weberin herum bei allen Nachbarn im ganzen Dorfe und ließ umfragen, ob jemand ein schneeweißes Hühnchen mit einem bunten Käppchen verloren hätte. Und die ließen ihr sagen, schneeweiße Hühner und Küchlein hätten sie gar nicht, auch sei keinem ein Küchlein verloren gegangen. Als diese Botschaft zurückkam, hüpfte und jubelte das Kind vor Freuden, daß es sein schneeweißes Küchlein behalten sollte; und die Mutter hatte noch viel größere Freude, denn sie hatte eine rechte Herzensangst gehabt, Christinchen möge das Küchlein irgendwo weggenommen und ihr gar was vorgelogen haben.

Und zwischen den beiden, dem kleinen Mädchen und dem weißen Küchlein, ward eine solche Freundschaft, daß es fast zuviel war, so daß die kleine Dirne nirgend sein konnte, ohne daß das Küchlein mit ihr war, und daß sie nicht einmal so gern als sonst mit der Mutter in die Kirche gehn mochte, weil Schneeweißchen (so nannte sie das Küchlein) dann zu Hause bleiben mußte. Und auch das kleine Schneeweißchen hatte eine unglückliche Zeit, wann Christinchen ihm fehlte, und lief dann unruhig umher und piepte und suchte, als wäre ihm sein Glück weg, und hätte sich oft beinahe die Seele ausgepiept. Sobald es aber Christinchen wiederkommen sah, drehte es sich vor Freuden auf seinen goldgelben Beinchen herum und flackete und flaggete fort und fort mit seinen Flügeln. Gewöhnlich aber waren die beiden beisammen im Garten, wo Christinchen saß und las oder strickte oder auch die Blumen begießen und Unkraut ausjäten mußte. In diesem Garten stand ein altriger Birnbaum, worunter ein großer, breiter Stein lag. Auf dem Stein saß Christinchen nun immer, weil Schneeweißchen sich immer unten an dem Stein

hinlegte und in der Erde kratzte und seine kleinen Flügel und Federn mit Staub bewarf. Da konnte man sie immer finden, und die Mutter schalt Christinchen wohl oft, daß sie fast gar nicht mehr auf ihrer grünen Rasenbank saß, die ihr Bruder, ein junger Weberknapp, ihr gemacht hatte. Sie antwortete dann, die Stelle möge Schneeweißchen nicht leiden; wann sie in den Garten gehen, wolle es immer zu dem Stein, und da müsse sie wohl mit, denn wo Schneeweißchen sei, da müsse sie auch sein.

So lebten die beiden miteinander den ganzen Frühling und Sommer als die schönsten Freunde, und Schneeweißchen hatte nichts weiter bedurft als ein paar Brotkrümchen, die Christinchen ihm immer von seinem Brötchen abgegeben; und es hatte auch sie nicht einmal bedurft, denn draußen war im Sommer für ein Hühnchen die Hülle und Fülle zu essen und aufzupicken. Als nun aber der Herbst kam, und kein Blatt mehr auf den Bäumen war, und der Winter anfing, den Vögeln die Körner zu verschneien, da mußten die beiden kleinen Freunde auch in die Stube ziehen und kamen in große Not. Die Mutter nahm nämlich einen Morgen das kleine Mädchen vor und sagte zu ihr: „Mein liebes Christinchen, du bist ein gehorsames, frommes Kind, und es tut mir darum leid, daß Schneeweißchen von dir muß; aber wir können es nun einmal nicht behalten. Leben will das Hühnchen doch, und Gerste und Brot haben wir nicht übrig. Darum weine nicht und geh hin und zieh dir deinen neuen Sonntagsrock an und nimm dein Hühnchen untern Arm und bring es deiner Frau Patin, der Frau Pastorin in Rambin. Die wird es um deinetwillen hegen und pflegen, und bei ihr wird es bessere Tage haben als in unserm kleinen Häuschen.“ Als Christinchen diese Rede hörte, fing sie an, so bitterlich zu schluchzen und zu weinen, daß es der Mutter das Herz hätte brechen mögen, und rief dann: „Nein! Nein! Mutter, ich kann und kann das nicht tun; wenn Schneeweißchen fort muß, mag ich auch nicht länger auf der Welt bleiben und muß sterben. Und warum wollen wir das niedliche Hühnchen nicht behalten, das nun bald groß wird und uns gewiß viele schöne Eier legt?“ Und das Kind weinte so sehr und bat die Mutter so flehentlich,

daß diese zuletzt sagte: „Nun denn, in Gottes Namen! Du sollst dein Schneeweißchen behalten, und der liebe Gott mag uns bei unsrer Armut noch wohl so viel geben, daß Schneeweißchen ein paar Krümchen mitessen kann.“

Und Schneeweißchen lebte nun in der Stube und auf der Flur und ging nicht einen Augenblick von Christinchen und schlief des Nachts noch immer auf ihrer Brust. Aber das war doch besonders, daß das Hühnchen fast alle Tage in den Garten zu dem Stein lief, wo es sich im Sommer so oft ihr kühles Bett in der Erde aufgekratzt hatte. Als aber Weihnachten vorbei war und die Tage länger wurden, da legte Schneeweißchen ihr erstes Ei, und Christinchen brachte es mit großer Freude ihrer Mutter. Und von dem Tage an hat Schneeweißchen jeden Tag ein Ei, zuweilen auch zwei Eier gelegt, sieben Jahre lang, solang es gelebt hat, und ist ein rechter Schatz für das Haus gewesen. Von Christinchen aber ist das Hühnchen nimmer gewichen, und wenn diese, welche nun auch größer ward, jetzt im Walde den Kühen nachgehen oder auf dem Felde arbeiten mußte, Schneeweißchen ging oder flog immer mit; gewöhnlich aber trug Christinchen es auf dem Arm, wie ein Ritter seinen Falken trägt. Und das ganze Dorf verwunderte sich über die beiden und über ihre sonderbare Freundschaft, und die alten Weiber verwunderten sich auch, steckten die Köpfe zusammen und munkelten untereinander, wenn es nicht ein Huhn wäre und sich nicht gebärdete wie andere Hühner und nicht Eier legte, die eben so aussehen und schmecken als andre Eier, so möchte man auf seltsame und wunderliche Gedanken kommen.

Aber wenn Schneeweißchen und Christinchen auch nicht mehr so viel im Garten saßen und spielten als die ersten Jahre, wo sie noch jung und klein waren, Schneeweißchen ging doch recht oft zu dem breiten Stein unter dem alten Birnbaum und kratzte dort, und auch Christinchen blieb die Stelle immer lieb wegen der Erinnerung des ersten Sommers, wo Schneeweißchen zu ihr gekommen war.

Und als Schneeweißchen sieben Jahr alt war und Christinchen fünfzehn Jahr und schon ein großes hübsches Mädchen war, da fing Schneeweißchen an zu piepsen und

hatte trübe Augen und ließ die Flügel hangen und gluckste so traurig und mochte gar wenig essen. Und Christinchen war sehr betrübt und streichelte und fütterte das liebe Hühnchen auf das zärtlichste und sorglichste. Aber das half nicht: Schneeweißchen lag eines Morgens tot da, und Christinchen fand es neben dem Stein an der Stelle, wo es zu buddeln und sich sein kühles Sommerlager in der Erde zu kratzen pflegte. Und über diesen Todesfall entstand große Trauer im Hause, und da das Hühnchen nun tot war, fing ein jeder an, sein Stück an dem lieben Schneeweißchen zu loben. Christinchen aber weinte sehr und hielt es in seinem Arm und küßte es viel tausend Mal und sagte: „O du liebes, liebes Hühnchen! O du trautes und goldnes Hühnchen! O du mein eignes, eigenstes Hühnchen! Gewiß hattest du ein lieberes und treueres Herz, als viele Menschen haben, und darum sollst du auch schön begraben werden, und die feinsten und hübschesten Blümlein sollen auf deinem Grabe blühen.“ Und Christinchen und die Mutter sprachen: „Schneeweißchen soll da schlafen, wo es im Garten immer gesessen und gekratzt und sich selbst seine liebste Stelle ausgesucht hat. Denn es ist billig, daß jeder da schlafe, wo es ihm am besten gefällt.“

Und Mutter und Tochter gingen hin und wollten an dem Stein grade auf der Stelle, wo sie Schneeweißchen tot gefunden hatten, für sie ihr kleines Grab graben. Und als sie ein bißchen gegraben hatten, stieß Christinchen auf etwas Hartes und sprach: „Was ist das, Mutter?“ Und die Mutter traf auch mit dem Spaten darauf und räumte die Erde weg. Und sie erblickten ein Kästchen und gruben nun vorsichtig an beiden Seiten die Erde weg und huben das Kästchen heraus, das aus Eichenholz und unten schon angefault war. Und die Mutter hob das Kästchen neugierig auf und fühlte, es war sehr schwer, und rief voll Freuden: „Wie? Wenn es ein Schatz wäre? O du mein lieber Gott! Wenn es ein Schatz wäre, so hätte dein Schneeweißchen es dir bestimmt! Warum es da nur immer so viel gekratzt und sich eingebuddelt haben mag?“ Und sie setzten das Kästchen hin und machten das Grab zurecht und schütteten Rosen und Lilien und grüne Kräuter hinein und legten Schneeweißchen sanft drauf und beschütteten

sie wieder mit Blumen; dann deckten sie es mit Erde zu und pflanzten Rosen und Violen umher, und Christinchen hat das Grab jeden Tag mit Tränen und mit Wasser begossen.

Was ist aber in dem Kästchen gewesen? Der alte Weber mußte lange arbeiten, bis er es aufbrechen konnte, denn es war sehr fest vernagelt. Und als sie es mit vieler Mühe erbrochen hatten, siehe, da steckte in dem Kästchen noch wieder ein kleineres Kästchen, und das war mit Blech beschlagen und machte dem Alten noch mehr zu schaffen. Aber was ist auch herausgekommen? Die schönsten und blanksten holländischen Dukaten, zehntausend Stück. Man kann denken, welch Erstaunen und welche Freude im Hause war, und wie die Leute sich verwunderten und Gott dankten, der ihre Armut auf eine so wunderbare Weise in Reichtum verwandeln wollte. Und die Mutter sagte zu dem Vater: „Nun, Vater, hab' ich nicht recht gehabt? Du hast mich immer ausgelacht, wenn ich dir sagte, es müsse mit Christinchen und Schneeweißchen etwas Besonderes auf sich haben und eine Heimlichkeit, die wir nicht verstehen, dabei sein. Und siehe, nun wird die blanke Heimlichkeit von der Sonne beschienen!" Und als sie sich genug verwundert und gefreut hatten, sagte der Vater zu Christinchen: „Eigentlich, mein liebes Christinchen, ist dies alles dein, und Schneeweißchen ist als ein unbekannter und seltener Gast zu dir gekommen und hat sieben Jahre bei dir gewohnt, damit sie dir deinen Brautschatz wiese; und du hast ja auch den Schatz gefunden und zuerst gesprochen: Schneeweißchen muß an der Stelle begraben werden, wo es gestorben ist, und wo es bei seinem Leben immer so gern saß. Und nun, Christinchen, bist du ein reiches Mädchen, und kein Graf ist zu gut, sich mit den zehntausend Dukaten zu vermählen." Christinchen aber sagte: „Was sprecht Ihr da, Vater? Es soll uns allen gehören, und ich will haben, daß Ihr und die Mutter und die Geschwister jedes seinen gleichen Teil davon bekommen sollen." Und so ist es auch geschehen, denn Christinchen hat es durchaus so gewollt; und sie war nun doch reich genug.

Und die frommen Leute haben fest geglaubt, Schneeweißchen sei ein lieber, unschuldiger Geist oder gar ein von

Gott gesandtes, weißes Engelchen vom Himmel gewesen, das Christinchens Jugend behüten und bewahren und sie alle glücklich machen sollte. Und es hat auch fast so ausgesehen. In den vorigen Zeiten, worüber wir jetzt lachen, haben sich viele solche Geschichten begeben, wovon die alten Leute in meiner Kindheit noch zu sagen wußten; nun aber hört man dergleichen gar nicht mehr, und keiner erlebt es, und das kommt wohl daher, weil sie nicht mehr daran glauben.

---

24. Der starke Hans.

In den alten, längst verschienenen Zeiten, da die Welt und die Menschen alle noch ganz anders waren als jetzt, lebte in dem Lande zu Sachsen nicht weit von Eisleben, wo Doktor Martin Luther geboren ist, ein Bergmann, der hatte einen Sohn, der hieß Hans. Dieser Hans war ein schlanker, reisiger Junge, lustig und frisch, tüchtig bei der Arbeit und wild bei den Spielen, sonst aber so gutmütig, daß er keinem Menschen was zuleide tat. Er war sehr stark von Wuchs und Gliedern und jetzt siebenzehn Jahr alt. Bergmann wollte er aber nicht werden, sondern ging bei einem Schuhmacher in die Lehre, der in Eisleben wohnte. Er hat aber schon in seinem achtzehnten Jahre von Eisleben fort in alle Welt hinein wandern müssen, und das hat sich also begeben:

Einen schönen Sommertag spielten die jungen Burschen auf dem Anger vor der Stadt Drittenjagen. In diesem Spiele traf Hans beim Rundlaufen mit dem Sohn des Bürgermeisters Stirn gegen Stirn, und Hans hatte solche Macht im Kopf, daß der Jüngling, gegen welchen er lief, morschtot[1]) hinstürzte. Zuerst glaubten sie, es sei nur eine Ohnmacht; aber der Jüngling war und blieb tot, und ihm war durch den Stoß der Hirnschädel zersprengt. Dies gab in der Stadt großen Lärm und Geschrei, wobei Hansen nicht

---

[1]) mausetot.

wohl zumute war. In der Angst lief er hinaus zu seinem Vater und erzählte ihm die Geschichte. Der alte Bergmann ward betrübt und sagte: „Du kannst wohl eigentlich nicht dafür, und es ist Gottes Wille so gewesen, daß ein so gefährlicher Stoß geschehen sollte; aber der Bürgermeister ist reich und mächtig, und wir sind arm. Darum ist das beste, du gehst ein paar Jahre aus dem Wege und lässest den Zorn verrauchen." Darauf ging der alte Mann in seine Kammer und suchte ein paar alte Taler zusammen, drückte sie seinem Hans in die Hand und sagte ihm beim Abschiede: „Bete und arbeite! Fürchte Gott und lüge nimmer! So geht's wohl durch die Welt." Und darauf ist Hans bei Nacht und Nebel sogleich davon gegangen in die weite Welt hinein.

Und als er zwei Tage wohl an die zwölf bis fünfzehn Meilen gegangen war, kam er in den großen Thüringer Wald und dachte: „Nun bist du weit genug, und hier wird kein Bürgermeister von Eisleben dich suchen." Und er ging zu einem Bauern und vermietete sich bei ihm als Knecht. Bei diesem Bauern diente Hans zwei Jahr, und sie waren sehr zufrieden miteinander; denn Hans war der stärkste und fleißigste Knecht im ganzen Dorfe und konnte für fünf andre arbeiten. Der Bauer, welcher Schulze im Dorfe war, mußte zwei Dorfstiere halten, wofür er eine große Wiese hatte, die sie die Bullenwiese nannten. Diese beiden Dorfstammhalter gerieten einmal aneinander und arbeiteten so mächtig mit den Hörnern, daß kein Mensch sich unterstand, ihnen nah zu kommen, geschweige sie auseinander zu bringen, und daß der Schulze sich auf einen hohen Zaun geflüchtet hatte, von wo er dem Kampfe zusah, sich die Haare ausraufte und die Hände über dem Kopf zusammenschlagend rief: „O meine schönen Tiere! Einer wird wohl auf dem Platz bleiben müssen!" Dies hörte Hans, der eben aus dem Felde kam, und bedachte sich nicht lange. Mutig sprang er zwischen die Tiere, packte den größten und mächtigsten bei dem Horn, riß ihn herum und gab ihm mit der geballten Faust einen Schlag vor den Kopf, daß er alle Viere von sich streckte und nimmer wieder aufstand. Der Bauer und alle, die den Stier hinstürzen sahen, erschraken, und der Bauer dachte bei sich: „Was hast du für einen

Knecht?“ und kreuzte und segnete sich und erinnerte sich dabei vieler Zeichen unglaublicher Geschwindigkeit und Stärke, die sein Knecht Hans von sich gegeben hatte. Er schwieg aber für diesmal, denn die Worte starben ihm im Munde, und er getraute sich nicht, dem Hans über diesen Schlag etwas zu sagen. Erst nach acht Tagen rückte er leise damit heraus, daß er seine Wirtschaft kleiner machen und deswegen einen Knecht abschaffen müsse. Und Hans hat gemerkt, daß die Rede ihm galt, und gesagt: „Glück dazu! Herr Schulze, ich ziehe weg!“ — und hat sein Bündelchen geschnürt und ist flugs seine Straße gezogen. Er wußte aber nicht, daß die Faust vor der Ochsenstirn ihn um seinen Dienst gebracht hatte. Der Schulze ließ sich, als Hans fort war, gegen seine Frau merken, das müsse gewiß der Teufel selbst oder sein Gesell sein, und war froh, daß er sein so guten Kaufs ledig geworden; doch lebte er lange in Ängsten, Hans möge wiederkommen und ihm einen Schabernack tun.

Hans war frohes Mutes und sprach bei sich: „Die Welt ist groß, und Gott ist allenthalben, und du willst einmal einen weiten Weg machen und dich etwas versuchen.“ Und er wanderte das Gebirg hinan, welches zwischen den Thüringern und Franken die Scheide macht, und als er oben auf die hohe Spitze gelangte, welche die Koppe[1]) heißt, sah er im grünen Grase (es war aber Sommertag) zehn Gesellen von etwas wildem und greulichem Ansehen liegen. Sie hatten eine tüchtige Schweinskeule und Brot und Branntwein zwischen sich und aßen und tranken und riefen Hansen zu: „Gesell, willst du es so gut haben als wir, so setze dich zu uns!“ Und er setzte sich zu ihnen und erfrischte sich. Und die Zehn staunten ihn an und sahen, daß es ein starker, reisiger Gesell war; und als er ein wenig gegessen und getrunken hatte, nahm der von ihnen das Wort, welcher den besten Rock an hatte, und sprach: „Wahrhaftig, Landsmann, du gefällst mir, und hättest du den Bauernkittel weggeworfen und dir einen Schnauzbart und ein Schwert zugelegt wie wir, du solltest wohl einem Kerl ähnlich sehen!“ Und nun befragte er Hans

[1]) Es ist wohl der Schneekopf gemeint.

nach seiner Heimat und seinem Handwerk, und Hans erzählte ihm treuherzig seine ganze Lebensgeschichte, und wie es ihm in Eisleben mit dem Bürgermeisterburschen und bei dem Bauern mit dem Stier gegangen sei. Und als die Männer das hörten, verwunderten und fürchteten sie sich fast und schaueten auf Hansens Fäuste und Lenden, wie sie gewaltig waren. Und jener, den Hans lüstern gemacht hatte, sprach wieder: „Höre, Hans, dein Ochsenschlag hat dir Glück bedeutet; du bist zu gut, um als ein Bauerknecht hinterm Pfluge zu gehn, du sollst bei uns bleiben und frei und flott leben wie ein Kaiser und König. Denn wir sind die freien Waldritter, und unser ist die Welt. Wir sind die Vögel unter dem Himmel; wir pflügen nicht, wir säen nicht, wir ernten nicht, wir sammeln nicht in die Scheunen; wir sind die Lilien auf dem Felde — siehe, wie wir wachsen! Und doch schwitzen und arbeiten wir nicht. Wer was hat, der hat es für uns, und wer was sammelt, der sammelt es für uns. Darum bleib bei uns und sei ein Freiherr! Keinem Armen und Bedrängten sollst du was zuleide tun; aber dem reichen Filz die vollen Kisten zu leeren und einem Lauseknicker von Juden mal die Kehle abzuschneiden, das ist keine deutsche Sünde. Drum topp! Die Hand her! Schlag ein!"

Hans aber antwortete, indem er die Hand zurückzog: „Der Teufel mag mit euch toppen! Ja, prächtige Freiherrn seid ihr! Und schöne Lilien! Und wie hoch werdet ihr wachsen! Höher als Haman![1]) Und wißt ihr auch, wo eure Stengel einst hingeworfen und brennen werden? Saubere Galgenvögel seid ihr und werdet einst baumeln, wo der schwarze Vogel, der Korr! Korr! ruft, den Augen ins Gewissen guckt nnd ihnen mit seinem Korr! den Leichenzug zur höllischen Ruhe krächzt. Ich bin frei genug, und für eure Freiheit dank' ich — und so prost die Mahlzeit!"

Und Hans sprang auf, griff nach seinem Stock und wollte fürbaß gehen. Jener aber, welcher mit ihm geredet

---

[1]) Der Minister des persischen Königs, von dem das Buch Esther erzählt, daß er alle Juden im persischen Reich töten lassen wollte und schließlich selbst gehängt wurde.

hatte und der andern Hauptmann war, sprang ihm in den Weg und rief: „Steh, Junge, oder du bist des Todes!“ Und auch die andern alle fuhren wie der Blitz auf und standen mit gezückten Schwertern um ihn. Aber Hans stand ruhig und lächelte und sprach: „Macht Platz! Oder mein Knüppel soll ihn machen!“ Da sie aber mit den gezü:ften Eisen in ihn eindrangen, ergrimmte er in seiner Seele und schlug um sich und führte seinen gewichtigen Dornstock mit solcher Geschwindigkeit und Gewalt im Kreise herum, daß ihnen grün und gelb vor den Augen ward, und sie in die leere und unverwundliche Luft hieben. Und er hatte drei getroffen, die lagen und zappelten im Grase herum; die andern aber liefen in den Wald. Er aber schrie ihnen nach: „Lauft, Galgenvögel, lauft!“ und ging des Weges von dem Gebirge hinab, bis er in eine kleine Stadt kam, die Schmalkalden heißt, wo er Herberge nahm.

Und den vierten Tag nach diesem Abenteuer, als Hans auf der Straße wanderte, die gen Schweinfurt geht, und an einen Hohlweg im Walde gelangte, hörte er es jämmerlich ächzen und stöhnen, und er stand still und horchte: „Helft! Helft! Der schändliche Bube hat mich hingeworfen und ist mit meinem Mantelsack davon gelaufen!“ Und Hans lief bei diesem Geschrei den Hohlweg geschwind hinab und fand auf der Straße einen Herrn liegen, der sehr prächtige Kleider anhatte, so daß Hans; als er ihn erblickte, den Hut vor ihm abnahm und sich bis zur Erde verneigte. Es war aber ein großer, schlanker, feiner Herr, und er hatte einen prächtigen, neuen Scharlakenrock[1]) an mit goldnen Tressen und einen Tressenhut mit Federn wie ein großer General und Stiefeln mit Sporen und sah sehr freundlich und lieblich im Gesichte aus. Und Hans verwunderte sich, daß ein so vornehmer, großer Herr so im Staube auf dem Wege da lag, und trat an ihn heran und fragte: „Was ist los, gnädiger Herr? Was ist Euch widerfahren, daß Ihr hier in der Hitze und im Staube so auf dem Wege liegen und so jämmerlich um Hilfe schreien müßt?“ Und der scharlakene Mann antwortete: „Ach! Ach,

[1]) scharlachroten Rock.

der schändliche Bube! Ich hatte einen Bedienten, der trug mich, und der Schelm hat mich diesen Morgen hingeworfen und meinen Mantelsack und mein Reisegeld mitgenommen und ist davongelaufen. Denn du siehst wohl an meinen Füßen und an meinen weiten und großen Stiefeln, daß ich nicht wohl gehen kann; mich plagt schon manche Jahre das Podagra, und ich kann auch das Fahren und Schütteln im Wagen nicht vertragen und muß mich daher tragen lassen. Ich wollte nun in die Bäder von Töplitz und Karlsbad in Böhmen, und da hat mich der Gauch so böslich auf dem Wege liegen lassen." Und Hans betrachtete sich den roten Herrn genauer und sagte: „Nun, das muß ich sagen, wenn ich Eure Stiefeln ansehe, die schnurrigsten Füße müßt Ihr haben, womit je ein Mann auf dieser Erde fortgespannert hat[1]), und das muß wohl ein recht schlimmes Podagra sein; denn wie kurz ist der eine Stiefel, als stampfte ein Pferde- oder Ochsenfuß darin, und wie weit und breit ist der andre!" Und die beiden schwatzten eine Weile miteinander, und dann sagte der Scharlakene zu Hans: „Höre, Sohn, du siehst mir gerade aus wie ein Fuhrwerk, das ich brauchen kann; ein schlanker, magrer Mann wie ich ist dir nur eine Feder. Und ich sehe dir an, du hast Lust, dich ein bißchen in der Welt umzusehen und etwas zu versuchen, und die Lust kannst du bei mir büßen, ohne daß es dir einen Pfennig kostet; denn ich bin unaufhörlich auf Reisen, und es geht mit mir von einem Bade ins andre und von einer Stadt zur andern. Gute Tage aber sollst du bei mir haben und wie ein Prinz leben, Wein und Braten und Spiel und Tanz, und was dein Herz gelüstet, die Hülle und Fülle; denn auf einige hundert Taler mehr oder weniger kommt mir's nicht an, und Silber und Gold ist mein Geringstes. Was sagst du dazu? Die Hand her! Und topp!"

Und Hans bedachte sich nicht lange und sagte: „Topp! Solch ein Leben muß ich auch mal probieren." Und er lud den scharlakenen Herrn auf und trabte frisch mit ihm fort. Und Hans merkte, daß er ihm nichts vorgelogen hatte; denn

[1]) gewandelt ist.

es kam ihm wirklich vor, als wenn er nur eine Feder trage. Und als er eine halbe Stunde mit ihm gelaufen war, sagte er: „Gnädiger Herr, Ihr seid wirklich fast zu leicht für einen Menschen, und wenn ich einem andern sagte, daß Ihr kaum ein halb Pfund wiegt, so würde er glauben, ich lüge.“ Der Rote aber lächelte und sprach: „Das kommt dir nur so vor, Hans, weil du so stark bist; und eben weil ich dir die gewaltige Stärke ansah, habe ich dich zu meinem Träger und Diener begehrt.“ Und Hans ließ sich das einbilden und schaukelte sein leichtes Bündelchen im frischen Trabe fort.

Und sie kamen den Abend noch nach Schweinfurt und nahmen dort Nachtherberge. Und der rote Herr ließ auftragen, daß ein Kaiser mit ihm hätte zu Tisch gehen können; er aß und trank aber fast gar nicht. Hans dagegen tafelte, wie er in seinem Leben nicht getan hatte. Nach dem Essen mußte er seinen Herrn auskleiden und verwunderte sich, daß der Herr mit den Stiefeln zu Bett ging, und sprach: „Ist das in Eurem Lande so der Brauch? Bei mir zu Lande zieht man Schuh und Stiefeln aus, ehe man sich zu Bett legt.“ Der Herr aber bedeutete ihn und sagte: „Das verstehst du nicht, lieber Hans; das ist auch bei mir zu Lande nicht Brauch. Ich bin auch manche Tage barfuß zu Bett gegangen; aber mit diesen Stiefeln hat es eine eigne Bewandtnis; die hab' ich in Paris von einem Wunderdoktor gekauft, und sie sind mir teurer als alles Silber, was aus Perus Bergen gegraben wird. Der Doktor hat sie mit den kostbarsten Salben eingeschmiert und sie mir dann selbst angezogen und gesprochen: „Die Stiefeln trage, solange noch ein Stück daran ist, und laß keine Hand daran kommen, sie auszuziehen; ich habe dir etwas Seltenes und Gewaltiges drein getan; die Heilung ist langsam aber sicher.“ Und Hans riß Augen und Ohren auf und verwunderte sich sehr; aber er glaubte dem Scharlakenen und ging auch zu Bett. Der Scharlakene war aber der Teufel.

Und nun können die Leute fragen, warum der Teufel als ein mächtiger Herr und großer Potentat so langsam reiste und sich auf den Schultern tragen ließ, da er doch hätte reiten und fahren und, wenn er gewollt, auch fliegen können. Denn wie er nur einen Pfiff oder Wink tut, so muß ein

Wolf oder Tiger auf der Erde oder ein Drache oder Rabe in der Luft sein Reitpferd sein; ja er kann wohl einen alten Mantel dazu nehmen, wenn er seinen Wind hineinbläst, wie sein Diener, der große Doktor Faust, von Straßburg weiland geritten ist. Hier muß ich berichten, daß dies bloß verwunderlich aussieht. Der Teufel sucht sich gern die starken Leute aus, daß er Künste mit ihnen tue und die Welt erstaune und entsetze. Denn mit dem Erstaunen und Entsetzen fängt er an, und mit der Betörung und Verblendung endigt er, bis er die armen Seelen so verstrickt hat, daß sie nicht mehr aus seinem Garn springen können. Der Teufel durfte aber Hans noch zu weiter nichts gebrauchen, als wozu er ihn gemietet hatte, nämlich zum Tragen und Dienen; er dachte aber: „Ich will ihn schon belauern, er soll schon mein eigen werden, und welch ein prächtiger Lockvogel soll dieser dumme Hans mir auf meinem Vogelherde sein!“ Denn der Teufel lauscht auf die Sünden, wobei er die Menschen packen kann.

Und die beiden wanderten frisch und kamen bald nach Töplitz. Hans aber merkte nicht, wie geschwind er laufen konnte; und da mochte der Rote wohl sein Teil dran haben: denn oft trabte er in vier, fünf Stunden seine vier, fünf Meilen so mit ihm fort und war frisch wie ein Pferd, das kein Haar gelegt hat[1]). Der Teufel aber sagte ihm: „Siehst du, Hans? Merkst du, daß du jeden Tag schöner und stärker wirst? Das kommt von dem weidlichen Leben und von dem herrlichen Essen und Trinken.“ Und Hans glaubte ihm das.

Sie blieben wohl zwei Monate in Töplitz, Karlsbad und Prag und in andern Städten Böhmens. Darauf wanderten sie nach Wien, von Wien nach Konstantinopel, wo der Großtürk und Unchrist sein Schloß hat; und von Konstantinopel wollten sie nach Asien und ins Gelobte Land. Und der Teufel sagte: „Ich muß nach Afrika; da ist eine große Wüste, und mitten in der Wüste ist ein sehr schönes, prächtiges Land, ein Land an Schönheit und Lieblichkeit, wie das Paradies und der Garten Eden war, worin Adam und Eva so glückselig und unschuldig gewohnt haben, ehe der Satan Luzifer,

---

[1]) nicht im geringsten in Schweiß geraten ist.

Gott sei bei uns! sie mit dem goldnen Apfel verführte. Da muß ich durchaus hin und sehen, ob ich dem gewaltigen Mohrenkönig nicht etwas von seinen Schätzen abgewinnen kann. Du glaubst nicht, Hans, was dieser Mohrenkönig für ein gewaltiger Herr, und wie unermeßlich reich er ist; er hat so viele Demanten und Edelsteine, als alle Kaiser und Könige zusammen nicht aufweisen können, und selbst wenn man den Großmogul und den fabelhaften Affenkönig der Demanteninsel Borneo noch dazu rechnet, und solche Haufen Gold und Silber, daß man es da wirklich wie hierzulande Korn und Salz mit Scheffeln ausmißt."

Und Herr Beelzebub hatte sein großes Wohlgefallen an dem Haus und hätte ihn gar zu gern fest gemacht. Er paßte ihm also nun sehr genau auf und lauerte auf eine recht tüchtige Sünde, damit er ihn fassen und zu seinem echten Knecht machen und seinen Dienst für Werke der Finsternis gebrauchen könnte. Darum machte er ihm zuerst allerlei Blendwerke und Gaukeleien vor und versuchte ihn mit Gleisnereien und Lügen und gaukelte und schwatzte ihm allerlei vor, das ihm Furcht machen sollte. Auf diesem Wege und durch diese leisen und giftigen Künste hoffte er durch eine Lüge an ihn zu kommen und ihm dann das Netz der Bosheit vollends über den Kopf zu werfen. Denn Furcht und Feigheit und deren natürlicher dritter Gesell, der Geiz, macht Lügner. Der Teufel als der allerspäheste[1]) und listigste Geist wußte aus ältester Erfahrung, daß der Mensch durch diese drei leicht ein Schelm werden kann, und daß die Lüge, die allerschlimmste Sünde, den Menschen aus Gottes Gebiet und Reich aussperrt. Aber Hans, dessen Herz keine Furcht kannte, wußte auch nicht, warum er lügen sollte.

Als der Rote ihn so nicht festkriegen konnte, versuchte er ihn durch Gier und Geiz und meinte: „Ein Dieb wird der dumme Bauertölpel doch wohl werden können, und dann will ich ihn in Angst jagen, und er soll mir schon zum Lügner werden!" Und nun fleiete[2]) er, wann er zu Bett ging, gewöhnlich alle seine Herrlichkeiten aus und ließ auch wohl die

---

[1]) der am besten auszuspähen versteht, schlaueste. [2]) packte aus.

allerköstlichsten Steine auf die Erde fallen und dort liegen, als habe er sie verloren oder gar vergessen; und zugleich wischte und putzte er so viel daran, daß sie einem in die Seele hineinfunkeln konnten; und er hoffte, der Bursche werde mit bösem Gelüste sich doch einmal daran verfangen und vergaffen und einen einstecken. Und das ist wahr, Hans konnte es nicht lassen, er sah sie mit großem Wohlgefallen und oft mit Lüsternheit an, und zuweilen zitterte ihm das Herz im Leibe vor Begier, und der Böse in ihm flüsterte: „Was schadet's denn, wenn du einen mitnimmst? Der Rote hat ja doch so viele und kann sie nicht zählen" — und seine zitternden Finger fuhren unwillkürlich nach den Steinen und wollten schon zulangen; dann rief aber immer eine bessere Stimme die donnernden Worte: Du sollst nicht stehlen, und mit Beben floh er von dem trügerischen Glanze und sammelte dann die an der Erde liegenden ruhig auf und legte sie auf dem Tische beisammen.

Als der Teufel sah, daß dies alles nicht verfangen wollte, und daß Hans durch Feigheit und Geiz nicht zum Lügner zu machen war, sprach er bei sich: „Ich dummer Tropf! Ist der Gesell nicht jung und frisch und hat er nichts von dem Blute in sich, wodurch Simson um seine Locken kam, und der weise König Salomon ein Narr ward? Umgelenkt! Wollen es mal bei einem andern Ende angreifen und sehen, ob der Junge gegen sinnliche Lust und funkelnde Weiberaugen so stahlfest ist als gegen Gold und Edelsteine!" Und der Rote fing es sehr listig an, und gleich einem klugen Ackersmann, der ein hartes Brachfeld die Kreuz und Quere durchbricht und drei, vier Furchen pflügt, ehe er den Samen hineinstreut, begann er den harten Felsenboden in Hansens Herzensgrunde mit den allerlosesten und leidigsten Worten aufzulockern und sprach bei sich: „Warte, Vogel! Ich will dich schon kirr machen, und du sollst mir in die Schlingen fliegen und fest werden, daß du nicht weißt, wie dir geschehen ist!" Und tagtäglich, ja stündlich, wenn sie auf der Straße waren oder bei Tische saßen, malte er dem ehrlichen Hans in den buntesten und üppigsten Geschichten und Bildern die Freuden der Wollust und sah mit Vergnügen, daß Hans oft mit lüsternem Ohr

zuhörte, und ihm die Augen oft funkelig und blitzig wurden. „Dies und das lustige und üppige Leben, das wir führen,“ sprach er, „wird ihn schon liefern!“ Und als er glaubte, ihn so vorbereitet zu haben, daß er auf der schlüpfrigen Bahn werde ausglitschen müssen, ging er mit ihm auf alle Tänze und Mummereien, besuchte die Theater und Bälle, stellte prächtige Feste an, wo Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen ihre Künste machten, und Hans Öl zum Feuer tragen, das heißt Wein einschenken, mußte. Und in dem armen Hans wollte das lüsterne Feuer oft genug in lichten Flammen aufschlagen und ihn zu dem feurigen Fall bringen; aber immer, wann es am gefährlichsten in seiner Seele aussah, tönte ihm zu rechter Zeit ein Klang ins Ohr aus der Schule zu Eisleben und was sein Vater und sein Meister ihm so oft wieder gesagt hatten, daß schöne Dirnen und nächtlicher Tanz und bunte Mummerei der abschüssigste und glatteste Weg zur Lüge und Hölle seien. Und bei diesem Andenken an die treuen Männer, die ihn so lieb hatten, und bei dem Widerklange einer unschuldigen Vergangenheit in seiner Seele besann er sich plötzlich wieder und ward zu kaltem Eis mitten in dem Feuer der Lust, womit der Rote seine Augen und Sinne umgaukelte und verglasterte[1]).

So hatte der Böse es beinah ein Jahr mit ihm ertragen. Denn wiewohl Hans ihn tragen mußte, so hatte jener doch viel mehr an ihm zu tragen. Man sagt wohl gewöhnlich so hin, der Teufel ist geduldig — und wirklich hat er die zäheste und höllischeste Geduld beim Seelenfange und kann sich schlagen und anspeien und beschimpfen und schänden lassen und tut immer gleich freundlich, wie ein armer Jude beim Geldfange — aber von Natur ist er ein sehr ungeduldiger und feuriger Geist, und der alles gern auf das geschwindeste und durch seine eigne Kunst und List vollenden möchte; und deswegen ist er ja eben von Gott abgefallen, dessen Regierung ihm viel zu einfältig, still und friedlich deuchte, und ist durch seine Ungeduld und Hoffart der tückische Vogelsteller und Seelenfänger geworden, der er nun ist und den Unfrieden

---

[1]) verblendete.

und die Unruh in die Welt bringt. Er hat es beinahe ein Jahr mit dem Hans ausgehalten, ist aber zuweilen so in sich ergrimmt gewesen, weil alle seine Listen und Künste an ihm zuschanden wurden, daß er mehrmals geflucht und geschworen hat, er wolle den ungelehrigen Tölpel fahren lassen und den klotzigen Eiszapfen von sich werfen. Endlich hat er sich vorgenommen, es noch mit ihm anzusehen und auszuhalten, bis sie zu der großen Wüste kämen, worin der reiche Mohrenkönig wohnte; da sollte Hans einmal mit Hunger und Durst versucht werden.

Als sie nun schon in Asien wanderten und schon durch Cilicien und die Tore des Taurus und durch Antiochien und Damaskus in Syrien gekommen waren und jetzt aus dem hohen Libanon hinabstiegen und dann im Gelobten Lande gegen die heilige Stadt Jerusalem hinaufgingen, begab es sich, daß Hans vor sich auf dem Wege etwas Blankes schimmern sah. Er lief hin, bückte sich mit seinem Roten und nahm ein goldenes Kreuz auf, das in Jerusalem gemacht und am Heiligen Grabe geweiht und von einem frommen, ins Abendland zurückwandernden Pilger verloren war. Und der Rote war neugierig und fragte: „Hans, was hast du? Du hast mich bei deinem verwünschten Bücken arg gestoßen; ich rate dir, Schlingel, mich künftig erst um Erlaubnis zu bitten, eh du solche halsbrechende Sprünge machst. Her! Was hast du?“ Da wies Hans ihm das Kreuz.

Als der Rote das Kreuz erblickte, da hätte einer sehen sollen, welche seltsame Gebärden und grinsenden Gesichter er schnitt! Er krümmte und verzuckte sich plötzlich und riß sich in so wilden und schüttelnden Bewegungen auf Hansens Rücken hin und her, als wäre er von Sinnen gekommen, und tat einen so fürchterlich gräßlichen Schrei, als hätten tausend Speere ihm zugleich ins Herz gebohrt, so daß selbst der mutige Hans einen Augenblick erschrak, indem er meinte, es habe eine Schlange oder ein Skorpion den Scharlakenen gestochen. Er riß sich aber nun mit reißender Gewalt von Hansens Rücken los und fiel auf dem Wege in den Staub. Und da lag und winselte er erbärmlich und zappelte und zuckte mit dem ganzen Leibe und schüttelte und streckte

und reckte sich mit Händen und Füßen, als müßte er augenblicklich des Todes sein. Den treuen Hans jammerte das sehr, und er lief an einen Bach, nahm seinen Hut, füllte ihn mit Wasser und goß dem Roten das ins Gesicht, ob es ihm die Pein lindern und kühlen könnte. Aber jener krümmte und zuckte sich immerfort und schrie auf das allerbärmlichste. Und bei diesen Schüttelungen und Zuckungen ist es endlich auch geschehen, daß er die Stiefeln ausgeschlenkert hat, und so ist der breite und goldene Hahnenfuß, wie er leibte und lebte, an das Tageslicht gekommen.

Und Hans, als er den saubern Fuß sah, fuhr mit einem lauten Schrei des Entsetzens zurück, als hätte eine Natter ihn gebissen, kreuzte und segnete sich und betete ein Vaterunser. Doch bald kam ihm wieder Mut in die Brust, und er rief: „Mein Vater sagte immer: Wer den rechten Glauben hat, kann es mit dem Teufel in der Hölle aufnehmen — und darum frisch drauf in Gottes Namen!“ Und mit diesen Worten nahm er seinen Dornknüppel und ließ ihn hageldicht auf den Scharlakenen fallen; und der Rote krümmte und wand sich wie ein Wurm und bat und flehete, er möge doch Erbarmen mit ihm haben. „Was sagst du, Teufelchen? Erbarmen?“ rief Hans, „ich Erbarmen mit dir, schändlicher Hahnenfuß? Mit dir rotem Schelm, den nach meiner armen Seele gelüstete? Nein! Nur wieder drauf! Ich muß dir diese Seelenfängerei verleiden.“ Und so hat er wieder auf ihn eingedroschen und hat ihn zerdroschen wie Bohnenstroh wohl eine Stunde lang; und was der Teufel unter seiner Faust ausgestanden hat, ist wohl nicht zu beschreiben. Der Böse ist aber unter seinem Dreschflegel jede Minute kleiner geworden und zuletzt so klein wie ein kleines Kind, und da hat er sich gar fein und lieblich gebärdet, so daß Hans einen Augenblick erschrocken ist, auf wen er schlage, aber sich bald wieder besonnen und gerufen hat: „Und sähest du mich so lieblich an als die Erzengelchen Raphael und Gabriel, als sie in Gottes Wiegen lagen, du bist doch der Teufel!“ Und Hans hat fortgedroschen, und der Teufel ist kleinchen, kleinchen geworden, mit jedem Schlag kleiner, daß Hans ihn hat kaum noch treffen können. Zuletzt ist er aber ein schwarzer Mist=

käfer worden, ein Schornweberer, und Hans hat ihn deutlich hinfliegen gesehn und ihn durch die Luft fortsumsen gehört und ihm nachgerufen: „Fliege, Stinkteufel! Fliege! Und Pfui und Weh dir nach!“ Und es hat greulich gestunken auf der ganzen Straße wohl eine Stunde Weges.

Und als der Böse weg war, hat Hans sich hingesetzt und sich ein wenig verblasen; denn er war von dem Zorn und der Arbeit so matt, daß er kaum Atem holen konnte. Und als er wieder zu sich selbst kam von dem Schreck und von der Müdigkeit, da flogen ihm viele Gedanken durch den Kopf, und er rief aus: „Nun, das ist einmal wahr, was der Mensch doch nicht alles erleben kann! Hätt' ich's meiner Tage doch nicht gedacht! Ja, du hattest wohl recht, guter Meister Peters in Eisleben, wenn du uns deine Wandergeschichten erzähltest und am Schlusse jeder Geschichte immer hinzufügtest: Wer in die Welt hinausgegangen ist, der weiß was zu erzählen! Denn wenn ich erzählen sollte, was ich erlebt habe, und daß ich mich dem Teufel als Diener vermietet habe, ja daß ich ihn auf diesen Schultern getragen habe und doch noch nicht in der Hölle brate, und was ich von seinem scharlakenen Rock und von dem goldnen Hahnenfuß und von dem schwarzen Stinkkäfer weiß, ja mit meiner Nase gerochen habe — alle Leute, die es hörten, würden sagen: Hans lügt wie ein Schelm; und doch wäre der Hans kein Schelm, sondern die Wahrheit müßte zum Schelm werden, wenn das Lüge heißen sollte!“

Und Hans saß da eine lange Zeit im Grase an dem Wege und fiel zuletzt in tiefe Gedanken, und sein Herz lief ihm rückwärts zu seinen lieben Verwandten in Deutschland hin und zu seiner trauten Heimat Mansfeld und Eisleben und zum Meister Peters und zu seinem Vater, und er mußte bitterlich weinen und ausrufen: „O ich will wieder nach Westen in das liebe Deutschland zurück! Ich bin weit genug in der Welt gewesen, und in welcher gefährlichen Gesellschaft hab' ich meine Wanderschaft gemacht! Und hätte Gott mich nicht in Gnaden gewarnt und behütet, wo säße ich jetzt?“ Und bald fiel er unter tausend heißen Tränen auf seine Knie und betete und dankte Gott für die große Gnade und

Treue, die er an ihm getan hatte. In solchen frommen Gedanken und Gebeten schlief er ein und schlief wohl zehn volle Stunden.

Und es war Nacht geworden und wieder Morgen, und mit dem frischen Morgen und der hellen Sonne sind dem Hans auch frische und helle Gedanken gekommen, und er hat gesagt: „Nein! Ich will noch nicht umkehren; ich will noch weiter gegen Süden gehen, ich will mal sehen, wie es in der Wüste und bei dem Mohrenkönige aussieht, und ob das Lügen sind, was der Rote mir erzählt hat. Denn ist auch die ganze Wüste voll Zauberei und der schwarze König selbst der größte Hexenmeister, was kümmert's mich? Bin ich mit dem Scharlakenen fertig geworden und habe ich ihn bis zu einem kleinsten Wurm und Käferchen herunterprügeln können, so werde ich wohl mit seinen Gesellen fertig werden; und wenn dieser Mohrenkönig der allereingefleischteste Blaumann und Blaubart wäre, er soll mir schon zu Kreuz kriechen lernen. Ja zu Kreuz kriechen! Goldnes Wort!" Und er nahm das gefundene Kreuz und hängte es sich um den Hals, daß es auf seiner Brust hinfort als sicherster Teufelschild läge.

Und den dritten Tag nach diesem kam er in der heiligen Stadt Jerusalem an und sah die vergangene Herrlichkeit von weiland als einen großen Schutthaufen und eine Sammlung von wüsten Plätzen und Gärten, wo unter türkischer Tyrannei in einzelnen schlechten Häusern hin und wieder arme Leute wohnen; und er sah nichts mehr von der Feste Zion und ihren herrlichen Türmen und Zinnen, worauf der Stolz der Juden einst trotzte, noch von der Pracht des Tempels Salomonis — sondern alle Weissagungen der Propheten und Verkündigungen des Herrn waren über die hartnäckigen und verstockten Kinder Israel erfüllt worden. Und Hans ging mit stillen und fast mit weinenden Gedanken durch die große Stadt und besuchte den Ölberg und Golgatha und das Grab, worin der Heiland gelegen hatte, und betete an der heiligen Stätte. Darauf setzte er seinen Stab weiter und ging an das Meer hinab gen Joppe und von da nach Gaza und Askalon in das Land der Philister. Hier suchte und fragte Hans viel und wollte gern die Gräber der Riesen Simson

und Goliath sehen; aber kein Mensch wußte was davon, und selbst die Namen jener starken Männer waren bei den Leuten verschollen. Hans ging von da weiter gegen Westen in Ägyptenland. Und in Ägyptenland sah er viel Wunderdinge und auch den wundersamen Strom Nilus, von welchem noch kein Mensch weiß, woher er kommt, und von dem viele gefabelt haben, er fließe aus den Schneebergen, die im Monde liegen.

Hans hielt sich nicht lange in Ägypten auf, sondern ging über den Nil und so immer gegen Westen fort, bis er an die große Wüste kam und sich an ihrer Grenze bei den Leuten erkundigte, wo der gewaltig reiche Mohrenkönig wohne, der in einem von lauter Demanten gebauten Schlosse wohne und sich seine Parucke immer mit Goldstaub pudern lasse. Die Leute aber wußten ihm nichts Gewisses zu sagen, oder sie wollten es ihm nicht sagen, weil sie ihn für einen verlornen Mann ansahen, wenn er weiter in den Westen hineinspazieren wolle. Sie antworteten ihm auf seine Fragen nach dem Mohrenkönige und des Mohrenkönigs Lande der eine dies, der andere das; alle aber sagten, von dem Mohrenkönige und seinen Schätzen und Herrlichkeiten habe man in den alten Zeiten wohl allerlei zu erzählen gewußt, jetzt aber wisse man wenig davon. Zuweilen seien wohl einige Toren in die Wüste hineingewandert, sein Reich aufzusuchen, aber nimmer habe man eine lebendige Seele zurückkommen sehen; nun aber seien es wohl zwanzig Jahre und länger, daß kein solcher Narr dagewesen, der sein Leben keines Hellers wert geachtet. Denn welche Gefahren seien in jenem Westen von dem Durst und der brennenden Sonne und den Löwen, Tigern und Drachen und von den verderblichsten und fürchterlichsten aller Ungeheuer, den heißen Winden und Sandwolken, die oft ganze Heere mit all ihrem Zeuge und mit Rossen und Kamelen begraben, geschweige einen einsamen Wanderer! Und zu allem dem noch die Zaubereien und die bezauberten Tiere, wovon es im Lande des Mohrenkönigs wimmele, und der Mohrenkönig selbst, der, wie die Sage geht, ein fürchterlicher Riese und Menschenfresser sei. Alles dies und viel anderes hörte Hans geduldig an und merkte wohl so viel,

daß, wer zum Mohrenkönig wolle, immer gradaus gegen Sonnenuntergang gehen müsse. Was sie ihm aber von wundersamen Abenteuern, bezauberten Tieren, Ungeheuern, Ungetümen und Gefahren erzählten, das schlug ihm den Mut nicht nieder, sondern entflammte ihn vielmehr. Er legte sich darauf ruhig schlafen, hatte einen glücklichen Traum, worin er Riesen und Drachen niedermachte, und begab sich den folgenden Morgen munter auf den Weg.

Und als er etwa zwei Stunden gegangen war, da gewahrte er bald, daß nun die Wüste begann: denn es war nun nichts mehr zu sehen als eine unabsehliche Sandebene, wo hie und da ein mageres Gräschen und zuweilen ein kleines Heidebüschchen erschien. Auf solchem Boden ging Hans den ganzen Tag in der brennenden Sonne und fand keinen Baum, worunter er sich schatten, keinen Quell, woraus er sich erquicken konnte. Den Abend legte er sich müd und matt unter dem offenen Sternhimmel hin, faltete die Hände, betete recht inbrünstig und schlief bald ein.

Kurz vor Sonnenaufgang ward er durch ein Gebrüll geweckt und fuhr von seinem Lager auf und griff nach dem Dornstock. Denn ein gewaltiger Löwe sprang wütend auf ihn ein. Aber Hans gab ihm mit seinem Stock dermaßen auf die Schnauze, daß das Tier hintaumelte, schwang sich darauf auf seinen Rücken, faßte ihm den Rachen, brach ihm einen Zahn aus und rief: „Sachte, mein Hündchen! Hat diese Faust den Teufel kirr gemacht, wird sie dich auch bändigen!" Und der Löwe demütigte sich vor seiner freundlichen Stärke, kroch vor ihm im Staube und wedelte mit dem Schweife, als wäre er wirklich ein Hündchen gewesen. Und Hans, dieses Zeichens fröhlich, rief: „Du bist der erste, komm! Folge mir! Und du sollst Reißnieder heißen!" Reißnieder aber hüpfte neben ihm her, und Hans ging mit ihm des Weges fort, immer gegen Sonnenuntergang.

Und als er kaum eine Stunde gegangen war, da fuhr aus einer Felshöhle ein Tiger auf ihn. Und Hans tat ihm, wie er dem Löwen getan, und das wilde Tier ward ihm untertan, und er nannte es Bricheisenundstahl. Und der Tiger lief auch mit ihm.

Und bald darauf hat er ein Panthertier auf dieselbe Weise gewonnen und es Packan genannt. Und als er das auch hatte, sprach er: „Mit diesen drei Begleitern will ich den sehen, der mich angreifen soll."

Und die vier liefen durch den heißen Sand bis zur Zeit der Mittagsglocke, die aber in der Wüste nicht läutete. Da fühlte Hans zuerst, daß er in der Wüste spazierte; sein Magen fing an zu gnurren und seine Zunge ihm an dem Gaumen zu kleben. Und er wollte fast verschmachten, und auch seine Beine wollten nicht recht mehr fort. Da fiel ihm etwas ein, das er in Geschichten gelesen hatte, und er winkte seinem Reißnieder, und der Löwe senkte sich vor ihm, als hätte er seinen Wink verstanden. Und Hans schwang sich auf ihn und faßte die Mähnen wie die Zügel, und das Roß Reißnieder flog wie der Wind durch die Wüste dahin, und die beiden andern Begleiter sprangen ihm zu beiden Seiten.

Das war nun freilich eine große Erleichterung, konnte aber doch Hunger und Durst nicht stillen; und schon war es dahin gekommen, daß Hans fühlte und sagte: „Wenn Gott nicht hilft, so ist hier mein Ende, und ich fahre einem andern Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zu." Und als er so mit matten Augen in die unendliche Öde hineinstarrte, rauschte eine Herde von dreißig, vierzig Gazellen an ihnen vorbei, und Bricheisenundstahl und Packan wie der Blitz darunter, und jeder brachte ein Tier mit. Und nun lagerten die viere sich an ihrem Raube, und Hans aß mit seinen Dienern roh Fleisch und trank Blut, und ihm deuchte, in seinem Leben habe er nicht so königlich geschmaust. So ging es nun die folgenden Tage auch, und als seine Hündchen merkten, daß er an ihrer Tafel vorlieb nahm, fehlte es ihm nie an frischem Fleische; auch brachten sie ihm oft ein großes Straußenei, das er gewöhnlich mit der Gier eines Marders ausschlürfte. So ist er zwanzig Tage gewandert und auf seinem großmähnigen und geschwinden Hengst Reißnieder fortgetrabt und hat in dieser langen Zeit etwa dreimal eine Quelle gesehen, woraus er trinken konnte (denn Salzquellen und ganze Berge des schönsten weißen Salzes fand er genug); auch ist er zuweilen von Datteln erquickt und vom Schatten der Palmbäume gekühlt worden.

Als nun die einundzwanzigste Sonne aufging, da wiesen sich allerlei Zeichen, daß menschlicheres Land nahe war, wie die Schiffer auf dem Meere ihre Zeichen haben, woran sie merken, daß sie nicht mehr weit vom Lande sind. Hans sah nämlich hin und wieder Vögel fliegen, die in der öden, baumlosen Wüste keine Wohnungen und Nester haben konnten; und bald erblickte er anderes, das ihm viel Spaß machte und seine Gesellschaft vermehrte, damit er bei dem stolzen Mohrenkönige einen stattlichen Einzug halten könnte.

Das erste, was er erblickte, war ein wunderlicher Mensch von außerordentlicher Langbeinigkeit und Schlankheit, der wie ein leichter Wind über den Sand dahinflog, so leicht und geschwind, daß er mit den Füßen auch gar keine Spur darin abdrückte[1]). Hansens beide Hündchen Bricheisenundstahl und Packan sprangen auf ihn, aber der Mensch spielte mit ihnen, wie ein Hase im Laufe mit einem Esel spielen würde, und schoß wie der Blitz fort und stand dann plötzlich wieder vor Hans. Die Hunde aber keuchten atemlos hinter ihm her. Und er verneigte sich vor Hans und fragte: „Herr, willst du einen flinken Diener haben?“ Hans fragte ihn wieder: „Was kannst du?“ „Was ich kann?“ antwortete jener; „ich überlaufe die geschwindesten Winde und schieße schnell und unerreichlich wie Blitz und Sonnenstrahl fort.“ Hans sprach: „Bleib! Der Seltsamkeit wegen will ich dich nehmen.“ Und der Geschwinde blieb und folgte ihm.

Und als sie eine halbe Stunde weitergegangen waren, sahen sie einen Mann, der stand mit einem mächtigen Bogen in der Hand und schoß einen Pfeil in die Luft ab, dem er scharf nachzuschauen schien. Hans sah aber nichts in der Luft, wonach er schießen konnte, und der Pfeil verflog sich so geschwind, daß man auch keine Spur von ihm erblickte. Und Hans verwunderte sich des seltsamen Schützen und fragte ihn: „Was machst du? Ich sehe ja nicht einmal eine Mücke, wonach du schießest.“ „O,“ rief jener, „meine Vögel kannst du nicht sehen; die fliegen deinen schwachen Augen zu ferne. Da

---

[1]) Das Folgende ist eine Variante des Märchens „Sechse kommen durch die ganze Welt“, s. Grimm, Märchen, vollständige Ausgabe, Nr. 71.

sah ich eben am Mondrande viele tausend Meilen von hier eine Schwalbe kreisen, und ich wollte meinen Schuß prüfen — und richtig ist sie gefallen. Und, Herr, kannst du einen Schützen brauchen — ich sehe, du bist ein Herr der Starken — ich will der deinige sein.“ Und Hans sprach: „Folge mir!“ Und er folgte mit.

Und nach einer Weile sah Hans wieder einen Mann, der hatte sich hingelegt mit dem rechten Ohr gegen die Erde und war an Stellung und Gebärde einem Horchenden ähnlich. Und Hans lachte in sich und dachte: „Was in aller Welt mag es hier doch für Herrlichkeiten zu behorchen geben?“ Und er fragte den Mann: „Du Narr, was erhorchst du unter diesen toten Steinen?“ „Was ich horche?“ antwortete jener mit etwas spöttischer Gebärde, „ich horche eben, wie der Teufel und seine Großmutter tief, tief in der Erde sitzend über dich flüstern und ratschlagen, wie sie dich bei dem listigen und grausamen Mohrenkönige verderben wollen.“ Da sagte Hans: „Der Tausend, welch ein Groß- und Oberspäher der Gedanken bist du! Da kannst du ja mehr als das Gold und die Demanten wachsen sehen. Wahrhaftig, diese Art gefällt mir, und willst du auch mein Diener sein, so komm!“ Jener antwortete: „Ja, Herr!“ und ging mit.

Und als sie kaum ein paar hundert Schritt fürbaß gegangen waren, hörten sie ein klägliches Gewinsel und Gewimmer, und bald kamen sie an einen Mann, der im heißen Sande lag, in einige Wolfspelze gehüllt, und unaufhörlich winselte und ächzete: „Huhuhu! Wie friert mich!“ „Nun, das muß ich sagen, hier hat's doch Gesindel ohnegleichen,“ rief Hans, „dies ist hier wahrhaftig die bezauberte Welt, und es geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich möchte jeden Augenblick schreien: Huhuhu, wie brennt's mich! Und dieser tolle Kerl kann in zwei, drei Wildschuren und in doppelt gefütterten Pelzstiefeln von Katzen- und Marderfellen nicht warm werden.“ Der Schreier aber sah auf zu ihm und sprach: „Ich sehe, Herr, du hast wunderliche Begleitung; vielleicht nimmst du auch noch einen meinesgleichen? Ich frage also: kannst du mich brauchen?“ „Ja, des Spaßes wegen komm mit,“ antwortete Hans, und jener ächzete mit seinem Huhuhu! hinter ihm her.

Nicht lange darauf sah Hans ein paar Kerle am Wege liegen, die sahen aus hager, bleich und greulich, als hätten sie schon ein paar Tage im Grabe gelegen, und trugen zerrissene Kleider und blickten ihn finster und grimmig aus hohlen Augen an. Und Hans verwunderte sich ihrer und sprach: „Nun, wer seid ihr beide? Gewiß seid ihr aus einem russischen Lazarett oder aus einer Rumfordschen Suppenanstalt[1]) entsprungen und habt euch hier freilich kein Land Gosen ausgesucht, daß eure magern Schäden bessern könnte. Und wer seid ihr? Und wie heißt ihr?“ Und sie antworteten: „Wir sind zwei Brüder, Kinder einer Mutter; wir heißen Hunger und Durst, und unsere Mutter heißt Armut. Wir haben uns hier an die Straße gelegt, weil wir einen guten Dienst suchen.“ Hans antwortete: „Ich bedarf jetzt eben nicht sonderlich eures Dienstes; ich habe einst selbst einem prächtigen roten Herrn gedient, damals hätte ich euch zuweilen brauchen können. Doch sei's drum! Kommt nur mit! Ich will euch einmal prüfen, ob ihr auch die echten seid“ — und er rief: „Bricheisenundstahl und Packan! Aus! Aus! Und schafft's!“ Und sie strichen hinaus in die Wüste und trieben wohl ein paar Dutzend Gazellen zusammen, welchen sie die Hälse brachen, und zum guten Zeichen auch einen Büffel. Und Hans rief dem magern Bruderpaar zu, und sie machten sich über den getöteten Raub her, und Hunger fraß das Fleisch und die Knochen, und Durst schlürfte das Blut aus; und nach einer Viertelstunde lagen die leeren Häute da. Und Hans rief: „Bravo! Ihr habt nicht gelogen und sollt meine Diener sein.“ Und sie folgten ihm.

Und als sie ein wenig fürbaß gegangen waren, wunderten sie sich der kühlen Luft, wovon sie plötzlich angeweht wurden, und Hans hob die Augen gen Himmel und betete: „Du lieber, frommer Gott! Willst du mich endlich vom Brand der Wüste erlösen?“ Und horch, es scholl eine Stimme aus dem Sande: „Mißbrauche nicht Gottes Namen und versündige dich nicht! Das bin ich, der bläst, und nicht Gott.“

---

[1]) Graf Rumford (1753–1814), ein berühmter Philanthrop, richtete in München Arbeitshäuser ein, wo aus Knochen und allerlei anderen billigen Substanzen hergestellte Suppen verabreicht wurden.

Und Hans guckte hin, woher die Stimme kam, und sah einen Mann, der hatte die Wangen seltsam aufgeblasen gleich einem Blasebalg. Und er sprach zu ihm: „Du wunderlicher Pausback, wer bist du, und wie heißest du?“ Und jener antwortete: „Ich bin unsers lieben Herrgotts großer Windmacher, und mein Name heißt Blasius. Und ich habe nicht geblasen sondern nur gehaucht; denn hätte ich die Blasebälge meines Atems recht angezogen, wo wäret ihr unter den Sandbergen geblieben? Ich beteure dir, in ein paar Sekunden solltest du kein Schwanzspitzchen von deinen drei Schoßhunden mehr sehen, und den fliegenden Springer, der sich rühmt, in ein paar Minuten von einem Ende der Welt bis zum andern zu laufen, meine Staubwirbel sollten ihn schon gefaßt haben. Ich habe aber Befehl, dein Diener zu sein, wenn du mich gebrauchen kannst.“ „Ob ich dich gebrauchen kann,“ sprach Hans, „trefflicher Herr Blasius? Du bist ja ein prächtiger Diener für Wanderer der brennenden Wüsten. Komm mit, sehr werter Herr Blasius! Du göttlicher Windmacher sollst mein liebster Diener sein; und ist nicht immer Großes und Gewaltiges zu tun, kannst du mir doch Fliegen und Mücken von der schlafenden Nase weghauchen. Darum topp, teurer Blasius!“ Und Blasius schlug ein und ging mit und machte ihnen immer die angenehmste Kühlung, so daß alle herzensvergnügt waren, nur nicht der Huhuschreier im Wolfspelz, der gern ein paar Millionen Siriusse im Aufgang über sich gesehen hätte.

Und den nächsten Tag gelangten sie an das Ende der Wüste in des Mohrenkönigs Land, und Hans sah, daß es ein herrliches und fruchtbares Land war. Der Mohrenkönig hatte seine Grenzen wohl verwahrt mit Schlössern und Türmen und großen Scharen von Reisigen und Fußvolk, die jedem Fremden den Eingang verwehren und ihn fangen sollten. Aber den Hans ließen sie ruhig ziehen, wohin er wollte; denn er kam ihnen mit seinen drei Hündchen, die um ihn her spielten, auch gar zu fürchterlich und mit seinem seltsamen Gesindel beinahe hexenmeisterisch greulich vor. Außerdem konnte er, wenn er wollte, so grimmig aussehen, daß dem tapfersten Mann bei solcher Gebärde das Herz in der Brust bebte. Solchen Anblick gab er aber selten zum besten.

Das rohe Leben der Wüste war nun vorbei, und Hans lebte wieder wie andre Leute, ja wie andre vornehme und steinreiche Leute, und kehrte auf der großen Straße, die zur Hauptstadt des Mohrenkönigs führte, immer in den prächtigsten Gasthäusern ein und machte eine unglaubliche Zeche. Denn was Hunger und Durst verzehrten, und wieviele Klafter Holz der Frostling jede Nacht zur Heizung seines Schlafzimmers befahl, das läßt sich eher denken als in bestimmten Zahlen beschreiben. Hans bezahlte aber wie ein Großmogul oder König von England und sah auf den Rechnungen immer nur die Summen an und hatte seinem Gefolge befohlen, sich nichts abgehen zu lassen. Denn in der Wüste auf dem Wege, den er gewandert war, und welchen vielleicht in Jahrtausenden kein menschlicher Fuß betreten hatte, lagen die Edelsteine und Demanten wie die Erbsen ausgestreut, und er hatte seinen Ränzel und alle seine Taschen damit gefüllt und verzehrte jeden Tag einen Stein, der ein paar Tonnen Goldes wert war.

Man sagt: Das Gold sprengt das Tor der stärksten Festung. Hansens Gold sperrte auch den stummsten Wirten das Herz und das Maul auf. So begab es sich den dritten Tag der Reise im Lande des Mohrenkönigs, daß einer derselben ungewöhnlich gesprächig geworden und sich als eine besondere Gnade ausgebeten hatte, dem erlauchten Herrn Prinzen ein Wort sagen zu dürfen. Nach drei, vier tiefen Verbeugungen in der Ferne und einem halben Dutzend Schlägen, die er dem Staube zu Hansens Füßen mit der Stirn versetzte, und nachdem er gebührlich in einer Minute dreimal blaß und dreimal rot geworden, wie es sich vor hohen Häuptern nicht anders ziemt, hub er ungefähr also an:

„Ich sehe aus Höchstdero Gefolg und Begleitung, daß Höchstdieselben ein sehr mächtiger Prinz sind, und aus Dero Farbe, daß Höchstsie aus einem andern Lande zu kommen und von einem andern Volke zu sein geruhen als wir braune, blaue und schwarze Leute. Gewiß steht Ihr Hohes und Höchstes Herz auf Ruhm und Glorie gerichtet; gewiß wollen Sie hinziehen und die schöne, weiße Prinzessin befreien. Aber, erhabenster Prinz und Herr, hüten Sie Sich vor dem Mohrenkönig! Ja, nehmen Sie Dero kostbarstes Leben in acht! Denn

das ist der größte Hexenmeister und Wüterich, der auf der Erde lebt, und regiert und plagt das unglückliche Land nun schon zweihundert Jahre und will immer noch nicht sterben."

Und Hans, ganz erstaunt, fragte: „Was sagst du von der weißen Prinzessin? Und wer ist die?"

Und der Wirt antwortete: „Eure Großmächtigkeit geruhen mit Dero untertänigstem Sklaven zu scherzen. Wie? Allergnädigster Herr Prinz, Sie sollten das nicht wissen, was über alle Meere und Länder erklungen ist? Sie sollten so zum Spaß durch solche greuliche Wüste gezogen sein? Denn wer hätte von der schönen Prinzessin aus Hispania nicht gehört, wofür der Mohrenkönig einem Seeräuberhauptmann seinen halben Schatz gegeben hat? Das ist ein Weltwunder der Schönheit; und die allein hat Gewalt über den Unmenschen, und seit sie hier wohnt, haben wir bessere Zeiten; denn er darf kein Blut mehr vergießen. Drei Jahre wohnt sie nun in dem Schlosse des Ungeheuers, das sie allein zähmen, ja um ihren kleinsten Finger wickeln kann. Vor ihr muß er sich wie ein Diener krümmen und schmiegen und jeden Tag vor ihr auf den Knien liegen und flehen, daß sie ihn endlich erhöre und seine Königin werde. Sie tut es aber nicht und hat doch solche Macht und geheime Kunst über den alten Hexenmeister, daß er sich zahm und still halten muß."

Hans sagte bei dieser Erzählung mehrmals Hm! Hm! Bei sich aber dachte er sogleich: „Freilich willst und mußt du die Prinzessin befreien." Und dies spornte ihn nun zur Geschwindigkeit der Reise, und er ließ seine Leute alsbald zum Aufbruch rüsten.

Und Hans zog noch zehn Tage durch das schöne Land des Mohrenkönigs, und am elften Tage sah er die goldnen Türme und Kuppeln der Hauptstadt desselben von Westen her schimmern. Und der Mohrenkönig wußte, daß etwas Großes kommen sollte, denn seine Gesellen hatten ihm allerlei zugeraunt; auch hatte er die letzten Nächte bedenkliche Träume gehabt. Daher hatte er seine Schlösser und Festen mit Mannschaft und Geschütz dreifach gestärkt; mit hunderttausend Mann aber war er ausgerückt und lagerte vor den Toren der Stadt auf einer weiten Ebene. Er aber wohnte in einem prächtigen

Zelte, und die schöne, weiße Prinzessin aus Hispanien hatte auch ihr eignes Zelt nicht weit von ihm; denn sie mußte immer nahe bei ihm leben.

Als der Mohrenkönig nun unsern Hans mit seinem Stock und seinen drei Hündchen und seinem seltsamen und abenteuerlichen Gefolge herankommen sah und gewahrte, wie Löwen und Tiger um ihn spielten, und wie wunderlich seine Leute aussahen, da dachte der alte Schlaukopf bei sich: „Der kann gewiß große Künste, und dein Heer hilft dir gegen ihn nichts; die würden dir nur davonlaufen, wenn sein zauberisches Geschwader auf sie losginge. Also fein sachte und leise — du mußt ihn mit Listen angreifen und versuchen, ob du ihn mit zierlichen und schönen Worten aufhalten und fangen kannst.“ Und so rüstete er sich denn mit der blanken und glatten Rüstung der Schalkheit und Freundlichkeit und ging Hansen in seiner ganzen, vollen, königlichen Pracht und Herrlichkeit entgegen, und seine Kleider und seine goldene Krone auf dem Haupte blitzten von Demanten und Juwelen, als wäre der König der Unterirdischen aus dem gläsernen Berge auf diese Erde emporgestiegen; und die schöne, weiße Prinzessin aus Hispanien und alle seine Hofherren und Hoffrauen in prächtigsten Kleidern gingen neben und hinter ihm, und die Pfeifer und Trompeter des ganzen Heers spielten eine lustige Kriegs- und Triumphmusik auf. Und als er vor Hans kam, sprach er also:

„Friede, Glück und Sieg mit dir, du herrlicher Prinz aus Mitternacht und aus dem Schneelande, der uns hier in dem brennenden Süden lange verkündigt ist als ein Stern des Himmels, und dessen fröhliche Ankunft wir lange mit Sehnsucht erwartet haben! Glückselig, die deine Augen schauen, du glorreicher Siegesheld! Und gesegnet, wo deine Füße wandeln! Siehe! Dein Diener ist dein und alles, was du hier siehest. Und nun komm und laß dich in deine Burg einführen und lerne, ob wir hohe Gäste zu empfangen wissen!“

Aber Hans schaute höhnisch und grimmig auf ihn und sprach: „Nicht als Friede und Glück komme ich zu dir, du tückischer und blutiger Mohrenhund, sondern als Krieg und Verderben! Hinab in den Staub, du Hund, daß ich meinen

Fuß auf deinen Nacken setze! Denn was ich hier sehe, meine ich nicht als ein Geschenk von dir zu empfangen sondern als Beute zu nehmen."

Und der Mohrenkönig, als er diese Worte hörte, fürchtete sich sehr; doch faßte er sein Gemüt und sein Gesicht zusammen und sah gelassen und heiter aus und antwortete:

„Das ist nicht prinzlich und königlich gesprochen, Großmächtigster! Auch darf, wer ein Held heißen will, Beute nicht nehmen ohne Kampf; das tun Diebe. Darum, so dich gelüstet, laß uns kämpfen, und wer den Streit gewinnt, der soll des andern Herr sein. Siehe, ich setze dir fünf Stunden, und in den fünf Stunden sollen fünf große Proben gemacht werden, und gewinnst du diese redlich und ohne böse List, so sollst du über mich und über das ganze Mohrenreich der Herr sein."

Und Hans besann sich nicht lange und sprach: „Es gilt! Und nun her mit den Proben!"

Und der Mohrenkönig sagte: „Am Ende der Welt, wo sie mit Brettern zugenagelt ist, und wo man in Sonne und Mond hineingreifen kann wie in einen goldnen Pfannkuchen, da steht der Apfelbaum, wovon Adam und Eva weiland gegessen haben. Nun hat diese schöne Prinzessin lange gelüstet, einen der Äpfel zu haben, die auf diesem Wunderbaum wachsen. Also rüste dich! Und schaffst du mir in einer Stunde einen Apfel jenes Baumes, so magst du noch wohl mein Herr werden."

Und Hans rief seinem Springer Langbein zu: „Lauf! Und hole den Apfel!" Und jener schoß dahin wie ein Blitz, und keiner sah eine Spur von ihm. Und es waren Dreiviertelstunden vergangen, und der Apfel war noch nicht da, und des Mohrenkönigs düstres Gesicht erheiterte sich. Da rief Hans seinem Horcher und sprach: „Horche, ob du keine kommenden Fußtritte hörst!" Und der Horcher legte sein Ohr an die Erde und horchte und sprach: „Fußtritte hör' ich nicht, aber wohl, wie einer am Ende der Welt schnarcht." Nun rief Hans seinem Schauer und Schützen: „Geschwind! Und schau!" Und jener sprach: „Ich sehe den Laufer ganz deutlich; er liegt unter dem Apfelbaum und schläft und hält den Apfel in der linken Hand, und sein Kopf ruht auf einer Eichel. Ha! Warte, du Fauler! Ich will dich schon aufwecken!"

Und er nahm seinen Bogen, legte einen Pfeil drauf und traf gerade in die Eichel. Und der Laufer fühlte den Ruck, erwachte, sah nach der Uhr, erschrak, daß er soviel Zeit verschlafen, sprang davon und war in zwei Minuten mit seinem Apfel zur Stelle. Und der Mohrenkönig erstaunte und erblaßte; Hans aber gab den rosigen und goldigen Apfel in die Hand der schönen, weißen Prinzessin von Hispanien, die ihn mit holdseliger Gebär empfing.

Und der Mohrenkönig sagte darauf: „Hier ist die zweite Probe! Siehe, dort weiden tausend fette Ochsen, und siehst du dort einen gelben Berg? Das ist ein Reiskuchen zweitausend Malter groß (von solchem Inhalt sind unsre afrikanischen Pflaumenpuddings), und dort unter jenem großen, blauen Zelte liegen zwanzig Faß Wein, das kleinste zwanzigmal größer als jenes bei euch weißen Schneeleuten gepriesene Heidelberger Faß. Magst du mir einen Schlinger und einen Schlucker schaffen, die damit in einer Stunde fertig werden, so kannst du noch wohl mein Herr werden."

Und Hans antwortete lachend: „Meinst du, das sei was Schweres?" Und er rief: „Wo sind meine Magern und Bleichen? Herbei, mein rüstiges Brüderpaar! Hunger und Durst, herbei! Herbei! Und schafft!" Und sie kamen, sich an die Arbeit zu machen, und der Hunger fraß, und der Durst soff, und sie schlangen und schlürften mit so scheußlicher Gier und machten mit den Zähnen und der Gurgel so gewaltige Arbeit, als sei jenes Feuer da, von dem der heilige Petrus geweissagt hat, es solle am Jüngsten Tage die ganze Welt auffressen und verschlingen. Und nach einer halben Stunde war auch nichts mehr da als die leeren Häute der Ochsen und die hohlen Fässer und von dem Reiskuchenberg auch keine Spur. Und die beiden Entsetzlichen schlugen noch auf ihre dünnen Bäuche und schrien: „Mehr her! Mehr her!" und allen, die das Geschrei hörten, kam Grauen und Entsetzen an.

Der Mohrenkönig aber hielt sich tapfer und sagte: „Das war nur eine Art Spaß, wie man ihn zur Ergötzung mit Kindern oder Tölpeln macht; im Fressen und Saufen sind viele Meister, und ist eigentlich eine Kunst der Dummen und eurer Helden aus dem weißen Abendlande. Aber nun richte

mir die dritte Probe aus und sage mir binnen einer Stunde genau, was der Teufel da unten in den heißesten Tiefen der Erde eben denkt! Und kannst du das, mag es wohl gelingen, daß du mein Herr wirst."

Und Hans flüsterte mit seinem Horcher, und der Horcher legte sich auf die Erde und horchte, und bald sprang er lustig wieder auf und flüsterte mit Hans. Und Hans sprach zum Mohrenkönig: „Herr Mohrenkönig, hast du auch ein Herz, des Teufels Gedanken zu hören? Du verlangtest zu wissen, was der Teufel eben gedacht hat? Er hat mit seiner Großmutter geflüstert und gedacht: Über meinem besten Vizesatanas auf Erden schwebt eine große Gefahr, und wie werd' ich ihn herausreißen?" Als der Mohrenkönig diese Worte vernahm, verstummte er in sich und ward blaß, wie Mohren blaß werden können, das heißt, sein Gesicht ward fast grau wie Erde, und das Weiße in seinem Auge ward gelb, als wäre der Neid mit seinem Pinsel darüber gefahren.

Und der Mohrenkönig sprach: „Dies ist meine vierte Probe, und ich will sehen, wen du da hast gegen mich zu stellen. Hier stehe ich und recke meine beiden Hände aus, und wer wagt es, die zu fassen und mich überzuholen? Gelingt euch das, so magst du noch wohl mein Herr werden."

„Der bin ich," rief Hans im Zorn, „und das wage ich, und her mit den schwarzen Tatzen!" Und er legte seine Finger gegen die Finger des Mohren und spielte zuerst mit ihm, so daß der Schwarze Mut bekam. Aber darauf machte er einen Ernst und zog an mit seiner ganzen Stärke und schnellte den ungeheuren Riesen über sich durch die Luft hin, daß er mit dem Kopf einen solchen Preller gegen die Erde machte, daß er zwanzig Schritt davon wieder auf den Füßen zu stehen kam und wie ein vor den Kopf geschlagner Ochs wohl eine halbe Stunde taumelte, ehe er sich wieder besinnen konnte.

Und der Mohrenkönig, wie bang ihm auch um das Herz war, tat doch noch unverzagt und sprach: „Diese vier Kinderspiele habe ich zum Scherz gestellt; denn wer nur einige Kunst hat, weiß wohl, daß das eben keine großen Künste sondern nur Gaukelspiele und Augenverblendungen waren. Aber nun kommt die fünfte und letzte Probe, und seid ihr mir darin

gewachsen, so will ich heruntersteigen von meinem Thron, und du, Herr weißer Prinz, sollst mein Herr sein. Und dies ist die Probe: Siehe dort den Scheiterhaufen, der bis in die Wolken reicht; der ist mit Schwefel und Öl und Pech gefüllt und begossen, und den wollen wir anzünden und Leute mit Blasebälgen hinstellen, daß sie uns den Haufen zu hellen Flammen aufblasen; und ich vermesse mich in die Glut zu steigen und ein Liedchen darin zu pfeifen, und du oder einer deiner Leute soll mir's nachtun, und haltet ihr die Stunde mit mir aus, so sollt ihr gewonnen haben, und dann sollst du mein Herr sein."

„Das soll ein Wort sein, Mohrenkönig," sprach Hans, „und gleich den Augenblick laß anzünden und blasen! Denn mich plagt Langeweile und Hunger. Ich will dir schon einen Pfeifer hineintun, der dich auspfeifen soll." Und Hans rief überlaut: „Huhuhu! Wo bist du? Geschwind herbei! Jetzt ist dir ein Fest bereitet, und du kannst dich mal für einige Wochen erwärmen." Und Huhuhu lief herbei und stieg mit dem Mohrenkönig auf den Scheiterhaufen. Und in dem Augenblick wurden von vielen Dienern viele tausend Fackeln hineingeworfen, und die Männer mit den Blasebälgen traten hinzu und bliesen, und hoch loderten die Flammen zum Himmel empor. Der Froſtling aber schrie noch immerfort „Huhuhu! Wie friert mich!" Doch fing seine Gebärde an sich zu erheitern, als auch der letzte Fetzen seiner Pelze heruntergebrannt war, und zum erstenmal in seinem Leben sah er aus, als wenn ihm wohl wäre und eine kleine Lust durch seine eisige Seele glühte. Auch der Mohrenkönig hielt sich tapfer und gab sich dem Huhuhu gegenüber ein stolzes Ansehen, und er strengte seine Lungen gewaltig an und sang aus dem Feuer heraus gleichsam ein lustiges und trotziges Siegeslied, und wenn er auch mal etwas mit der fröhlichen Miene zuckte, so pfiff er sich doch bald wieder in sein Liedchen hinein. Als nun Hans sah, daß es doch nicht recht tüchtig und ernstlich brennen wollte, und daß das Huhuhu! immer noch durch des Mohrenkönigs Liedchen tönte, rief er erzürnt: „Ei, was sind das für elende Bläser! Der Sturm der Flamme rauscht nicht einmal so mächtig, daß er Mohrenkönigs Pfeifen übertäuben kann.

Weg mit den elenden Mückenlungen dieser Bälge! Heran, mein tapfrer Pausback! Blasius, trete du hin und zeige ihnen, was blasen heißt!“ Und Blasius blies, und die Flamme schlug hochauf und flog mit Prasseln und Krachen umher, als sollten Himmel und Erde vergehen, und niemand hörte nun noch das traurige „Huhuhu! Wie friert mich!“ Und das helle Pfeifchen des Mohrenkönigs ward gar stumm. Und was hat sich begeben? Bald sah man den scheußlichen schwarzen Riesen, wie er jämmerlich versengt und verbrannt sich aus dem Feuer stürzte und wie ein Kater aus einem brennenden Hause in geschwindesten Sprüngen quer über das Feld hinstrich. Hans aber klatschte laut in die Hände und rief ihm frohlockend nach: „Lauf du zu allen Teufeln, du feiger Teufelsknecht! Das Spiel hast du verloren und wirst nicht wiederkommen.“ Und von Blasius' gewaltigem Atem war der ganze hochgetürmte Scheiterhaufen in zwei Minuten zur Asche worden. Und der Frostling saß unten in der Asche und wimmerte: „Huhuhu! Wie friert mich! Und wer gibt mir meine schönen eingeäscherten Pelze wieder?“ Und alle Umstehende erschraken und erstaunten ob dem Wunder und gingen hin und beschauten und betasteten den Mann und fanden an seinem ganzen Leibe auch kein Haar versengt. Hans aber, den er jammerte, schickte sogleich in die Stadt, daß sie eilends brächten, was dort von Pelzwerk zu finden sei, und den Frierenden bekleideten.

Und als diese fünfte Probe auch bestanden war, und als sie sahen, daß der alte Teufelsbanner und Bluthund mit allen seinen Listen und Künsten völlig aus dem Felde geschlagen war und die Flucht ergriffen hatte und in der Tat nicht wiederkam, da entstand ein so gewaltiges Jubeln und Jauchzen, daß man es meilenweit hören konnte, und jedermänniglich, alles Volk ließen sich ihre Freude merken, daß sie des entsetzlichen Wüterichs und Unmenschen los geworden waren. Und die Vornehmsten der Mohren und ihre Prinzen, Feldherren und Obersten traten zu Hans, fielen vor ihm auf die Knie und sprachen: „Großmächtigster und Durchlauchtigster Prinz aus dem Lande der Weisen und Kunstreichen, wo die weißen und tapfern Leute wohnen, Gott hat Gericht gehalten

zwischen dir und unserm Tyrannen, und sein Reich ist dir zugesprochen: darum komm du nun in die hohe Burg und setze dich auf den Thron und sei unser König!" Hans aber antwortete ihnen: „In die Burg will ich wohl einziehen, aber ein Mohrenkönig kann und will ich nicht sein, sondern ich fühle, daß hier meine Wanderung durch die Welt ein Ende hat, und daß ich wieder zu dem Lande zurück muß, wo die weißen Menschen wohnen, zu meinem lieben Deutschland und zu Eisleben hin; denn hier ist es mir zu schwarz und zu heiß. Darum gehet ihr nun hin und ratschlaget untereinander, wer von euch der tapferste, frommste und gerechteste Mann ist, und den bringet mir morgen her, damit ich ihn zum König über euch mache und einsetze!"

Als dies geschehen und gesprochen war, trat die schöne weiße Prinzessin aus Hispanien mit ihren schwarzen Begleiterinnen hinter sich aus ihrem Gezelte und fiel Hansen zu Füßen und wollte ihm die Knie umfassen. Er aber wehrete ihr das und hob sie von der Erde auf, senkte sich vor ihr aufs Knie und sprach: „Allerschönste und Allerweißeste Prinzessin, dies schickt sich besser, und dies ist die Stelle, die mir gebührt!" Sie aber wollte das nicht leiden und hieß ihn wieder aufstehen und sprach: „Der größte Thron der Welt ist deiner Kunst und Tugend zu klein, und deine Magd wäre glückselig, wenn sie an seinen Stufen knien dürfte. Nun aber komm und laß uns in die Königsburg ziehen und erquicke dich und die Deinigen nach der langen Reise und nach so schwerer Arbeit und Gefahr!" Und sie nahm ihn an die Hand, und er ließ sich von ihr führen, und es sah aus, als wenn ein Lämmlein einen Löwen geführt hätte.

Und ein köstliches Mahl ward bereitet, und alle Hansens Diener und Gesellen ergötzten und erquickten sich herrlich, und auch seine drei Hündchen wurden vergnügt. Aber allein Hunger und Durst konnten nicht satt werden, und der Frostling, der wohl zehn Pelze übereinander gezogen hatte, schrie immer noch auf das erbärmlichste: „Huhuhu! Wie friert mich!" Nach der Tafel ging Hans mit der schönen Prinzessin von Hispanien in ihr Zimmer, und sie erzählte, wie sie eines christlichen spanischen Königs von Sevilien Tochter sei, und wie

mohrische Seeräuber sie vor drei Jahren aus einem Lustgarten an der Küste entführt und dem Mohrenkönig verkauft haben, und was sie erlitten habe von der Zudringlichkeit des alten Bösewichts, der sie durchaus als seine Königin neben sich habe setzen wollen. Und Hans hörte mit dem größten Wohlgefallen zu und hätte eine halbe Ewigkeit neben ihr sitzen und sie erzählen hören mögen; denn nie, deuchte ihm, hatte er ein solches Bild der weißesten Schönheit, Unschuld und Holdseligkeit auf Erden gesehen. Und auch ihre Augen blickten mit Wohlgefallen auf den schönen, stattlichen Mann, dessen wunderbare, unüberwindliche und unglaubliche Abenteuer sie gerettet hatten. Und wie es weiter gegangen ist, weiß ich nicht; aber den andern Morgen hießen sie vor allen Leuten Braut und Bräutigam.

Hans gab nun den Mohren einen König, den Mann, den sie selbst haben wollten, und sprach zu ihnen: „Ich will nun bald reisen — darum auf! Und schaffet mir geschwinde aus dem ganzen Reiche alle weiße und schwarze Christen und europäische Sklaven zusammen und rüstet und bereitet mir Pferde und Kamele und Speise und Trank so viel, als wir auf der Reise durch die Wüste gebrauchen, bis wir an den Nil gelangen. Und eigentlich habe ich eurem Hexenmeister dem Mohrenkönig das ganze Land und sein Königsschloß und alle andern Schlösser im gefährlichen Ritterspiele ehrlich abgewonnen und könnte sie behalten; aber ich will nichts davon haben. Doch sein Gold und Silber und seine Juwelen und Kleinodien, die will ich mit mir nehmen, und die ladet mit auf meine Wägen und Kamele!" Und sie waren gehorsam und richteten alles aus, wie Hans es befohlen hatte.

Nach zwei Monaten waren sie fertig, und Hans und seine schöne Braut machten sich auf den Weg, und die drei großen Hunde liefen neben dem prächtigen Staatswagen her, in welchem Hans und seine Braut saßen; und das Gefolge der Wüste war auch mit ohne der Huhuhu und der Hunger und Durst. Denn Hans sagte: „Die Leute würden mich als einen Übeltäter und Narren empfangen, wenn ich drei so ungeschlachte Gesellen mit nach Deutschland brächte, wo es der Nimmersatte genug hat; sie gehören in Afrika und in der

Wüste zu Hause, und da sollen sie bleiben." Es zogen aber sonst noch viele tausend Christen und ein anderes unsägliches Geleit und eine unzählige Reihe Wägen mit. Und sie hatten eine ganz lustige und angenehme Reise, wie sie wohl nie eine Karawane durch die Wüste gehabt hat; denn Blasius war mit und spielte den ganzen Tag ein kühles und anmutiges Lüftchen auf und blies des Nachts alle Mücken, Schlangen und Skorpionen weg.

Als Hans nun nach einem Zuge von sieben Wochen an den Nil und in die Stadt Alexandria am Meer gekommen war, rief er alle Christen, die mit ihm gereist waren, zusammen, schenkte ihnen viel Silber und Gold und sprach zu ihnen: „Gott sei mit euch und erhalte euch in seinem rechten Glauben! Und hier nehmet dies Geld und teilt es christlich unter euch und gehet hin und mietet euch Schiffe und reiset ein jeder wieder in das Land, wo er geboren ist." Er selbst aber mietete sich ein Schiff für Hispanien und Sevilien und stieg ein mit seiner Braut und seinem Gefolge und seinen drei Hunden und mit allen seinen Schätzen. Und Herr Blasius mußte einen günstigen Wind aufspielen, und so segelten sie den dritten Tag in die schöne Stadt Sevilien ein und besuchten dort den alten König, den Vater der schönen, weißen Prinzessin aus Hispanien. Und der alte König hat sich sehr gefreut und Gott gedankt, daß seine Tochter aus dem bösen Heidenlande erlöst war, und hat sie dem Hans gern und fröhlich zum Gemahl gegeben, welcher nun der Ritter Hans mit den drei Löwen genannt ward. Hans aber ist manchen schönen Tag und Monat in Hispanien geblieben; endlich aber ist ihm das Herz sehnlichst nach der lieben Heimat gestanden, und er ist vor den alten König getreten und hat gesprochen: „Herr König und mein Herr Vater! Ich bin lange bei Euch geblieben und habe meines Gelübdes der Heimkehr und meines Landes und meiner Gefreundten hier in der Freude fast vergessen. Nun aber mahnt mich das Gesetz Gottes und die Sehnsucht und Liebe des Vaterlandes an die Rückkehr in meine Heimat, da ich so manche Jahre auf Abenteuer in der Fremde umhergefahren bin. Auch habe ich noch einen alten Vater, den möchte ich gern sehen, ehe er stirbt." Der König

bat ihn freilich viel, bei ihm in Hispanien zu bleiben; aber endlich konnte er es ihm nicht weigern, wiewohl er über den Abschied sehr traurig war. Und auch die Prinzessin, seine Tochter, war sehr traurig; doch ist sie gern mit Hans gezogen, denn sie hatte ihn lieber als ihr eigenes Herz.

Und den andern Tag sind sie mit einem Schifflein vom Lande gestoßen, und Blasius hat in die Segel geblasen, und das Schiff ist dermaßen geflogen, daß der geschwindeste Falk nicht hätte folgen können. Und sie sind durch das spanische Meer und durch die deutsche Nordsee gesegelt und den vierten Tag in die Elbe eingelaufen und so immer geschwind durch Blasius glücklichen Atem Hamburg vorbei nach Magdeburg gekommen, von wo es nicht mehr weit ist nach dem Lande Mansfeld. Da hat Hans sich ein paar Dutzend Wägen gemietet für sich und sein Gefolge und seine schweren Schätze und auch für seine drei Hunde einen gedeckten Frachtwagen, worin sie jetzt eingesperrt wurden. Denn Hans sagte: „Ich kann meine drei Löwen nicht neben mir laufen lassen, denn welche deutsche Herberge würde mich dann aufnehmen wollen? Solche Hunde sind bei mir zu Lande etwas ungewöhnlich und könnten die alten Weiber und die Kinder auf der Landstraße erschrecken und eine ganze lärmende und schreiende Jagd hinter mir herziehen."

Und den dritten Tag nach der Abfahrt von Magdeburg ist Hans in die Stadt Eisleben eingefahren und hat unter dem Namen der Ritter mit den drei Löwen in der besten Herberge sein Quartier genommen. Und alle Leute sind verwundert gewesen über die Pracht und Herrlichkeit des Ritters und über seine schöne hispanische Frau. Am meisten aber hat es Gerede gegeben, daß er mit den drei gewaltigen Tieren, die er nur seine Hündchen nannte, auf den Straßen spazieren ging, und daß diese Hündchen zahm und freundlich keinem Kinde was zuleide taten, und daß sein wunderlicher Diener, der Pausback, ihm immer zur Seite ging; denn der mußte immer mit sein auf den Spaziergängen, damit er die Winde in der Luft regierte, wenn sie dem Ritter zu heiß oder zu kalt wurden, und sie ihm nach Gefallen kühlte oder wärmte und unwillkommene Regenwolken wegbliese.

Und bald ist es weit umher über das ganze Land erschollen, es sei in Eisleben ein asiatischer Prinz angekommen, der so viele Demanten habe als die Mansfelder Kupfer- und Eisensteine. Und es lief manch seltsames Geschrei und Gerücht über diesen asiatischen Löwenprinzen und über sein schönes Gemahl, von welchem sie sich erzählten, sie sei des Großtürken oder des Großmoguls Tochter, und von dem habe er sie nebst den Edelsteinen und Demanten ihres Vaters entführt.

Hans aber, nachdem er vier, fünf Tage in Eisleben gewesen, ging zu dem alten Herrn Bürgermeister und sagte zu ihm: „Herr Bürgermeister, Ihr erinnert Euch noch wohl, wie vor fünf Jahren ein armer Schuhmachergesell Eurem Sohn beim Spiel den Kopf zerschellte, und den seht ihr nun hier, der bin ich! Und ich komme nun wieder in mein Land und bitte Euch, vergebt mir die unschuldige Schuld; denn ich habe es ja nicht mit Willen getan.“ Und der Bürgermeister erstaunte und erschrak und rief voll Verwunderung: „Ihr, gnädiger Herr, wäret jener Schuhmachergesell Hans, des alten Martin Isbrand Sohn? Ihr geruhet Scherz mit mir zu treiben und mir Märchen zu erzählen — denn wie sollte das zugehen?“ „Es geht in der Welt vieles anders zu, als die Menschen denken,“ antwortete Hans, „wie das Sprichwort sagt: Der Mensch denkt's und Gott lenkt's, oder wie ein anderes Sprichwort spricht: Kinder werden auch Leute. Glaubt mir, ich bin jener Hans, der Schuhmachergesell, und vergebt mir!“ Und der Bürgermeister sprach wieder: „Sollte es möglich sein? Ist es denn so, wie Ihr saget, so vergebe Euch Gott im Himmel, wie ich Euch längst vergeben habe!“ Und Hans sprach wieder: „Es ist wahr und wahrhaftig so, und es begeben sich immer noch Wunder“ — und dann fiel er dem alten Mann um den Hals und küßte ihn freundlich — und gab ihm eine schöne Demantschnur und sprach: „Nehmt das zum Andenken und als einen Brautschatz für Eure jüngste Tochter!“ Und so sagte er ihm Lebewohl.

Und nun war gleich sein zweiter Gang zum Meister Peters, dem guten, alten Schuhmacher, bei welchem Hans seine Lehrjahre durch gedient hatte. Und es traf sich, daß das

Gerücht von dem abenteuerlichen asiatischen Prinzen den alten Martin Isbrand auch nach Eisleben gelockt hatte. Und er saß eben in freundlicher Traulichkeit in seines Gevatters Peters Stübchen bei einem Kandel[1]) Bier, und sie plauderten über den wunderbaren Fremdling, der in ganz Eisleben die Köpfe umkehrte, und siehe, da trat der stattliche Ritter herein; seine drei Hündchen aber legten sich vor des Schuhmachers Tür hin. Und die beiden Männer erstaunten, als der glänzende und prächtige Herr hereintrat, und standen ehrfurchtsvoll hinter dem Tische auf und verneigten sich, die Mützen in der Hand, und wußten nicht, wie ihnen geschah, und was der Fremde hier doch wolle. Hans aber winkte und bat, sie möchten sich wieder setzen, und er hatte sich vorgenommen, ein scherzhaftes Spiel mit ihnen zu spielen und sich allmählich in seiner wahren Gestalt zu erkennen zu geben; aber es ward ihm bei dem Spaße bald des Ernstes zuviel, und er mußte scherzhafteren Leuten den Scherz lassen. Denn als er die beiden alten lieben und treuen Gesichter sah, schwoll ihm sein Herz zu voll und dick von Liebe, und er konnte nicht spielen und scherzen, ja kein Wort konnte er nicht sagen. Und zuletzt konnte er sich nicht länger halten und mußte dem alten Martin um den Hals fallen und ihn tausendmal küssen und bitterlich weinen. Darauf umhalste und küßte er seinen alten Meister auch und rief endlich: „Kennt Ihr Euren Sohn nicht mehr? Vater, kennt Ihr Hans Isbrand nicht mehr?“ Und der alte Martin schaute ihn lange wie blöde und erstaunt an und betrachtete ihn dann genauer und sagte: „Ja, wie konnte ich meinen Hans Laufindiewelt unter einem solchen Rock suchen? Und wie könntest du mein Hans sein, wenn du auch so aussiehst? Denn das seh' ich wohl, und mir ist gleich wunderlich genug zumute gewesen, als du hereintratest und mich dann an deine Brust drücktest; du siehst wahrhaftig wie der Hans aus, und wenn ich in deine freundlichen, großen, blauen Augen gucke, so glaube ich deiner seligen Mutter Augen zu sehen, und die starken Knochen hast du nach mir. Aber sage mir denn noch einmal, bist du denn wirklich mein Hans?“

---

[1]) Kännchen.

Und Hans beteuerte es zum dritten und vierten Mal, und dann streifte er sich den Wams über die Lenden und Hüften auf rief: „Schau hier, Vater Martin! Hier die Narbe, welche das Hufeisen deines Grauschimmels mir als ein unauslösch=liches Zeichen eingetreten hat," und dann umhalste er die Alten von neuem und küßte und herzete sie inbrünstiglich, bis er ihnen die Furcht und Blödigkeit wegküssete, und die volle und ganze alte Liebe und Traulichkeit wiederkam. Und nun saßen die drei in Freuden ein paar Stunden miteinander, und Hans ließ vom besten Wein holen, der in Eisleben zu haben war, und sie tranken einander das frohe Willkommen zu, und Hans mußte den Alten nun alles erzählen, wie Gott ihn wunderbarlich und gnädiglich durch alle Abenteuer und Ge=fahren geführt und das Unglück in Glück verwandelt habe. Doch davon hat er ihnen später noch manchen schönen Abend mehr erzählt.

Hans, nachdem er sich mit ihnen eine Weile so gefreut, nahm die alten Männer mit zu seinem schönen Gemahl, daß sie auch daran sich freuen möchten. Und der alte Peters, von Wein und Freude erlustigt und ermutigt, sprang bei dem Anblick der schönen Prinzessin wie ein Kind im Kreisel herum und rief: „Viktoria! Viktoria! Herr Hans, das muß ich sagen, die schönste Prinzessin unter der Sonne! Und meiner Seel der feinste Fuß, der je in einen feinen Schuh gestiegen! Habe in meiner Jugend auf meiner Wanderschaft vieler, großen Potentaten Länder und Städte gesehen, aber ein solches Wunder haben meine Augen nirgends erblickt."

Und die andern Tage mußten die Schwestern und Brüder auch alle hergebracht werden und sich freuen, daß ihr Hans ein so großer und stolzer Herr und Prinz geworden war. Hans war aber von Herzen demütig und freundlich gegen sie alle und gegen seinen alten Vater fromm und gehorsam wie in den früheren Tagen. Und er hat die Alten und die Jungen so reichlich beschenkt von dem, was Gott und sein starker Arm ihm beschert hatten, daß die Kinder von Isbrand und Peters schöne Häuser bauen und Äcker und Güter kaufen und in Fülle und Freude leben konnten.

Und Hans blieb in dem Lande Mansfeld und ward ein

mächtiger Herr in den Grenzen von Sachsen, der sich viele Schlösser baute und Land und Leute kaufte und andere mit dem tapfern Degen gewann. Und sie nannten ihn den starken Ritter Hans mit den drei Löwen oder auch den starken Hans schlechtweg. Und er hat ein großes Geschlecht gestiftet, und es sind viele große und mächtige Fürsten und Herren aus ihm und der hispanischen Prinzessin entsprossen; und sie nennen darunter auch die weiland von Henneberg und Schwarzburg. Noch stehen Kirchen und Schlösser, die er gebaut hat, und sein gewöhnliches Haus und seine Jagdflur war an der güldnen Au; da lag sein Schloß auf dem Waldberge nicht weit von dem Kyffhäuser. Sonderlich aber hat die Sage mit seinem Namen und seinen Taten gespielt. Weil er die Teufel und Hexenmeister hat überwinden und durch seinen Arm und seine Gesellen mit Gottes Hilfe und Rat so ungeheure Dinge hat vollbringen können, haben viele Leute ihn selbst für einen Zauberer gehalten, und sind nach seinem Tode viele Wundergeschichten und Märchen, die ihm nicht angehörten, von ihm erzählt worden. Die Menschen sagen von ihm, daß man ihn mit seinem ganzen Gesindel um die Mitternacht oft noch um die Trümmer seines alten Schlosses hinbrausen und lärmen höre, auch daß er nächtlich mit seinen drei Hündlein oft durch die Forsten und Büsche als Waldmann streife. Wehe dann allen, welche sie auf verbotenen Wegen finden! Auch wollen ihn viele oft auf einem fliegenden Löwen durch die Luft haben reiten sehen. Dies alles mag glauben, wem es gefällt; wir aber können nicht glauben, daß ein Mann, der in seinem ganzen Leben nie log, ein Zauberer sein konnte.

Und dies war die wahre Geschichte von dem starken Hans.

---

25. Aschenbrödel[1]).

In einem Walde, der von der ganzen, weiten Welt abgelegen war, und wo man selten eine andre Stimme hörte

---

[1]) Vgl. Grimm, Märchen, vollständige Ausgabe, Nr. 21.

als die Stimme der Vögelein, die da sangen, oder als das Girren der Tauben und Brüllen der Hirsche, lag von allen Menschen ungewußt zwischen höchsten Bergen ein wunderliebliches Tal, und in dem Tale stand ein kleines, kleines Häuschen, mit Stroh gedeckt und mit hellen Fensterscheiben, und an dem Häuschen war ein Gärtchen, wohl nicht so groß als der Garten Eden, worin Adam und Eva einst gelebt haben, aber gewiß ebenso schön. Das Häuschen war wohl eines der kleinsten Häuser, die jemals gebaut sind, denn es hatte nur zwei ganz kleine Kammern, gerade geräumig genug, daß in jeder ein Bett, ein Stuhl und ein kleines Tischchen stehen konnte. In der einen Kammer wohnte ein alter Mann, dessen Kopf schon schneeweiß war, und in der andern ein kleines Mädchen mit blonden Löckchen und rosenroten Wängelein und mit den hellsten und freundlichsten, himmelblauen Äugelein. Wie der Mann hieß, das weiß ich nicht, aber das kleine Mädchen hieß Nanthildchen. Diese beiden wohnten ganz allein im Hause. Sie lebten aber ganz verschieden; denn der Mann saß den ganzen Tag in seinem einsamen Kämmerchen und studierte Bücher verborgener Weisheit; das Mädchen aber lief in dem Garten herum und spielte sich von einer Blume zur andern und von einem Vogelnest zum andern. Des Nachts aber, wann das Mägdlein im süßen Schlaf lag, wandelte der Meister in dem Garten und auf der Waldhöhe und betrachtete den Lauf des gestirnten Himmels; denn er war ein gewaltiger Sternkundiger. Gesprochen, glaube ich, ist in keinem Hause auf Erden weniger als in diesem Hause, denn der Alte war fast immer still und in sich gekehrt und sprach nimmer ein Sterbenswort mit dem Kinde als des Morgens, wo er sie im Katechismus und in Gottes Wort unterwies, und des Abends, wo er vor dem Schlafengehen mit ihr betete. Selten hat er ihr an den langen Winterabenden wohl einmal eine Geschichte erzählt; er hat ihr aber die allerhübschesten Geschichten- und Märchenbücher mit den niedlichsten Bildern geschenkt, worin sie lesen und sich die Zeit vertreiben konnte, wenn der Tag zu kurz war. Aber unendlich lieb hat der Mann das Kind gehabt und das Kind wieder den Mann, welchen es Vater nannte. Er hat es oft

stundenlang auf seinem Schoß und an seiner Brust gehegt und es also an seinem Herzen einschlafen lassen; und dann sind ihm wohl die Tränen in die Augen gekommen, und er hat die Hände gefaltet, gebetet, die Augen gen Himmel gehoben und gesprochen: „Allmächtiger, Barmherziger, laß dieses süße Kindlein glücklicher sein, als ich gewesen bin!“ Den ganzen Tag aber, solange die Sonne am Himmel stand, spielte das Kind in seinem Garten unter den Blumen und Vögeln, die hier nie aufhörten zu blühen und zu singen. Denn in diesem freundlichen und anmutigen Tale war ein ewiger Frühling und Sommer, und Blüten und Früchte sah man immer nebeneinander. Auch aßen Nanthildchen und ihr Vater nichts anderes als Früchte und Brot und tranken Milch und Wasser dazu.

So hatte das Kind in seiner Einfalt und Unschuld fortgespielt und war zwölf Jahre alt geworden unter seinen Blumen und unter den Engelein Gottes, die oft unsichtbar und in der Gestalt von Vögeln und Schmetterlingen um sie scherzten, und war gewiß das allerholdseligste und freundlichste Kind auf Erden. Da hatte sich einmal ein Prinz, und zwar ein königlicher Prinz und der einzige Sohn des Königs, der über die Länder herrschte, auf der Jagd in den Bergen verirrt und war in das heimliche, verborgene Tal hinabgekommen und zu dem Gärtchen, worin das Mägdlein spielte. Und das Kind hatte sich über den schönen Jüngling gefreut und hatte ihm Lilien und Rosen gebracht, und er hatte sich auch gefreut und das Kind auf seinen Arm genommen und es vieltausendmal geküßt und geherzt. Und darauf, als er die Jagdhörner seiner Begleiter heranblasen gehört, hatte er es freundlich gegrüßt und war weggegangen einen Seitenpfad den steilen Berg hinan und hatte beim Abschiede gerufen: „Spiele fröhlich, Nanthildchen, ich komme bald wieder und bringe dir was Schönes mit!“ Und als der Abend gekommen war, hatte Nanthildchen dem Vater alles erzählt, und er hatte den Kopf dazu geschüttelt und bedenklich ausgesehen. Das hatte ihm aber am wenigsten gefallen, daß das Kind, als sie von dem Jüngling erzählte, einmal über das andere ausrief: „O er war auch gar zu schön, viel, viel schöner als

du, wenn du mich am allerliebsten hast und mir das Liedchen singst:

> Nanthilde, süßes Röselein,
> Blüh, blüh im hellen Sonnenschein!
> Blüh, blüh, mein süßes Röselein,
> Geschirmt von Gottes Engelein!"

Bei diesen letzten Worten des Kindes waren ihm die hellen Tränen in die Augen getreten, was ihm nicht leicht geschah, und er hatte aufstehen und weggehen müssen, damit er dem Kinde die Bewegung seines Herzens verberge.

Und als der dritte Tag nach diesem vergangen war und der vierte kam, da kam auch der schöne Prinz wieder geritten; und er kam diesmal in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit in einem goldnen Kleide mit Knöpfen von Demanten besetzt. Und er hat wohl an die zwei Stunden mit dem süßen Mägdlein in dem Garten gesessen und mit ihr gespielt und sich ihre Blumen und Vogelnester zeigen lassen und sie dann auf den Schoß genommen und ihr allerlei anmutige Geschichten erzählt. Endlich hat er ihr ein blaues, seidnes Kleidchen gegeben und ein feines Goldringelein, in welchem ein Demant funkelte, und dabei gesprochen: „Behalte das, Nanthildchen, und trag' es zu meinem Andenken!" Darauf hat er das Kind auf seinen Arm gehoben und es geküßt und ist weggeritten und hat ihm noch mit den Händen zugewinkt und zugerufen: „Gott behüte dich! Ich komme bald wieder."

Und als die Sonne untergegangen war und das Kind den Abend zu seinem Vater in das Kämmerchen trat, sprach er: „Mein Kind Nanthildchen, was ist dir? Du siehst ja so rot aus, als wenn du eben auf der Schmetterlingsjagd gewesen wärest!" Und sie hat geantwortet: „O er ist wieder dagewesen, der schöne, junge Mann, von welchem ich dir jüngst erzählte; und er war noch viel schöner als damals, und er war so prächtig und hatte Knöpfe an seinem Rock, die wie die Sterne funkelten, und ich habe mit ihm im Garten umherspringen und ihm alle meine schönsten Blumen zeigen und mit ihm spielen müssen; und er ist viel länger geblieben als das erstemal und hat mir noch viel freundlicher gedeucht; und er will auch oft wiederkommen und mit mir spielen, hat

er gesagt; und sieh mal, was er mir Schönes geschenkt hat!" Und sie zeigte in heller Freude das seidene Kleid und den goldnen Ring. Und der Alte besah sich das und ward blaß wie der Schnee, als er den Ring umkehrte und die Worte las, die darin geschrieben standen. Aber er schwieg und sagte kein Wort. Als aber das Kind zu Bett gegangen war, trieb es ihn unruhig hinaus, und er schaute in den Sternenhimmel und rief mit großer Bewegung: „O du ewiger Sternenfürst! Noch keinen Frieden? Und ich muß wieder von hinnen und all diese stille Traulichkeit und Lieblichkeit verlassen? Denn auch hier finden mich, die mir nach der Seele stehen. Ja, fort! Fort! Und morgen noch fort, ehe die Sonne über die Berge ins Tal guckt!"

Ich muß aber nun sagen, wer der alte Mann war, dem die weißen Locken schon die Scheitel herabhingen. Er war aus dem Lande der alten Franken von weiland und war der Sohn eines Frankenkönigs, der in der Stadt Metz im Ardenner Wald wohnte. Es hatte sich aber in den Tagen seiner Jugend begeben, daß ein anderer König der Franken, der in Burgund wohnte, plötzlich seinen Vater überfallen und ihn und alle seine Kinder, Söhne und Töchter, erschlagen hatte bis auf einen einzigen, einen Knaben von zehn Jahren, den ein treuer Diener auf seinem Rücken durch den Ardenner Wald weggetragen und an einen verborgenen Ort geflüchtet hatte. Und dieser junge Knabe war der alte Mann mit den schneeweißen Locken gewesen, der jetzt in den Sternenhimmel schauete. Und er hatte in seiner Jugend viele Abenteuer und Gefahren durchlebt und auch mehrmals um das Reich seines Vaters gestritten; aber es hatte ihm nicht gelingen wollen. Darauf war er ins Morgenland gezogen, ins Gelobte Land, und hatte gegen die Unchristen gekämpft in Syrien, Babylonien und Ägyptenland und hatte dort viele verborgene Weisheit gelernt. Und da war ihm von einer Sultanstochter, die er im Kriege gefangen, getauft und gechristet und darauf sich als Gemahl beigelegt hatte, das einzige Töchterlein, das er hatte, geboren. Als ihm aber jenes sein holdes Weib gestorben war, da hatte es ihm unheimlich gedeucht in Asien, und hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht ihn in seine Heimat

zurückgetrieben. Er wollte dort aber in seinem fünfzigsten Jahre nicht mehr um Königskronen streiten sondern um die himmlische und unverlierbare Krone, ob er die gewinnen möchte. Und so hatte er sich mit seiner Weisheit und seinen Schätzen wohl zwanzig Meilen abwärts Metz im tiefsten Walde seine stille Heimat gesucht und dort schon acht Jahre mit seinem Töchterchen gewohnt. Der junge Prinz aber war der Enkel des Königs, der seinen Vater und dessen Geschlecht vertilgt hatte. Und das wußte er wohl.

Er schlief die ganze Nacht nicht sondern wachte und betete im Freien und auch in dem Kämmerchen über seinem Kinde. Und ehe noch der Tag anbrach und es kaum dämmerte, weckte er Nanthildchen auf und sagte: „Steh auf! Steh auf, mein Kind, und halte hier dein letztes Morgengebet mit mir; denn wir müssen reisen. Jener schöne Jüngling, den du gesehen hast, darf mich nimmer sehen; denn wisse, er ist mein Todfeind und sein ganzes Geschlecht mit ihm.“ Und Nanthildchen hat diese Worte des Vaters mit Erstaunen und Schrecken gehört, und zum erstenmal in ihrem Leben hat sie gezittert. Und der Alte hat sich Träger geschafft, Gott weiß, woher, die ihm seine Bücher und Schätze trugen, und er hat sein Kind an die Hand genommen und einen Feuerbrand an das Häuschen gehalten und dabei gerufen: „Hier wohne nimmermehr ein Sterblicher!“ Und so ist das Häuschen hinter ihnen in hellen Flammen aufgegangen und hat ihnen auf ihrem Pfade nachgeleuchtet; Nanthildchen aber hat bitterlich geweint, als auch der liebliche Garten fern hinter ihnen lag. Und so sind sie vier Tage gewandert durch Wald und Gebirg, bis sie in eine Gegend gelangten, die noch viel einsamer und verschlossener war als die, wo sie gewohnt hatten; und da hat der Alte sich wieder ein stilles, verborgenes Tal gesucht und ein Häuschen gebaut und ein Gärtchen angelegt gleich den vorigen. Es ist aber wunderbar gewesen, wie geschwind die Bäume dort gewachsen sind, und wie bald der bunteste Blumenflor dort wieder in Blüte geprangt hat, daß einer hätte glauben können, es sei Zauberei dabei gewesen.

Der Prinz ist den andern Tag nach ihrer Flucht aus dem Tale wieder den Berg herabgekommen zu der Stelle,

wo er das süße und englische Blumenkindlein gefunden, und hat sie in dem Garten und unter allen Blumen, in allen Lauben und an allen Quellen gesucht, aber nirgends mehr eine Spur von ihr finden können. Aber als er zu der Stelle gekommen, wo jüngst das Häuschen noch gestanden, und wo nun schwarze Kohlen und graue Aschen lagen, ist er in sich gewaltig erschrocken und hat eine Weile so starr dagestanden, als sollte er augenblicklich zu Stein werden. Darauf flogen ihm mancherlei wilde und verworrene Gedanken durch die Seele; der traurige Gedanke aber ist endlich fest darin gesessen, daß Räuber gekommen und sie erschlagen und verbrannt oder auch den Alten erschlagen und das schöne Kindlein mit sich weggeführt hätten; denn das deuchte ihm zuletzt unmöglich, daß an solche Huld und Lieblichkeit ein Mörder die Hand legen könne, und mit dieser Vorstellung tröstete er sich doch ein wenig. Und er ist lange Zeit in dem Garten traurig auf und ab gegangen und hat jede Blume und jedes Sträuchlein mit einer Träne begossen; denn nun, da sie weg war, fühlte er erst, wie lieb ihm das Kind Nanthilde gewesen. So ist er endlich schmerzenreich zu Hause geritten und hat seinen Gram und seine Sehnsucht nicht bergen können; denn er hatte nur einen Gedanken und ein Leben, und das war Nanthilde und immer Nanthilde.

Und der König, sein Vater, ward bestürzt, als er ihn so bleich, stumm und traurig erblickte, und fragte ihn um die Ursache seiner Traurigkeit. Der Prinz aber antwortete ihm: „Mein Herr König und Vater, dein Sohn und Diener hatte im einsamen Waldtale, wo er jagen gegangen war, ein schneeweißes Reh gefunden, das zahm war wie ein Kind, und mit dem er scherzen und spielen konnte, und das Reh war seiner Seele lieb geworden — und siehe! Nun sind Räuber gekommen und haben das niedliche Tierchen getötet oder gestohlen. Darum ist mir das Herz so voll Traurigkeit. Und wenn du mich lieb hast, sei nun gnädig und erlaube, daß deine Zimmerleute mit mir da hinabziehen und mir ein Häuschen bauen, worin ich zuweilen wohnen und die fröhlichen und unschuldigen Waldvögelein klingen und zwitschern hören kann, wenn mir des Schellengeklingels und Zungengeflüsters der Schmeichler

und Schönsprecher in deinen königlichen Sälen zuviel wird!" Und der alte König lächelte und sprach ja und schickte seine Zimmerleute über das Gebirg hinab, und der Prinz ritt mit ihnen und zeigte ihnen, wo und wie sie ihm das Häuschen bauen sollten. Er wollte aber eben ein solches Häuschen haben, wie er weiland auf der Brandstätte gesehen, und es sollte auch da wieder hingebaut werden. Und sie waren in zwei Tagen fertig mit dem Bau und verwunderten sich des Prinzen, daß seine Herrlichkeit unter einem so niedrigen Dache wohnen wollte.

Und die Leute raunten sich nun mit halber Stimme zu, der Prinz sei närrisch geworden; einige aber gruben tiefer und meinten, er suche die Weisheit und dürfe sich das nur vor seinem Vater, dem König, nicht merken lassen; die Weisheit aber wohne nicht in dem großen Glanz und Getümmel noch in der Könige Häusern sondern müsse in der Einsamkeit gesucht und erfleht werden. Und der Prinz wohnte hinfort fast immer im Walde und kam selten in die Städte und auf die königlichen Schlösser. Jäger war er auch nicht mehr, und die Hirsche und Rehe mochten ruhig um ihn spielen und die Auerhähne locken und die Tauben girren und die kleinen Nachtigallen, Finken und Zeisige singen — kein Hund und kein Hifthorn und kein rasselndes Geschoß störte den stillen Frieden dieser verborgenen Waldgründe. Prinz Hilderich war nun ein fleißiger und frommer Gärtner geworden, der Unkraut von den Beeten jätete und Bäume und Blumen pflanzte und begoß. Denn die Bäume und Blumen standen und blüheten noch wie vormals, und da wähnte das sehnsüchtige Herz die Füße und Hände der geliebten Kleinen wieder zu berühren. Wenn er aber von der Arbeit ermüdet war, dann ist er gesessen, wo er mit dem holdseligen Kinde gespielt hatte, und an der Stelle gestanden, wo er sie zuerst am Zaun stehend gefunden, und wo sie ihm ein Sträußchen von Rosen und Lilien gereicht hatte. Da ist der arme Prinz oft stundenlang gestanden und hat in Sehnsucht bergan geschaut, den Pfad hinauf, welchen er in glücklichen Tagen heruntergekommen war, und hat in seiner Sehnsucht den Tag und die Sonne vergessen, und der Mond und die

Sterne sind oft aufgegangen, ohne daß er gewußt, es sei anders am Tage.

Armer Prinz, wie würdest du dich gefreut haben, wenn deine Augen hätten in das Gärtchen hinüberreichen können, wo deine Nanthilde jetzt wohnte, zwanzig Meilen weiter, und wo sie ebenso stand wie du und mit den Sternen kosete und mit sehnsüchtigen Augen die hohen Berge hinanschaute und seufzete: „O mein altes, süßes Gärtchen! Wo bist du geblieben? Wo ist er geblieben? — Und er soll des Vaters Todfeind sein und kann doch mein Todfeind nicht sein — wie ist das doch? Nein, das ist er nicht, ein Bösewicht ist er nicht, gewiß, das ist er nicht; und der Vater irrt sich sicherlich und weiß nicht, wen er meint. O wenn er nur hier wäre, und der Vater könnte ihn sehen! Dann würde es wohl klar werden."

So saß der einsame Prinz hier in seinem Gärtchen und verlebte seine traurigen und auch wieder seligen Tage in Sehnsucht und Schwärmerei und ward ein ganz anderer Mensch, als er vorher gewesen. Der mutige, feurige und rüstige Jüngling, der er sonst war, der Ringer, Jäger und Reiter war gar nicht mehr in ihm zu erkennen. Auch fing die Stärke seines Leibes und die Schönheit seiner Gestalt an zu verfallen, so daß der König, der nur diesen einzigen Sohn hatte, sehr traurig war und mit seinen Freunden ratschlagte, wie er ihn dem unwürdigen Müßiggange und der leeren und nichtigen Träumerei entrisse. Es lebte nun an seinem Hofe ein weiser Mann, des Königs Freund und auch des Prinzen Freund, der ging einmal zum Könige und sprach zu ihm: „Herr König, ich wette, diese Krankheit, die dir so schlimm deucht, ist von sehr natürlicher Art und noch heilbar. Wenn ich die Menschen kenne, so hat der Prinz irgend ein Bild im Traum gesehen oder sich aus Sonnenschein und Morgenrot eins gewoben und in dem Blumengarten seines jungen Herzens gehegt, oder ihm ist auch irgendwo leibhaftig das junge, weiße Reh erschienen, von welchem er dir verblümt gesprochen; und das ist die Krankheit und Sehnsucht und das einsiedlerische Gärtchen und Häuschen im Walde, die einem königlichen Jüngling von achtzehn Jahren freilich nicht wohl stehen. Und

gegen ein solches Übel weiß ich kein anderes Mittel, als er muß die Stätte ändern. Darum, Herr König, laß ihn in die Welt reisen auf Ritterschaft und mich mit ihm, und ich will sehen, ob ich Freude und Heldentum neu in seiner Brust entzünden und ihn wieder gesund machen kann. Vielleicht auch, wenn die mannigfaltigsten Bilder des Lebens seine Jugend umspielen und umflattern wie bunte Vögel den Frühling, daß jenes zu feste Bild dann aus seiner Seele weicht oder doch in milderen und helleren Farben darin spielt."

Und die Rede des weisen Reginfrid (so hieß der Rat und Freund des Königs) gefiel dem alten Könige wohl, und er hieß ihn sogleich in den Wald reiten und den Prinzen an den Hof bringen. Und als sie vor den König traten, sprach er also zum Prinzen: „Mein Sohn, ich habe dir in allem immer den Willen und die Lust gelassen, wie sie deinem Herzen gefallen; aber nun muß ich mich deswegen wohl selbst schelten, und es kann mich nicht länger gutdünken, daß du, der einmal Männern gebieten soll, mit den Tieren und Vögeln des Waldes allein lebst und mit Blumen und Schmetterlingen wie ein verliebter junger Schäfer spielst. Deine Jahre sind gekommen, du mußt in die Welt hinaus, in den Kampf der Männer, wo um Glorie und Heldentum gerungen wird! Du sollst auf Ritterschaft reisen, und dieser treue Ritter Reginfrid, dein Freund und mein Freund, soll dein Geleiter sein. Und nun tu mir den Willen und rüste dich; denn ehe die dritte Sonne aufgeht, mußt du auf der Straße sein." Dieser Befehl des Königs klang dem Prinzen wie ein Donnerschlag; er wollte noch dagegen bitten und sprechen, aber sein Vater erzürnte sich und sprach: „Sei würdig und gehorche! Ich will keines Seufzerlings Vater heißen."

Der alte Reginfrid rüstete und bereitete alles und ritt den vierten Tag mit dem Prinzen aus dem Schloßhofe. Und sie ritten über Ströme und Berge, und nach drei Wochen kamen sie in das Land des Königs von Hispanien. Und Reginfrid hielt nirgends an, sondern trieb die Reise immer weiter bis in den äußersten Süden und Osten. Denn weil er des Prinzen Sehnsucht kannte, wollte er ihn gern bis ans Ende der Welt bringen, damit die Heimkehr nicht zu geschwind

sein könnte. Und sie kamen nach Lissabon am äußersten Westmeer und mieteten dort ein Schiff nach Joppe, und von Joppe ritten sie zur heiligen Stadt Jerusalem hinauf und von da nach Damaskus und Babylon und so immer weiter durch die Grenzen der Perser bis nach Indien und in das Land der Chinesen. Und sie hatten manche Abenteuer zu Wasser und zu Lande erlebt, und der Prinz hatte in Kämpfen mit Riesen und Drachen und in Erlösungen gefangener und bezauberter Prinzessinnen seinen ritterlichen Mut und sein königliches Herz stattlich erwiesen; aber keine einzige dieser Prinzessinnen, wie jung und schön sie auch waren, hat ihm dieses sein Herz auch nur mit einem leichten und zarten Hauch der Lust anwehen, geschweige durchwehen können; das heißt: eigentlich frisch und froh ist er nimmer geworden, auch hat er nimmer von der süßen Krankheit sprechen wollen, die ihm die Brust zernagte, wie oft und wie stark der Ritter auch an diese verschlossene Brust klopfte. Aber der kluge und weise Reginfrid gab acht auf ihn und auf all sein Tun, wie der Falk auf die Tauben, die er fangen will, und er blieb fest bei dem Glauben, daß Hilderich von Liebe krank sei. „Denn", sprach er, „wieviele liebliche und duftige Blumen der Schönheit haben wir gesehen! Wieviele holdseligste und adligste Prinzessinnen und Kaiser- und Königstöchter haben wir aus Türmen und Zauberschlössern erlöst! Und sie haben sich mit all ihrer Lieblichkeit und Schönheit dem Heldenjüngling ans Herz legen wollen, und er ist kalt geblieben wie der Schnee, der über Felsen hinweht. Nein, das wäre unnatürlich und unmenschlich, wenn es nicht Liebe wäre."

Zwei Jahre hatte der Prinz dies herumirrende, abenteuernde Leben ertragen und alle Qualen der Sehnsucht nach der geliebten Heimat, woher ihm das leuchtende Bild seiner Jugend entgegenfunkelte und in immer hellerer Schöne vor seinen Blicken aufging. Endlich ward es ihm zu mächtig, und er ward so krank, daß sein weiser Begleiter fürchtete, er werde ihn in der Fremde und bei den Heiden begraben müssen. Als er ihn nun so todesbleich und elend sah, ist er eines Tages vor ihm auf die Knie gefallen, hat ihm die Hand genommen und mit Küssen bedeckt und mit tausend heißen Tränen be-

gossen und dann diese Worte gesprochen: „Stirb nicht! O bei dem allmächtigen Gott bitt' ich dich — lieber Hilderich, stirb mir nur hier nicht! O ich kenne deine Krankheit und muß und will sie heilen. Wenn du liebst (und ich fühle und weiß, du liebst), so liebe auch mit Hoffnung! Denn ohne die grüne Hoffnung ist die schönste Liebe welk. Sei jung und mutig, wie du ein Jüngling bist! Liebe und hoffe, und hoffe und liebe! Denn wie dunkel es dich auch dünke, es kann ja mit Gott noch alles lichter Sonnenschein werden." Und der Prinz erstaunte ob der Rede des Mannes, und sie hatte ihn so weich gefunden und gemacht, daß er endlich sein süßes und schmerzliches Geheimnis gebeichtet hat. Und Reginfrid war froh und sagte: „Geliebter Prinz, glaube und vertraue, Gott ist mit in diesem wundersamen Spiel. Gewiß, das süße Kind lebt, so grausam hat der Himmel nicht mit dir spielen wollen; du wirst sie wiederfinden, und alles Leid wird Freude werden." Und er hauchte dem Kranken so viel Hoffnung und Mut in die Brust, daß er von Stund an gesund ward und in wenigen Tagen wieder zu Roß saß.

Jetzt aber legten sie der Rückreise scharfe Sporen an, und es ging wie auf Windesflügeln ohne Rast und Ruh' aus dem Morgenlande immer gen Westen, und der Prinz hätte den Vogel Greif der Wüste Kobi haben mögen, um recht geschwind zur Stelle zu sein, wohin seine Sehnsucht spornte. Da, als sie des Weges ritten in Persien am Kaspischen Meer hin und Hilderich einmal unter grünen Bäumen und blühenden Rosensträuchen ein ländliches Gärtchen und Häuschen sah und ein kleines Mädchen mit blonden Locken, welches die Blumen begoß, sprach er: „So ungefähr war es dort in meinem stillen Bergtale, und solche goldne Locken trug mein Nanthildchen und solche weiße, linnene Kleider! Aber weh mir, denn nimmer wird der stolze König, mein Vater, mir die Tochter eines Gärtners zum Gemahl geben." „Er wird es, weil er muß, wenn sein Sohn leben soll," sprach Reginfrid. „Und warum sollte eines armen Mannes Kind nicht Königin sein können? Hast du nicht die schöne Geschichte gehört von dem Könige in England, der eines armen Schäfers Kind aus einem Adlerneste herunterholte, und das Kind ward so wunderschön, daß

er es seinem Sohne zur Frau gab? Gott, der größte und künstlichste Meister, macht oft die herrlichsten Menschenkunstwerke in den Hütten der Hirten und Bauern und läßt die weisesten und tapfersten Kaiser und Könige, wenn er will, zuweilen Weichlinge und Ungeheuer zeugen. Und ist dein Nanthildchen die holdseligste und unschuldigste aller Jungfrauen im Lande, wie sollten wir vor ihr nicht gern als vor unserer Königin knien? Darum mutig und fröhlich in Hoffnung weiter!"

So hat Reginfrid den Prinzen getröstet und frischen Lebensmut und Liebesmut in seiner Brust angeblasen, und sie sind immer gegen Westen geritten, bis sie wieder zum Lande der Franken und zur lieben Heimat gelangten.

Und der alte Mann und seine Tochter hatten ein Jahr still in ihrem Tale gewohnt, und Nanthildchen hatte jeden Tag vergebens über den Gartenzaun geguckt, daß ein freundlicher Mann kommen und sie grüßen sollte; aber er war nimmer gekommen. Es kam aber etwas anderes, das nicht so lieb war, in ihr Häuschen, nämlich eine Frau mit zwei Töchtern. Diese brachte ihr Vater einen Tag mit, und sie blieben da, und er befahl Nanthilden, sie solle die Frau Mutter und die beiden Töchter Schwestern nennen, und sie tat das. Aber die Frau hatte kein Mutterherz, und ihre Töchter hatten kein Schwesterherz zu Nanthilden, und das fühlte sie wohl und hielt sich deswegen allein zu ihrem Vater. Wie und warum die nun dahin gekommen sind, das weiß ich nicht; genug, der Alte hatte sie eines Abends mitgebracht und hat die Frau seine Frau genannt. Die Leute sagen aber, es war nicht seine Frau sondern die Frau eines Ritters, der vormals im Morgenlande mit ihm gewesen war, und weil dieser sein Freund nun gestorben war, so nahm er die Wittib und ihre Töchter mit in sein Haus und kleidete sie in köstliche Kleider und hängte ihnen goldne Ringe und Spangen um und gab ihnen alles, was ihr Herz nur begehren konnte; denn er war sehr reich. Aber auch er war am meisten mit seiner Tochter Nanthilde und nahm sie jetzt manche Nächte mit unter den Sternenhimmel und lehrte ihr die verborgene himmlische Weisheit und was Gott und der Heiland den Hei-

ligen und Frommen in stillen Stunden von oben zuflüstern und zuwinken. Und Nanthilde war jetzt eine wunderschöne Jungfrau und dabei recht inniglich fromm und freundlich.

Prinz Hilderich und Ritter Reginfrid waren endlich am Ende des dritten Jahres ihrer abenteuernden Ritterschaft zu Hause gekommen, und der alte König hatte sich darüber so gefreut, daß er vor lauter Freuden gestorben war, und so hatte Hilderich nach ihm das Königreich überkommen. Aber er hatte noch ein anderes Königreich im Herzen, das ihm mehr war als die königliche Krone der Franken und Burgunden, und das ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ, und das war das liebliche Blumenkindchen, das er in dem einsamen Tale gesehen hatte, und das ihm wie ein Wunder erschienen und wie ein Wunder verschwunden war. Wieviel und oft er nun auch auf seinem königlichen Thron sitzen mußte, viel lieber saß er auf der grünen Rasenbank, wo er mit Nanthildchen gesessen und gespielt hatte, und in seinem strohenen Häuschen, wo er sich träumte, daß sie sitzen und mit ihm kosen könnte; und dann seufzete er oft recht schwer: „Ach, was ist die königliche Krone und aller Glanz der Welt gegen den Glanz der Liebe?“ Sein redlicher Reginfrid aber tröstete ihn immer mit der Hoffnung und sprach: „Nur immer in den Wald und ins Gebirg, wann Ihr Zeit habt, Herr König! Als Jäger, als Pilger, als Gärtner, als Köhler, als Schäfer und Hirt, kurz in allen Wald- und Feldgestalten alle Berge und Täler in der Runde zwanzig und dreißig Meilen weit durchgewandert und durchgespäht, und wir werden unsre Königin endlich wohl finden! Ich für meinen Teil will auch nicht müßig sein und treu suchen helfen.“

Das glaubte denn Hilderich so gern und wanderte und ritt alle Berge und Täler rastlos auf und ab und ließ keine Köhlerhütte und kein Hirtenhäuschen und Strohhalmdach, das er fand, unbesucht und unbegrüßt. Und er fand auch Frauen und Mädchen die Hülle und die Fülle, und auch recht feine und liebliche; aber was er suchte, das fand er nicht. So war er eines Tages auch in die wilde Gegend gekommen, wo der alte, weise Mann mit der Frau und ihren Töchtern wohnte. Und es traf sich, daß der Alte mit seiner Tochter auf die

höchste Bergspitze geklommen war, damit er die Sonne jenseits auf dem Blachfelde untergehen sähe, und siehe, unsern suchenden König hatte seine Sehnsucht auch hieher geführt — und er sah Nanthilden und staunte vor Schrecken und Wonne. Aber in demselben Augenblick war sie auch weg. Denn der Alte schrie bei dem Anblick des Königs Weh mir! und riß sie wie ein Sturmwind mit sich dahin durch das dichteste Gebüsch hinab. Hilderich stand durch Staunen, Freude und Schrecken festgebannt, und ehe er sich besinnen konnte, ob sein Gesicht Traum oder Wirklichkeit gewesen, war auch keine Spur des geliebten Bildes mehr da.

Es ward Nacht, und der König verlor sich die Nacht im Walde. Er suchte und ließ suchen — keiner fand das Tal, wo der Alte wohnte, und doch, glaube ich, ist vor den Spürenden und Suchenden kein Häslein oder Füchslein in seinem Lager geblieben. Doch war Hilderich glückselig, denn er konnte sich sagen: „Ich habe sie wiedergesehen, und endlich werde ich sie wohl finden und behalten!“ Und damit tröstete ihn auch sein treuer Reginfrid. Viele aber haben gesagt, der Alte sei ein Zauberer gewesen, und darum habe niemand sein Häuschen und Gärtchen finden können. Das kann man aber nicht glauben; denn dann hätte er den Prinzen von sich und seiner Tochter doch wohl durch Zauberei wegbringen und fernhalten können.

Der Alte, der aus den Augen des Königs Hilderich geschwinder als der Blitz mit seiner Tochter verschwunden war, hatte sich vor Schrecken und Ärger so erschüttert, daß er hart erkrankte und in wenigen Tagen eine Leiche war. Mit ihm war auch Nanthildens Glück gestorben. Die fremde Frau im Hause mit den beiden Töchtern, welche sie Mutter nannte, hatte sie gar nicht freundlich und mütterlich gemeint[1]), aber sie hatte doch freundliche Gebärden gemacht und sich verstellt und gezwungen, als der alte Herr, den sie fürchtete, noch lebte. Kaum aber hatte er die Augen zugetan, so fuhren in sie und in ihre Töchter sieben Teufel der Bosheit, und sie brachten jetzt an den Tag, was sie sich früher nicht hatten merken

[1]) So, anstatt hatte es gemeint.

lassen dürfen. Nanthilde, die schöne und unschuldige Nanthilde, das freundliche und sonnenscheinige Kind, das seines Vaters Liebling und Augapfel gewesen war, ward von den drei Greulichen zur gemeinen Küchenmagd, ja zum Aschenbrödel erniedrigt und litt es alles geduldig und war still und gehorsam, denn sie erinnerte sich der Worte ihres Vaters, die er gesprochen, als die Fremden zuerst in das Haus gekommen waren: „Nanthildchen, dies soll nun deine Mutter sein, und ihr sollst du gehorsam sein.“

Die Frau, die eine recht tüchtige, alte Wetterhexe war, was sie bisher immer versteckt hatte, freute sich, als der Alte gestorben war, und lachte, als Nanthildchen weinte. Sie legte sogleich ihre Hand auf den hinterlassenen reichen Schatz des alten Herrn und ließ sich ein großes, prächtiges Haus bauen und veränderte das ganze, sonst so stille Leben in ein sehr lautes und lärmendes. Da kamen nun Kutscher und Diener und Kammerjungfern und Waschjungfern, und viele hundert Bergknappen wurden bestellt, welche die hohen Felsen durchbrechen und zersprengen und von ihrem prächtigen, neuen Schlosse einen weiten und offenen Weg zu der großen Landstraße bahnen und legen mußten. Denn sie wollten nun auch große und glänzende Gesellschaft halten und Menschen sehen und von ihnen gesehen werden und hatten die Einsamkeit bei dem Alten nur ertragen, weil sie mußten. Weil nun die Alte und ihre Töchter auf Nanthilden erzneidisch waren wegen der wunderbaren Lieblichkeit und Schönheit, womit Gott vom Himmel sie begabt hatte, so suchten sie sie auf alle Weise recht häßlich und garstig zu machen, damit sie wegen Schmutzes und Lotterlichkeit[1]) von niemand angesehen würde. Sie zogen ihr sogleich ihre schönen Kleider aus und schnitten ihr die langen, blonden Locken ab und plünderten sie von allem ihrem Geschmuck und Geschmeide und gaben ihr schlechte Kleider und Hadern aus dem gröbsten und schwersten Werg und ließen sie Winter und Sommer barfuß gehen, und sie mußte Holz hauen und Wasser tragen und Kessel und Töpfe scheuern und die Öfen heizen und am Feuerherde in der Asche sitzen und

[1]) Vernachlässigung.

liegen; denn auch ihr Stübchen und Bett hatten sie ihr genommen. Und sie sagten frohlockend bei sich: „So wird sie wohl grau und runzlig und häßlich werden und einen breiten und krummen Rücken und dicke und krumme Finger und plumpe und platte Füße bekommen, ja zuletzt viel greulicher werden als unsereins!“ Das letzte hätten sie auch sagen können, aber das sagten sie nicht. Der abscheuliche Neid und Haß gegen das fromme und freundliche Unschuldchen glühte aber in ihnen, weil sie selbst erzhäßlich waren. Und weil dies alles noch nicht genug war, und sie immer noch schön blieb gegen ihnen wie der Tag gegen der Nacht, ließen sie sie fast hungern und dursten und gaben ihr nur Kleienbrot zu essen, womit die Hunde gefüttert werden, und geboten ihr, sich nimmer zu waschen noch den Schmutz abzutun sondern Haupt, Gesicht und Hände und Füße mit Asche und Staub zu beschütten und damit begrauen zu lassen, damit kein Aug' die helle Rosenfarbe, womit Gott sie geschmückt hatte, sehen könnte. Und das alles tat und litt das liebe Kind geduldig und hieß in dem ganzen Hause bei der Herrschaft und Dienerschaft bald nur der dumme und häßliche Aschenbrödel.

Nur einen Trost hatte Nanthildchen, den durfte sie sich aber vor den Bösewichten nicht merken lassen; denn hätten sie ihn gewußt, so hätten sie ihr den auch wohl versperrt. Dieser Trost war die stille Nacht, die fromme und verschwiegene Freundin aller betrübten und zärtlichen Seelen. Wenn alles schlief und auch der schnurrrende Kater auf dem Feuerherde seine Augen zugetan hatte, um die tote Mitternacht machte Aschenbrödel sich aus ihrem Schmutze auf, worin sie in der Asche liegen mußte, wusch sich Hände und Gesicht, zog sich ein weißes Hemd an und band sich eine weiße Schürze vor, und leise, leise schlich sie durch den Garten hinaus an den Wald, wo ihr Vater unter einer grünen Buche begraben lag, und weinte und betete auf seinem Grabe und schaute mit Augen der Sehnsucht und Liebe zu den ewigen Sternen hinauf und dachte: „Wird er jemals wiederkehren, den dein Vater seinen Todfeind nannte, und der doch nicht wie ein Todfeind aussieht? Wirst du den schönen Jüngling je wiedersehen, vor welchem du jüngst noch wie

ein Blitz wegschießen und verschwinden mußtest?" Bei diesem Gange durch die stille Nacht fand sie immer Trost und ward ihr lind und fröhlich ums Herz, und sie meinte, das sei eine Freude von oben, weil sie nach ihres Vaters Gebote so gehorsam war und alle Schmach so geduldig ertrug; und es war auch wohl eine Freude und ein Friede von Gott. Und das war auch wohl eine himmlische Gabe und eine Gnade Gottes, daß sie fast jede Nacht zwei, drei Stunden so wachen und doch ihre viele Tagesarbeit verrichten konnte. Immer aber, wann sie in die Küche zurückkam, zog sie geschwindest ihre garstigen und zerrissenen Kleider wieder an und machte sich, damit ihre Plagerinnen nichts merkten, mit Asche und Schmutz scheußlich.

So mußte Aschenbrödel in Schmutz und Knechtschaft leben und ward oft und viel mit Schelten und Schlägen und Backenstreichen gemißhandelt und von jedermänniglich mit keinem andern Namen genannt und gerufen als der häßliche dumme Aschenbrödel. Sie schwieg aber geduldig und dachte: „Gott wird es wohl wissen, warum ich dies leiden muß; und er weiß und tut alles am besten." Hätte aber einer es nur gewußt, der mächtigste Mann im ganzen Lande, wie geschwind würde dieser Glanz aus der Niedrigkeit und Verachtung erhoben sein! Gott aber wußte es wohl, und er schickte Aschenbrödel noch einen Trost, und das war ein sehr großer Trost.

Gleich den Tag nach ihres Vaters Begräbnis, als ihr die schönen Kleider vom Leibe gerissen und die langen, blonden Locken abgeschnitten wurden und sie zur gemeinsten Magd eingekleidet und in die Asche hinabgestoßen ward, kam ein weißes Täubchen geflogen, das sonst nicht im Hause gewesen war, und baute sein Nest bei andern Tauben dicht über der Küchentüre und wies sich, wenn es Aschenbrödel erblickte, immer sehr freundlich und munter und schlug dann mit den Flügeln und girrte gar lustig. Und Aschenbrödel, die nun so einsam und verlassen war, gewann das weiße Täubchen bald sehr lieb, und es entspann sich eine besondere Freundschaft zwischen den beiden. Das kluge Täubchen aber ließ sich nichts merken, wann Aschenbrödel nicht allein war; denn

wären die beiden Schwestern oder die Stiefmutter so etwas gewahr geworden, daß ihr das Täubchen lieb war, sie würden dem frommen Tierchen aus Bosheit augenblicklich den Kopf abgerissen haben. Darum hielt sich das Täubchen, das gewiß ein besonders kluges Vögelchen sein mußte, bei Tage unter den andern Tauben fast immer ganz stille. Nur wann Aschenbrödel draußen allein Holz haute oder Wasser trug oder allein in der Küche stand und an dem Feuerherde wirtschaftete, kam es geflogen und girrte und freuete sich und aß die Brotkrumen und Erbsen, welche Aschenbrödel ihm aufgehoben hatte. Aber des Nachts, sobald Aschenbrödel aus der Türe ging in den Garten oder zu dem Grabe ihres Vaters, gleich war auch das weiße Täubchen da und flog auch nicht von ihr, sondern girrte und schmeichelte und streichelte mit dem Schnabel und mit den Flügeln und saß auf Aschenbrödels Schoße und pickte ihr den Tau von ihren schönen Lippen und trank die Tränen, die aus ihren Augen flossen. Und Aschenbrödel hat das Täubchen über die Maßen liebgewonnen und oft gesagt, indem sie es innig herzte und an sich drückte: „Mein liebes, liebstes weißes Täubchen! Hättest du nicht ein Federkleid an, ich könnte glauben, du wärest ein Engelein Gottes, welches das arme, verlassene Nanthildchen trösten soll. Denn lieb und klug genug bist du dazu!“ Das war aber noch das besonderste an dem Täubchen, daß es, wann Aschenbrödel die Küche fegen und die Öfen und Zimmer putzen und das Holz auf dem Herd zurechtlegen und die Töpfe, Schüsseln und Teller scheuern mußte, immer mit dabei war und so emsig half, als wäre eine zweite Magd da gewesen. Alle Augenblicke flog sie dann zum Wassereimer und tauchte die beiden Flügel ein, wusch Schüsseln und Teller und säuberte Tische, Bänke und Fenster, ja die Flur fegte sie oft mit den beiden Flügeln rein und brauchte diese gleichsam als zwei Besen, so daß, wenn sie es im Hause klappern hörte und merkte, daß die Leute wach wurden und aufstanden, sie oft ganz schwarz und schmutzig von Aschenbrödel weggeflogen ist und sich an dem nächsten Bach hingesetzt und sich wieder weiß gewaschen hat. Ach, wie mußte der arme Aschenbrödel weinen, wenn er dies sah, wenn er sah, wie das Täubchen sich weiß waschen

und auf dem Dache in die Sonne setzen und seine Flüglein trocknen konnte, und er das nicht durfte! Bei keiner Arbeit aber hat das Täubchen dem Aschenbrödel so flink und geschickt geholfen, als wenn er Erbsen, Linsen und Bohnen auszulesen hatte; da hat es mit seinem Schnäbelchen die schwarzen und wurmstichigen auf das geschwindeste wegzupicken verstanden.

König Hilderich, nachdem er das englische Bild, das jetzt in einen Aschenbrödel verwandelt war, in der ganzen Gegend ringsum vergebens gesucht hatte, ist endlich auch in dieses verborgenste Tal gekommen. Aber dort hat er kein kleines strohenes Haus mehr gefunden, sondern da stand schon wie durch Zauberkünste in die Luft emporgestiegen ein prächtiges und schimmerndes Schloß. Und als die alte, böse Hexe gehört hat, der König ist da, ist sie mit ihren Töchtern hinausgetreten und hat den König hereingeladen. Und sie haben sich alle auf das glänzendste geschmückt gehabt und von den Perlen und Demanten der schönen Sultanstochter gefunkelt. Und der König ist sehr freundlich und gnädig gewesen, wie der Könige Art ist; und sie haben bei sich gedacht: „Wenn er dich doch zu seiner Königin machte!“ denn das Gerücht war umhergeflogen, er ziehe durch Berg und Tal umher und suche sich eine Braut. Und der König, der in den schönen Garten gehen wollte, der ihm fast vorkam wie der Garten, in welchem er seine süße Nanthilde zuerst erblickt hatte, hat auch Aschenbrödel gesehen, der draußen stand und Holzbündel klein hieb. Und er hat gefragt: „Wer ist das garstige und unglückliche Geschöpf mit den abgeschorenen Haaren und den schmutzigen, zerrissenen Kleidern, das da Holz haut?“ Und sie haben geantwortet: Der garstige und dumme Aschenbrödel. Aschenbrödel aber hat ihn sogleich erkannt und seine Worte gehört, und es ist ihr in der Seele gewesen, als sollte sie antworten: „Nein, es ist nicht wahr! Aschenbrödel bin ich nicht sondern Nanthilde!“ Aber sie hat sich gedemütigt und geschwiegen und gedacht: „Der Prinz ist nun der König, und was kümmert der sich um die arme kleine Nanthilde, mit welcher er einst gespielt hat, und die nun in so abscheulichem Schmutz vor ihm steht?“ Doch in ihrem Herzen hat sie in so bitterm Jammer geweint, daß ein

Teufel mit ihr hätte Erbarmen haben können. Denn es war die unschuldigste und süßeste Liebe, die in ihr weinte.

In solchem Suchen war König Hilderich an manchen Ort gekommen, wohin er nicht gewollt hatte, und hatte manches häßliche Gesicht gesehen, welches er nicht verlangt hatte; aber das einzige, was er suchte, und was für ihn in der Welt einzig war, konnte er immer noch nicht finden. Es saß ihm aber fest in seinem Herzen, sein Kleinod müsse in dieser Gegend irgendwo verborgen sein, wo es ihm zuletzt wie ein Engel des Himmels plötzlich erschienen und wieder verschwunden war. Nun begab sich eine Kleinigkeit, die sein krankes und sehnsüchtiges Herz in neue Flammen setzte und zu vielen prächtigen Festen und Tänzen Gelegenheit gab. Er fand einmal fast hart an der Stelle, wo er die holdseligste Sonnenuntergangserscheinung gehabt hatte, und wo er manchen Abend und manche Nacht in wehmütiger Sehnsucht saß, einen weißen Schuh; und den Schuh hatte das süße Kind da in den Büschen stecken lassen, als ihr Vater sie so geschwind aus des Prinzen Anblick davongerissen. Sogleich bildete er sich ein, der Schuh müsse von ihrem Fuße sein: „Denn welches Weib," sprach er, „denn sie hätte ein Füßchen so fein und zart, daß es in diesen Schuh ginge?" Diesen Schuh zeigte er seinem Freunde, dem treuen Ritter Reginfrid, und sagte: „Den Schuh habe ich wohl, aber immer fehlt mir noch der lebendige Fuß dazu, das süße, englische Kind, wonach wir nun so manche Monate jagen. Hilf mir nun mit deinen klugen Gedanken und laß uns sinnen, wie wir diesen Schuh füllen!" Und der alte Ritter rieb sich die Stirn und rollte seine Gedanken wie auf einer Mangel viel auf und ab und hin und her, dann rief er: „Ich hab's! Ich hab's! Und gelingt das nicht, so möchte ich glauben, alle Kunst sei am Ende. Und höre, Herr, was du tun sollst:

Sende Botschafter und Ehrenholde[1]) in alle Flecken, Dörfer und Städte ringsum aus und laß es durch die Hoftrompeter ausblasen und durch die Hofzeitung verkündigen und auf alle Kirchen- und Rathaustüren nageln, du werdest

---

[1]) Herolde.

glänzende und königliche Freibälle im grünen Walde halten während der schönen Sommerzeit, wo von allen schönen Prinzessinnen und Jungfrauen, die darauf erscheinen wollen, kostbare und rechte königliche Ehrenpreise gewonnen werden können; der höchste Preis aber solle derjenigen zufallen, die einen Fuß aufweisen könne, der in den Schuh passe, der am Eingange des Ballsaales werde ausgehängt sein, der herrlichste Demant in ganz Europa, wohl zehn Millionen Dukaten wert. Laß aber dabei verkünden, es solle bei diesen Festen ganz ein buntes und mannigfaltiges und Sommerleben der Alter, Geschlechter und Farben sein, die fröhliche Gleichheit und Freiheit des Naturlebens, wie Lenz und Sommer sie bringen, und die Tochter des Schäfers so willkommen sein wie die Tochter des Grafen."

Und dieser Vorschlag gefiel dem Könige wohl, und er hatte große Lauben gebaut mitten im Walde und viele tausend Geiger und Pfeifer dazu bestellt und viele Hunderttausende Frauen und Jungfrauen jedes Alters und Standes gesehen, arme und reiche und schöne und häßliche — und all seine andern Preise war er los geworden, aber den besten Preis hatte er zu seinem Schmerz immer noch behalten. Denn wieviele Füße hatten in den Schuh treten wollen, aber keiner hatte hineingepaßt! Der König ließ dann nach diesen ersten Versuchen auch einen großen, prächtigen Laubsaal bauen oben auf dem Berge, wo er den Alten und Nanthilden gesehen hatte, und ließ die Wege und Stege dahin bahnen und bereiten. Und der Abend des Festes kam, und hunderttausend Fackeln und Lampen leuchteten durch den Wald bis ins tiefe Tal hinab, und jede Buche und Eiche schien ihren eigenen Mond zu haben, und viele tausend Musikanten spielten auf, so daß die kleinen Waldmusikanten, die Amseln, Drosseln, Finken und Nachtigallen, beschämt aus dem Reviere flohen. Und die alte Hexe und ihre Töchter lebten bei dem Glanze und Klange gewaltig auf. Sie hatten sich zu diesem Feste die glänzendsten, neuen Kleider machen lassen und alle ihre besten Perlen und Juwelen ins Haar und vor die Brust gesteckt; aber wie sehr sie auch blitzten, schön wurden sie dadurch nicht sondern erleuchteten nur ihre Häßlichkeit. Die alte Hexe

aber, als sie es von der Bergspitze herab funkeln sah und klingen hörte, schmunzelte bei sich: „Hab' ich es nicht gedacht? Gewiß, er hat das Aug' auf eine meiner Töchter geworfen — und Juchhe! Sei fröhlich, Königin Mutter! Denn warum hätte er seinen Ballsaal grade oben auf dem Berge gebaut, wenn er nicht verblümt sagen wollte: Kommt herauf und leuchtet, ihr Sterne der Schönheit, die ihr unten im Tale verborgen funkelt, und verdunkelt hier oben meine Fackeln und Kerzen?" Und mit diesen stolzen Gedanken setzte sie sich mit ihren beiden Töchtern in den Wagen, und sechs prächtige Schimmel trabten mit ihnen den Berg hinan.

Alles war aus dem Schlosse gelaufen, damit es die Herrlichkeit da oben mit ansähe. Aschenbrödel allein war zurückgeblieben — denn die alte Hexe hatte geboten: „Hüte mir das Schloß, Aschenbrödel, und weiche nicht von der Stelle!" Und sie stand traurig in des Hauses Hintertüre und schaute mit wehmütiger Sehnsucht zu dem Glanze und Klange hinauf. Denn das eine Bild, das ihr in ihren Kindertagen an dem Gartenzaun erschienen war, blühete ewig in ihrem zärtlichen Seelchen. Und als sie so einsam und traurig da stand, flog gleich das weiße Täubchen zu ihr hinab und setzte sich auf ihre Schulter und streichelte ihr mit den weichen Flügeln die Wangen und sah ihr so wunderfreundlich in die sehnsüchtigen Augen. Und es war ihr, als redete das Täubchen mit ihr und flüsterte ihr zu: „Was stehst du hier so traurig? Geh doch auch hinauf und schau zu und sieh den geliebten König, den schönsten und ritterlichsten aller Männer! Du kannst dich ja so verkleiden, daß niemand dich kennen kann." Und Nanthildchen kam große Lust an, und sie ging und suchte, ob sie noch wohl Kleider hätte, wovon die alte Hexe, ihre Stiefmutter, nichts wüßte. Doch wieviel sie umher suchte, alles hatten die Bösen und Neidischen ihr weggenommen; sie fand nichts Gutes und Nettes und weinte bitterlich. Als sie nun so in traurigen Gedanken einherging und im Gefühle ihres Elends das Köpfchen hangen ließ, leuchtete ihr auf einmal von einem Stuhle etwas Schimmerndes entgegen, und sie erblickte erstaunt das schönste, rote Ballkleid und eine Maske dabei und weiße, seidene Strümpfe und Schuhe. Und nun

säumte sie nicht lange, fragte auch nicht, wie es dahin gekommen, noch wer es gebracht habe, sondern ging hin, wusch sich, kämmte sich, kleidete sich, spiegelte sich und lief flugs auf geschwindesten Füßen der Liebe den Berg hinan. Und das weiße Täubchen flog mit ihr bis dicht vor den Saal und girrte und klatschte mit den Flügeln in einem fort, als wollte es sagen Glückauf! Glückauf! Dann flog es ins Tal zurück.

Und zitternd und bebend vor Freude und Schüchternheit trat Aschenbrödel in den Saal, wo viele Tausende im buntesten Gewimmel sich durcheinander drängten. Sie aber wollte nichts als ihren geliebten König Hilderich sehen; und sie sah ihn viel und freute sich in ihrem Herzen. Aber sie stellte sich immer so, daß er sie nicht sehen konnte. Er aber ging und schaute rings umher und schaute am meisten immer nach den Füßen; denn er hoffte, aus dem Schuh werde ihm das Glück kommen. Und es ist wahr, Aschenbrödel hatte, als er hereintrat, auch den Schuh besehen und sogleich erkannt, daß es sein verlorener Schuh war, und sich erstaunt und bestürzt aber auch gefreut, daß der König ihn gefunden und so großen Preis auf seinen Fuß gesetzt hatte. Aber demütig in seinem Herzen ließ es sich nichts merken; denn es sagte: „Was sollte ich mit dem herrlichen Demant, wenn ich ihn auch gewönne? Denn die böse Stiefmutter würde mir ihn gewiß wegnehmen und mich künftig nur desto baß[1]) dafür plagen, und auch deswegen, weil ich ohne ihre Erlaubnis das Haus verlassen habe.“ Endlich aber ist der König Nanthilden gewahr geworden, und da er auf die hohe, schlanke Gestalt geschaut, sind plötzlich alle Leute um sie her vor Ehrfurcht ausgewichen, und er hat nun auch die zartesten aller Füße gesehen und vor Freuden außer sich gerufen: „Welche Füße! Das ist sie! Das ist sie!“ Nanthilde aber ist erschrocken und hat sich schnell in den dichtesten Haufen hineingeflüchtet und so in geschwindester Eile aus dem Saale heraus und durch den Wald zu Hause. Der König hat aber in dem ganzen Saal und draußen unter allen Bäumen und in allen Büschen

[1]) besser, mehr.

nach der schönen roten Maske gesucht und suchen lassen; aber keiner hatte nur die Spur von ihr gesehen, und sie fanden sie nicht.

Als es ein Uhr nach Mitternacht war, da ist trompetet und ausgerufen worden: „Jetzt beginnt die Schuhprobe, und der große Demant kann gewonnen werden.“ Es sind aber die meisten Frauen und Mädchen beschämt weggegangen, weil sie verzweifelten, ihre Füße in jenen weißen Schuh hineinpressen zu können. Nur einige sind geblieben, und diese haben sich zerquält und zermartelt, aber keine hat den Fuß hineinzwingen können. Auch die alte Hexe mit ihren beiden Töchtern ist geblieben, und sie hat bei sich gesprochen: „Gewiß sucht er eine Braut, und dieser Schuh soll ihm ein Zeichen sein; denn Könige und Prinzen haben oft die wunderlichsten Einfälle und sind nicht selten von der Wiege an durch Sterndeuter und Wahrsager auf dergleichen Sonderlichkeiten hingewiesen. Aus einer bloßen Grille schenkt man keinen Demant weg, der viele Millionen wert ist.“ Und sie ist seitwärts gegangen mit ihren beiden Töchtern und hat ihnen die Zehen abgeschnitten, daß die Füße kürzer würden. „Denn was schadet's,“ sagte sie, „wenn man nur den kostbaren Demant gewinnt oder gar Königin wird?“ Sie hatte aber rote Strümpfe über den frischen Schaden gezogen, damit nichts gemerkt werden könnte. Und endlich kamen sie auch an den Schuh, und wieviel sie ihn auch zerrten und zwängten, die Füße wollten nicht hinein; sie waren und blieben viel zu breit. Der König aber und Reginfrid, die bei dem Schuh standen, hatten bei diesen und bei andern das Blut durch die Strümpfe greinen sehen und gedacht: „Was doch die Eitelkeit und Habsucht tut!“ Der König ließ aber sogleich ausblasen und trompeten, daß, wer gefunden würde, daß sie sich den Fuß verkürzte, damit er in den Schuh ginge, die solle als eine gemeine Übeltäterin, welche die Königliche Majestät habe betrügen wollen, gerichtet werden. Und die alte Hexe und ihre Töchter hatten dies noch ausrufen gehört, als sie in den Wagen stiegen, und waren mit Schrecken und großer Angst eilends den Weg zu ihrem Schlosse heruntergefahren. Es kam auch nach dieser Verkündigung von dem Könige Schrecken

über viele, und keine einzige Tänzerin trat mehr zur Schuhprobe heran, und das Spiel war für diesen Abend vorbei.

Traurig und erschrocken kam die alte Hexe mit ihren Töchtern heim; und Aschenbrödel lag schon wieder in seinem Schmutz und in der Asche, und von der Herrlichkeit des Balles und von der roten Maske war auch keine Spur mehr an ihr. Die Alte aber mußte ihren Töchtern ganz stillchen die Füße verbinden und durfte sich von dem Unglück nichts merken lassen. Und die drei gingen gar betrübt zu Bett und ächzeten und stöhneten jämmerlich wegen der abgeschnittenen Zehen. Als nun alles im Hause still ward und die Lichter sich auslöschten, machte Aschenbrödel sich nach ihrer Gewohnheit auf, wusch sich und zog ihre reinen, linnenen Kleider an und ging, sich auf ihres Vaters Grab unter der Buche setzen. Ihr war aber außerordentlich unruhig, beklommen und wehmütig um das Herz, doppelt wehmütig, weil oben auf dem Berge noch alle Kerzen und Lampen brannten. O wieviele Kerzen brannten und leuchteten auch in ihr!

Ebenso brannte und leuchtete es auch in dem Könige. Als Trompeten und Saitenspiel schwiegen, und der letzte Jubel des Festes in einzelnen matten Tönen zu verhallen begann, ging er, ein nächtlicher Wandrer, unter den Fackeln und Lampen dahin und rief: „O menschliche Jämmerlichkeit und Nichtigkeit! Allen diesen Glanz kann ein Wort von mir entzünden und auslöschen und sich in eitlem Stolz gebärden, als könne er auch Sonnen und Sterne machen — und ach, das einzige Licht kann ich nicht machen, wobei ich die dunkle Unbekannte und doch so Bekannte, die ich nun so lange schon vergebens suche, finden könnte!“ Und er eilte mit fliegenden Schritten voll trauriger Unruhe aus dem Glanze und suchte den Pfad abwärts in den Wald hinein, wo es dunkler war. Und so war er in den Garten gekommen bei Aschenbrödels Schlosse und hatte dort eine Weile in stiller Trauer mit allen Bäumen und Blumen gesprochen, bis das Morgenrot im Ost hernieder zu dämmern begann. Da erschien ihm das liebe Kind im weißen, linnenen Gewande gleich einem nächtlichen Geiste von fern auf dem Grabe kniend und betend. Und er schlich sich sanft hin, bei sich sprechend: „Ich muß doch sehen,

was das Wesen da ist, das die Einsamkeit sucht." Und er ist gar leise hinzugeschlichen und hat hinter Büschen gelauscht, daß sie ihn nicht erblickte. Aber was hat er sich erlauscht? Als das Kind sich aufgerichtet, um heimzugehen, und die Augen aufgeschlagen, da hat er den Stern der Schönheit gesehen, wonach er so lange vergebens gespäht, und ist vor das Kind getreten und hat es angeschaut und gesprochen: „Wohin eilst du so, Nanthildchen? Kennst du denn deinen alten Spieler nicht mehr, dem du den schönen Blumenstrauß geschenkt hast?" Und sie hat laut aufgeschrien vor Freude und vor Schmerz und bestürzt und erschrocken wieder davoneilen wollen. Er hat sie aber nun nicht entfliehen lassen sondern ihre Hände gefaßt und gestreichelt und geschmeichelt und geküßt und ihr so liebe, freundliche Worte zugesprochen, daß sie gern geblieben ist. Und sie haben an des Vaters Grabe mit Entzücken gesessen und Himmel und Erde miteinander vergessen. Und die Sonne stand schon hoch am Himmel, und sie dachten nicht daran, ob es Tag oder Nacht war. Da hat es mit scharfem Klang aus dem Schlosse geklungen: „Aschenbrödel! Aschenbrödel! Wo bist du?" Und Nanthildchen ist bei diesem Rufe zusammengefahren und erschrocken aufgesprungen und hat gesagt: „Laß mich! Ich muß gehen." Denn jene Stimme war ihren Ohren eine fürchterliche Gewohnheit geworden. Der König aber, erstaunt, hat sie gefragt, was das sei, das sie so in Angst jage, und sie hat ihm geantwortet: „Ich bin jener Aschenbrödel, den du in so schändlichem Zustande in unserm Schlosse gesehen hast; und jetzt begreife ich wohl, daß sie mich so unter Schmutz und Elend versteckt haben, damit du mich nicht kennen solltest!" Und der König hat noch viel mehr gefragt, und sie hat ihm nun den ganzen Jammer erzählt, wie er seit ihres Vaters Tode ihr widerfahren. Der König, nachdem er alles von ihr gelernt, hat dann im Grimm gerufen: „Scheußlich! Abscheulich! Für jedes Goldhaar, das sie in deinen Locken dir abgeschnitten, soll ein Faden genommen werden, und drei lange Stricke will ich draus machen und die drei Unholdinnen lebendig an Pferdeschweife binden und zu Tode schleifen lassen! Ja, brennen sollen sie! Lichterloh brennen! Und ihre Asche soll in alle

Winde verstreut werden!“ Aber Nanthildchen ist ihm in die Rede gefallen und hat gebeten: „O mein König und Herr, vergib, vergib ihnen! Um meiner Liebe und um Gottes Gnade und Glücks willen vergib ihnen! Es ist ja nun alles gut, und ich bin nicht mehr der Aschenbrödel.“ Und sie hat so lange gebeten, bis er es ihr zugesagt.

Und darauf ging der König mit ihr hinab an das Schloß und rief der alten Hexe. Und sie kam und erschrak sehr, als sie den König erblickte; denn sie glaubte, er wolle ihren Töchtern die Füße besehen, was es mit ihren Zehen für eine Bewandtnis habe, und wie der weiße Schuh so mit Blut vollgelaufen gewesen. Die Armen aber lagen ächzend und wimmernd im Bette und hatten vor Schmerzen die ganze Nacht kein Auge zutun können. Noch mehr aber erschrak die alte Hexe, als sie Aschenbrödel weiß und hell wie die junge Morgensonne in weißen, linnenen Kleidern neben dem Könige stehen sah. Und schon wollte sie finster schauen und schelten, aber sie faßte sich geschwind und bezwang ihren grimmigen Mut so weit, daß sie ihr Gesicht zu einem leidigen Lächeln zusammenzerrte und mit den Knien bis zur Erde tiefste Verbeugungen knixte. Der König aber sah ernst und zornig auf sie, nahm Nanthilden bei der Hand und sprach: „Schau her! Dies ist meine Gebieterin und Braut, du aber bist eine Erzbübin und Teufelin und würdest mit deinen Töchtern zu Asche verbrannt und in alle vier Winde geworfen werden, wenn dieser dein Aschenbrödel nicht so freundlich wäre und für ihre Plagerinnen gebeten hätte!“ Und die Alte fiel Nanthilden zu Füßen und umklammerte ihre Knie und schrie: „Gnade! Gnade!“ Der König aber sprach: „Fort von hier! Die Luft, wovon dieser Engel gelebt hat, soll von eurem Atem nicht länger verpestet werden. Zum dritten Male darf die Sonne dich und deine verruchten Töchter nicht mehr bescheinen! Deine Schätze und die Juwelen und Demanten, die du dir diebisch gestohlen und dieser deiner Herrin entwendet — dies und alles andre magst du mitführen; aber dies Tal, wo wir das freundliche Strohhäuschen der Liebe wieder aufbauen wollen, dürfen deine verbrecherischen Augen nimmer wiedersehen.“

Und der König ging zornig aus dem Hause des Unglücks, von welchem nach wenigen Tagen kein Stein mehr auf dem andern war, und führte sein Herzallerliebstes mit sich den Berg hinan. Und das treue weiße Täubchen hat auch nicht hinten bleiben gewollt und ist mitgeflogen, und Nanthilde hat es freundlich auf die Hand genommen. Und das Täubchen ist nimmer wieder von ihr weggeflogen, sondern bei ihr geblieben bis an ihr Lebensende und hat in späteren Tagen auf den Wiegen ihrer Kindlein gesessen und sie umgirrt und mit ihnen gespielt; am fröhlichsten aber ist es gewesen, wenn der König und seine Königin nach dem kleinen Strohhäuschen im Tale gefahren sind, und wenn es dort im Blumengarten hat herumflattern können. Das ist aber das sonderbarste gewesen: als Nanthilde endlich nach vielen Jahren selig gestorben, da ist auch das weiße Täubchen verschwunden und an den bekannten und geliebten Orten nimmermehr gesehen worden.

Wir erzählten, wie der König seine geliebte Braut von dem Schlosse den Berg hinaufführte. Von da nahm er sie mit in seine Stadt und in seine Königsburg und zeigte sie bald allem Volk als seine Königin. Und alle Menschen, welche sie sahen, sagten, es sei die allerschönste Prinzessin, die je auf der Erde gelebt habe. Das hat er aber auch gelernt aus den Papieren ihres Vaters, welche die alte Hexe ihm schickte, daß sie eine königliche Prinzessin der Franken und seine Muhme war. Und er hat sich dieses Fundes gefreut und gesprochen: „Wir wollen den Haß und Mord der Geschlechter für alle ewige Zeiten durch Liebe versöhnen!"

Und sie haben beide Wort gehalten, und hat nie ein glücklicheres und sieghafteres Menschenpaar auf Erden gelebt. Als Nanthilde aber schon eine große und mächtige Königin war, ist sie doch fleißig zu dem Gärtchen gefahren, wo sie als Kind gespielt, und wo ihr König und Gemahl sich das strohene Häuschen gebaut hatte, und auch zu jenem zweiten Gärtchen, wo nach Austreibung der alten Hexe ein zweites Häuschen wieder gebaut worden war. Bei diesem Gärtchen hat sie neben der Buche an ihres Vaters Grabe eine Kirche gebaut, wo sie oft in Andacht gebetet und sich in Freude der

alten Zeiten und in Demut der Nichtigkeit und Hinfälligkeit aller irdischen Güter erinnert hat.

Und sie und König Hilderich haben viele Jahre miteinander gelebt und einen Sohn gezeugt, der hieß Dagobert, zu deutsch Lichthell, und ist in seiner Zeit ein großer und gewaltiger König geworden. Und Aschenbrödel ist zu einem sehr hohen Alter gelangt und ist endlich selig gestorben und in dem Kirchlein an der grünen Buche begraben. Und nun weiß keiner die Stelle mehr, und Gärtchen und Häuschen und Kirche und Buche sind lange von der Erde verschwunden; aber die Geschichte von Aschenbrödel haben alle Menschen erzählen gehört.

---

26. Die alte Burg bei Löbnitz.

Nahe bei Löbnitz über grünen Wiesen, wodurch sich das Flüßchen Barth hinschlängelt, grünt ein kleiner Eichenwald mit einem durchrinnenden Bächlein und den schönsten und dichtesten Haselbüschen, welche sich fast jeden Herbst unter dem braunen Schmuck ihrer Früchte beugen. An der Südseite des Wäldchens liegt eine Ziegelei, und am nördlichen Ende erhebt sich eine Burghöhe, deren Umwallung ringsum eine Senkung umgibt, in welcher die elegischen und zauberischen Sträuche Kreuzdorn und Hagedorn, Holunder und Alfranke, Nessel und Nachtschaden[1]) sich festgesiedelt hatten und dem Andringer das Aufsteigen fast schwer machten; auch hatten die Füchse sich den Wall und sein altes Gemäuer zu ihren unterirdischen Wohnungen durchminiert. Dieser alten Burg gegenüber erhob jenseits am rechten Ufer des Flusses unweit Wobbelkow ein stattliches Hünengrab sein grün bemoostes Haupt, von dessen Gipfel man die Stadt Barth mit ihren roten Dächern und in der Landschaft umher ein halbes Dutzend Kirchtürme und ein halbes Hundert Höfe und Dörfer überschauen konnte.

---

[1]) Nachtschatten.

Dieses Eichwäldchen ward nach den Trümmern jener Burg gewöhnlich nur zur alten Burg genannt. Hier hatte sich nun ein Abenteuer begeben, welches durch alle Münde und Mäuler der Menschen die Runde machte; eine junge, hübsche Dirne, welche die Kühe des Zieglers im Busche hütete, war plötzlich verschwunden oder entlaufen, und da geschah es, daß die Stimmen der Sage sich wieder aufweckten, die oft verschollen ihre Zeit träumt und schläft und dann mit doppelter Lebendigkeit wieder in die Ohren der Menschen tönt. Und in folgender Weise war die Erzählung des Gärtners Christian Benzin:

„Herr, sie sagen so was von der Dirne des Zieglers, die vor vierzehn Tagen am hellen, scheinenden Mittag verschwunden und nicht wiedergekommen ist. Die Leute munkeln, und des alten Schweden Sturbergs Jungen aus Wobbelkow, die einem Kalbe nachgelaufen, haben es gesehen, ein Matrose in bunter, rotgestreifter Jacke ist mit ihr am Saum des Waldes spazieren gegangen und hat einen Blumenstrauß in der Hand gehabt, und sie glauben, der habe sie weggelockt und mit sich auf sein Schiff genommen. O du Herr Jemine! Das Schiff, worauf die Dirne fährt! Soviel ist wahr, den Buntjack werden die Sturbergsjungen wohl spazieren gesehen haben; aber meiner Six, so weit, als die dummen Leute sich einbilden, ist sie nicht unter Segel gegangen. Ich weiß wohl, wo sie sitzt, und Jochen Eigen, den sie immer den Edelmann schelten, weiß es wohl noch besser, aber der schämt sich und sagt's nicht und verrät nichts von seinen Hausheimlichkeiten, als wenn er mal ein wenig zu tief ins Glas geguckt hat.“ Und bei diesen Worten machte der Gärtner Christian eine gar absonderliche und verwunderliche Miene.

„Nun, Benzin, nur her mit Euren Geschichten! Jetzt, hoffe ich, wird's einmal wohl ans Licht kommen, warum Ihr bei dem Namen alte Burg immer so wunderliche Reden und Gebärden braucht. Hier muß es irgendwo stecken, daß Ihr auf der Jagd nie in diesen Busch hineinwollt und mit leichten, diebischen Katzentritten an seinem Rande umherschleicht oder Euch in gehöriger Entfernung Eure Stelle anweisen lasset. Darum habt Ihr, als die schönen Mamsellen aus Barth jünstg

dahin Nüsse pflücken gingen und noch andere hübsche, junge Frauen mitgehen wollten, so wunderliche Gesichter geschnitten und sie in den Löbnitzer Wald auf den Kamp[1]) zu laufen verlockt, wo man unter Pfriemenbüschen[2]) wohl Hasen und Füchse aufjagen aber keine Nüsse schütteln kann. Es muß was Besonderes mit diesem Busche sein. Und nun heraus damit! Ich lasse Euch diesmal nicht los."

„Ja, Herr, dies ist Euch ein Busch! Hier ließe sich viel erzählen, und wer eine hübsche Frau und schöne Töchter hat, der lasse andere Weiber in diesen Busch Nüsse pflücken gehen! Ich sage nur soviel: wie manche hübsche Jungfer würde ihr Herzleid zu erzählen haben, wenn sie sich nicht schämte! Ich erinnere mich noch, mein Vater hat mir's erzählt (es sind wohl ein paar Stiege[3]) Jahre her), da waren ein paar schöne Jungfern aus Barth gekommen, Nüsse zu pflücken, und sie sind hier im Wäldchen verschwunden. Man hat die Verschwundenen tage- und wochenlang gesucht, wie man Stecknadeln sucht, bei Sonnenlicht und Laternenlicht, aber keine Spur von ihnen gefunden; kein Mensch hat sie wiedergesehen. Mein Vater sagt, es sei große Wehklage und Trauer um sie gewesen (denn es waren Kinder ehrsamer und reicher Leute) und zuletzt in Kenz und Starkow und in allen Kirchen umher mit den Glocken um sie geläutet, als hätte ein Wolf oder Bär sie gefressen. Aber deren gibt's hier nicht; ich weiß wohl, wer der Wolf ist. Und doch hat sich's wunderlich genug offenbart; sie waren nicht von wilden Tieren aufgefressen, sondern nach acht bis zehn Jahren von Vergessenheit und Verschollenheit sind sie mit einem Male noch ganz frisch und blank wieder unter den Lebendigen aufgetreten und haben sich nichts merken lassen. Aber die Leute hat doch eine Art Grauel vor ihnen angewandelt und haben ihrer Jungferschaft nicht recht getraut, und die armen, hübschen Mädchen haben zuletzt als alte Jungfern sterben müssen.

Und nun will ich erzählen, was Jochen Eigen mir erzählt hat, der diese Geschichten am besten weiß; aber er wird

---

[1]) ein eingehegtes Stück Land. [2]) Ginsterbüsche. [3]) eine Stiege = 20 Stück.

sich hüten, sie dem Herrn zu erzählen. Und dann wird der Herr verstehen, warum ich hübsche, junge Frauen und Mädchen nicht so leichtfertig in den Wald laufen lassen will, und warum ich neulich krank ward, als ich die Nacht bei dem Fuchsbau am Burgwall, wo sie gegraben hatten, Schildwache stehen und die jungen Füchse, wenn sie etwa herauswollten, zurücktreiben sollte.

Vor langen, langen Jahren war Jochen Eigens Urgroßvater*) ein prächtiger, stolzer Edelmann, so prächtig und steinreich, daß er den Zaum seines Pferdes mit Juwelen besetzte und in einem goldnen Steigbügel saß. Dieser hatte im Lande Rügen und auch hier im Pommerlande viele schöne Höfe, Wälder und Bauern, so viele, daß man sie nicht zählen konnte — ein prächtiger, stolzer Mensch, der mit sechsen vom Bock fuhr, einen Läufer vor sich herlaufen und seine Pferde in langen Strängen springen ließ. Aber es war ein wilder, verwegener Mensch, der nichts von Gottes Wort und Wegen wissen wollte, ein toller Jäger und Reiter und ein greulicher Weiberjäger, der wie der Falk auf die Tauben auf die schönen Dirnen lauerte. Diesem Eigen hat in jenen alten Zeiten auch Löbnitz und Divitz und Wobbelkow gehört, und hier bei Löbnitz hat er im Walde ein prächtiges Burgschloß gehabt mit vielen Türmen und Fenstern, wo er manche schöne Nacht durchschwärmt und durchtrunken und mit seinen lustigen Gesellen bei Wein und Weibern bankettiert hat. Und dort auf dem hohen Hünengrabe an dem andern Ufer, dort am Wege zwischen Redebaß und Wobbelkow, hat er sich ein prächtiges,

*) Die Eigen sind allerdings ein altes, adliges Geschlecht in der Insel Rügen gewesen aber jetzt längst verloschen und verschollen. Möglich, daß Jochen Eigen, welchen sie gern den Edelmann schalten, aus jenem Geschlechte war. Ich habe weder Lust noch Veranlassung gehabt, seinem Ursprunge diplomatisch nachzuforschen. Bei diesen Geschichten dringt sich übrigens wieder die bekannte Erfahrung auf, daß Bauern und Dienstleute in Erinnerung mancher Unbille und Ungerechtigkeiten, die ihnen von schlimmen Edelleuten widerfahren sind, indem sie der freundlichen Herren darüber vergessen, eine Freude und Ergötzung erleben, wenn sie sich märchenhaft erzählen, wie das Unglück oder gar der Gottseibeiuns irgend einem bösen, verruchten Geschlechte das Garaus gemacht habe. (Vgl. auch S. 44 f.)

aus eitel gehauenen, demantenen Steinen gebautes Lustschloß hingestellt. Da ist er oft hingaloppiert und hat dort gesessen und mit einem Kieker[1]) auf die Landstraßen umher ausgeschaut, ob seine wilden Lauscher und Räuber, die er ausgeschickt hatte, schöne Weiber einzufangen, nicht irgendwo mit Beute heransprengten. Diese armen Gefangenen haben sie dann bei nächtlicher Weile, wo andre gute Christenleute schlafen, auf die Burg im Walde geschleppt und dort versteckt, daß weder Hund noch Hahn danach gekräht hat. So hat der böse Mensch sein wildes, verruchtes Wesen viele lange Jahre getrieben, und Gott hat ihm manchen Tag die Zügel schießen lassen. Das lag aber in seinem Blute, und Jochen, dem der Edelmann lange vergangen sein sollte, dessen Großvater schon ein armer Weber gewesen — der Herr glaubt nicht, was die alten Leute von dem zu erzählen wissen, wie grausam der in seinen jungen Jahren auf die hübschen Dirnen gejagt hat. Er will sich's nun nur nicht mehr merken lassen; aber diese lüsternen Edelmannsnücken hat er noch genug in sich. Endlich aber ist doch des alten, wilden Jägers Tag gekommen; es ist Krieg geworden, und Pest und Hunger und Moskowiterzeit und Kalmückenzeit, ich weiß den Namen nicht recht, aber eine grausame, böse Zeit ist gekommen, und da ist jener Bösewicht auch von seinem Jammer gefaßt worden, seine Schlösser und Häuser verbrannt, seine Scheunen und Speicher ausgeleert, sein Vieh weggetrieben. Da hat er sich zuletzt hier in die Burg bergen und verstecken und knapp leben lernen müssen wie andre arme Leute. Da ist seine Rechnung bei dem höchsten und obersten Rechenmeister übervoll gewesen, und er hat ihn mit seinem Blitz geschlagen und sein prächtiges Sündenhaus angezündet, und er und seine Weiber sind alle zu weißen Aschen verbrannt, und von der ganzen Herrlichkeit, wo sonst Geigen und Trompeten klangen und Tag und Nacht bankettiert ward, liegen noch kaum ein paar Steine da, und nun sind die Füchse und Marder und Eulen die einzigen Nachtmusikanten.

Der Herr weiß wohl die alte Eiche, die dicht an der

---

[1]) Fernrohr.

Burg steht, ein besonderes, altes Gewächs, welchem der Blitz auch vor einigen Jahren die eine Hälfte abgespaltet hat. Da spielt jetzt eine gar wunderliche Musikantengesellschaft drauf. Wenn man nur acht gibt und aufmerkt, daß auch kein Vögelchen im Walde schwirrt und zirpt, um den Baum ist's nimmer still. Spatzen und Zeisige und Meisen flattern und schreien da bei Tage in solcher Menge, daß man sein eigen Wort nicht hören kann und des Nachts (o Herr Je!) machen die Eulen und Krähen und Raben ihren Gesang, daß einem die Haare zu Berge stehen. Sie sagen auch, daß die Füchse dann aus ihren Löchern kommen und mitheulen, und daß die Schlangen, deren unten am Bache so viele sind, dann einen Ringeltanz halten; aber ich habe es nicht gesehen. Das ist aber einmal wahr, daß man die Pferde, die in ihren Nüstern von Gespenstern und anderem Teufelszeug eine Witterung haben, an dieser Seite des Waldes selbst bei Tage kaum grasen sieht. Der Herr hat auch wohl den schwarzen Storch gesehen, der nicht weit von der Burg auf einer abgestumpften Buche horstet. Hier um Löbnitz, Redebaß und Divitz, wo die Barthwiesen und Bäche so viele Nattern, Schlangen und Frösche ziehen, hat's der Störche auf allen Dächern und Scheunen die Menge, aber nirgends sieht man einen schwarzen Storch als hier. Zuweilen sollen Jahre sein, wo er ganz ausbleibt; schon seit Menschengedenken hat man davon gesprochen, aber er erscheint zu seiner Zeit immer wieder. Dieser schwarze Storch ist hier der Feldhauptmann des ganzen Vogelgefieders. Viele Leute sagen, er sei der alte Edelmann selbst oder auch ein Sohn von ihm, den er mit einer Mohrenprinzessin gezeugt haben soll, die er dem Sultan im Mohrenlande abgekauft hatte. Denn Zauberer, Hexenmeister, Mohren und solches wanschaffene[1]) Teufelsgesindel, das keinen ordentlichen Vater und Mutter vorzeigen kann, wippsen hier des Nachts umher, und diese haben die vielen Fußtritte ausgetreten, die zu dem Wall hinlaufen; denn die Menschen hüten sich wohl, um dieses Revier Fußsteige zu machen. Dieses Gesindel wohnt bis auf den heutigen Tag in unterirdischen Sälen, die noch viele

[1]) mißgeschaffen, mißgestaltet.

hundert Schuh tief unter den Füchsen liegen, und mancher hat es deswegen tief unter dem Wall heraus oft so wunderlich sausen und klingen gehört, mit ganz andrer Gewalt und andern Tönen, als Füchse und Marder in ihren Löchern machen können. Mit diesem schwarzen Storch ist es ein gar absonderliches Ding. Das wissen alle Bauern und Hirten zu erzählen, er hat auf den Wiesen ein dreimal größeres Jagdrevier als irgendeiner der bunten Störche, und keiner von diesen kommt ihm in sein Verbiet[1]); ja, sie fliegen gleich davon, als wenn sie den Teufel sähen, sobald sie ihn nur von fern erblicken. Des Nachmittags gegen den Abend, wann die Sonne ins Gold zu gehen anfängt, sieht man ihn zwischen der Burg und dem Hünengrabe immer hin und her fliegen; auch sitzt er dann oft auf diesem Hügel und schaut gegen die Stadt Barth hinüber, woraus er in seinen Tagen vielleicht manche hübsche Dirne verlockt hat. So muß er nun nach Gottes Spruch und Urteil viele Jahrtausende in Vogelgestalt herumfliegen (denn wer wird ihn zu erlösen kommen?) und statt seiner früheren Leckerbissen mit der schlechten Speise der Frösche und Schlangen, die jeder Mensch anspeit und ausspeit, vorlieb nehmen und in seinem schwarzen Rock zeigen, daß er ein Schelm und Bösewicht von Natur ist. Aber es ist sonst doch noch etwas anderes dabei, und das ist eben das Greuliche, der Matros' in der bunten Jacke. Ich weiß nicht, ob es ein Matros' ist, in welcher Gestalt ihn viele wollen gesehen haben, oder ein hübscher, flinker Jägerbursch; aber die bunte Jacke gehört einmal dazu. Und keiner versteht, wie dieser Buntjack und der Schwarzrock, der Storch zugleich da sein können, und was diese Vermaskierung bedeutet; aber ein buntes Teufelsspiel ist es sicherlich und hat manche arme Seele um Ehre und Glück gebracht. Denn wenn so ein glatter Geelschnabel und Grünling von einer hübschen, jungen Dirne oder ein andres schönes Weibsbild hier im Walde Blumen lesen oder Nüsse pflücken geht und ihre Gedanken nicht in acht nimmt, daß sie nicht ganz auf Gottes Wegen bleiben — ich meine, wenn sie etwas zu Junges und zu Lustiges denkt oder mit verbotenen

[1]) Gebiet, Revier.

Götzenbildern des Herzens spielt, wie unser Herr Pastor Scheer sagt, auf der Stelle stellt sich der schöngestreifte Buntjack ein und macht vor ihr seine Kratzfüße. Er macht sich gar leidig und freundlich heran, reicht Blumensträußchen, erbietet sich als Diener die Nußbeutel zu tragen und spielt so mit tausend Bücklingen und Heuchlingen und Schmeichlingen[1]) um die Weibsen herum, daß die armen Begigelten[2]) und Behexten nicht wissen, wie ihnen geschieht, und nimmer gewahr werden können, welch ein Hahnenfüßler er ist. Auch kommt er wohl immer ganz wie von ungefähr als feiner, blöder Jüngling, als ein hübscher, unschuldiger Knab, irgend ein buntes Vöglein auf der Hand tragend und sprechend: „Sie sucht Blumen, schöne Jungfer, Sie will Nüsse pflücken — o komm Sie mit mir! Ich weiß, wo schönste Blumen stehen, wo braune Nüsse in Menge hangen.“ Und so lockt er sie fort und führt sie durch Blumen und Nüsse immer tiefer in den Wald und lockt sie endlich auf den Burgwall. — „O da ist eine ganz prächtige Aussicht, schöne Jungfer,“ ruft er, „da kann Sie die schöne Welt mal weit umher überschauen.“ Da oben liegt aber ein kleiner, roter, runder Stein wie zu einem Sitz zurecht gemacht mit einem immergrünen Plätzchen da herum; da hat der Schelm Blumen und Nüsse hingestreut, auch wohl rosenrote Äpfel und Pflaumen, und heißt sie sich setzen und sich des Blicks über die weite Landschaft freuen. Aber siehe! Wie sie herantreten und den Stein berühren, tut sich das grüne Plätzchen auf, und Buntjack und Jungfer und Nüsse und Blumen — alles sinkt plötzlich tief in die Erde hinab, in die unterirdischen Säle, aus welchen es oft so wunderlich herausklingt — und die armen, versunkenen Dirnen kommen nimmer wieder, oder einige kommen auch wohl nach Jahren wieder an das Licht und unter die Menschen, aber sie schämen sich zu sagen, wo sie so lange gewesen sind, und was ihnen widerfahren ist. O wie manche hübsche Jungfer, die mit dem lustigen Buntjack Blumen und Nüsse pflücken ging, hat hier den Blumenkranz ihrer Unschuld verloren! Ich sage so viel, meine Frau ließe ich für alle Schätze der Welt nicht in diesen

[1]) Heucheleien und Schmeicheleien. [2]) Betrogenen.

Busch gehen. Die Jungen, die des Nachts auf den Wiesen die Pferde hüten, erzählen viel von dem Eulen- und Krähengeschrei; aber zuweilen haben sie auch ein Wimmern und Winseln wie tief aus der Erde heraus gehört, und dann haben sie den schwarzen Storch gesehen sich in der Luft über dem Walde mit den Flügeln wiegend und klatschend, als sei ihm das eine Freude. Aber ich weiß nicht, ob man alles so glauben soll; aber gewiß, böses Spiel ist dahinter, wiewohl man glauben soll, daß Gott solches Spiel nicht zuläßt bei denen, die mit den rechten Gedanken und mit frommen Bibelsprüchen in der Brust versehen sind, und wenn sie sich auch unter lauter Teufelsgesindel im düstersten Walde und in einsamster Wüste verirrt hätten."

---

27. Der Freischuß.

Es sind viele Geheimnisse in der Natur und viele geheime Künste. Wer sie hat und sie zu guten Werken und zum Lobe Gottes anwendet, dem bringen sie die Seligkeit; wer sie aber mit vorwitziger Lust gebraucht und einbildisch und hochmütig darauf wird, der gerät in die schwarze Nacht des Aberglaubens und der Verblendung und verliert den hellen und geraden Weg des Himmels. Gefährlich ist es dem Menschen überhaupt, Geheimnisse zu suchen, wenn er nicht Gott sucht. Gottes tiefe Geheimnisse mag er immer und immer wieder suchen mit stillem und gläubigem Herzen und mit züchtigen und verschwiegenen Lippen; und anders wird er sie auch nicht finden.

Zu den verbotenen Künsten gehört auch der Freischuß. Ich habe die Jäger und Förster mancherlei darüber flüstern gehört, auch habe ich Jäger gesehen (mein Vater hatte selbst einmal einen solchen), die sie Freischützen nennen, und vor welchen alle andern Jäger ein Grauen haben, und in deren Gesellschaft, wenn sie mit ihnen zusammen auf der Jagd sind, sie sich wie behext fühlen, daß ihnen entweder das Gewehr

versagt, oder sie nichts treffen können. Ich will nun erzählen, was die Leute hievon erzählen.

Nur Freischützen können den Freischuß verleihen. Unter ihnen ist aber immer ein verborgener und geheimer Altmeister, den sie laden, wenn ein frischer, grüner Jägerbursch Freischütz werden will. Dieser Altmeister und zwei Freischützen, die den Neuling mitbringen, versammeln sich bei Mondschein im grünen Walde. Dort feiern sie ihre Einweihung um die verbotene Mitternacht zwischen zwölf und eins. Der Jüngling wird splinterfasernackt hingestellt, wie Adam im Paradiese stand, damit sie ihn untersuchen und zusehen mögen, ob er einen Fehl habe. Denn ein mit irgend einem Fehl Behafteter, und der nicht mehr Junggesell ist, mag nimmermehr Freischütz werden. Wann er untadelig erfunden worden und sich rein bekannt hat, lassen sie ihn niederknien und halten greuliche Gebete und Beschwörungen über ihn, die ich nicht wieder erzählen darf. Und er selbst muß ähnliche Gebete tun und schreckliche Gelübde und Flüche und Schwüre nachsprechen. Kann er dies nicht freien Mutes vollenden sondern verstummt oder stottert und stammelt in Verzagtheit und gibt sonst Zeichen von Furcht und Angst von sich, so geißeln sie ihn unbarmherzig bis aufs Blut durch und lassen ihn als einen Feigen und Untüchtigen laufen. Es sind aber, wiewohl viele bei der fürchterlichen Einweihung so durchgepeitscht und weggejagt sind, diese greulichen Dinge fast nie zur Klage gekommen noch Freischützen gerichtet worden, weil sie sich wohl in acht zu nehmen wissen. Denn wenn einer sich an einen Freischützen wendet, das heißt an einen, von welchem die Leute sagen, daß er die geheime Kunst habe, und ihn fragt oder Lust bezeigt, in den geheimen Orden aufgenommen zu werden, so hütet dieser sich wohl, mit dabei zu sein, sondern läßt kaum einzelne geheimnisvolle Worte und Winke fallen, tut sehr verlegen und heimlich und nimmt fast die Gebärde eines Erschrockenen an, sagt ihm kaum halbe Dinge und macht einige abgerissene und durchschnittene Andeutungen, als: „Ich weiß nicht recht,“ oder: „Ich weiß wohl einiges, darf's aber nicht sagen,“ oder: „Ich habe wohl sagen gehört, bin aber nie dabei gewesen, da an dem und dem

Kreuzwege, unter dieser und jener Eiche und Buche im Walde, an dem oder jenem Stein sollen die Freischützen um Mitternacht zusammenkommen, und wer eingeweiht und aufgenommen sein will, der muß drei oder vier Neumonde hintereinander um zwölf Uhr des Nachts mit Büchse, Kugel und Schrot sich an einer solchen Stelle einfinden und warten, ob ein Altmeister kommt." Denn dreimal hintereinander müssen sie gehen und kommen und ihre Stunde abwarten und gegen alle Schrecken der Nacht und gegen Gespenster und den Teufel und sein Heer und gegen das eigene Gewissen sich fest zeigen. Darauf erscheint den vierten Neumond der Altmeister nebst zwei Freischützen. Das sind aber gewöhnlich solche, die der Lehrling nimmer gesehen hat, und die er auch nicht leicht bald wieder sehen wird. Und wie sollte er sie auch kennen? Denn sie erscheinen fast immer vermummt, und ließe er sich merken, daß er je einen gekannt habe, so würde er heimlich erschossen und nimmer wieder gesehen. Und weil die Freischützen solche stumme Gerichte halten, darum verschwindet so mancher frische, junge Jägersmann, und weiß kein Mensch endlich, wo er gestoben und geflogen ist. Gewöhnlich sagen dann die Leute: „Er ist in die Welt gegangen, sich in der Fremde etwas zu versuchen;" sie sollten aber sagen: „Er ist aus der Welt gegangen, sich in einer anderen Welt etwas zu versuchen!"

Wenn nun der Altmeister und seine beiden Beisitzer die erste Vorbereitung gemacht haben, und wenn mit vielen heimlichen und entsetzlichen Worten und Gebärden die Beschwörung und Verlobung im Namen des höllischen Fliegenkönigs Beelzebub geschehen ist, muß der junge Schütz sein Gewehr ordentlich laden. Darauf nehmen sie ein Tuch und binden ihm die Augen fest zu, drehen ihn dreimal im Kreise herum und sprechen abermal manche dunkle und greuliche Worte. Ist das geschehen, so hört er dreimal knallen mit dem Ausruf: Schieß ihn! und mit Andeutungen, als gelten ihm die Schüsse. Und zittert er dabei oder zuckt aus Furcht nur einen Finger, so geißeln sie ihn bis aufs Blut und jagen ihn sogleich weg. Hat er aber dies auch tapfer bestanden, so wird ihm die Binde von den Augen genommen, und was

sehen diese Augen dann? An einem Baum sieht er eine Laterne hangen, und unter der Laterne ein großes, weißes Kreuz, frisch in die Rinde gehauen. Dahin aber muß er mit scheußlichen Verfluchungen und Verwünschungen zielen und schießen einmal und zweimal; bei dem dritten Schuß aber, den er tun will, erscheint das Jesuskindlein an der Stelle, wo das Kreuz war, und lächelt so freundlich und holdselig, als wolle es bitten: „Schieß mich doch nicht, du Verblendeter! Ich bin ja das unschuldigste und reinste aller Kinder, die jemals geboren sind, der Heiland der Welt, den du anbeten sollst!“ Hat er diesen dritten Schuß, der nie fehlt, aus seinem Gewehr geschossen, so gehen die drei mit ihm zu dem Baum, und er muß das schöne Kind in seinem Blute liegen und sich zu Tode ächzen und zappeln hören und sehen. Die drei aber lachen und singen schändliche Lieder dazu, und er muß mitlachen und mitsingen. Fällt ihm da das Herz zusammen, oder versagt ihm die Stimme, so wird er weggejagt. Bei dieser letzten und grausamsten Probe entlaufen viele und können sie nicht vollbringen; manche aber, die sich auch des letzten, schwersten Schusses unterstanden, sind bei dem Gewimmer des geschossenen Kindes wahnsinnig geworden und wie Rasende davon gelaufen. Gewiß, manche von den nackten Menschen, welche bei nächtlicher Weile so häufig in Wäldern gesehen werden, und welche die Leute für wilde Wald- und Bergmenschen halten, welche auch zuweilen durch Städte und Dörfer laufen und die Menschen erschrecken, sind wohl solche verunglückte Freischützen. Das göttliche Kind aber, das mit dabei ist, das wißt ihr wohl, ist nicht das wirkliche göttliche Kind, sondern der alte, höllische Affe und Seelenfänger gaukelt so ein Bild hin und läßt den armen, lüsternen Menschen in der alten Apfellust an dem Geheimen sich daran verfangen und versündigen.

Wer nun ein rechter Freischütz ist, der die fürchterlichen Zeremonien ganz durchgemacht und bestanden hat, der besitzt freilich ganz besondere Jägergaben; aber seine andern Gaben will ich nicht mit ihm teilen. Freischütz wird er wohl vorzüglich deswegen genannt, weil niemand ihm sein Gewehr besprechen oder behexen kann, oder auch wohl deswegen, weil

kein Gefrorener[1]) oder Behexter oder durch die siebenfache und siebenundsiebenzigfache Passauer Kunst[2]) Gehärteter vor seiner Kugel stehen bleibt. Andre sagen, Freischütz heißt er wegen der drei freien Schüsse, die er für jede vierundzwanzig Stunden hat. Er kann nämlich jede vierundzwanzig Stunden drei Stück Wildbret oder Geflügel, was er eben haben will, mit seinen drei Freischüssen fällen, ohne daß sie auf dem Felde oder im Walde sichtbar da sind. Denn sie müssen kommen und fallen, so wie er sie in Gedanken aufs Korn nimmt, er schieße bei Tage oder in der Nacht, ins Weiße oder in die leere Luft; ja, wenn er in den Mond hinein hielte, so würden sie aus dem Mond herunterfallen. Das ist nun allerdings eine angenehme und einträgliche Kunst, und solche Jäger, die immer Wild schaffen können, sind deswegen bei großen Herren sehr willkommene und begehrte Leute. Das ist aber auch wahr, daß vor einem rechten Freischützen alles Wild fallen muß, daß ihm in Schußmal[3]) kommt; denn keine Kugel, kein Hagelkorn fehlt, die aus der Mündung seines Gewehrs fliegen. Für die andern Jäger ist es daher in Gesellschaft mit einem Freischützen eine böse Jagd, weil diesem das meiste Wild wie von selbst in den Schuß läuft, oder auch, weil die meisten solcher höllischen Freibeuter tückisch und boshaft sind und den andern die Gewehre behexen und sie auslachen, wenn sie pudeln. Eine eigne Greulichkeit wohnt ihnen aber noch bei, und die muß ich zuletzt erzählen.

Man hat oft gesagt: Wäre Satans Reich einig, so müßte Gottes zerstreutes Häuflein lange untergegangen sein; aber was durch Neid und Bosheit so mächtig ist, kann durch Eintracht und Liebe nicht verbunden sein. Daher sind die meisten satanischen Gesellen und Gesellinnen und die Hexen und Hexenmeister bei aller ihrer Listigkeit und Schlauheit doch durch die Bosheit und Lüge verblendet, daß sie einander meistens nicht erkennen, ja, wohl in dieser Verblendung der eine des andern Arbeit zerstören müssen. Welcher ehrliche Weidmann könnte bestehen, und wie sollte es mit dem Wild-

---

[1]) Unverwundbarer. [2]) Die „Passauer Kunst", ein angebliches Mittel, sich unverwundbar zu machen. [3]) in die Schußlinie.

bret werden, wenn jeder Freischütz seine drei Schüsse täglich gebrauchen dürfte? Das ist ihnen aber von dem Obermeister in der Finsternis verboten, weil sie sein eigenes Reich dadurch mit zerstören würden.

Alle Menschen wissen, daß viele Hexen und Hexenmeister bei Tag und Nacht in ihren Geschäften in Gestalt von Vierbeinen rundlaufen oder im gefiederten Rock der Vögel herumfliegen. Nicht bloß als Affen, Katzen, Füchse, Wölfe, Marder, Iltisse, Wiesel und Hamster laufen sie durch Feld und Wald und schleichen um Häuser, Ställe und Scheunen; nicht bloß als Eulen, Krähen, Raben, Tagschläfer[1]) und Elstern fliegen sie umher — sondern häufig auch dürfen sie in Gestalt frommer und unschuldiger Tiere und Vögel erscheinen, und man sieht sie wohl als Hirsche, Rehe und Hasen laufen, als Ziegen und Ziegenböcke springen, als ehrbare Esel und Eselinnen mit philosophischer Ruhe einherschreiten und als bunte und zierliche Meischen und Zaunkönige flattern. Da ist es nun ganz besonders, daß eine gewisse höllische Heimlichkeit, daß ein gewisser süßer, höllischer Geruch, der frommen Christen als ein süßlich widerlicher Gestank in die Nasen steigt, kurz daß eine eigene höllische Witterung auch bei der Unwissenheit, was Gefährliches dahinter stecken könne, solche Genossenschaft des satanischen Bundes oft mit unwiderstehlicher Gewalt zusammenlockt. So muß zum Beispiel solche verkappte Satansgilde, wo sie Freischützen wittert, ihnen in den Schuß laufen und fliegen, und auch die Freischützen werden von einem heftigsten Gelüst verlockt, gerade solche verkleidete Tiere und Vögel zu schießen, und können es oft nicht lassen, einen Freischuß auf sie abzuknallen, wie streng und hart der schwarze Obermeister es seinen Leuten auch verboten und verpönt hat. Welche Hexe und Hexenmeister so von ihrem Schuß getroffen werden, die müssen, wenn sie nicht gleich auf den Tod verwundet sind, ihr Lebenlang in der Gestalt rundlaufen oder rundfliegen, die sie trugen, als der bezauberte und mächtige Schuß sie traf. Daher sind manche Wölfe, Füchse und Katzen, solange sie leben, Hexen und Hexenmeister, weil sie nach solchem Schuß

[1]) Nachtschwalben.

aus der verwandelten Gestalt nicht wieder herausspringen können. Wenn sie aber von gewöhnlichen Jägern geschossen und verwundet werden, müssen sie zwar die Wunde oder Verstümmelung an dem Gliede tragen, das getroffen und verletzt ward, aber sie können sich wieder in die Menschengestalt zurückverwandeln. So hat auch das listigste und klügste Regiment seine Gebrechen, und Satans Reich muß sich selbst Zaum und Gebiß anlegen.

---

28. Thrin Wulfen.

Nicht weit von Schoritz[1]), zwischen Schoritz und Pudmin, an dem Wege, wo man von Garz nach dem Zudar fährt, lag einst ein kleines Dorf, das hieß Güntz, worin ein paar Bauern wohnten, die nach Schoritz zu Hof dienten. Die sind aber ganz zerstört mit Häusern und mit Gärten, so daß man dort keine Spur mehr sieht, daß jemals Menschen dort gewohnt haben. In diesem Dorfe Güntz wohnte ein Bauer, der hieß Jochen Wulf, der hatte eine Frau, und die hieß Thrin; das war eine arge Hexe, von deren losen Künsten und bösen Streichen die Leute noch heute zu erzählen wissen. Daß sie aber eine Hexe war, konnte man ihr anmerken an ihrer außerordentlichen Freundlichkeit und Leidigkeit, woraus List und Schelmerei oft hervorlächelten, und an den schönen und leckeren Sachen, die sie immer bei sich trug, und womit sie die Hunde und kleinen Kinder an sich lockte. Davor hat den Leuten auch gegraut, daß ihr, wohin sie immer gekommen, die Katzen von selbst auf den Schoß gesprungen sind, was diese Tiere, die eben keine Menschenfreunde sind, sonst nimmer mit Fremden tun. Denn durch die Kinder und durch Leckereien, die sie den Kindern geben, und durch Sälbchen und Kräuterchen, womit sie bei Kinderkrankheiten immer gleich zur Hand sind,

---

[1]) Schoritz ist Arndts Geburtsort; dort lebte sein Vater bis 1775 als Verwalter des Grafen Putbus.

drängen sich die alten Hexen in alle Häuser, und Hunde und Katzen dürfen sie nicht zu Feinden haben, weil ihre Arbeit meistens des Nachts ist, wo die andern Christenmenschen schlafen. Doch merkten die Leute ihr und ihrem Manne ihr heimliches und verbotenes Handwerk dadurch an, daß sie sehr reich wurden, und daß der Bauer Wulf dreimal soviel Korn und Weizen verkaufen konnte als seine Nachbarn, und daß seine Pferde und Kühe, wenn er sie im Frühling ins Gras trieb, so glatt und fett waren wie die Aale, und als ob sie aus dem Teige gewälzt wären. Auch sagten alle Leute, sie habe einen Drachen, und den haben sie des Nachts oft auf ihr Dach herabschießen sehen, wo er ihr Raub und Schätze von andern zutrug. Das ist auch gewiß, und viele Leute haben es erzählt, die bei nächtlicher Weile bei Güntz vorbeigegangen sind, daß es dann auf dem Wege oft geknarrt und geseufzt hat, wie die Räder an schwerbeladenen Wägen knarren und seufzen. Da haben die Leute sich umgesehen oder sind aus dem Wege gesprungen, damit sie nicht überfahren würden; sie haben aber weder Pferde noch Wagen gesehen, und es ist ihnen ein entsetzliches Grauen angekommen. Das ist aber auch der alte, heimliche Drache gewesen, der den Nachbarn die Garben gestohlen und sie in des Wulfs Scheunen hat einfahren lassen. Daß die Thrine Wulfen eine arge Wetterhexe war, hat man am meisten auf der Weide und Brache an dem jungen Vieh sehen können. Wenn sie einmal unter eine Herde kam, gleich streckte ein Kalb alle viere von sich und hatte den Frosch[1]), oder ein paar Dutzend junge Gänschen machten nicht zum Vergnügen den Drehhals, oder einige Lämmer und Jährlinge wurden Kopfhänger und Kopfschüttler, oder eine Schar Säue tanzte den Dreher. Sie gebärdete sich bei solchem Anblick, als tue es ihr sehr leid (die alten Hexen aber können es nicht lassen, junges, freudiges Vieh zu behexen, und wenn es ihr eigenes wäre), und sie sagte den Hirten oder Nachbarn, sie habe und wisse manche heilsame Mittel gegen solche Übel; sie sollen nur zu ihr kommen und sich eine Salbe holen und die kranken Tierchen damit bestreichen, gleich werde es

[1]) krankhafte Geschwulst am Gaumen oder unter der Zunge.

dann besser mit ihnen werden. Das haben einige getan, und wirklich hat es stracks geholfen, aber den meisten hat gegraut, über ihre Schwelle zu treten, und da hat das liebe Vieh denn dran gemußt. Alle aber haben sich zugeflüstert, Thrin Wulfen habe sie behext und ihnen den Schabernack angetan. So zum Beispiel hatte sie eine Frau, welche sich mit ihr erzürnt und sie eine alte Wetterhexe gescholten hatte, in ihrem eignen Hause festgezaubert, daß sie nicht über die Schwelle zu gehen wagte und alle Türen und Fenster dicht versperrt hielt. Denn sie glaubte, sie sei in eine Erbse verwandelt, und jeder Vogel, der vorüberflog, war ihr so fürchterlich, daß sie bei seinem Anblick schrie, als fliege ihr Tod heran, ja daß sie bei dem Ton eines Gefieders aus der Luft schon in Ohnmacht fiel und mit Händen und Füßen zappelte; für die Enten, Hühner und Tauben aber in ihrem Hofe war der Jüngste Tag gekommen, und sie hatte ihnen allen sogleich beim Beginn ihrer Krankheit die Hälse umdrehen lassen. Auch hatte die alte Bösewichtin es dem Mann dieser Frau angetan, daß er wie ein kindischer und besoffener Narr tanzen mußte, sobald er einen Ziegenbock springen sah. Und dies ist allen Leuten lächerlich und ärgerlich anzusehen gewesen, und das ärgste dabei ist noch gewesen, daß die Einfältigen vor dem Mann eine Art Grauen bekommen haben, als sei er auch von der Ziegenbocksgesellschaft und von den Blocksbergfahrern; die Klugen aber haben wohl gewußt, von wem diese Bockssprünge herrührten, doch keiner hat es ihr beweisen können. Und man kann wohl denken, wie die alte Bosheit in sich gelacht hat, daß der unschuldige Mann für ihren Gesellen gehalten worden ist. Ihr Vieh war immer das fetteste und mutigste in der ganzen Dorfherde, und man konnte an vielen Zeichen sehen, daß der Teufel sein Spiel damit hatte; denn fast nie ist ein Stück davon krank worden, und sie hat ihnen solche Kraft und Stärke angezaubert, daß von ihren kleinsten Kälbern die größten Ochsen sich stoßen ließen, und daß ihre Ferkel die wütendsten Eber aus dem Felde schlugen.

Auch haben die Leute sie in mancherlei Verwandlungen umherlaufen und herumfliegen gesehen, aber niemand hat sich unterstanden, sie anzupacken oder ihr etwas zu tun; auch

haben sie die allerwunderlichsten, bunten Hunde und Katzen und sogar Füchse und Wiesel bei Tage und bei Nacht um ihren Hof laufen gesehen, aber keiner hat sie angetastet; sie wußten wohl, aus wessen Stall dieses gefährliche Vieh war. Von Elstern und Krähen aber hüpften immer ganze Scharen auf ihrem Hofe und ihren Dächern, und von ihrem einzigen Hausgiebel uhuheten des Nachts mehr Eulen denn von allen Häusern und Dächern in Swantow und Pudmin zusammen.

So ist sie in der Nachbarschaft viel herumgestrichen und herumgeflogen auf Schelmstücke und Diebsschliche, und es ist ihr lange genug glücklich gegangen. Der Pastor zum Zudar, der Herr Manthey hieß, hat die meiste Not mit ihr gehabt, und auch wohl deswegen, weil er dem Bösen selbst den Krückstock reichte, womit er ihn überholen konnte, da er mehr ins Buch der vier Könige guckte[1]) als in Bibel und Evangelienbuch. Einmal ist Thrin Wulfen zu seiner Frau gekommen und hat ihr ein Stieg Eier gebracht, und sie und die Frau Pastorin haben einander viel erzählt und sind sehr herzig und heimlich miteinander geworden, so daß die Frau Pastorin endlich die Thrin, als sie Ade gesagt, umhalst hat. Da ist ihr aber geschehen, daß sie vor Schrecken ohnmächtig geworden und wie tot hingefallen ist. Denn was hat sie gesehen? Vor ihren sehenden Augen und unter ihren greifenden Händen ist die Thrin plötzlich eine rote Füchsin geworden und hat ihr mit den Vordertatzen die Wangen gestreichelt und mit der Schnauze das Gesicht geleckt und dabei recht fürchterlich greinig und freundlich ausgesehen. Das hat die Pastorin später vielen Leuten erzählt; wie es aber weiter geworden, hat sie nicht gewußt; denn als sie wieder zur Besinnung gekommen, war die Thrin weg und auch keine Spur von ihr und der roten Füchsin mehr da als der Geruch der füchsischen Küsse in ihrem Gesichte und ein paar leichte, rote Streifen, womit sie sie bei der umhalsenden Liebkosung gekratzt hatte. Zuerst hat die Frau Manthey die Geschichte aus Furcht verschwiegen und erst nach Verlauf von Jahren erzählt. Auch Pastor Manthey ist inne geworden, daß er gegen die losen und leichten Künste

[1]) Karten spielte.

der Thrin sich nicht mit der gehörigen, geistlichen Rüstung gewaffnet hatte, und daß sie an ihn durfte; er hat bemerkt, daß ihm ein Dieb an seine Schinken und Würste kam, und das ist auch die Thrin gewesen. Denn wie manche Nacht ist sie als Katze in Wiemen[1]) und Keller und Speisekammern geschlichen und hat sich eine Wurst, eine Spickgans oder ein Stück Schinken nach Hause getragen! Endlich war es ruchtbar geworden, daß man oft eine unbekannte, graue Katze durchs Dorf laufen gesehen, und daß auch andern Leuten auf eine ähnliche, unbegreifliche Weise manches abhanden gekommen war. Da lauerte der Pastor des Abends und in der Frühe oft genug auf mit einem geladnen Gewehr; aber nimmer hat er den schleichenden Dieb erwischen können. Endlich aber ist ihm die Katze mal in dem Garten in den Wurf gekommen, als er Sperlinge schießen wollte, und er hat ihr unverzagt aufs Leder gebrannt und sie mit humpelndem Fuß über den Zaun springen und jämmerlich miauen gehört. Der Schäfer aber, der hinter dem Garten eben mit den Schafen vorbeitrieb, als der Mantheysche Schuß fiel, hat erzählt, es sei neben ihm ein altes Weib über den Weg hingehinkt, die habe jämmerlich gewinselt und geheult, und sie habe ihm geklagt, des Krügers großer Hund habe ihr den Fuß blutig gebissen. So sei sie über die Zudarsche und Schoritzer Heide fortgehumpelt, und man habe ihr Gewinsel noch lange aus der Ferne hören können. Und das war wirklich die Thrin aus Güntz gewesen; der Pastor hatte ihr das linke Bein durchschossen.

Dieser geistliche Schuß gab einen großen Glückswandel. Thrin lag wohl ein Vierteljahr elend im Bette; dann sah man sie wieder, aber sie humpelte mit einem lahmen Beine und erzählte den Leuten, sie sei beim Äpfelschütteln vom Baum gefallen und habe sich dabei das Bein verrenkt. Nun ging es ihr aber schlimm. Weil sie nicht mehr so flink auf den Füßen war als sonst, so konnte sie, wann die Begier zu hexen mit plötzlicher Lüsternheit in ihr aufstieg, nicht mehr geschwind zu andern oder zu Fremden kommen sondern mußte ihr Eigenes behexen. Da ward denn fast täglich irgend etwas

[1]) Rauchfang.

verdreht, gelähmt oder umgebracht. Bei Tauben, Hühnern und Gänsen fing es an, und mit dem großen Vieh hörte es auf. Und wieviel der alte Jochen Wulf sie auch prügelte, das half alles nichts; die Hexenlust ist ein unauslöschlicher und unbezwinglicher Trieb. Als also alles Federvieh verdorben oder erwürgt war, da ist die Kunst über die Ferkel und Lämmer hergefahren, darauf an die Kälber und Schafe, endlich an die Kühe und Pferde. Der Bauer hat nun immer wieder neues Vieh kaufen müssen, und in solcher Weise ist in ein paar Jahren der Reichtum vergangen und das ungerechte Teufelsgut zerronnen. Ja, ihr eignes, einziges Kind hat sie zum Krüppel hexen müssen; und der alte Wulf ist aus Angst, daß ihm zuletzt ähnliches widerfahren möge, in die weite Welt gegangen und ist auf immer ein verschollener Name geblieben. Einige erzählten aber, die Thrin habe ihn verwandelt und habe wegen seiner Sünde die Macht dazu gehabt, weil der alte Schelm um ihre Hexerei gewußt und die Früchte davon gehehlt und mitgenossen habe; und so müsse er nun als ein greulicher Werwolf rundlaufen und die alten Weiber und Kinder erschrecken. Die Thrin aber sei nach der Flucht des Wulf als eine arme Bettlerin aus der Wehr[1]) geworfen und habe zuletzt in Pudmin gewohnt, sei aber zuzeiten immer noch hin und wieder als eine lahme Katze oder Füchsin umgegangen oder habe als eine lahme Elster auf Bäumen und Dächern herumgehüpft; endlich aber sei sie vor das Gewehr eines Freischützen geraten, wodurch die Katzengestalt für immer festgemacht worden. So haben viele Leute sie öfter als eine wilde, graue Katze an dem Güntzer Teiche sitzen gesehen, auch als kein Haus mehr dastand; auch haben andere es dort um die Mitternacht häufig miauen und prusten und pfuchsen[2]) gehört, daß ihnen vor Grauen die Haare zu Berge standen.

---

[1]) eigentlich die zur Bewirtschaftung eines Hofes notwendigen Tiere und Gerätschaften; hier soviel wie der Hof selbst. [2]) fauchen.

---

29. Der Rabenstein.

Es gibt viele absonderliche und wunderseltsame Geschichten und Dinge in der Natur, von welchen kein Mensch begreift, wie sie sich begeben und zusammenhangen, und sind doch da. Und wenn die Menschen sie erzählen hören, erstaunen sie und erschrecken, aber wissen können sie sie nicht. So ist es auch mit dem Rabenstein, wovon viele erzählen, aber keiner etwas Gewisses weiß; daß es aber Rabensteine gibt, das weiß man wohl.

Ihr habt auch wohl von Diebslichtern gehört. Die sind fast eben wie der Rabenstein und wie andre unsichtbare Diebslaternen. Es ist aber greulich zu erzählen, wie Diebslichter gewonnen werden. Sie sind die Finger von ungebornen und unschuldigen Kindlein; denn die Finger von schon gebornen und getauften Kindern kann man dazu nicht gebrauchen. Wenn eine Diebin oder Mörderin sich selbst erhängt oder ersäuft hat oder gehängt oder geköpft worden ist und ein Kind in ihrem Leibe trägt, dann mußt du hingehen um die Mitternacht auf des Teufels Straßen und nicht auf Gottes Straßen, mit Beschwörungen und Zaubereien und nicht mit Gebet und Segen und mußt ein Beil oder Messer nehmen, das von Henkershänden gebraucht ist, und damit den Bauch der armen Sünderin öffnen, das Kind herausnehmen und seine Finger abschneiden und zu dir stecken. Aber solches muß durchaus um die Mitternacht vollbracht werden und in vollkommenster Einsamkeit und Schweigsamkeit, so daß auch kein leisester Laut, ja kein Ach und kein Seufzer über die Lippen des Suchenden gehen darf. So gewinnst du Lichter, die, wann du willst, brennen und, wie kurz sie auch sind, doch nimmer ausbrennen sondern immer gleich lang bleiben. Diese Zauberlichter haben die sonderliche Natur und Eigenschaft, daß sie augenblicklich brennen, wie und wo ihr diebischer Inhaber nur denkt oder wünscht, daß sie brennen sollen, und ebenso geschwind als sein Wunsch und Gedanke erlöschen. Durch ihre Hilfe kann er in der dichtesten, finstersten Nacht, wann und wo er will, alles sehen; sie leuchten aber nur für

ihn und für keinen andern, und er selbst bleibt unsichtbar, wenn sie auch alles andre hell machen. Dabei sitzt noch die Greulichkeit in ihnen, daß sie eine geheime Gewalt über den Schlaf haben, und daß in den Zimmern, wo sie angezündet werden, der Schlafende so fest schnarcht, daß man zehn Donnerbüchsen über seinem Kopf losknallen könnte und er doch nicht erwachte. Denke, wie lustig sich da stehlen und nehmen läßt!

Auf diese Weise werden die Diebslichter gewonnen und gebraucht aber anders der Rabenstein und nicht so greulich, wiewohl auch ein vom Satan und von seinen Gelüsten verblendetes und verhärtetes Herz dazu gehört, sich den Rabenstein in die Tasche zu schaffen. Dies ist aber der Rabenstein, und auf folgende Weise wird er gewonnen:

Die Raben, Krähen, Adler und andre solche Vögel, welche scharfe Schnäbel und Klauen haben und von Gott auf den Raub angewiesen sind, sagen die Leute, werden sehr alt und leben wohl zweihundert und dreihundert Jahre, also viel länger als die ältesten Menschen. Wenn nun ein Rabenpaar hundert Winter miteinander gelebt und geheckt hat, dann legt es erst den Rabenstein und (wie sie sagen) alle zehn Winter einen neuen Stein. Dieser Rabenstein soll nach der Sage aus den Augen der Diebe herauswachsen, welche die Raben am Galgen ausgehackt haben; und das müssen die Raben an vielen hundert Dieben getan haben, ehe sie einen solchen Wunderstein legen können. Er ist von der Größe einer welschen Nuß oder eines Rabeneies, ganz rund und glatt und feurigrot wie ein Karfunkelstein; und die Raben legen ihn in der letzten Nacht des Hornungs[1]); denn noch im Winter legen sie ihre Eier, und im ersten Frühling, wann es noch reift und friert, haben sie schon befiederte Jungen. Es hat aber dieser grausige Wunderstein zwei Eigenschaften: die erste, daß er in der Nacht leuchtet wie eine Sonne und alles umher hell, seinen Träger aber unsichtbar macht, so daß sich herrlich mit ihm stehlen läßt; die zweite, daß er zu Galgen und Rad hinlockt.

---

[1]) Februars.

Wer einen Rabenstein suchen und fangen will, der muß in die hohen Forsten suchen gehen, wo die großen, himmelhohen Bäume stehen; denn auf den schlankſten und schierſten Fichten, Eschen und Buchen, welche der gewandteste Matros' nicht leicht erklettern kann, baut der kluge Vogel Rabe sein Nest. Da muß er lauschen und lugen, wo er Rabentöne aus hoher Luft klingen hören und Rabennester entdecken mag, und zwar an solchen Tagen, wo Schnee gefallen ist; denn dann kann er allein die rechten Nester finden. Er mag nämlich alle Nester ruhig sitzen lassen, unter deren Bäumen Schnee liegt; denn in solchen ist kein Rabenstein. Der Rabenstein nämlich ist so warm von oben, daß es unter seinem Neste nimmer friert noch taut, und daß der Schnee in der Minute vergeht, in welcher er fällt. Aber wer dies auch weiß, kann doch wohl hundert Jahre in allen Wäldern und unter allen Bäumen herumlaufen und sich die Augen aus dem Kopfe gucken und findet doch das Nest mit dem Rabenstein nicht. Denn das Glück oder gottlob! leider der Teufel läßt sich nicht immer so leicht greifen, als die einfältigen Leute sich einbilden. Denn überhaupt sind wenige Raben in der Welt, und von diesen wenigen wie wenige werden hundert Jahre alt oder gar zweihundert und dreihundert, weil strenge Winter, wilde Buben, Jäger und mächtigere Raubvögel die meisten in der Jugend verderben — und ferner, wie schwer auch sind die Rabennester zu finden, da der Rabe nur einen Klang oder Ton macht, wann er in hoher Luft fliegt oder auf dem Aase sitzt oder im Neste angegriffen wird, sonst aber der verschwiegenste und einsamste aller Vögel ist! Hat nun auch einer einmal einen solchen Baum gefunden, so will es noch ein rechtes Löwenherz, ja Satansherz dazu, den Rabenstein aus dem Neste herunterzuholen. Denn hört, wie das geschehen muß:

Wer den Rabenstein haben will, der muß in der letzten Nacht des besagten Hornungs in den Wald gehen, wo der Baum mit dem hoffnungsvollen Neste steht. Er muß ganz einsam und allein kommen, und auch keine Menschenseele muß wissen, wohin und wofür er ausgegangen ist; und auch keinen Laut, nicht einmal ein Hüstchen oder ein Seufzerlein darf er

von sich geben. Auf die Glocke der Zeit muß er acht geben und genau um die Mitternachtsstunde zur Stelle sein; denn nur in der Gespensterstunde, zwischen zwölf und eins in der Nacht, läßt der Stein sich gewinnen. Dann muß er sich so splinterfasernackt entkleiden, wie Adam weiland im Unschuldkleide der Natur im Garten Eden gestanden ist; und in diesem Naturkleide muß er nun den Stamm hinaufklettern und zitternd und bebend im Sinn behalten, daß er keinen Ton vernehmen lassen darf; denn alsbald ihm auch nur der leiseste Laut entführe, würde er gleich des Todes sein. Aber nun merkt euch hiebei wieder des Teufels List! Wenn er den armen, gierigen Kletterer bis oben zur Spitze hinaufgelockt hat, wo das heillose Nest sitzt, dann darf er nicht hineinschauen und sich den leuchtenden Stein aussuchen, sondern er muß sich nun noch dreimal um den Stamm herumschwingen, die Augen zutun und blind hineingreifen, und was sein Finger zuerst berührt, das muß er behalten. So hat sich's oft begeben, daß manche mit einem faulen Ei heruntergekommen sind und für alle Angst, Arbeit und Schmerzen nur Spott gehabt haben. Es bringen es überhaupt wohl wenige zustande mit dem Rabenstein, unter Hunderten, die ihn begehren, wohl kaum einer. Denn alles ist dabei halsbrechend und ungeheuer. Den meisten vergeht gewiß schon die Lust, wenn es um die kalte, tote Mitternacht an das Auskleiden gehen soll, und sie nehmen in der Angst die Flucht und haben dann gewiß das Geschwirr und Gesurr des höllischen Nachtgesindels im Nacken hinter sich. Auf diese Weise hat mancher freche und verwegene Bursch Schuh und Stiefeln, Rock und Hut verloren und den Leuten hinterher von Dieben und Räubern erzählt, die ihn so bis aufs Hemd ausgezogen haben; die guten Leute hätten diese Räuber und Kleider und Schuh aber unter dem Rabennest finden können. Viele erfrieren und ermatten auch, indem sie den Stamm kaum halb hinaufgeklettert sind, oder können es vor Schmerz nicht länger aushalten, denn es geht dabei wohl an ein ehrliches Schinden der Knie, Schenkel und Arme; und so müssen sie endlich mit Schimpf zurück kriechen oder fallen auch wohl gar jämmerlich herunter. Das bleibt aber wahr, wenn sie auch oben bis zur äußersten Spitze und zum

Neste gelangt sind, dann wird's erst recht teuflisch und gefährlich. Nun in der Mattigkeit und Angst den vollen Verstand behalten und den Ton so bezwingen, daß auch kein Laut aus der Brust dringt, die Augen zutun, sich dabei dreimal um den Stamm schwingen und dann mit der Hand ins Nest fahren und den letzten Glücksgriff tun — das ist wahrhaftig nicht jedermanns Ding. Dabei stürzen noch die meisten herunter und brechen den Hals, besonders wenn es ihnen zu mächtig wird, und sie doch stöhnen oder murmeln. Dann ist es um sie getan. Sowie auch nur der leiseste Laut fast nur atmet, geschweige klingt, ist sogleich ein ganzes Heer da, das mit zu dem Satansgaukelspiel gehört. Viele hunderttausend Raben füllen plötzlich mit ihrem Gekrächze die Luft und umflattern den armen Sünder und fallen mit Flügeln, Klauen und Schnäbeln so dicht auf ihn, daß er herunter muß, er mag wollen oder nicht. Da geht's denn zuletzt an den Sturz und an ein Hals- und Beinbrechen (denn wäre der Kletterer ein Löwe von Mut und Stärke, er muß herunter), und mit den Augen und einem bißchen von Wangen und Nase nimmt die Gesellschaft gleich fürlieb. Dies sind die Geschichten, wovon man so oft hört, die man auch oft in Zeitungen liest, wo auf die vermeinten Mörder gelauscht und gefahndet werden soll; ein junger Jägerbursch oder Handwerksbursch sei nackt und zerrissen und zerfleischt im Walde gefunden, von Räubern ausgeplündert und erschlagen oder von zuckenden Bären und Wölfen zerrissen. Er hat sein mitternächtliches Wagstück mit dem schwarzen Federvolke so bezahlen müssen, und die Räuber, Mörder und reißenden Tiere haben weder Knüppel und Pistolen noch Zähne und Tatzen geführt.

Und nun will ich auch eine Geschichte erzählen von einem, der den Rabenstein besessen hat, und was er ausgerichtet, und wie es mit ihm geendet hat.

Vor langer, langer Zeit lebte zu Boldevitz auf Rügen ein reicher und vornehmer Herr, der vieler Kaiser und Könige und Potentaten in schweren Fällen Kriegsobrister gewesen war, der hieß Herr Friedrich von Rotermund[1]). Dieser brachte aus

[1]) Die Familie von Rothermund besaß früher in der Tat das Gut Boldevitz bei Gingst auf Rügen.

der Türkei oder aus der Tatarei, kurz aus den Heidenländern, wo sie Weiber kaufen wie bei uns die Pferde, ein wunderschönes Weib mit, von welcher kein Mensch wußte, ob sie eine Heidin oder Christin war. Sie war aber nicht sein eheliches Weib sondern seine Kebsin. Mit dieser hatte er ein Feierabendskind[1]), und das war ein Knabe und hieß auch Friedrich. Es war aber kein Friedrich, sondern ein rechter Kriegerich; denn der Krieg und die Wildheit steckte darin, und er war von keinem Schulmeister noch Züchtiger zu bändigen, sondern ging durch wie ein kosakisches oder tatarisches Pferd. Er war aber schön wie Sonnenschein und stark wie Eichbäume und bei all seiner Wildheit den Menschen über die Maßen angenehm und gefällig, so daß jeder den Buben gern hatte. Nach seines Vaters Tode, als er fünfzehn Jahre alt war und nun einem älteren Bruder gehorchen sollte, welcher der Sohn der echten Ehefrau des alten Rotermund war, ertrug er die strengere Zucht nicht sondern entlief und kam nach der Insel Hiddensee und ging von da zu Schiffe in alle Welt hinaus und ward ein gewaltiger Matros'. Als er sich das muntre Seeleben ein halbes Dutzend Jahre versucht hatte, ist er einmal wieder nach Stralsund gekommen und von da zu Hause nach Bergen in Rügen, wo seine Mutter wohnte. Und seine Mutter und andere Freunde haben ihn dort beredet, er solle auf dem Lande bleiben, welchem Gott feste Balken untergelegt hat, und das unstete und unsichere Meer verlassen. Und er ist zu einem Förster in die Lehre gegangen, daß er das fröhliche und lustige Weidwerk lernte, und bald ein flinker und hübscher Jägerbursch geworden, vor welchem die Weiber und Mädchen in den Türen und Fenstern stillstanden und ausschauten und freundlich nickten und grüßten, wann er vorüberging; denn er ist wohl einer der schönsten und reisigsten Menschen gewesen, die man weit und breit sehen konnte. Hier hat er nun aber, wie es oft bei den Weidmännern geschieht, mancherlei verbotene Künste gelernt, ist ein Freischütz geworden und hat sich den Rabenstein geholt. Dies war dem mutigen Matrosen nur ein Spiel gewesen, welchem im wildesten Sturm

[1]) uneheliches Kind.

nimmer ein Mast zu hoch noch zu glatt gewesen, daß er ihn nicht erklettert und von seiner Spitze dem heulenden Meer fröhlich in den offnen Todesrachen geschaut hätte.

Fritz Rotermund (so nannten ihn die Leute) hat sich nun von seinem Funde des Rabensteins nichts merken lassen sondern seinen karfunklischen Diebsschlüssel gar lustig gebraucht; doch weil er von Natur sehr gutherzig und freundlich war, hat er keine sehr greuliche Taten getan sondern solche, welche die leichtsinnige Jugend oft nur lustige Streiche nennt. Weil er mit seinem Stein unsichtbar in alle Häuser und Kammern gehen konnte, so hat er freilich die lustige Gabe genutzt aber nie keinem ehrlichen oder armen Menschen nur einen Heller genommen; sondern wo er einen bösen, ungerechten Herrn wußte, der auf seinen Schätzen lag, die er aus dem Schweiß und Blut seiner geplagten Untertanen zusammengepreßt hatte, oder einen Filz und Wucherer, der unersättlich die letzte Habe der Kleinen und Geringen im Volk verschlang, da hat er fleißig eingesprochen und ihre Kisten und Beutel etwas leichter und schlaffer gemacht. Das ist aber besonders an ihm gewesen, daß er von solcher Diebsbeute fast nie etwas für sich behalten sondern es fast alles hingetragen hat, wo er arme und notleidende Alte und hungrige und verlassene Kindlein gewußt hat. Da ist er nächtlich und mitternächtlich, wo alle Augen der tiefste Schlaf geschlossen hielt, in die Häuser geschlichen und hat die silbernen oder goldenen Gaben auf Tische, Betten und Wiegen hingeschüttet, daß die Leute, wann sie erwachten, erstaunten und die Hände zusammenfalteten und beteten. Denn sie konnten nicht meinen, daß eine unsichtbare Diebshand die wohltätige Verteilerin gewesen sei, sondern mußten glauben, es sei von oben gekommen, und ein Englein vom Himmel habe es ihnen ins Haus getragen. Und so ist in den Städten und Dörfern, welche der Förster Fritz besuchte, mancherlei Gerede entstanden zugleich von verwegenen Dieben und von wohltätigen Engeln, wie denn Gottes Reich und Satans Reich und die Gespräche darüber hier auf Erden immer mitsammen sind. Aber noch viele andre Schalkstreiche hat der lose Fritz verübt, der leicht wie der Wind allenthalben aus und ein schlüpfen konnte; und was würden die Türen

und Fenster, wenn sie Mund hätten, von ihm nicht alles zu erzählen wissen! Doch das darf ich nicht alles erzählen, weil es sich hier nicht schickt; und auch die andern Possenstreiche alle könnte ich nimmer auserzählen, die er zu Weihnachten und Fastnacht und bei Hochzeiten, Tänzen und Mummereien als der unvermummte und doch unsichtbare Gast gespielt hat.

Eine Not aber hat Fritz bald in dem Rabenstein gefühlt, die eine schwere Not war, und die als eine Teufelsplage der verbotenen Kunst anhangt. Weil nämlich der Rabenstein aus Galgenvögeln und Galgenaugen geboren wird, so hat er einen heimlichen und unüberwindlichen Trieb zu Galgen und Rad in sich, eine Witterung, die seinen Träger und Besitzer treibt, daß er mit dabei sein muß, wann es an solchen hohen Stellen etwas zu tun gibt. Wenn daher auf der Insel in einem Hochgericht und an einem Galgen einer geköpft oder gehängt werden sollte, so trieb's ihn mit Teufelsgewalt und wie auf Windesflügeln hin; er mußte mit dabei sein, und sollte er drei, vier Meilen in zwei Stunden laufen, daß dem Atemlosen die Zunge aus dem Halse hing. Das war aber noch viel schlimmer und grausiger, daß er die Geburtstage und Jahrestage der gerichteten armen Sünder mitfeiern mußte. An dem Jahrestage der Hinrichtung nämlich versammeln sich die Geister der Gerichteten, damit sie ihren nächtlichen Totentanz um die Hochgerichte halten; und diesen Tanz begehen sie um die grausige Mitternacht, und da müssen alle die mitfeiern und mittanzen, welche den Rabenstein haben. So mußte denn auch Fritz manche liebe Nacht, wo er gern anderswo geweilt oder geschlafen hätte, im Hagel und Schnee, im Sturm und Donnerwetter hinaus in das wilde Weite und über Heiden und Felder gleich einem Kain zu Galgen und Hochgericht fortsausen und den schaurigen Tanz mittanzen, bis ihm oft der Atem schier auszugehen anfing; denn seine Mittänzer und Mittänzerinnen hüpften begreiflicherweise auf den allerleichtesten Füßen einher. Und die Leute konnten ihm die Reise zu einem solchen nächtlichen Ball wohl anmerken, und daß ihm irgend was Unrechtes widerfahren war, denn er sah acht, vierzehn Tage nachher noch bleich und krank aus; er aber schüttelte alle fremde Bemerkungen und Fragen leicht von sich

ab, machte irgend einen Scherz oder Wind darüber und sagte: „Ei was! Ihr Siebenschläfer, die ihr euch jeden Abend zu regelmäßiger Zeit auf eurem weichen Pfühl hinstreckt, könnt euch wohl rosige Wangen und dicke Bäuchlein anschnarchen; aber mit dem Jäger ist es gar anders bestellt, der muß viel ein nächtlicher Gesell sein; Füchse, Marder, Ottern und anderes Wild, das euch die warmen Pelze liefert, fängt und belauert man nicht beim Sonnenschein. Man stößt da auch wohl zuweilen auf etwas, das nichts taugt, aber das schüttelt ein tapfrer Jäger auch wieder ab, und die tüchtigen und geheimen Jägerkünste zu lernen und die tapfern Jägergeschichten zu bestehen, dazu gebricht euch das Herz."

So hatte Fritz Rotermund es manches liebes Jahr getrieben und hatte wohl frisch und lustig gelebt und für Tänze und Gelage und Spiel und schöne Mädchen immer Geld in der Tasche; aber reich war er nicht geworden, denn volle Taschen konnte er nicht leiden. Er war bisher mit seinem grünen Rock zufrieden gewesen und immer noch ein Jägersmann geblieben; da begab sich aber von ungeschicht[1]) etwas, das den wilden Jäger zu einem zahmen Edelmann machen sollte, und das war dieses:

Im Kriege zur Zeit des Königs Karolus*) waren bei der Stadt Bergen zwei Juden gehängt, die man als Pferdediebe ertappt hatte. Sie hatten dort schon ein Jahr an dem Galgen gebaumelt, als Fritz Rotermund zur Jahresfeier heraus mußte, um zu lernen, wie auf hebräisch um Galgen und Rad getanzt wird. Und da hat er einen recht geschwinden, davidischen Reigen tanzen gelernt, denn die jüdischen Geister hatten sich in einem so schnellen, asiatischen Schwunge herumgedreht,

---

[1]) von ungefähr. *) In Schweden und in den damals schwedischen deutschen Ostseelanden ist dieser König Karolus (Karl XII.) gleich dem Iskander der Morgenländer und unserm Friedrich Rotbart auf dem Kyffhäuser wenige Jahrzehnte nach seinem Tode ein mythischer Name geworden. Alles längst vergangene Ungeheuere und Gewaltige reiht sich unter solche Namen; ob ein Jahrhundert oder einige Jahrtausende rückwärts oder vorwärts gerechnet werden müssen, was kümmert das das Volk, welches für das Poetische und Mythische eine wahrhaft göttliche Zeitrechnung hat, das heißt: nach dem gewöhnlichen Maße gemessen gar keine.

daß er (was ihm noch nie begegnet war) ermattet in Schlaf hingesunken und erst erwacht war, als das Morgenrot den Ost schon zu hellen begann. Da, als er erschrocken aufsprang, begab es sich, daß der Wind ihm die lumpigen Rockzipfel des einen Galgenkrammetsvogels, unter dessen dürren Beinen er in Schlaf gefallen war, so heftig gegen die linke Backe wehte, daß das Blut danach heraussprang. Der Fritz, als er den Backenstreich fühlte und auf der danach tastenden Hand Blut erblickte, rief halb schauderig, halb lachend aus: „Ei! Ei! Mauschelchen! Du hast auch verdammt scharfe Knöpfe und willst deine Leute wohl an mir rächen, welchen ich in andern Geschäften zuweilen auch wohl mitternächtliche Besuche abzustatten pflege?“ Und zugleich schaute er nach dem Rocke und sah auch kein kleinstes Zeichen von einem Knopf, und das verwunderte und schauderte ihm noch mehr. Er ergriff daher den im Winde fliegenden Zipfel, damit er näher untersuchte, ob irgend in den Falten ein Knopf verborgen stecke. Aber auch da fand sich nichts. Wohl aber fühlte er etwas Hartes in den Ecken und sah bald, daß diese mit tausend Fäden hin und her im Unterfutter so durchnäht waren, als wenn sie bis zum Jüngsten Tage halten sollten. Er griff nun frisch zu mit seinen Jägerfäusten und riß den ganzen Rockzipfel zu Fetzen auseinander, und was erblickte er? Ein paar funkelnde Edelsteine fielen vor ihm auf die Erde.

Er nahm sie auf und betrachtete sie an seinem Rabenstein und an dem hellen Morgenrot und fand, daß diese gegen jene Steine nur wie blasses Wasser waren gegen das rote Feuer. Und hoch sprang er in die Luft empor und rief: „Nun, dies ist der erste Galgentanz, der etwas anderes als Schauder und Greuel gebracht hat,“ und so trollte er sich davon.

Als er aber nach einer halben Stunde Galgen und Furcht weit hinter sich hatte und die Sonne schon am klaren Himmel stehen sah, da holte er die Steine wieder aus der Tasche und beschaute sie genauer und wußte bald, was sie wert waren. Denn auf seinen vielen und weiten Seereisen hatte er viele Weltwunder und Meerwunder gesehen und war auch gewesen, wo die schönen, grünlockigen Seejungfern so zauberisch singen,

daß die Schiffer den Matrosen, damit sie nicht zu ihnen in die Tiefe springen, die Ohren voll Teer gießen und mit Wachs zukleben müssen, und war auch an das Land gekommen, wo die Diamanten und Rubinen am Strande im Sande liegen wie bei uns die Kieselsteine, hatte aber keine auffammeln und mitnehmen dürfen wegen der greulichen Drachen und Greifen, die sie bewachen.

Er lief nun fröhlich nach Hause, holte sein Pferd aus dem Stall, sattelte es und sagte auf acht Tage Ade, und so trabte er auf die Alte Fähre zu, und von da ging's auf Hamburg oder Berlin, wo er die kostbaren Judendiamanten wieder an Juden verkaufte und mit großen Säcken voll Dukaten, wohl über ein paar Tonnen Goldes, nach wenigen Tagen heimkam.

Nun hatte Fritz Geld in Hülle und Fülle, und mit dem Gelde kamen ihm auch vornehme und ernsthafte Gedanken, ja ganz neue Gedanken, wie er sie noch in seinem Leben nicht gehabt hatte. Er ging hin und ward ein Edelmann und kaufte seinem Bruder Boldevitz ab, wo sein Vater gewohnt hatte, und wo er geboren war, und kaufte auch Unruh und auch mehrere andere schöne Güter, die da herum liegen. Und der Jäger Fritz fuhr nun mit vieren und mit sechsen und mit langen Strängen und hatte Diener und Jäger hinter sich auf dem Bock stehen und Läufer mit silbernen Stäben vor sich her laufen und hieß Herr Fritz von Rotermund, wie sein Vater in seinen Tagen geheißen hatte. Und nun nahm er sich auch ein schönes adliges Fräulein zur Frau und zeugte Söhne und Töchter und lebte und gebärdete sich wie ein anderer Herr. Er blieb aber so freundlich und gebäurisch[1]) mit den Menschen und war so mild gegen seine Leute und so mitleidig gegen die Armen, daß alle verwundert sagten: „Der wilde und leichtfertige Fritz ist ja ein Mensch und dazu noch ein Christenmensch geworden!"

Und das war nicht bloß eitler Schein, sondern es war ihm herzlicher Ernst. Als Fritz so großes Gut erworben hatte und ein Edelmann geworden wor, da schien auch wirk-

---

[1]) herablassend.

lich ein neuer Geist in ihn gefahren zu sein, ein besserer Geist, der sonst so selten mit dem geschwinden und plötzlichen Reichtum ins Haus zu kommen pflegt. Er verabscheute von nun an seinen Rabenstein und seine mitternächtlichen Diebesschliche, liebte auch seine alten Schalksstreiche nicht mehr sondern wollte sich wirklich von Herzen umwenden und bekehren und wieder ein Mensch Gottes werden, hielt sich daher hinfort zu andern guten Christen und zu Kirche und Abendmahl und lebte mit Frau und Kindern und mit Freunden und Nachbarn und mit allen Menschen so, daß alle ihn lieb und wert hielten und seiner Jugend und Jugendstreiche gern vergaßen. Wie er nun aber wirklich christlich und menschlich zu sein und zu leben strebte, so hatte er doch noch einen plagenden Wurm, um welchen er und sein Gott allein wußten, und dieser schlimme Wurm war sein Rabenstein. Was der arme Mann um diesen ausgestanden und gelitten hat, das ist gar nicht zu beschreiben.

Er fühlte nämlich, so wie er sich wieder zum Christentum und zum Glauben seiner Kindheit zurückgewendet hatte, daß der Rabenstein nichts Geheures war sondern eine böse, teuflische Gaukelei, und hätte ihn sogleich von sich werfen mögen in den tiefsten See oder in die verborgenste Erde vergraben oder in dem gewaltigsten Feuer verbrennen, damit nimmer eine Menschenhand ihn wiederfände und mit seinem höllischen Glanze Unheil stiftete. Aber! Aber! Wie ist es dir ergangen, armer Fritz Rotermund! Man wird des Rabensteins noch viel schwerer los, als man ihn gewinnt. Sowie Fritz den Rabenstein von sich werfen, wie er ihn der verschlingenden See, dem verzehrenden Feuer überliefern wollte, wich der tückische Stein kaum eine Sekunde von ihm und flog ihm immer wieder in die Hand zurück, die ihn mit aller Gewalt von sich geschleudert hatte, oder in die Tasche, woraus er genommen war. Da hat nun Fritz, der jetzt wahrhaftig nicht der muntere und fröhliche Fritz heißen konnte, es nach und nach mit allen Elementen versucht, ob etwa eines den Stein lieber annehme als das andere; aber der fürchterliche Stein ist der unverlierbare und unzerstörbare geblieben. Er hat es außer diesen unglücklichen Proben am eifrigsten

und unablässigsten mit dem allerbesten Element versucht, mit Andacht und Gebet; und wieviel er da gerungen hat, wieviel und wie oft er um die stille Mitternacht in seiner Kammer und im einsamen Walde und an heiliger Stätte auf den Knien gelegen und seinen Gott und Heiland um Barmherzigkeit gefleht hat, daß er ihn von dem Bösen erlösen wolle, das weiß auch Gott allein. Immer noch hat er die blutigen Gerichtstage mithalten und die mitternächtlichen Galgentänze noch mittanzen müssen, und jetzt mit entsetzlichem Grausen und Schaudern, weil der Christ wußte, was es war. So hat er wohl zwanzig Jahre gelebt in seinem neuen Stande, äußerlich der freundliche, christliche Mensch, der milde und barmherzige Herr, innerlich der gepeinigte und gemarterte. Er hat aber nicht abgelassen und ist nicht müde geworden in Demut und Gebet und hat dies alles mit gebeugtem Herzen getragen als ein armer Sünder, den Gott für seinen leichtfertigen Übermut und seine heidnische Frechheit strafen und durch das, was ihm nun eine so grimme Pein geworden, vielleicht erretten wolle. Endlich ist der Tag dieser Errettung und Begnadigung gekommen aber auf eine grauenvolle Weise.

Fritz ward eine Nacht zu einem Galgenfest getrieben nach Puddebus[1]), wo an dem Wege, auf dem man nach Kasnevitz fährt, etwa eine halbe Stunde vom Schlosse auf einem öden Heidehügel noch heute die Trümmer eines Galgens stehen. Dort fand er bei seiner Ankunft das grauliche Nachtgesindel schon in dem greulichen Tanze rundfliegen, und zugleich mit ihm ritt von der andern Seite her als Mittänzer ein Mann auf, der noch mit lebendigem Fleisch umkleidet war wie er und mächtig zu Rosse saß und einen blanken Säbel in der Rechten schwang, als forderte er jemand heraus. Und gewiß, er forderte heraus, denn der Fritz fühlte bei seinem Anblick den heißesten Grimm in sich entbrennen und mußte sein Schwert ziehen und gegen ihn anlaufen, der, als er Fritzen zu Fuß anrennen sah, von seinem Rappen heruntersprang. Fritz erkannte ihn alsbald als den verrufenen, alten Erzbösewicht, der am äußersten Ende der Insel auf Jasmund hauste und

[1]) Putbus.

von dem die Leute sich viele greuliche und mordliche Geschichten erzählten. Sein Name war von Zuhmen[1]). Der alte, graue Schelm erschien aber auf diesem Tanzplatz, weil er vor ein paar Monaten einen Rabenstein gefunden hatte. Nun war er der zweite auf der Insel, der einen Rabenstein besaß und zu dieser mitternächtigen Totenfeier hinaus mußte. Denn das ist auch noch eine treibende Wut und ein unseliges Verhängnis des entsetzlichen Steins, daß, wenn zwei sich begegnen, die den Rabenstein haben, sie auf Leben und Tod einen Kampf miteinander halten müssen.

Und so trafen denn die zwei in blinder Wut aufeinander und kämpften den gräßlichen Kampf, während das leichte Heer seinen luftigen Reigen um sie tanzte und wirbelte; und wie die Schläge ihrer Klingen sich verdoppelten, so verdoppelte sich in ihren Herzen auch der Grimm. Sie waren aber beide reisige Männer und gewaltig an Fäusten und Gliedern und waren im rüstig frischen Alter ergraut. Und der Kampf dauerte, solange der Tanz dauerte, und das Gras um den Galgen war von ihrem Blute rot gefärbt; da, als es von dem Turm eins schallte, stürzte, von einem letzten gewaltigen Streich getroffen, der alte Jasmunder Bösewicht als Leiche hin; Fritz aber entfloh mit Grausen und mit tiefen und blutenden Wunden, die seinen Weg hinter ihm röteten. Er hatte sich aber auf des Feindes Rappen geschwungen, denn seine Füße hätten ihn nicht nach Hause zu tragen vermocht.

Und als der Sommermorgen graute, ritt er matt und blutig ins Tor zu Boldevitz ein und hatte nicht Angst um sein Leben sondern um seine arme Seele. Und er weckte alsbald seinen treuen Diener und hieß ihn geschwinde ein Pferd satteln und gen Gingst galoppieren, daß er ihm den dortigen Herrn Pfarrer holte. Denn er sprach zu ihm: „Ich war ausgeritten und bin in dem Walde bei Kubbelkow unter Räuber geraten, und sieh, wie sie mich zerhauen haben, und wie die Blutströme aus den tiefen Wunden an mir herabrinnen! Es wird in mehreren Stunden aus sein mit dem alten Fritz."

---

[1]) Die Familie von Zuhmen war in Marlow auf Jasmund angesessen.

Und der Diener flog wie der Wind auf seinem Pferde dahin, denn er liebte seinen guten Herrn über alles. Und der erschrockene Pfarrer in Gingst war nicht säumiger, denn er nannte Herrn Fritz Rotermund den besten Christen und den fleißigsten Kirchengänger unter seinen eingepfarrten Edelleuten. Und anderthalb Stunden nach des Dieners Ausflug waren beide in Boldevitz und fanden den alten Herrn auf dem Lager blaß und bleich wie den Tod und sein Weib und seine Kinder um ihn, welche ihm seine Wunden verbunden hatten. Er aber, als der Pastor hereingetreten ist, hat allen gewinkt herauszugehen, damit er mit dem geistlichen Herrn betete und sich zur Abfahrt bereitete.

Und als sie beide allein geworden, hat er dem Pastor alles erzählt und gebeichtet und den Mann so bestürzt, daß er kaum hat beten können. Bald aber hat der fromme Mann sich wieder genommen und hat die Bibel ergriffen und des todwunden Ritters Hände gefaßt und über ihm gebetet, daß der gnädige Himmel sich des reuigen und zagenden Sünders erbarmen wolle. Und der Himmel hat sich gnädig auf das Gebet herabgelassen, und Fritz hat mit lauter Stimme und sehnsüchtigem Herzen die Worte des geistlichen Herrn nachgesprochen. Und bald hat er sich zum erstenmal in vielen Jahren ganz getröstet gefühlt und laut ausgerufen: „Gelobt und gepriesen sei Gott und Jesus Christus für diese Wunden!" Und der Pastor ist fröhlich erstaunt über diesen Ausruf und über des Ritters heiteres und erleuchtetes Angesicht und bald noch viel mehr und viel fröhlicher, als der Herr von oben das hörbare und sichtbare Zeichen der Gnade gegeben. Denn kaum hatte Fritz diesen fröhlichen Ruf des erlösten Herzens getan, als der unselige Karfunkelstein plötzlich aus der Tasche des Edelmanns herausfuhr, wie ein leuchtender Blitz durch die Luft hinzischte und dann wie eine springende Feuerkugel sich gegen den Ofen schnellte und kling! kling! in der Sekunde in Millionen Stücke zerstob, wie ein Sandhaufen auseinander weht, so daß man auch die Spur nicht von ihm sah. Und Fritz hat wieder freudig gerufen: „Mein Gott und mein Heiland, wie barmherzig bist du! Und sahet und höret Ihr wohl, Herr Pastor, wie der Teufel in nichts zerklungen und

in Staub zerflogen ist?" Und er faltete in Inbrunst die Hände und dankte und betete, und der Pastor dankte und betete mit ihm und sprach: „So bist du gnädig, barmherziger Gott und Erhalter und Behalter aller Dinge, und erlösest und erquickest den reuigen Sünder!"

Und unter den beiden ward große Freude, und sie umhalseten sich in Wonne, wie sich die Engel im Himmel umhalsen, und Fritz sprach: „Mein Abschied ist nahe, und darum geht, Herr Pastor, und holet mir Weib und Kinder!" Und der Pastor hat sie gebracht, und Fritz hat die Hände auf sie gelegt und sie zum letztenmal geküßt und gesegnet und ist dann augenblicklich mit Zuversicht und Freuden heimgegangen. Denn das Blut war aus seinen Adern gelaufen und die Lust an dem irdischen Leben aus seiner Seele.

---

30. Das Lügenlied*).

Ich will euch erzählen und will auch nicht lügen:
Ich sah zwei gebratene Ochsen fliegen,
Sie flogen gar ferne —
Sie hatten den Rücken gen Himmel gekehrt,
Die Füße wohl gegen die Sterne.

Ein Amboß und ein Mühlenstein
Die schwammen bei Köln wohl über den Rhein,
Sie schwammen gar leise —
Ein Frosch verschlang sie alle beid'
Zu Pfingsten wohl auf dem Eise.

---

*) Diese Bearbeitung, die ich hier gebe und die mir vorzüglich geraten scheint, habe ich aus den Papieren meines seligen Bruders Fritz gezogen, welcher sich in Thüringen weiland manche Lieder, Leuschen und Schnurren der Art gesammelt hatte. (Vgl. Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Ausgabe Hesse, S. 705: das Dietmarsische Lügenmärchen.)

Es wollten vier einen Hasen fangen,
Sie kamen auf Stelzen und Krücken gegangen;
Der erste konnte nicht sehen,
Der zweite war stumm, der dritte war taub,
Der vierte konnte nicht gehen.

Nun denke sich einer, wie dieses geschah:
Als nun der Blinde den Hasen sah
Auf grüner Wiese grasen,
Da rief's der Stumme dem Tauben zu,
Und der Lahme erhaschte den Hasen.

Es fuhr ein Schiff auf trockenem Land,
Hatte die Segel gen Wind gespannt
Und segelt' im vollen Laufen —
Da stieß es an einen hohen Berg,
Da tät das Schiff ersaufen.

In Straßburg stand ein hoher Turm,
Der trotzete Regen, Wind und Sturm
Und stand fest über die Maßen;
Den hat der Kuhhirt mit seinem Horn
Eines Morgens umgeblasen.

Ein altes Weib auf dem Rücken lag,
Sein Maul wohl hundert Klafter weit auftat,
's ist wahr und nicht erlogen;
Drin hat der Storch fünfhundert Jahr
Seine Jungen groß gezogen.

So will ich hiermit mein Liedchen beschließen,
Und sollt's auch die werte Gesellschaft verdrießen,
Will trinken und nicht mehr lügen:
Bei mir zu Land sind die Mücken so groß
Als hier die größesten Ziegen!

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Ernst Moritz Arndts
ausgewählte Werke

in sechzehn Bänden.

Herausgegeben
und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen
von
Heinrich Meisner und **Robert Geerds.**

Mit 3 Bildnissen und 4 Abbildungen, sowie einem Briefe als Handschriftprobe.

Siebenter Band.

Erinnerungen aus dem äußeren Leben.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Erinnerungen

aus dem

äußeren Leben

von

Ernst Moritz Arndt.

Mit einer Einleitung von Robert Geerds.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.



Einleitung des Herausgebers.

Arndt besaß, wie jeder rechte Mann, ein starkes Selbstgefühl, war aber völlig frei von Dünkel und eitler Selbstbespiegelung und hielt seine Person nicht für bedeutend genug, um Interesse um ihrer selbst willen zu erwecken. Wenn er sich trotzdem, wie er seinem Freund Reimer mitteilte, „herausnahm, Erinnerungen aus seinem Leben zu schreiben, worin er von seiner Wenigkeit aus Klugheit und Gewissenhaftigkeit so klein geredet zu haben glaube, wie er von großen Dingen größer zu sprechen berechtigt scheinen konnte", so trieb ihn dazu vor allem der Wunsch, sich gegen Unglimpf und Übelwollen zu rechtfertigen, um nicht unverdient für einen Schurken oder Narren zu gelten, als den seine Gegner ihn hinstellten. Freilich konnte er nicht ahnen, als er im Winter 1839/40 seine Selbstbiographie niederschrieb, daß seine öffentliche Rechtfertigung so nahe bevorstände, und daß fast gleichzeitig mit dem Erscheinen seines Buches im Sommer 1840 auch seine Wiedereinsetzung in sein Amt erfolgen würde.

Erinnerungen aus dem äußeren Leben nannte Arndt sein Buch, denn er will darin weniger sein Werden und seine innere Entwicklung schildern, wie es nicht lange vorher Goethe in unvergleichlicher Weise getan hatte, als vielmehr die „Umrisse seines Lebens, Wollens und Wirkens als deutscher Mann und Bürger" zeichnen. Mit liebevoller Ausführlichkeit verweilt der Greis bei dem Idyll seiner Jugendjahre und schenkte uns damit ein Bild aus der deutschen Vergangenheit von ganz besonderem Reiz, das seine Bedeutung als vornehmste Quelle für des Verfassers eigene Lebensgeschichte wie auch für die ländlichen Zustände seiner pommerschen Heimat zu Ende des 18. Jahrhunderts stets behalten wird. Größere Wichtigkeit gewinnt jedoch das Buch mit Arndts Eintritt in die Öffentlichkeit. Denn sein Leben hängt so eng mit den Zeitereignissen zusammen und ist so entscheidend von ihnen beeinflußt, daß sich darin in gewissem Grade der Geist seiner Zeit widerspiegelt. Durch seine enge Verbindung mit den Kreisen der preußischen Patrioten, namentlich mit dem Freiherrn vom Stein,

hatte er während der Freiheitskriege Gelegenheit, alle die führenden Persönlichkeiten jener großen Zeit zu sehen und kennen zu lernen. Er verstand es vortrefflich zu beobachten und das Gesehene mit scharfen und markigen Strichen zu zeichnen. Die Bilder eines Stein, Scharnhorst, Yorck und zahlreicher anderer Männer und Frauen sind von einer unvergleichlichen Frische und Lebendigkeit und von größter Wahrheit und Treue, so daß Arndts Erinnerungen trotz einzelner Versehen und Irrtümer zu den besten und zuverlässigsten Werken unserer Memoirenliteratur gerechnet werden müssen.

Hatte Arndt sein Buch in der Absicht geschrieben, die Angriffe seiner Gegner zurückzuweisen, so zog er sich durch die kräftigen Worte über ultramontane Herrschsucht und Jesuitenlisten, die er darin äußerte, neue Angriffe zu. In einer Besprechung in den „Historisch-politischen Blättern“*), die dem Buch im übrigen völlige Anerkennung zollt, wurden diese Äußerungen scharf gerügt, und ein anonymer Schriftsteller erging sich in einem fanatischen Pamphlet „Der Professor E. M. Arndt und seine Äußerungen über den kirchlichen Streit, den Papst, die katholische Kirche und deren Priesterschaft“ (Köln 1840) in den heftigsten persönlichen Schmähungen gegen Arndt, die in einer Korrespondenz der Allgemeinen Zeitung vom 6. Februar 1841 gebührend zurückgewiesen wurden. Arndt selbst hielt es für unter seiner Würde, darauf zu antworten, zumal, da sein Buch solchen Beifall fand, daß noch in demselben Jahr eine zweite unveränderte Auflage erscheinen konnte, der 1843 eine dritte, von dem Verfasser durch einige Zusätze und Anmerkungen vermehrte, folgte. Diese letztere ist unserer Ausgabe zugrunde gelegt worden; nur der Nekrolog des Freiherrn vom Stein, den Arndt früher in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht und dann den „Erinnerungen“ als Anhang hinzugefügt hatte, ist fortgeblieben, weil er zum großen Teil für die „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein“ benützt worden ist.

*) 1840. S. 545–560.

Erinnerungen aus dem äußeren Leben.

Ich steh, ich steh auf einem breiten Stein,
Und wer mich lieb hat, holt mich ein.

Diesen Spruch habe ich in der lieben Heimat oft gesprochen in den Tagen, wo es mir noch lustig deuchte, im Pfänderspiel eine hübsche Dirne anzulocken und von ihr mit einem Kusse von dem festen Platze erlöst zu werden. Es lag nämlich im Mittelalter in der alten herrlichen Stadt Stralsund auf dem alten Markt ein sogenannter breiter Stein, unweit einer andern Stand- und Schaustelle, dort Kak, anderswo Pranger genannt. Dieser breite Stein hatte weiland gedient wie jetzt die Kanzel zu allerlei feierlichen Ausrufungen und Verkündigungen, namentlich: wann hohe Ehrenstellen in der Obrigkeit besetzt werden sollten, wurden sie dem Volke durch Ausrufungen von jener Stelle bekannt gemacht; Verlöbnisse wurden dort verkündigt, Verlobte stellten sich in Feierkleidern dahin und ließen unter Pauken- und Trompetenschall ihre Namen erklingen und so jedermänniglich zu Einrede und Einwand auffordern.

Auf eine ähnliche Weise meine ich mich hier auf dem breiten Stein hingestellt zu haben und nicht an seinem Nachbar, wenn ich auch nicht glaube, daß mir wie mit Jugendglück die liebebrennenden Herzen mit Küssen entgegenfliegen werden. Ich habe in einzelnen dünnen Linien die Umrisse meines öffentlichen Lebens hingezeichnet, meines Lebens, Wollens und Wirkens als deutscher Mann und Bürger. Beruf dazu hatte ich schon deswegen genug, weil es öffentlich vielfältiglich angefochten worden ist. Danton, ein welsches Ungeheuer, hat einmal das große Wort gesprochen: Mein Name sei geschändet! Nur sei das Vaterland gerettet! Aber doch, wenn es nicht die allerhöchsten Dinge gilt, wer möchte sich freiwillig schänden und anprangern lassen? Was hätte das liebe Vaterland des Gewinn, daß irgend eines seiner Kinder unverdient für einen Schurken oder Narren gälte? Darum stelle ich mich hier auf den breiten Stein und rufe: Hier steh ich, ein redlicher und verständiger Mann. Ist einer, der meint, mich

davon auf die Nachbarstelle hinüberstoßen zu können, der komme! Ich lebe noch und will ihn bestehen.

Die meine Schicksale kennen, verstehen die Meinung dieser Verkündigung. Weiter wüßte ich über diese Umrisse nichts zu sagen, als daß in Beziehung auf die Schilderung meiner jugendlichen Jahre manches vielleicht zu breit ausgeführt scheinen möchte. Ich glaube nicht, daß mich hier mit einer gewissen Breite der Darstellung die Geschwätzigkeit des Alters beschlichen hat, sondern eine sehr natürliche Lust an vergangenen Dingen, die nicht bloß für mich vergangen sind. Jene Menschen und Dinge, ja das ganze Leben der Jahre von 1780 und 1790 stehen schon gleich ein paar Jahrhunderten von uns geschieden, so ungeheure Risse haben die letzten fünfzig Jahre durch die Zeit gerissen. Ich bilde mir ein, jene breiten Bilder seien gleichsam als Bilder längst verschienener Tage auch den Jetztlebenden ergötzlich.

Ich selbst? Was bin ich, was bin ich nicht unter jenen nun längst verblaßten Bildern? Wie ich gesagt habe, ein fliegendes Blatt unter Millionen fliegenden Blättern, die auf dem Ozean der Zeiten fortschwimmen, bis sie auf immer versinken. Aber ich sehe keinen Grund, warum dieses Blatt, solange es oben schwimmt, dulden soll, daß man es mit Schmutz bewerfe? Der Sonnenstrahl der Ehre jedes einzelnen ist auch dem Vaterlande heilig; alles übrige ist gleichgültig. Vergessen auch die Menschen geschwind, Gottes Liebe vergißt kein Stäubchen in seinem All. Man kann von der Menschheit und ihrer heiligen, unendlichen Bestimmung, auch von der Bestimmung jedes einzelnen Sterblichen nicht hoch genug denken; und doch, wenn man sich die Pilgerwanderung des einzelnen auf diesem trugvollen neblichten Planeten, wie er umhertappt und an allen Ecken und Enden anstößt und selten den rechten Pfad findet, in der Wirklichkeit klar vorstellt, dann singt man darüber den Spruch des alten Heiden Pindar: Was ist einer? Was ist er nicht? Eines Schatten Traumbild ist der Mensch*).

Bonn, den ersten des Hornungs 1840.

---

*) τί δέ τις; τί δ' οὔ τις; σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος. Pind. Pyth. VIII, 135. (D. H.)

Am Schlusse des zweiten Weihnachtstages des Jahrs nach der Erscheinung unsers Herrn Jesu Christi 1769 habe ich zuerst das Licht dieser Welt erblickt, und zwar als ein Wohlgeborner und Hochgeborner, und nach der Meinung einiger auch als ein Glücklichgeborner. Wohlgeboren konnte ich heißen, weil ich stark und gesund an das Licht dieser Welt fiel, zumal ich schon mit dem neunten Monat meines Alters gelaufen bin, was einige meiner Söhne mir nachgemacht haben; Hochgeboren, weil das Haus meiner Geburt damals durch eine hohe stattliche Treppe und durch Jugendlichkeit und Schönheit ein sehr ritterliches und hochadliges Ansehen hatte und in seinen Sälen und Gemächern mit Geschichten der griechischen Mythologie, ja mit dem ganzen Olymp, Jupiter und Juno mit Adler und Pfau an der Spitze, verziert war; Glücklichgeboren, weil Glaube und Aberglaube den an hohen Festen Hervorgekommenen allerlei Vorzügliches und Wundersames, als da sind Wahrsagen, Gespenstersehen usw. beizulegen pflegt.

Es hätte sich aber leicht begeben können, daß ich ein recht Unwohlgeborner geworden wäre. Einige Wochen vor dem Ziel meiner Ankunft auf Erden war nämlich in der Festung Stralsund vor dem Tribseer Tore ein Pulverturm*) aufgeflogen, der die nächsten Gassen und Hunderte von Menschen zerschmettert hatte. Dieser Knall war längs dem Meere auf drei Stunden Weite mit so fürchterlicher Gewalt bis Schoritz durchgeklungen, daß ich darüber in der Mutter aufgeschreckt worden, und sie in der Angst wegen meiner ungewöhnlichen Sprünge gefürchtet hatte, ihr würde was Ungrades geschehen. Sie pflegte mich zur Erinnerung daran, wann ich zu wild war, wohl zuweilen

*) Wie die Pulvergeschichte hier erzählt ist, habe ich sie oft aus dem Munde meiner alten Base gehört. Und doch verhält sie sich anders. Ein Sundischer Freund belehrt mich nämlich, daß der Pulverturm 1770, also ein Jahr später aufgeflogen. Ich habe also im Mutterleibe nicht springen können, sondern muß es auf den Armen oder auf dem Schoße der Mutter getan haben. So sieht man selbst aus dem Leben kleiner Menschen, wie Märchen entstehen.

den wilden Pulverjungen zu schelten. Doch legte sie als fromme Christin an solche Dinge eben keine Bedeutung, obgleich sie für die Bedeutung meines Namens Ernst ritterlich gekämpft und den Namen Philipp, den der Vater von meinem Herrn Paten beliebte, niedergesiegt hatte: wie denn die Frauen in solchen Dingen gewöhnlich zu siegen pflegen.

Wie es nun auch um alle diese Geborenheiten stehen mag, die Wahrheit bekennend muß ich aussagen, daß der Stamm, aus welchem ich entsprossen bin, unter anderm niedrigen Menschengesträuch ganz tief unten an der Erde stand, und daß mein Vater kein viel besserer Mann war, als der Vater des Horatius Flaccus weiland, nämlich ein Freigelassener. Er hieß Ludwig Nikolaus Arndt und war zu jener Zeit Verwalter der sogenannten Schoritzer Güter. Meine Mutter hieß Friederike Wilhelmine Schumacher. Jene Güter, von welchen meine Geburtsstätte Schoritz der Hauptsitz war, bestanden aus einem halben Dutzend größerer und kleinerer Höfe und einigen Bauerdörfern, und mein Vater war eine Art Oberverwalter und führte den Namen Herr Inspektor, und seine nächsten Unterleute hießen Schreiber. Dieser Besitz und ein großer Teil der Güter auf der angrenzenden Halbinsel Zudar waren weiland Lehen des rügenschen adligen Geschlechts der von Kahlden. Ein sehr reicher Herr von Kahlden hatte das damals noch junge und schöne Haus auf dem Rittersitze Schoritz um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gebaut, seinen schönen Besitz aber um die Zeit des Siebenjährigen Krieges an einen General Grafen von Löwen verkauft, schwedischen Statthalter über Pommern und Rügen, und hatte dafür andere große Güter in Pommern wieder erworben. Er war aber durch Krieg und unverständige Wirtschaft zuletzt in schlechte Umstände geraten und mußte nun hier in Schoritz, wo er den schönen Hof und Garten und mehrere Parks gebaut und angelegt hatte, eine Rolle spielen, welche der Volksglaube gewöhnlich solchen beilegt, die durch schwere und greuliche Unfälle gegangen sind. Mir hat er die ersten kalten und heißen Gespensterschauer durch den Leib jagen müssen: denn er machte in einem grauen Schlafrocke, mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf und ein paar

Pistolen unter dem Arm abendlich und mitternächtlich häufig die Runde auf seinem Hofe, indem er zwischen den beiden Scheunen über den Damm, der auf das Haus hinführte, langsam in das unterirdische Haus und die Keller marschierte und von da herausschreitend durch das Gartentor ging, wo er die Bienenstöcke musterte und dann verschwand. Dieser war das Gespensterschrecken; aber ein zweites gespenstisches Schrecken, womit der abenteuernde Mund des Gesindes meine und meiner Brüder jugendliche Phantasie fütterte, waren ein paar mächtige goldige Wasserschlangen, welche in dem großen Teiche hinter der Scheune hausen und den Kühen gelegentlich die Milch absaugen sollten. Von dem General Löwen hatte die Güter der Graf Malte Putbus gekauft, aus dem vornehmsten und ältesten Rittergeschlecht in der ganzen schwedisch-pommerschen Landschaft, Erblandmarschall des Fürstentums Rügen und Präsident der Regierung in Stralsund.

Mein Vater, im Jahr 1740 geboren, war der vorjüngste von vielen Geschwistern und Sohn des untertänigen Schäfers Arndt zu Putbus und Darsband. Der Vater dieses Schäfers war nach der Familienüberlieferung ein geborener Schwede, als schwedischer Unteroffizier ins Land gekommen und hatte sich in ein Bauerwesen der Herrschaft Putbus eingeheiratet. Mein Vater war, da der Schäfer in seiner Lage leidlich wohlhabend war, und da sein viel älterer, auch schon zu einigem Wohlstand hinaufgekommener Bruder Hinrich seine Jugend unterstützte, fleißig zur Schule gehalten worden und hatte den Unterricht des Kantors und Küsters Jahn zu Vilmnitz bei Putbus genossen, eines feinen alten Mannes, dessen ich mich aus meiner Kindheit noch wohl erinnere, und der für einen sehr vorzüglichen Orgelspieler und Rechenmeister galt. In dieser Schule hatte mein Vater eine tüchtige Rechenkunst und eine vorzügliche Handschrift gewonnen, so daß sein Herr, der Graf, ihn zu einem Heidereiter, wie man sie damals in Rügen nannte, oder einem kleinen Förster bestimmte und ihn, da er ein hübscher, rüstiger Bursche war, als seinen Jäger in Geschäften und auf Reisen mit sich nahm. Nun brach der Siebenjährige Krieg aus, und der Graf ward zu einer Art Generalintendanten des schwedischen Heers ernannt, das übers

Meer kam und die vielen Feinde des großen Friedrich von Preußen vermehren sollte. Da der Graf die Redlichkeit und Anstelligkeit des Jünglings erkannt hatte, so gebrauchte er ihn nicht nur in seiner Kanzlei als Schreiber, sondern auch zu mancherlei zum Teil gefährlichen und mißlichen Sendungen, namentlich zur Geleitung von Geldfuhren von Hamburg her usw., und nahm ihn später auf mehreren Reisen nach Stockholm mit. Auf diese Weise ging mein Vater von seinem achtzehnten bis fünfundzwanzigsten Jahre durch eine tüchtige Schule des Lebens und hatte sich bei dem Aufenthalte in großen Städten und unter fremden Menschen, obgleich nur ein dienerlicher Mann, die Art eines gebildeten und gewandten Mannes zugeeignet. Bei seinem Herrn aber hatte er schon in den ersten Jahren seines Dienstes die Gunst gewonnen, daß er ihn frei ließ und ihn zu Hause in Putbus in Geschäften der Landwirtschaft und Schreiberei gebrauchte, bis er ihn zum Inspektor der Schoritzer Güter machte.

Meine Mutter, im Jahr 1748 geboren, war die Tochter eines kleinen Ackerbesitzers und Landkrügers in dem Kirchdorfe Lanken, eine Meile von Putbus. Auch sie hatte eine bessere Erziehung genossen, als man von der Lage ihrer Eltern erwarten durfte; denn sie war mehrere Jahre mit den Kindern eines reichen Pächters zu Garftitz bei Lanken, namens Bukert, mit unterrichtet worden und hatte aus der Schule die Anfänge von für die damalige Zeit ganz hübschen Kenntnissen zu Hause gebracht, so daß man sie zu den gebildeten Frauen rechnen konnte. Sie und ihre Geschwister waren überhaupt geistig sehr begabte Menschen mit mancherlei feinen Talenten, besonders zu Saitenspiel, Gesang und Bildnerei und allerlei sinnigen und ergötzlichen Erfindungen. Sie war aber wohl die Krone von allen, ernst, fromm, sinnig und mutig, und durch keine Geschicke so zu beugen, daß sie die Klarheit und Besonnenheit verloren hätte. Sie steht mir noch heute mit ihren schönen, großen, blauen Augen und ihrer prächtigen breiten Stirn, als wenn sie leibte und lebte, lebendig gegenüber.

Schoritz war denn höchst anmutig hart an einer Meeresbucht gelegen, welche die Halbinsel Zudar von der größern Insel abschneidet; ein neues noch glänzend geschmücktes Haus;

ein großer Blumengarten und mehrere Baumgärten; dicht daran eine ganz kleine Halbinsel, die aber bei hoher Sturmflut oft zu einer Insel ward, mit hohen Birken und Eichen bepflanzt, worauf wir unsere Sommerspiele zu halten pflegten; gegen Osten des Hofes ringsum ein prächtiger Eichenwald, in welchem Tausende von Ackerraben ihren horstenden Wohnsitz zu haben pflegten; ein Viertelstündchen weiter der größere Wald Krewe. Auch sind mir aus diesen Tagen noch mehrere Freuden erinnerlich, besonders die freundlichen Gaben, welche zwei Menschen uns Kindern fast allwöchentlich zutrugen. Der erste war mein Oheim und Pate Moritz Schumacher, damals Verwalter des Hofes zu Putbus. Dieser segelte oder ritt nie nach Stralsund oder Greifswald, ohne daß er bei uns etwas abweges ansprach und Gebäck und Süßigkeiten und anderes Schönes aus seiner Tasche schüttelte. Der zweite war ein alter preußischer Hauptmann von Wotke aus Hinterpommern, der mit seinem grauen Gemahl auf dem Schoritzer Nebengute Silmnitz eine halbe Stunde von uns wohnte. Noch heute schwebt mir das alte gutmütige und rosig heitere Gesicht dieses Greises vor, der fast alle Abende zu uns kam und mit dem Vater eine Partie Karten oder Damenbrett spielte. Am besten aber hatten wir Kinder es, wenn er den Vater nicht zu Hause traf; dann nahm der freundliche Alte mich und meinen Bruder Karl auf die Knie und erzählte uns Kriegs- und Mordgeschichten und andere wundersame Abenteuer, worauf wir mit unbeschreiblicher Lust horchten. An Sonntagen erschien dann auch die Frau Hauptmannin, immer im vollen Staat nach der damaligen Weise, und der Alte dann meistens in Montur, mit herrlich gepuderter Perücke, den Degen an der Seite und die silbernen Sporen an den Stiefeln. An solchen Galatagen und vorzüglich an den hohen Festen bescherte er den Kindern sehr reichlich, und mit Recht schwebt sein liebes Bild nach mehr als sechzig verlidenen*) Jahren als das Bild eines milden und freundlichen Christengels vor meinen in Wehmut dämmernden Augen. Denn

*) D. i. vergangenen; ein von Arndt nach dem plattdeutschen vörläden gebildetes Wort. (D. H.)

dieser gute Greis war neben den Gaben auch ein Friedensengel und hat mich und meinen Bruder Karl öfter von verdienter Züchtigung befreit.

In Schoritz wurden also die ersten Kinderspiele durchgespielt. Es war im Jahre 1775 oder 1776, da zog der Inspektor Arndt von Schoritz ab, eine halbe Stunde weiter, und ward nun sein eigener unabhängiger Herr. Der Graf verpachtete nämlich diese Güter an mehrere Pächter, und mein Vater ward Pächter von Dumsevitz und Ubechel nebst einigen Dienstbauern. Weder er noch die Mutter hatten zu solchem Unternehmen hinreichendes Vermögen. Freunde in Stralsund, deren Vertrauen er verdient hatte, schossen ihm dazu die nötige Summe vor.

Wir wohnten nun zu Dumsevitz fünf oder sechs Jahre, ich meine, bis zum Jahre 1780. Wir waren ein Viergespann von Buben, und es kam hier bald noch eine Dirne und ein Knabe hinzu; so daß in Dumsevitz das halbe Dutzend voll ward, das späterhin noch um zwei Geschwister vermehrt werden sollte. Dies hier sind die Jahre der aufdämmernden Kindheit, und aus diesen sind mir die anmutigsten und idyllischesten Lebensbilder übriggeblieben, und auch glaube ich, sie haben meine glücklichsten Tage enthalten. Was nun das Äußere betrifft, so waren wir freilich aus dem Palast in die Hütte versetzt. Dumsevitz war ein häßlicher, zufällig entstandener Hof mit einem neuen aber doch kleinlichen Hause; indessen doch hübsche Wiesen und Teiche umher, nebst zwei sehr reichen Obstgärten, und in den Feldern Hügel, Büsche, Teiche, Hünengräber, alles in dem unordentlichen aber romantischen Zustande eines noch sehr unvollkommenen und ursprünglichen Ackerbaues. Die Natur war, mit Goethe zu reden, gottlob! noch nicht reinlich gemacht und ihre ungestörte Wildheit mit Vögeln, Fischen, Wild und Herden desto lustiger: auch streiften wir, dem fröhlichen Jäger, dem Vater und seinen Hunden folgend, oft darüber hin. Das hatten wir alles zu genießen, behielten aber Schoritz, wo uns ganz nahe befreundete Leute wohnten, und das nahe Silmnitz, worauf Ohm Moritz Schumacher als Pächter gezogen war, eigentlich immer noch als unsere Heimat, weil die Nachbarn und Nachbarskinder immer wöchentlich, oft

auch täglich zusammenliefen. Dies geschah am meisten in dem Walde Krewe, wovon ein Teil zu Dumsevitz gehörte, und worin wir bei der Vogelfängerei und Vogelstellerei meistens freundlich, zuweilen auch feindlich zusammenstießen. Wir hatten überhaupt ein glückliches Leben. Es war die zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege eine stille heitere Zeit, und die Menschen fühlten sich außerordentlich wohlig und wählig und ließen bei Besuchen, Zusammenkünften und Festlichkeiten und bei Reisen zu entfernten Verwandten die Kinder an allem freundlich mit teilnehmen. Das beste aber war, daß wir mit keinem frühen Lernen gequält wurden und auch diese Dumsevitzer Jahre noch so spielend durchspielen durften. Das hatte seinen guten Grund.

Es hatte nicht seinen Grund in der Ansicht oder in dem Willen der Eltern, sondern in den engen und kleinen Umständen derselben. Es gab keine Schule in der Nähe, und ein rechter studierter Hauslehrer wäre ihnen zu teuer geworden. Einmal kam freilich einer an, ein alter verlegener Kandidat, Sohn eines Kantors in der Stadt Bergen, namens Herr Krai. Ich erinnere mich dieser Krähe noch mit Schaudern. Er war früher mit unserm werten Hausfreund, Herrn Pastor Krüger zu Swantow, mehrmals als Gast bei uns gewesen, wo wir über seinen wunderlich zugeknöpften Rock und seine gelbe Perücke gelacht hatten: ein langer, dürrer und griesgrämiger Mensch mit einer ungeheuren Nase und tiefliegenden schwarzen Augen. Welche Angst aber, als er wirklich bei uns einzog und uns in seinem kleinen Zimmer zusammenkniff! Da waren die wilden Vögel eingefangen. Aber diese Angst nahm glücklicherweise ein baldiges Ende. Er verließ unser Haus zu unserm Jubel etwa nach acht Tagen, indem er meinem Vater in einem Briefe erklärte, er könne nicht bleiben, wo man dem Lehrer der Kinder so wenig Achtung erweise, meine Tante Sophie habe ihn einen guten Morgen kaum angeknixt, und meine Mutter habe gestern statt Herr Krai, wie sich gebühre, lieber Krai gesagt.

Indessen liefen wir doch nicht wie die rohen Wildlinge herum, sondern wurden, wie ich noch meine, für dieses Alter

vom sechsten bis zehnten Jahre recht gut erzogen. Man höre:

Mein älterer Bruder Karl — ich war der zweite — ward auf ein paar Jahre nach Stralsund geschickt, wo er im Hause des ältesten Mutterbruders, Friedrich Schumacher, wohnte und in die Schule ging. Ich weiß noch, welch Erstaunen und Schrecken wir hatten, und wie sich die Geschichte bald in brüderlichen Spaß auflöste, als der Junge nach einem halben Jahre einmal zu Hause kam und anfangs nicht anders als in hochdeutscher Zunge sich mit uns zu unterreden herabließ. Denn das Hochdeutsche waren wir bisher nicht anders als von den Kanzeln oder beim Vorlesen aus Büchern oder bei feierlichen Gelegenheiten in den ersten Bewillkommnungen der Besuchenden zu hören gewohnt gewesen. Wir blieben aber dabei gar nicht hinter ihm: nämlich ich und Bruder Fritz, der dritte in der Reihe. Die Eltern hielten den Herbst und Winter, wo sie am meisten Muße hatten, ordentlich Schule mit uns; Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, und die Mutter hielt die Leseübungen und machte unsere jungen flatternden Geister durch Erzählungen und Märchen lebendig, die sie mit großer Anmut vorzutragen verstand. Das Lesen ging aber in den ersten Jahren fast nicht über Bibel und Gesangbuch hinaus; ich möchte sagen, desto besser für uns. Sie war eine fromme Frau und eine gewaltige Bibelleserin, und ich denke, ich habe die Bibel wohl drei-, viermal mit ihr durchgelesen. Das Gesangbuch mußte auch fleißig zur Hand genommen werden, und den Samstag Nachmittag mußten die Jungen unerläßlich entweder ein aufgegebenes Lied oder das Sonntagsevangelium auswendig lernen. Das geschah, weil sie eine sanfte und liebenswürdige Schulmeisterin war, mit großer Freude und also mit großem Nutzen. Muße aber hatte sie ungeachtet einer nicht starken Gesundheit, der vielen wilden Kinder und der großen Wirtschaft, die mit Sparsamkeit geführt werden mußte, mehr als die meisten anderen Menschen. Wenn alles längst vom Schlaf begraben lag, saß sie noch auf und las irgend ein frommes oder unterhaltendes Buch, ging selten vor Mitternacht zu Bette und war im Sommer mit der Sonne wieder auf den

Beinen. Weil ich nun auch ein solcher Kautz war, der selbst im Knabenalter wenig Schlaf bedurfte und deswegen Lerche (Lewark) zugenannt war, so habe ich in jenen Kindertagen und auch später noch manche Abende und Nächte bis über die Gespensterstunde hinaus mit ihr durchgesprochen und durchgelesen.

Weil ich diese Leserei der Vergangenheit hier im Gedächtnisse wieder überlese, so füge ich sogleich hinzu, was für diese Zeit dahin gehört. Es war wenigstens auf der Insel Rügen damals noch die Zeit des ungestörten christlichen Glaubens, und meine guten Eltern und die Base Sophie, meiner Mutter jüngste Schwester, welche mit uns lebte, waren treue fromme Menschen. Sie hatten in dem Magister Stenzler, dem Großvater des jetzigen Professors Stenzler in Breslau, Pastor in Gartz, einen vorzüglichen Prediger und Seelsorger. Keinen Sonntag ward die Kirche ohne den gültigsten Grund versäumt, bei schlechtem Wetter hingefahren, bei schönem und im Sommer hingegangen, wo der Vater denn seine älteren Buben neben sich herlaufen ließ. Diese durften aber auch bei keiner Katechismusprüfung in der Nachmittagskirche fehlen, sondern mußten zum zweiten Male über Feld laufen. Wenn der Vater dann nicht mitging, so gab er uns seinen alten Großknecht zum Führer, einen christlichen, biblischen Mann, Jakob Nimmo mit Namen, der mein besonderer Beschützer war. Weil ich kleiner zehnjähriger Junge mich nämlich damals eines sehr guten Gedächtnisses erfreute und großen Eifer und viel Belesenheit in der Heiligen Schrift hatte, so prangte ich durch die Stelle, die mir der Herr Magister eingab, bei der Kinderprüfung in der Kirche an der obersten Stelle und hatte viel größere Jungen und Dirnen, unter andern auch meinen älteren Bruder Karl und ein paar große Fräulein mit mächtigen Lockengerüsten, eine von der Lanken und eine von Barnekow unter mir. Weil ich nun beim Aufsagen und Vorlesen große Zuversicht hatte, und es da, wie blöde ich sonst auch war, wie aus einer Trompete aus mir herausklang, so rechnete der alte treue Jakob sich das gleichsam zu seiner Ehre an und ging wie triumphierend mit mir zu Hause.

Frühling und Sommer gingen freilich nicht ganz ohne Schule hin, indessen war die Schule unter den Gespielen in Feld und Wald und auf Wiesen und Heiden und unter Blumen und Vögeln wohl die beste. Doch ließ der Vater uns nicht immer bloß wild und wie aufs liebe Ungefähr herumlaufen, sondern wußte es meistens so einzurichten, daß wir bei dem Herumspringen und Herumspielen irgend etwas auszurichten und zu bestellen hatten. In der Zeit aber, wo auf dem Lande alle Hände angestrengt zu werden pflegen, mußten wir älteren Buben nach unsern kleinen Kräften auch schon mit heran, nämlich in der Zeit der Saat und der Ernte, vorzüglich in der letzteren. Da ward ich wohl zuweilen ein göttlicher Sauhirt oder Kuhhirt und mein Bruder Karl, der Rossetummler, der eigentlich den mir abgestrittenen Namen Philipp hätte haben sollen, ein flinker Rossehüter. Ich erntete wegen meiner sorgsamen Gewissenhaftigkeit, nicht mißzuhüten, auch hier Lob ein, und noch leuchten mir die ersehnten glänzenden Abendröten, wo ich fröhlich meine Kuhherde in den Hof trieb und dann geschwind in der Dämmerung noch auf einen Apfel- oder Kirschbaum kletterte, wo ich süße Beute für mich wußte. Meistens aber hatte die freundliche Base Sophie schon für mich gepflückt und aufgehoben.

Unser gewöhnliches Kinderhausleben ward durch die Sitte der damaligen Zeit, durch die Umstände der Familie und durch den Charakter der Eltern bestimmt. Die Sitte war damals beides feierlich und streng, und Kinder und Gesinde wurden bei aller Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Eltern und Herrschaften immer im gehörigen Abstande gehalten. Es ward selbst in den untern Ständen im allgemeinen ebenso sehr, als man sich jetzt lotterig oder ungezogen gehen läßt, nach einer gewissen Vornehmigkeit und Zierlichkeit gestrebt. Der Vater war von Natur zu gleicher Zeit heftig und lebhaft und freundlich und mild, tummelte und beschäftigte die Jungen meist draußen herum, im Hause aber überließ er sie, wie es in diesem Alter sein mußte, fast ganz der Mutter. Die Mutter war von Charakter ernst und ruhig und eine Seele, die auf Schein und Genuß gar keinen Wert legte, auch kein Bedürfnis davon hatte. Diese Frau, welche ihre irdischen

Sorgen und Geschäfte so treu und eifrig erfüllte, lebte doch fast wenig von irdischer Luft und irdischem Stoff. Kein Kaffee, kein Wein noch Tee ist fast jemals über ihre Lippen gekommen, Fleisch hat sie wenig berührt, sondern sich von Brot, Butter, Milch und Obst ernährt. Dieses mäßige Leben ward auch für die Kinder zur Regel gemacht, und wir älteren Bursche sind fast streng erzogen worden. Ebensowenig ward uns in Beschuhung und Bekleidung Weichlichkeit gestattet. War bei einem Nachbar, auch wohl bei einem Freunde, der wohl auf einer Meile Entfernung von uns wohnte, etwas zu bestellen, der Vater schrieb das Briefchen, das zahme Rößlein ward gesattelt, der Junge drauf gesetzt, und ohne Mantel und Überrock, es mochte Sonnenschein oder Regen und Schneegestöber sein, mußte er mit seinem Gewerb fortgaloppieren. Ja der Vater, noch jung und kräftig, fühlte mit unserer Pimplichkeit kein weichliches Mitleid. Fuhr er im Winter Stunden weit mit klingendem Einspännerschlitten zu Verwandten oder Freunden, so mußten die älteren Buben zur Seite oder hinten aufhocken, und, wenn sie fror, nebenbei springen, um sich zu erwärmen. Ja, mich erinnert's, wie ich als ein Junge von neun oder zehn Jahren im fremden Hause auf einem Stuhl oder Bett eingeschlafen lag, während die Männer Karten spielten; wie der Vater mich dann um elf oder zwölf Uhr nachts aufrüttelte und ich schlaftrunken in den Schlitten hinaus mußte; wie er dann zum Spaß recht absichtlich mehrmals umwarf, daß ich mich im Schnee umkehren mußte; wie ich denn auch immer alert sein mußte, wenn wir durch Koppeln und Dörfer kamen, die Schlagbäume zu öffnen. Wehe mir, wenn ich, mich aus dem Schnee herauswühlend, eine weibisch plinsende Gebärde gezeigt hätte!

Was nun Beschädigungen, Zerreißungen und Verletzungen an Kleidern und Leibern und andere dergleichen Nöte betraf, welche die Jugend sich selbstwillig oder gar mutwillig ohne Auftrag zugezogen hatte, so mochte sie zusehen, sie vor den Augen des Vaters zu verstecken, geschweige, daß sie bei ihm Hilfe oder Mitleid hätte suchen können. Kam dergleichen zufällig vor sein Angesicht, so ward neben Schmerz und Not Mutwille und Unvorsichtigkeit noch gebührlich gezüchtigt. Böse

Fälle von Bäumen oder Pferden, Versinkungen in Wasser und unter Eis und Wiederherausreißungen, wie alltäglich waren solche Geschichten! Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, als Ohm Schumacher aus Stralsund und Magister Stenzlers nebst vielen Damen bei uns waren, und wir Kinder unsre Sonntagskleider angezogen hatten, auf dem Teiche an der Bleiche durchs Eis einbrach und schon einmal versunken war, als mein Bruder Karl mich beim Schopf faßte und herauszog. Ich machte mich nun mit den nassen triefenden Kleidern in die Gesindestube, wo ich an dem warmen Ofen meine Oberfläche leidlich abtrocknete. In diesem Zustande mußte ich, als es dunkel geworden, in dem Gesellschaftszimmer erscheinen. Die Männer spielten L'hombre; die Frauen saßen am Teetisch, und eine las aus dem Siegwart*) vor: und ich Armer stand scheu und bange, irgendwie berührt oder befühlt zu werden, an der dunkeln Ofenecke, so sehr als möglich vom Lichte abgekehrt, und blinzelte über die Schultern der Frauen zuweilen mit auf die Bilder des Romans, aber meine Seele zagte und mein Leib zähneklappte. Da erschien meine Retterin, die gute Tante Sophie; sie fühlte zufällig meinen nassen Rock, zog mich ins Nebenzimmer, erfuhr mein ganzes nasses Abenteuer und erbarmte sich meines Elends. Flugs war ich ausgekleidet, mit einem warmen Hemd angetan und so ins Bett. Die nassen Kleider wurden getrocknet und geebnet, und den andern Morgen erschien ich zierlich und wohlgemut wieder in der Gesellschaft. Die Base aber hatte unter dem Titel von Zahnweh, wovon ich als Kind schon genug geplagt worden bin, mein Wegschleichen entschuldigt.

Ich habe eben gesagt, daß damals alles nach einer gewissen Vornehmigkeit und Zierlichkeit strebte. Dies ging durch alle Klassen durch bis zu denen hinab, welche an die alleruntersten grenzen. Mein Vater war der Sohn eines Hirten, ein Freigelassener, der bei einem großen Herrn gedient und durch die Gunst der Umstände sich ein bißchen aus dem Staube herausgebildet hatte. Er war ein schöner stattlicher Mann

---

*) Siegwart, eine Klostergeschichte. Roman von Martin Miller (1776). (D. H.)

und hatte sich durch Reisen und Verkehr mit Gebildeten so viel Bildung zugeeignet, als ein Ungelehrter damals in Deutschland überhaupt gewinnen konnte. Er war an Verstand und Lebensmut vielen überlegen und war in vielen Dingen geschickter, schrieb sein Deutsch und seinen Namen richtiger und schöner als die meisten Landräte und Generale jener Zeit. Kurz, er war ein hübscher, anständiger Mann, wenigstens für das Ländchen Rügen, wie die Menschenkinder dort damals miteinander verkehrten, und hielt mit den würdigsten Geistlichen, Beamten und kleineren Edelleuten der Nachbarschaft Umgang. Man behalf sich da, wie die arme Zeit, wo alles äußerst wohlfeil und das Geld also sehr teuer war, mit der leichten nordischen Gastlichkeit, welche in unserer Landschaft durch die schwedischen Sitten, woran sie sich in anderthalb Jahrhunderten hatte gewöhnen müssen, vielleicht im ganzen Norddeutschland die frohherzigste war. In Jagd, Spiel und Verkehr ging alles auf das freundschaftlichste und herzigste miteinander um. Von den Geistlichen waren die Herren Stenzler und Krüger, von den benachbarten Edelleuten einige von Kahlden vom Zudar und ein von der Lanken öfter in unserm Hause. Mein frommer und freundlicher alter Christengel von Wotke war leider schon seit einigen Jahren wieder in sein hinterpommersches Kassubien gezogen.

Versteht sich, daß die Jungen des Pächters Ludwig Arndt Pächterjungen blieben, arme kleine Geelschnäbel, die in eigengemachten Jäckchen und Höschen und in geflickten Schnürstiefelchen vor den Herren ihre Bücklinge machen mußten. Aber die armen Schelme mußten doch schon ihre Bücklinge machen, und wie! Bei alltäglichen Gelegenheiten ging es alltäglich her, aber bei festlichen Gelegenheiten, bei Feierschmäusen, Hochzeiten usw., was waren das für Anstalten und Zurüstungen auch bei so kleinen Leuten, als die Meinigen waren! Ich erzähle aus den Jahren 1770 und 1780. Also stehe es!

Es ging bei solchen Gelegenheiten in dem Hause eines guten Pächters oder eines schlichten Dorfpfarrers ganz eben so her, wie in dem eines Barons oder Herrn Majors Von, mit derselben Feierlichkeit und Verzierung des Lebens; aber freilich steifer und ungelenker, also lächerlicher und alberner.

Es war nur der Perückenstil oder der heuchlerisch welsch und jesuitisch verzierlichte und vermanierlichte Schnörkel- und Arabeskenstil, der von Ludwig XIV. bis an die französische Umwälzung hinab gedauert hat. Noch lächelt mir's im Herzen, wenn ich der Putzzimmer der damaligen Zeiten gedenke. Langsam feierlich mit unlieblichen Schwenkungen und Knicksungen bewegte sich die rundliche Frau Pastorin und Pachterin mit ihren Mamsellen Töchtern gegeneinander, um die Hüften wulstige Poschen geschlagen, das oft falsche, dicht eingepuderte Haar zu drei Stockwerken Locken aufgetürmt, die Füße auf hohen Absätzen chinesisch in die engsten Schuhe eingezwängt, wacklig einhertrippelnd. Die Männer nach ihrer Weise ebenso steif, aber doch tüchtiger. Bei diesen hatten die großen Bilder des Siebenjährigen Krieges den welschen Geschmack etwas durchbrochen. Man mochte mit Recht sagen, es waren die komischen Transfigurationen Friedrichs II. und seiner Helden. Mächtige Stiefeln bis über die Knie aufgezogen, schwere silberne Sporen daran, um die Knie weiße Stiefelmanschetten, in den Händen ein langes spanisches Rohr mit vergoldetem Knopf, ein großer dreieckiger Hut über den steif einpomadisierten und eingewächseten Locken und der langen Haarpeitsche — da war doch noch etwas Männliches darin. — Und die Jungen? Selbst diese kleinen unbedeutenden Kreaturen mußten schon mit heran. O es war eine schreckliche Kopfmarter bei solchen Festlichkeiten. Oft bedurfte es einer vollen ausgeschlagenen Stunde, bis der Zopf gesteift und das Toupet und die Locken mit Wachs, Pomade, Nadeln und Puder geglättet und aufgetürmt waren. Da ward, wenn drei bis vier Jungen in der Eile fertiggemacht werden sollten, mit Wachs und Pomade draufgeschlagen, daß die hellen Tränen über die Wangen liefen. Und wenn die armen Knaben nun in die Gesellschaft traten, mußten sie bei jedermänniglich, bei Herren und Damen, mit tiefer Verbeugung die Runde machen und Hand küssen.

Das Possierlichste bei diesen Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen des feinen und vornehmen Lebens war noch der Gebrauch der hochdeutschen Sprache, welcher damals in jenem Inselchen auch für etwas Überaußes und Ungemeines galt und auch wohl gelten mußte, weil wenige damit ordentlich

umzugehen verstanden, ohne dem Dativ und Akkusativ in einer Viertelstunde wenigstens einige hundert Maulschellen zu geben. Es gehörte nämlich unerläßlich zum guten Ton, wenigstens die ersten fünf bis zehn Minuten der Eröffnung und Versammlung einer Gesellschaft hochdeutsch zu radebrechen; erst wenn die erste Hitze der feierlichen Stimmung abgekühlt und die ersten Beklemmungen, welche der Überfluß von Komplimenten verursacht, über einer Tasse Kaffee verseufzt waren, stieg man wieder in den Alltagssocken seines gemütlichen Plattdeutsch hinunter. Auch französische Brocken wurden hin und wieder ausgeworfen, und ich weiß, wie ich mich in mir erlächelte, als ich das Welsche ordentlich zu lernen anfing, wenn ich an das Wun Schur! Wun Schur! (Bon jour) und à la Wundör! (à la bonne heure!), oder an die Fladrun (flacon), wie das gnädige Fräulein B. ihre Wasserflasche nannte, zurückdachte, und wie die Jagdjunker und Pächter, wenn sie zu Roß zusammenstießen, sich mit solchen und ähnlichen Floskeln zu begrüßen und vornehm zu bewerfen pflegten.

Ich galt in diesen Tagen für einen treuen, gehorsamen und fleißigen Jungen, aber zugleich für einen ungestümen und trotzigen, für einen solchen, der gern seinen eigenen Weg ging. Mein Bruder Karl war ein leichter, gewandter und liebenswürdiger Wildfang, zu Roß und zu Fuß der Kühnste und Geschwindeste, später im Jünglingsalter so geschwind, daß er im Laufe nie seinesgleichen gefunden hat. Fritz, zwei Jahre jünger als ich, war mild und gleichmütig, ein geistiges Kind und körperlich noch sehr zart. Die anderen waren klein. Ich war zugleich trotziger und blöder als beide und konnte von Fremden ihnen gegenüber daher leicht ins hintere Register gestellt werden.

Große Angst habe ich meinen guten Eltern in Dumsevitz einmal gemacht; in wirklicher Lebensgefahr bin ich dort zweimal gewesen.

Die Angst. Es war einen Abend, einen jener taulosen Abende, wo man beim Mondschein wohl bis zehn, elf Uhr das Korn noch einzufahren pflegt. Die Arbeit war geendet, Menschen und Kreaturen zu Hause, und die meisten auch schon zur Ruhe — siehe! da fehlte, als man die Köpfe überzählte,

meine Kleinigkeit. Eine halbe Stunde geduldete man sich meiner Abwesenheit, weil man gewohnt war, daß ich schon in jenem Alter auf eigenen Wegen und Stegen wohl einsam auch im Dunkeln umherstrich; endlich aber ward man unruhig, und als es gegen die Mitternacht ging, stellte sich der ängstliche Gedanke ein, ich möchte in irgend einen Teich gefallen, übergefahren sein, oder gar das Gräßliche, ich sei vielleicht in der Scheune irgendwo im Stroh eingeschlafen und von rasch übergeworfenen Garben zugedeckt und lautlos und klagelos erstickt. Alles lief nun suchend umher. Meiner Base Sophie fiel ein, sie habe mich den vorigen Abend, wo die Binderinnen unweit dem Dorfe Preseke Gerste banden, im Mondschein längs dem Meeresstrande hingehen und dort lange am Ufer sitzen und gegen die pommerschen Gestade und den reizenden Vilm hinschauen sehen: vielleicht sitze ich dort wieder und erlustige Herz und Augen. Da war sie denn hingelaufen und hatte an dem Ufer weithin jeden Dornbusch und Distelbusch durchstöbert, ob ich etwa dahinter versteckt oder eingeschlafen sei. Aber vergebens. Nach langem und vergeblichem Suchen waren aus der liebenden Brust und dem hellen Munde Klagegetön und Weherufe hervorgebrochen und endlich bis zu dem verlorenen Schläfer hingeklungen. Ich war nämlich plötzlich und gespenstisch, durch die Mondscheinnebelgestalten hinstreichend, neben ihr erschienen und hatte ihr bei ihrem Erstaunen einen alten Hagedornbaum, wie sie in Rügen in den Feldern hie und da sehr groß und kraus stehen, gezeigt, wo der müde Junge sich abendlich hingehuckt hatte und eingeschlafen war. Sie riß mich nun mit geschwindesten Schritten zu Hause. Ich langte bald vor dem richterlichen Angesicht der Eltern an, kam aber diesmal, da der Zorn durch die Angst zermalmt war, mit leisen Verweisen davon.

In Lebensgefahr bin ich gewesen: das eine Mal, als ich unter das Eis geraten war, und mein Bruder mich faßte und herausholte; das zweite Mal, als nichts Geringeres als ein Wagenrad mir über den Kopf gelaufen war. Ich hatte mich nämlich auf einem großen vierspännigen Erntewagen ins Feld fahren lassen, war beim Zurückfahren des beladenen Wagens neben dem Knecht auf das Beipferd gestiegen, und bei einem

Sprunge desselben herabgefallen — und siehe ein Rad des Wagens war mir hinter dem Ohre so über den Kopf gegangen, daß Haut und Haar blutig abgestreift worden. Doch war dem Knaben der Schädel nicht zerbrochen, sondern er blutete nur tüchtig. Wahrscheinlich hat, wie so oft im Fahren geschieht, das Rad, das mich nicht voll treffen sollte, erst einen Sprung über einen Stein und also halb in der Luft leichthin über meinen Kopf gemacht; sonst bleibt es unbegreiflich. Hier salbte und wusch die gute Tante mich wieder, damit ich nicht anderswo gewaschen würde. Als die Wunde vernarbte, durfte die Begebenheit unschädlich erzählt werden.

Dies waren Unfälle, und dergleichen nebst anderen Nöten mögen wohl mehr über unsere Köpfe hergefahren sein; aber sie sind längst vergessen, und es tauchen aus jener jetzt so fernen Vergangenheit nur Bilder von Freudenerinnerungen auf. Nur eine einzige bittere Erinnerung nahm ich mit, und zwar die Erinnerung der ersten lügenhaften Ungerechtigkeit, die an mir gefrevelt ist, und die auf lange hin einen tiefen Stachel in mir zurückgelassen hat. Denn des Unrechts, das ein lieber freundlicher Vater den Kindern ein paarmal mit dem Stock und der Rute angetan hat, und das nach dem Brauche jener Zeit ein ziemlich allgemeines Unrecht war, will ich nur kurz gedenken. Dieses Unrecht bestand darin, daß der kleine Trotzkopf, wenn er gezüchtigt ward, nicht weinen noch viel weniger für die erlittene Strafe sich bedanken und handküssen wollte; weswegen er in Verhältnis gegen seine tränenreicheren Brüder gewöhnlich die doppelte Bescherung erhielt.

Es war Herbstjahrmarkt zu Gartz. Die ganze Dumsevitzer Familie war bei dem Herrn Magister Stenzler zu Mittag gewesen und fand sich nachmittäglich um den Kaffeetisch der alten verwitweten Pastorin Magisterin von Brunst sitzend, deren Mann vorlängst auch Pfarrer des Städtchens Gartz gewesen. Dort in dem vollsten Gewimmel von Damen und Herren, als der Herr Magister mich vorzeigte und als einen fleißigen Schüler lobte, erhob sich aus dem Kreise der Damen eine damals noch junge rosige und mit den schönsten schwarzen Muschen auf den Wangen gezierte und mit Federbüschen und seidenen Bändern den Kopf umflatterte Mamsell, die Schwester der Frau

Magisterin Stenzler, Mamsell Dittmar aus Greifswald, und machte gegen mich die förmliche Anklägerin. Der Gegenstand der Anklage war aber folgender:

Mein Bruder Karl und ich traten, wenn wir vormittags in die Kirche gingen, häufig in dem Hause des Herrn Magisters ab, wurden auch oft zu Mittag dabehalten, um nachmittags in das Katechismusexamen zu gehen, und dann den Rest des Sonntags mit dem Sohn des Hauses, Lorenz Stenzler, und einigen Junkern von Kahlden, welche gewöhnlich auch da waren, zu verspielen. Da ging es denn natürlich in dem Garten des Herrn Magisters auf dem alten Gartzer Schloßwall der weiland heidnischen Festung Carenza und bis in den Wald von Rosengarten hinein lustig und wild jugendlich und knabenlich her. Hühnernester und Eier in Scheunen und auf Speichern, Vogelnester in Hecken und Wäldern, Igel und Gewürm unter Sträuchern und Blumen suchen, und was anderer Jungenheit und Knabenheit mehr ist, nebst wilden Sprüngen und Spielen — das alles fehlte natürlich nicht. Nun hatte man aber einige Tage vor dem Jahrmarkt in dem Garten des Herrn Magisters gefunden, daß mehrere hinter einem kleinen Schuppen stehende Mistbeetfenster zertreten waren, und die Spuren von Knabenfüßen daneben. Davon stand in der Gesellschaft zufällig die Rede, und die rosige schwarzbemuschte Mamsell fuhr heraus: „Wer das getan hat, ist nicht zweifelhaft, das ist der wilde Monsieur Moritz, der immer wie ein loses Füllen daherspringt und mit so kecken Sprüngen über die Büsche und Blumen wegsetzt." Mit diesen Worten wiesen ihre Blicke auf mich, so daß ich selbst den Unbekannten in dem Kreise gezeigt ward. Auch meine Eltern schienen der Aussage Glauben beizumessen; nur die Tante Sophie rief ebenso zuversichtlich, als die Anklage gesprochen hatte, in die Gesellschaft hinein: „Nein, der Moritz hat es gewiß nicht getan, der ist wohl wild, aber er pflegt nicht gern etwas zu beschädigen." Der Moritz aber, der die Glaszerbrecher wohl kannte, (Bruder Karl und Herr Lorenz Stenzler waren beim Balgen auf das Mistbeet gefallen) ging wie ein beschneiter Hund von dannen und machte sich in den Stall zu dem Kutscher, um so unbemerkt und unsichtbar als möglich zur Zeit der Abfahrt zu den übrigen in den Wagen

zu steigen. Zu Hause gab es denn des Abends noch eigne Scheltungen und Warnungen, wogegen ich weiter nichts tun konnte, als meine Unschuld beteuern, jedoch ohne die Verbrecher anzugeben.

Dies begab sich, wie ich meine, in dem letzten Jahre unsers Dumsevitzer Lebens und sank tief in mein Herz. Ich weiß, daß ich nimmer ins Haus und in die Gesellschaft zu bringen war, wenn die Frau Magisterin und ihre muschige Schwester uns besuchen kamen, sondern mich so lange zu den Hirten oder in die benachbarten Bauernhäuser, besonders zu meinem Spielgesellen Ludwig Starkwolf verlief und mich dort so lange enthielt, bis ich vermutet oder erlauscht hatte, daß die grauenvollen Menschen weg waren. Selbst gegen den verehrten und freundlichen Herrn Magister ward ich etwas scheu, weil ich meinte, er hätte bei der Anklage, die selbst meine guten Eltern verlegen und stutzig machte, meine Verteidigung übernehmen müssen.

So waren hier in Dumsevitz bei Gartz die ersten Knabenjahre verflossen. Im Jahre 1780, wenn ich mich recht erinnere, zog mein Vater von Dumsevitz ab in die südwestliche Ecke der Insel, eine Meile von Stralsund, wenn man das zwischenströmende Meer mitrechnet. Er übernahm zwei sundische Güter, Grabitz und Breesen, nebst zwei Bauerndörfern, Giesendorf und Gurvitz, deren Bauern Hofdienst leisteten, oder vielmehr er kaufte sich das noch auf vier Jahre rückständige Pachtrecht derselben mit einer ganz bedeutenden Summe von einem Obersten von Schlagenteufel. Der Vater dieses Obersten war im Munde des Volks fast zu einer mythischen Person geworden. Er war ein Hüter der Schafe gewesen, wie mein Großvater seliger, und es war dem jungen Hirten gelungen, sich eine gute Nacht unter die mondscheinlichen Tänze der Unterirdischen einzuschleichen und einem der kleinen Lilliputter sein unverlierbares Käppchen nebst Glöckchen, woran das Glück ihres Daseins geknüpft ist, zu entreißen. Das hatten die kleinen Leute von ihm mit großen Schätzen wiedergelöst, und dafür hatte er sich das Gut Grabitz gekauft, welches, ich weiß nicht durch welche Verhandlung, aus seiner Hand in den Besitz des Klosters St. Jürgen vor Rambin gekommen

war*). Genug, der Schäfer war plötzlich reich und Eigentümer eines hübschen Gutes und endlich Edelmann geworden. Seine Söhne waren in herzoglich braunschweigische Dienste getreten, und mehrere derselben hatten als Offiziere in den braunschweigischen, in Englands Sold gegebenen Regimentern gegen die junge nordamerikanische Freiheit gefochten. Einige von ihnen, worunter auch der Oberst, kauften sich später Rittergüter in Pommern. Mit einem derselben, dem Major von Schlagenteufel, einem sehr würdigen Mann, begegnete mir eine Josephsgeschichte, die mich hätte eitel machen können. Als er aus Amerika zurückkam, besuchte er seine Heimat und auch seine Geburtsstelle Grabitz, und ließ sich meines Vaters Fünfzahl von Buben vorführen. Nach der Musterung griff er mich heraus und sagte zum Vater: „Wenn Sie mir einen der Jungen schenken wollen, nehme ich diesen." Neben mir stand mein Fritz, ein ganz anderer Kerl, aber damals kränklich und winterweich; und ich errötete in mir und fühlte, daß der Herr Major sich vergriffen hatte.

Die Güter Grabitz und Breesen mochten etwa zwölf bis dreizehn Last jährlicher Aussaat haben; das hübsche Dorf Giesendorf stieß dicht an Grabitz. Die Gegend war nicht so romantisch als die um Schoritz und Tumsevitz, welche gleichsam schon die Angrenze der paradiesischen Meerbuchten und Wälder von Putbus sind. Indessen wir waren gottlob! wieder ans Meer gekommen, fanden reichliche Obst- und Blumengärten, und auch noch ein paar Wäldchen, die Lau**) bei Grabitz, den Tannenwald bei Breesen und den größeren, noch näheren Tannenwald an dem Kloster St. Jürgen vor Rambin. Wir hatten die Herrlichkeit des Binnenmeeres fast mächtiger als bei Schoritz und Tumsevitz. Es bildet nämlich das Meer von dem Gellen bei Barhöft***) und Pron an der pommerschen Küste und von der Insel Hiddensee ab einen drei bis vier Stunden tiefen und drei bis eine Stunde breiten Busen, wohinein die Ostsee bei Nord- und Nordoststürmen gewaltig zurückschlagend strömt. Unser Grabitz lag auf einer kleinen

*) S. Märchen I, S. 145—149. (D. H.) **) Lau, Loo: Wald. ***) Barhöfd: Vorgebirg der Wogen. Bar, nord. Woge, franz. la barre.

Erhöhung an fetten, weitgestreckten Wiesen und Weiden, die längs einem halben Dutzend Höfen und Dörfern weit am Strande hinlaufen. Wir hatten bei mächtigen Stürmen die schauerliche Freude, daß sich die Wogen etwa fünfzig Schritt von unserem Hofe heranwälzten. Alle Wiesen waren dann ein einziger unendlicher See, und welche Wonne, wenn solches im Dezember oder im Januar geschah und ein geschwinder Frost die Wasser in metallfestes und metallspiegeliges Eis verwandelte!

Hier ging das Leben und die Weise, wie es mit uns und unserer Erziehung und Unterweisung gehalten ward, im ganzen so ziemlich nach dem Dumseviter Zuschnitt fort; nur daß wir endlich in eine ordentliche Schule eingesperrt wurden. Es kam ein Hauslehrer, wahrscheinlich ein sehr wohlfeiler, weil kein teurer bezahlt werden konnte, oder weil wir für einen solchen noch zu jung zu sein schienen. Dieser, Herr Gottlob Heinrich Müller, hatte schon zehn Jahre und länger sogar die Söhne von Edelleuten und reichen Eigentümern unterrichtet; wie sollte er denn für die Knaben eines armen Pächters nicht gut genug sein? Herr Müller war ein Sachse, aus dem Städtchen Chemnitz, hatte dort die Schule bis an den Studenten hinauf besucht, war aber nicht Student, sondern im Siebenjährigen Kriege Soldat geworden. Ich glaube, er hat erzählt, die Preußen haben ihn zum Soldaten gepreßt, darauf die Schweden ihn gefangen, als schwedischer Unteroffizier hatte er sich endlich zur Ruhe gesetzt und für den Korporalstock die Fasces des Orbilius*) ergriffen. Es war ein kleiner, vierschrötiger Mann mit einem runden, breiten Kopfe und buschigen, weißen Brauen, unter welchen ein Paar blitzende blaue Augen hervorfunkelten; trug immerfort Gamaschen, einen dickbepuderten, mit zwei großen Locken gezierten und mit einem ellenlangen dünnen Haarzopf behangenen Kopf und führte, wenn er spazieren ging, ein langes spanisches Riet in der Hand; seine Bewegungen waren scharf und eckig, wie auf dem Paradeplatz, seine Haltung strack, seine Stimme hell, sein Blick funklig, sein ganzes Wesen

*) D. h. er war Schulmeister geworden. Orbilius ist ein von Horaz verspotteter Grammatiker und Schultyrann. (D. H.)

Christlichkeit, Redlichkeit und Zorn. Er unterrichtete uns und die sehr hübsche und schelmische Tochter eines Nachbarn, des Herrn Lange, welche später an einen Pastor verheiratet worden, im Schreiben, Rechnen, Christentum und etwas Geschichte und Erdkunde und einem bißchen Latein. Ich sage ein bißchen, denn er selbst wußte von allem kaum ein bißchen mehr. Das Fazit war, wir lernten in den zwei Jahren, die der gute soldatische alte Mann bei uns war, fast wenig zu, wenn es nicht ein Vorteil war, daß das Sitzfleisch mit einiger Regelmäßigkeit eingeübt ward, und daß er mit seinem echt sächsischen eifrigen Luthertum und durch Gesang und Katechismus das äußerliche Christentum in uns fester machte. Er war ein echter Sachse, wie ich sie im Erzgebirge und Vogtlande später habe kennen lernen, ein ebenso redlicher und gutmütiger als auflodernder und zornmütiger Mann, hatte dabei seinen alten Unteroffiziers- oder Lehrerstolz, der das Pächtergeschmeiß — wie er uns freilich leise gelegentlich merken ließ — und besonders den ungehobelten Pöbel der Bauern und Tagelöhner tief verachtete. Hier ein paar Anekdoten von seiner Art, welche uns, seine Schüler, noch zwanzig und dreißig Jahre nach seinem Grabe bei ähnlichen Gelegenheiten oft ergötzt haben.

In Grabitz stand ein altes, ungeheuer großes, aber schlechtes und gichtbrüchiges Haus, worin die starke Familie und das nicht kleine Gesinde des Pächters sich notdürftig behalf. In dem kleineren und jüngeren Backhause stießen einige Zimmer an den schönen Baumgarten, wohin Herrn Müllers Wohnung und Schule verlegt ward, welche auch künftig ihren Sitz dort behielt. Vorn am Eingange in diesem Backhause hatte aber in einem Kämmerchen ein kleines, zierliches Knechtchen meines Vaters seinen Sitz, welches wegen seiner abenteuerlichen und bajazzischen Streiche, Schnurren und Einfälle jahrelang auf dem Hofe gehegt und etwas verhätschelt war. Dieses Kerlchen war wegen seiner Gewandtheit und Behendigkeit und wegen allerlei flinker und lustiger Ausrichtungen und Anstellungen, womit es die Einförmigkeit unseres stillen Landlebens durchschnitt, bei den Frauen und Kindern, welchen er zu allen Späßen, Spielen und Diensten bei Tag und bei Nacht immer fertig war, besonders gut angeschrieben. Dieses muntere

Männchen, das als Knecht mit Knochenarbeit wenig bezahlen konnte, hieß Papier, und ward nur das Papierchen, von Herrn Müller das Babierchen oder verächtlich gar das Babierschnitzelchen genannt. Da er in laufenden Bestellungen nach Rambin und der Alten Fähre viel gebraucht ward, so mußte er oft auch den Müllerschen Läufer machen. Dieser hatte dem kleinen Menschen, da er sich über eine mitternächtliche Sendung durch Eis und Schnee beklagt hatte, einst mit seinem langen Rohr dräuend zugerufen: „Wie der Mann ist, brät man ihm die Wurst.“ Das Babierchen hatte dies Wort aufgegriffen und unter dem Gesinde verbreitet, bei welchem Herr Müller hinfort nur der Wurstbrater hieß, ein Ökelname*), den auch seine Schüler in ihrer Unart leider zuweilen gebrauchten.

Unter seinen Schülern kam ich, als der in seinem Trotze oder vielmehr wegen seines Trotzes Gehorsame, wohl am besten weg; der leichte bewegliche Karl und die schöne, unruhige und lebhafte Katharina Langen wohl am schlimmsten; Fritz im mittlern Maße, welchem er doch einmal in Beziehung auf seinen herrlichen Kopf im Zorne zugeschrien hatte: „Frütreich, aus dir will ich einen Kerl machen, aber Briegel mußt du haben!“ welches Wort begreiflicherweise auch ein Sprichwort unter uns ward.

Das Schwerste und Mißlichste für die Schüler war die Gesangstunde, welche des Morgens als Schulanfang gehalten ward. Der Alte sang mit desperat heftiger und kreischender Stimme, und es war selbst der Furcht oft unmöglich, sich eines verstohlnen Kicherns zu erwehren. Da ward denn nach der guten alten christlichen Weise mitten im Singen drunter gehauen, daß die Späne flogen, jedoch ohne daß der Gesang dadurch im mindesten aufgehalten wäre. Am gefährlichsten aber ward es, wann der Alte von den Seinigen Besuch bekam. Er hatte nämlich in Stralsund eine verheiratete Tochter, bei welcher seine Frau wohnte, und seinen Sohn, einen jungen Bäcker. Die kamen denn zuweilen Samstags oder Sonntags

---

*) Ökelname, so spricht man in Norddeutschland, nicht Ekelname. Öken öka (nord.) vermehren. Also nur so viel als Beiname. Ökels, Auffatz, Erhöhung. z. B. Auffatz auf einem Bienenkorb.

zu uns übers Wasser und blieben die Nacht und hielten Montags früh vor dem Frühstück und der Abreise gewöhnlich noch den Morgengesang mit uns. Ich weiß nicht, ob die alte Frau, sonst gar ein bescheidenes freundliches Mütterchen, von ihm eingesungen war, aber sie hatte seine helle durchgellende und durchquiekende Manier, so daß sie gewöhnlich den ganzen Gesang in Verwirrung brachte; wobei er denn doch mit großer Mäßigung des Zorns nur mit den Worten drein sprach: „Mutter, du mußt Ton halten;" was auch als Scherzwort noch lange durch die Münde laufen sollte.

Ich war indessen vierzehn Jahr und mein Bruder Fritz zwölf Jahr alt geworden, Karl war wieder nach Stralsund in die Schule geschickt. Herr Müller ward verabschiedet, und Herr Gottfried Dankwardt, Kandidat der Theologie, nahm seine Stelle ein. Zu dieser Veränderung hatten die Freunde meines Vaters, die Herren Stenzler und Krüger, und die Vorstellungen meiner Mutter den Anstoß gegeben. Dieser Herr Dankwardt war der Sohn eines Arztes aus der Stadt Barth in Pommern, damals etwa ein Fünfundzwanzigjähriger, ein kleiner, blonder, fröhlicher und beweglicher Mann, in seinem innersten Wesen voll Freundlichkeit und Frömmigkeit, obgleich von dem Geniewesen der Sturm- und Drangperiode, welche in jenen Tagen von 1770—85 herrschte, stark angeweht und durchgeweht. Dies gab ihm manche Wunderlichkeiten und Schnurrigkeiten, welche wir Jungen wenig gewahrten, woran sich aber Mutter und Tante anfangs oft sehr stießen. Der Vater aber, der einen tiefen Sinn für alles Rechtschaffene hatte, nahm sich des Herrn Dankwardt treulich an und stellte ihn bald im Hause in das rechte Verhältnis.

Dieser gute und liebe Mann ist drei Jahre unter uns geblieben und hat sein Leben und Wissen in Liebe und Treue mit uns geteilt. Es war ein redliches Herz, ein guter Kopf, ein leidlicher Lateiner, mittelmäßiger Franzos, ein bißchen Engländer, Grieche fast gar nicht, indem das Griechische in jenen Tagen bei den Prüfungen der Kandidaten des Predigtamts nicht einmal gefordert ward. Dieses und das andere Gewöhnliche, was Hauslehrer alles lehren sollen und zu lehren pflegen, hat er mir und meinem Bruder Fritz nach Vermögen

mitgeteilt, und wir haben daher sein Andenken in Ehren gehalten, wie er denn auch, solange mein Vater lebte, als er Pastor zu Bodenstede*) bei Barth und auf der Halbinsel Dars war, immer desselben lieber und willkommener Hausfreund geblieben ist. Er war nicht nur ein guter, frommer Lehrer und ein treuer, frommer Pastor, wie man die Worte im gewöhnlichen leichten Sinn ausspricht, sondern seinem innersten Wesen nach ein tapferer und begeisterter Kernmensch, in dessen kleinem, zartem Bau eine mächtige Seele hauste. Da er während der über mich verhängten Untersuchung wegen einiger bei mir gefundener und beschlagener Briefe aus den Jahren 1810 und 1811, worin er sich über den damals blühenden und glühenden spanischen Aufruhr nach seiner Weise ausgesprochen hatte, auch von Staats und Gerichts wegen befragt worden ist, und ich dem Ehrenmann Mühe im Alter gemacht habe, da er mir in meiner Jugend keine gemacht hatte, so muß ich von diesem seinem tüchtigen Menschenkern seinem teuren Andenken zu Ehren hier ein Beispiel überliefern, das er selbst in ungeheurer Zeit gegeben hat.

Als im Winter 1807 der französische General Mortier Stralsund berannt hatte, waren rings in die Dörfer an den pommerschen Küsten französische Wachposten gelegt; so auch in dem Kirchdorfe Bodenstede unweit Barth dem Dars gegenüber. Diese hatten angefangen nach welscher Weise mit den Weibern und Töchtern Überspiel zu versuchen. Das konnten diese Dörfler nicht leiden, Männer an die mächtigsten Gefahren und gelegentlich auch an Pulver und Blei gewöhnt**). Sie scharten

*) Richtig Bodstede. (D. H.) **) Auf der Halbinsel Dars und in den Dörfern auf den gegenüberliegenden Küsten wohnt ein schöner, kräftiger Menschenschlag, dessen Gewerbe in der Jugend gewöhnlich das kühne Element des Meeres ist. Als ich im Winter 1817 meinen alten Meister zu Prerow auf dem Dars, einer reichen Pfarrstelle, wohin er von Bodenstede befördert war, zum letzten Male besuchte, stießen mich und meinen Bruder Karl zwei herrliche, schlanke Männer mit langen, eisenbeschlagenen Stangen in fliegenden Schlitten über das spiegelglatte Eis hin, welches damals zwischen dem Festlande und der Insel eine Brücke geschlagen hatte. Beide trugen englische Ehrenmünzen, hatten englisches Jahrgeld. Sie hatten auf der Victory des Admirals Nelson die Schlacht von Trafalgar mitgemacht. Der Schulze in Bodenstede,

sich im gerechten Zorn, die Franzosen erschraken vor ihrer Zahl und Rüstigkeit, wurden entwaffnet, gebunden, eingeschifft und etwa fünfzig Mann stark nach Stralsund an die Schweden als Gefangene abgeliefert. Das war eine kurze Freude. Die Tat erscholl in dem französischen Lager, und ein Kommando von mehreren hundert Mann ward abgesandt, das Dorf zu bestrafen. Der Schulze und mehrere Älteste von Bodenstede wurden gefesselt und sollten erschossen, das Dorf sollte geplündert, angezündet und abgebrannt werden. In dieser großen Not, als die Gefesselten den sicheren Tod erwarteten, trat der kleine Herr Pastor vor und redete den welschen Befehler mit den kühnen Worten an: „Mein Herr, Sie haben die Unschuldigen ergriffen, ich bitte, lassen Sie diese Männer los, die sind die Unschuldigen und Verführten; hier haben Sie den Verbrecher, mich nehmen Sie, mich erschießen Sie, wenn Gott es Ihnen erlaubt, mein Haus verwüsten und verbrennen Sie, ich bin der Verführer, der einzig Schuldige. Ich habe diesen armen Bauern gepredigt, daß sie bis auf den letzten Mann für ihren König stehen und den Feinden des Vaterlandes Abbruch tun müßten." Diese Worte, aus kühnem und tapferm Herzen gesprochen, rührten den Welschen; er ließ die Gefangenen losbinden, legte ihnen eine leidliche Geldstrafe für seine Truppen auf und ließ zum Zeichen, daß er die befohlene Abbrennung des Dorfes ausgeführt habe, einige elende, leere Hütten außerhalb des Dorfs, wo die Fischer ihre Heringe zu räuchern pflegten, niederbrennen. Diese Tat des Pfarrers war groß, größer die des edlen Welschen, der seinen bösen Mut bezwang. Warum habe ich seinen Namen nicht erfahren können?

Mit Herrn Dankwardt begann nun ein neuer Abschnitt in dem Leben der Jungen und eine Art der Schule und des Umgangs, wie solcher, die da vorhaben Bücherleser oder Studenten zu werden, welche der Schwede nach der Haupteigenschaft, wodurch sie sich auszeichnen sollen, Leseferle nennt. Es gab der Kandidaten in der Nachbarschaft mehrere, welche zusammen wöchentlich etwas einem Klub Ähnliches hielten, wo sie sich besprachen und auch ihre Lesebuben zusammenführten. Auch

in dessen Hause ich mit dem Herrn Pastor mehrmals zu Tisch gesessen bin, war in seiner Jugend Steuermann eines Westindienfahrers gewesen.

ließen sie und die Prediger der Insel in einer recht ansehnlichen Lesegesellschaft alles Neueste der schönen und leichten Literatur rundlaufen, wovon natürlich auch uns und unserem Hause sein Teil zugute kam. Von den Knaben, welche durch diesen Kandidatenklub zusammengeführt wurden, waren unser nächster Nachbar Gottlieb von Kathen, ferner Buslaf von Platen und Christoph von Schmiterlöw die gewöhnlichsten Spielgesellen. Dieser Christoph war der allgemeine Spaßhammel. Er hieß nur der lange Stoffel, zuletzt gar der Löwe in der Wüste, denn der Herr Kosegarten hatte seine schöne Tante besungen und in sein Gedicht ein Abenteuer von einem Ritter Schmiterlöw eingewoben, der vor tausend Jahren weiland in den Kreuzzügen den Löwen in der Wüste erschlagen. Das ward ein Stichwort gegen unseren langen Helden, der es im preußischen Dienst doch bis zum Obersten eines Dragonerregiments gebracht hat, und wann wir uns diesen damals noch sehr ungeleckten und ungelenken Löwen zuwarfen, klang es: „Smit den Löwen her!" (Wirf den Löwen her!) Die sehr langen und tapferen Smiterlöwen — denn sie galten alle für Eisenfresser — waren übrigens vor etwas über hundert Jahren noch nichts als gute Kaufherren und Ratsherren in Stralsund: auch schon Würdigkeit, denn ein Ratsmann in dieser Hauptstadt des Landes Rügen galt schon längst einem Ritter ebenbürtig.

Von den Kandidaten waren Herr Theobul Kosegarten*), Lehrer zu Götemitz, und Herr Nestius, Neffe des berühmten und gelehrten Propstes Pistorius zu Poseritz, wohl die ausgezeichnetsten. Darunter fuhr öfter von Greifswald herüberbrausend der wilde Johann Hagemeister, ein stürmischer, genialischer Jüngling, der aber später ein schönes Talent liederlich versauft und verbraust hat. Dieser und der überfliegende Kosegarten zündeten manches an und erregten das Leben, das aber bald wieder in stilleren Wellen hinfloß: denn der Vater hieß Zucht und Ordnung und die Mutter Besonnenheit und Klarheit; das enge Gefäß des Vermögens ließ auch keinen weiten und brausenden Wellenschlag zu.

*) Der Dichter der „Jukunde". (D. H.)

Außer diesen mit Herrn Dankwardt verkehrenden und wechselnden Jünglingen kamen uns die alten Hausfreunde nicht abhanden. Herr Magister Stenzler und Pastor Krüger sprachen häufig bei uns ein und machten bei ihren Stralsunds-fahrten gewöhnlich eine kleine Ausbeugung von der Landstraße nach Grabitz, wo sie mit den Ihrigen eine Nacht oder zwei schliefen. Auch sie trugen uns manche gute Bücher und Anweisungen ins Haus. Dies konnte besonders von Stenzler gelten, der nicht bloß ein vortrefflicher Prediger, sondern auch ein bedeutender Gelehrter war und eine ausgesuchte Bücherei hatte. Die Häuser dieser geistlichen Herren, sowie das unseres Ohms Moritz Schumacher zu Silmnitz, dann zu Rentz bei Gartz, und des Pächters Dalmer zu Schoritz wurden in der guten Jahreszeit von unserm Herrn Kandidaten und uns auch recht fleißig besucht. Gewöhnlich ging die Karawane den Sonnabend Mittag aus und kam Montag Nacht wieder heim. Es waren aber nur Spaziergänge von zwei, drei Stunden.

Außer diesen Freunden waren in Stralsund Verwandte, Bekannte und Geld- und Geschäftsfreunde des Vaters, die bei der Nähe von Grabitz, welches zur Alten Fähre nur eine Stunde hat, die Samstage und Sonntage fleißig zu uns heraus-pilgerten. Sie brachten gewöhnlich Wein oder die Zutaten zum Punsch mit. Unser Federhof lieferte Gänse, Schruthähne, Enten, Hühner und Tauben, und das gute Gewehr meines Vaters Hasen, Rebhühner, wilde Enten und die herrlichsten Schnepfen, wovon der Strand und seine weiten Wiesen wimmelten, in großer Menge. Es war damals überhaupt eine große, allgemeine Gastlichkeit auf der Insel, die zum Teil wohl noch besteht, obgleich die Seebäder und ein wimmelnder Anzug und Durchflug von reisenden Pilgern da wohl etwas Eintrag getan haben mögen. Es ging ungefähr her wie in den Tagen des berühmten Gelehrten und Grobians Samuel Johnson, als er mit seinem Amanuensis Bothwell Nordschottland und sein westliches Inselmeer bereiste*) und bei Landedelleuten,

*) Vgl. Johnson, Journey to the western isles of Scotland (Lond. 1775) und Boswell, Journal of a tour to the Hebrides with Johnson (Lond. 1774). (D. H.)

Pächtern und Pfarrern die Freude der Trinkhörner und Muscheln in Bewegung setzte. Man fuhr, wenn der fröhliche, gesellschaftliche Trieb aufstieg, unangemeldet zu den Nachbarn oder Freunden; mochte man zu Fünfen oder zu Fünfzehn kommen, man kam willkommen. Umstände wurden nicht viel gemacht; Fische, Gefieder, Geräuchertes und Gesalzenes fehlten fast nirgends; Zucker, Kaffee, Tee waren in dem fast gar nicht bezollten Lande sehr wohlfeil; Bier und Branntwein fehlten nimmer, selten auch ein Glas Wein; immer aber war die ungeschminkte Gastlichkeit und Herzigkeit da. Dies war etwas so Abgemachtes, daß, wenn z. B. ein oder zwei wohlgepackte Wagen eben angeschirrt standen und abfahren wollten, und dann etwa ein dritter Wagen vorfuhr, der die Abfahrenden besuchen wollte, man diesen flugs wieder umwenden und mit zu denen, welche man besuchen wollte, fortrollen hieß. Auch für die Nacht, wann schlechte Wege oder böses Wetter die Heimfahrt nicht erlaubten, war in den meisten Häusern durch die Menge der reichlich gefüllten Federbetten gesorgt. Unsre sundischen Freunde brachten denn auch ihre Jugend mit, unter welchen wir mehrere treue Kameraden gewannen, welche uns neue Spiele und Künste zubrachten, besonders mehrere Arten Ballspiel und die Lust des Schiffbauens und Segelns auf unsern vielen Teichen, und für die Spiegeleisbahn des Winters den Schrittschuhlauf, wie für den Sommer die Freude des Vogelschießens. Für diese der großen Hauptstadt nachgemachte Sommerlust ward auf dem kleinen Tannenberg auf unsrer Weide hart bei Giesendorf, der Bakenberg zugenannt, eine mächtige Stange mit einem Vogel aufgerichtet, nach welchem wir oft zwei, drei Tage so lange mit Flitzbögen und Bolzen schossen, bis das letzte heruntergeschossene Stück einen der Schar zum König machte. Das gab dann, gewöhnlich in der Pfingstwoche, eine große Festlichkeit. Es ward ganz nach sundischer Weise mit großer Feierlichkeit unter dem Klang von Pfeifen und Hörnern vom Hofe ausmarschiert, einige mit Maien und Kränzen geschmückte Zelte waren aufgeschlagen, worin Butterbrot, Kuchen und Punsch gereicht ward, und wozu in der Regel die Menge Junge und Alte unsrer sundischen Freunde und der Nachbarn geladen wurden.

Diese Lust erinnert mich einer bösen Unlust, die ich erzählen muß, und die wahrscheinlich in eines der letzten Jahre unsers Grabitzer Lebens fällt. Bruder Fritz und ich hatten zu der Schützenfeierlichkeit als Einladungsprogramm jeder sein Gedicht gemacht. Diese wurden vorgelesen, und des Fritzens Worte gewannen als die wirklich lustigen und witzigen bei der zuhörenden Versammlung einen glänzenden Sieg, meine hochtönenden und bombastischen aber fanden keinen Anklang. Hier faßte mich der böse Neidteufel, und da der Fritz mir eben mit etwas in den Weg trat, rügte ich es derber, als recht war, und zwar mit dem beschämenden Gefühl des Neides.

Jetzt muß ich endlich einer Stelle ganz besonders erwähnen, wohin von mir wenigstens selbst bis in die späteren Jahre, wo ich schon zwischen den Dreißigen und Vierzigen schwebte, wie zu einem festlichen Orte zu Fuß, Roß und Wagen viel gewallfahrtet worden ist. Diese Stelle heißt Posewald, eine kleine Stunde von Putbus, und ein zu Putbus gehörendes Gut. Dort wohnte der Patriarch unserer Familie, der alte Hinrich Arndt. Zu diesem, meines Vaters treuestem Bruder und Freund, ward gewöhnlich im Herbst und Winter, oft auf mehrere Wochen gezogen, zur Zeit, wo Äpfel, Birnen und Nüsse reiften, wo die Bienenstöcke abgestoßen wurden, und wann die Jagd begann. Der alte Graf Malte ließ nämlich seine Pächter ohne Umstände die kleine Jagd treiben; nur die Pürsch der Hirsche hatte er sich vorbehalten. Der alte Ohm aber und mein Vater, eigentlich alle Vaterbrüder, waren gewaltige Nimrode vor dem Herrn und hielten sich die vorzüglichsten Flinten und Jagd- und Hühnerhunde; mein Vater war vielleicht der Meister von allen, und nicht leicht flog eine Schnepfe unbestraft vor seinem Rohr vorüber. Wie oft bin ich am Strande auf der Jagd gegen dieses Geflügel oder auf der Abendblinke gegen die wilden Enten, oder auf den Brachfeldern gegen die Myriaden Brachvögel als Diener mit ihm gegangen und habe mit dem herabfallenden Gevögel die Weidtasche füllen müssen! Wenn sie nun hier in den waldreichen und buschreichen Revieren von Posewald, Nadelitz und Süllitz, welche Güter mein alter Ohm als Pächter innehatte, mit ihren Hunden streiften, so ward ich gewöhnlich aufs Pferd gesetzt,

und zu beiden Seiten wurden Bänder an den Sattel gebunden, woran die armen Hasen und der Familie von Malepart geschwind abgestreifte Bälge aufgeknüpft wurden. Das mußte dann von Morgen bis Abend, oft durch Sturm, Regen und Schneegestöber so fortgehen — denn die Männer waren damals noch in einem rüstigen, weidlichen Alter — und ich durfte nicht mucksen, wie ich vor Nässe und Kälte innerlich auch oft schaudern mochte. Auch muckste ich nicht: denn es gab dabei so viele Abenteuer, und der alte Hinrich war ein so poetischer und romantischer Mensch, daß ich doch immer meine Ausbeute dabei fand.

Ich nenne den alten, wackern Bauern poetisch und romantisch und sollte eigentlich dieses Ländchen Putbus so nennen, welches mit seinen Hügeln, Wäldern, Hünengräbern, Grab- und Opfersteinen, Küsten, Inseln und Halbinseln selbst ganz eine Romanze und ein Gedicht ist. Der alte Hinrich, nichts weiter als ein etwas verfeinerter Bauer, war nur ein Bild davon, oder vielmehr er bildete es in Sitte und Gespräch ab. Es war ein schöner Mann, von mittlerem Wuchs, einem edlen Gesicht, blondem Haar und blauen Augen, fast immer fröhlich und heiter und gleich einem, der von Sorgen und sorglichen Dingen nichts weiß. Er war weniger gebildet als mein Vater, hatte aber doch einen schönen Naturgeist und eben deswegen gar kein Bedürfnis künstlicher Vergnügungen. So spielte er zum Beispiel wohl die Geige aber nie die Karten und saß, wann er seine Feldarbeiten übersehen und besorgt oder sich auf der Jagd ermüdet und der Gaben Gottes, die auf seinem Tisch immer in der reichsten Fülle aufgetragen wurden, mit uns genossen hatte, abendlich und mittäglich vor dem Tore seines Hofes auf breiten Steinen und hatte es dann gern, wenn man sich da zu ihm setzte und sich die Märchen und Abenteuer der Gegend, den Sprung des nordischen Helden Olaf Tryggveson ins Meer*) — da, wo der Kirchturm

---

*) Dahlmann in seiner Dän. Geschichte, Teil I, setzt diesen Sprung, ich weiß nicht warum, in den Sund. Die Sagen von dem berühmten Normannskönig setzen ihn an die Küsten, diesen Putbusser Gestaden gegenüber. Diese erhalten für die Örtlichkeit eine Bestätigung durch die geographische Bestimmung

von Wusterhusen ragt, ist ein König mit der goldnen Krone ins Meer gesprungen: noch blinkt sein Kopf mit der goldnen Krone in der Johannismitternacht hervor — und die Geschichten der Schlachtfelder dieser Küsten, wo Karl XII. und der alte Dessauer miteinander gerungen hatten*), von ihm erzählen und die Kanonenkugeln herbeitragen ließ, die seine Leute aus den Feldern um Nadelitz ausgepflügt und aus den Gräben und Teichen ausgegraben hatten. Denn der gute Alte erzählte gern und lebendig und ließ sich gern erzählen, wußte mancherlei von rügenschen und schwedischen Begebenheiten und hatte sich aus manchen alten Chroniken, die auf seinem Kannbrett lagen, auch für die allgemeine und deutsche Geschichte manches herausgelesen. Das Beste aber war der Mann selbst, den man sich aus seinen Worten und Taten mit Freuden herauslesen konnte. Er war immer herzig und beherzt und quoll aus dem Kreise seines beschränkten Lebens immer von Scherzen und Schwänken über. Keine Lust und kein Spaß war ihm zu lustig, nur unsittlich durften sie nicht sein, und er pflegte gern den Spruch zu führen — ich weiß nicht, woher er ihn hatte —: „Dr. Luther hat gesagt, wenn Gott keinen Spaß verstünde, möchte ich nicht im Himmel sein." Ich nenne ihn den Patriarchen: das war der glücklich geborene Mensch wirklich: redlich, frei, tapfer und hilfreich, wann

---

der Schlachtgegend. Sie nennen einen Ort, der noch jetzt da ist, nämlich die Insel Svolthar, hinter welcher die verbündete Flotte der nordischen Könige und des norwegischen Jarls auf das Auslaufen Olafs aus der Peene gelauert und bei seinem Erscheinen hervorgesegelt seien. Diese Insel kann nach dem dumpfen Laut, wo das Volk de Zoudar ausspricht, keine andere gewesen sein als die Halbinsel Zudar, welcher noch jetzt alle größeren Schiffe, die von Stralsund aus ins weite Meer wollen, vorbeisegeln müssen. Sund bezeichnet überhaupt jede Meerenge und zwar von einer Breite, die ein rüstiger Schwimmer durchschwimmen kann. — (Über den Schauplatz dieser sagenhaften Schlacht herrschen die verschiedensten Ansichten. Außer Dahlmanns und Arndts Konjekturen gibt es noch zwei andere, und zwar verlegen Mohnike und Barthold die Schlacht in die Nähe der Greifswalder Oie (Barthold, Pommersche Geschichte I S. 334), während Francke sie bei Hiddensee stattfinden läßt. (Baltische Studien, Bd. 25.) D. H.) *) Am 15. November 1715 wurde Karl XII. von Leopold von Anhalt-Dessau bei Stresow geschlagen. (D. H.)

und wo er konnte, ließ er im Glauben an Gott und seine Weltregierung Unglück und Trübsal meistens still und leicht neben und unter sich hingehen und richtete sich am Sonnenschein des Lebens bald wieder auf. Mein Vater, ein Mensch mit leicht beweglichem und reizbarem Gefühl, war ihm sehr unähnlich, auch körperlich, ein großer, starker, brauner Mann; weil sie aber mit ihren Verschiedenheiten einander ergänzten, hatten sie sich nur um so lieber. Als der Älteste des Hauses und als geborner Patriarch hatte er nicht allein unter seinen Verwandten großes Ansehen, sondern genoß auch unter allen Nachbarn einer großen Achtung und hieß nur Vater Arndt, duldete auch von seinem Gesinde keinen andern Namen. Das Wort Herr war ihm verhaßt, wenn jemand ihm damit aufwarten wollte; er meinte, nur sein Graf Putbus sei ein Herr — und er hatte wohl nicht unrecht. Kraft dieser Würde anerkannter Vaterschaft durfte er auch manches, was man von andern Männern nicht mit gleicher Geduld hingenommen hätte. Mir gab er, als ich schon im Jünglingsalter stand, weil ich über den König von Schweden ein mißfälliges Wort gesprochen, eine klingende Schelle mit den Worten: „Junge, sollst du so von unserm König sprechen?“ Einen andern Verwandten, welchem seine Frau Zwillinge in die Wiege gelegt hatte, und welcher über diesen Segen Gottes die Hände zusammenschlug, warnte und schalt er mit den Worten: „Du feiger Mensch! Meinst du nicht, daß Gott wird erhalten können, was er geboren werden läßt?“ So blieb er bis ans Ende. Ich und meine Brüder besuchten ihn ein halbes Jahr vor seinem Tode (er starb im Winter 1811). Der Greis, in den Achtzigen, saß mit seinem alten Mütterchen schon zusammengefallen in seinem Stübchen, aber die alte Lebensflamme zuckte bei unserm Anblick frisch auf. Er setzte sich mit uns zu Tisch und ließ Wein auftragen und ward fast beredt wie in längst verschienenen Tagen und sagte beim Abschied ganz beherzt: „Kinder, ihr werdet mich bald in die Erde legen; dann sollt ihr recht fröhlich sein und von diesem Wein trinken: denn ich habe mit Gott mein Leben lang ein frohes Leben geführt.“

Dies war der Patriarch. Noch saß in einem stillen Stübchen eine liebende und freundlich lächelnde Parze am Spinnrocken,

des Patriarchen Mutter und meines Vaters Mutter, deren alte Tage der treue und fromme Sohn mit der größten und zärtlichsten Sorge und Liebe gehegt und gepflegt hat. Das war das Bild einer schönen und stattlichen Alten, das Angesicht meines Vaters, bräunlich und schön wie König David weiland, auch sie immer herzig und wohlgemut; hat 96 Jahr auf Erden gelebt und mit ihren Küssen manchen Segen auf meine Wangen und mein Haupt gedrückt.

Nun müssen auch ihre andern Söhne heran, die ich in jenen meinen Jugendtagen und später hier und dort und in der Gegend gesehen habe, auch diese alle durch Stärke und Reisigkeit berühmt und in ihren jungen Jahren auch durch heftige und armbrechende Geschichten, weswegen in der Umgegend wohl von dem starken, heißen Arndtsblut die Rede ging. Es schien der Ahn, der alte schwedische Unteroffizier, in dem Geschlecht lange vorhalten zu wollen, und dies Blut soll auch in dem jüngeren Stamm der Söhne und Enkel hin und wieder etwas heiß hervorgequollen sein. Da war der eine Holländer (Kuhpächter) zu Darsband, früher gestorben, dessen ich mich nur dunkel aus meiner Kindheit erinnere; ein anderer, Johann Arndt, Putbusser Förster in der Granitz, von Gesicht und Wuchs dem Hinrich ähnlich, aber milderen und weicheren Gemüts, auch ein rüstiger Jäger, Vogelsteller und Fischer, mit einer sehr geschickten Hand, so daß er allerlei künstliche Arbeit weben und schneiden konnte. Dieser hatte in der alten Schwedenstärke alle seine Brüder übertroffen, so daß ihn in seinem jugendkräftigen Alter auch ein mächtiger Ringer nicht hatte von der Stelle rücken können. Endlich die beiden Jüngsten, Jochim und Christian, Zwillinge, die auf meinen Vater gefolgt waren. Der Jochim war auch ein kleiner Pächter, nicht hoch von Wuchs, aber sehr gewandt und lebensrüstig, auch voll angeborner Schneidigkeit und Kräftigkeit, ein Sorgenlos und Sausewind, wie ich keinen andern gekannt habe; aber das galt nur für seine Feierstunden, denn er war in seinen Arbeiten ein sehr ordentlicher, verständiger Mann. Diesen habe ich erst später kennen und erkennen gelernt. Er war fein und hübsch von Gebärde, mit leuchtenden Augen und festestem Blick, von der Art, die auch der Teufel nicht aus

der Fassung bringen möchte. Mehr Verstand, klares Urteil und heiteres Wesen habe ich in wenigen Menschen gesehen; daher war er bei all seiner windigen und gutmütigen Lustigkeit zuweilen scharf, indem ihm die meisten Menschen wie Dummköpfe oder Träumer erschienen. Er war in den Jahren 1804 bis 1812, wo ich wenigstens wechselnd mich in der Heimat aufhielt, viel in meinem väterlichen und in den brüderlichen Häusern, und da habe ich in manche Nacht tief hinein mit ihm gesessen, gespielt und geplaudert. Denn das bedurfte er. Wann die Zeit kam, wo die andern Menschenkinder schlafen gehen, dann bat er noch gern ein paar Gesellen, drei, vier Stunden in Karten oder Gespräch mit ihm durchzuspielen und ihm über die Nacht hinzuhelfen. Denn in ihm zeigte sich die eigentümliche Erscheinung, daß er in Verhältnis zu andern Sterblichen kaum die Hälfte der Stunden zum Schlaf bedurfte. Obgleich er in seiner Jugend ein sehr arbeitender Mann gewesen, so genügten dem sechzigjährigen Manne doch zwei, drei Stunden dazu. Dies war eine Naturbesonderheit, die sich darin offenbarte, daß ihm zwischen elf und zwölf Uhr, wann es gegen die Mitternacht ging, das starke Haupthaar wie im Schweiß gebadet ordentlich zu rauchen begann.

Der Nebenhäusler dieses Jochim, der Christian, war in seiner Jugend als ein wilder und freudiger Gesell davongegangen und von dem berühmten preußischen Dragonerregiment Anspach und Baireuth eingefangen worden, worin er es bis zum Wachtmeister gebracht. Auch er lebte als ein Ab- und Überständiger in seinen späteren Jahren in dem Hause des Posewalder Patriarchen, hoch und schlank, ein Zwölfzoller, und auch von ungewöhnlicher Stärke, noch mit den Spuren ehemaliger Schönheit. Er gehörte mit zur Poesie dieses Hauses, indem der alte, freundliche und sanfte Mensch unerschöpflich war, aus den Kreisen seines Lebens allerlei soldatische und volkliche Geschichten und Märchen zu erzählen; aber sein vorzüglichster Zauber für uns bestand in seiner schönen, klangreichen Stimme, mit welcher er eine Menge lustiger Volks-, Jäger- und Soldatenlieder abzusingen wußte. Er war nach dem Siebenjährigen Kriege Dragoner geworden und hatte unter dem großen Könige nur den Bayrischen Erb-

folgekrieg oder den sogenannten Kartoffelkrieg mitgemacht. Von dem alten König Fritz erzählte er mit Wohlgefallen zwei ihm begegnete Geschichten.

Nachdem er ihn bei der Musterung des Regiments das erstemal nach seiner Heimat gefragt und erfahren hatte, er sei aus Rügen, aus der Grafschaft Putbus, hatte er ihn die ersten Jahre bei der Heerschau freundlich auf die Wangen geklopft und gerufen: „Ach! der schöne Putbusser!"

Im Bayrischen Erbfolgekriege hatte der König, die Vorposten durchreitend, von den österreichischen Plänklern der Kundschaftung der Stellungen wegen irgend einen Gefangenen gewünscht; aber man hatte keinen österreichischen Husaren auf flinkem Pferde erjagen können. Da ließ der preußische Oberst, der die Vorposten befehligte, eine Büchse holen und rief den Dragoner Arndt, einen ihm als wohlzielender Jäger bekannten Schützen, heraus. Dieser sprang vom Pferde, lud die Büchse, sah den König an und sprach: „Aber nur das Pferd, Ew. Majestät," und mit den Worten stürzte ein Husarenschimmel; der Arndt geschwind auf sein Roß, den laufenden Husaren eingeholt und zum König gebracht. Der König drückte ihm zwei Goldfritzen in die Hand mit den Worten: „Brav, mein Sohn! Nicht unnütz einen Menschen erschießen."

Auch gebe ich von seinen Soldatenliedern hier ein recht charakteristisches und wünschte nur, ich könnte gleich die Musik dabeisetzen. Hier ist es:

In Böhmerland bei Prag
Da hat der König von Preußen
Getanzet mit der Königin
Von Ungern und von Böhmerland
Gar lustig wohl auf dem Plan.

Sie tanzeten so vortrefflich herum,
Daß ihnen das Gehirn im Kopf war dumm.
Ein solcher Tanz kostet Mut —
Doch wenn ich's wiederum recht bedenk',
So tut es mich von Herzen kränk'n:
Meine Kameraden liegen in dem Blut.
Da heißt es nicht: Bruder, komm' herein!
Hier ist gutes Bier, hier ist guter Wein.
Nein, da kostet es Fleisch und Blut.

Potztausend! ei! ei! ei! ei! ei!
Eins hätt' ich bald vergessen:
Die Herren Sachsen waren auch mit dabei;
Sie machten ja solche weite Schritt',
Daß der Zehnte nicht konnte halten das Glied —
Da war der Tanz vorbei.

Ich sah aber in meiner Jugend nicht bloß das alte, heiße Arndtsblut als von sehr stattlicher und reisiger Natur, sondern noch andere Trümmer von Männern reisiger Größe und Stärke. Doch war diese Art nach dem Geständnis des alten Hinrich in seinen Tagen in der Herrschaft Putbus sehr ausgegangen. Der Graf Malte zu Putbus hatte nach dem Tode seines Vaters, des Tribunalspräsidenten Grafen Moritz Ulrich zu Putbus, der ein sehr milder Herr gewesen, die Herrschaft sehr verschuldet empfangen und war aus einem strengen Haushalter, der er anfangs aus Not sein mußte, zuletzt aus Gewohnheit ein harter Haushalter geworden. Er hatte große Dörfer zerstört und Pachthöfe daraus gemacht und überhaupt über seine Herrschaft ein so schweres Zepter geführt, daß sehr viele und zwar meistens die schönsten und rüstigsten Jünglinge zur See und zu Lande in die Fremde entwichen und nicht wiedergekommen waren.

Auf diese hier geschilderte Weise war das gastwirtliche Posewald eine Stelle, wo sich nicht bloß die Brüder und Gefreundten, sondern alle guten Leute aus der Umgegend häufig einfanden, auch manche höchst wunderliche und seltsame Käuze, woran jene Zeit und diese Gegend reich war. Ich täusche mich nicht, indem ich das Gedächtnis jener Tage wiederhole: die Menschen waren damals ungebildeter, aber eigentümlicher, mannigfaltiger und poetischer als jetzt; das Naturgepräge war noch nicht zur glatten Einerleiheit so abgeschliffen, man konnte mehr von ihnen lernen, mehr von ihnen haben.

Es war das wirklich eine poetische Epoche, wo das liebe Deutschland nach einem langen, matten Traum wieder zu einem eigentümlichen literarischen und poetischen Dasein erwachte: und das war das Schöne darin, daß die Zeitgenossen viel mehr, als es mir von den Jetztlebenden deucht, an jenem Dasein teilnahmen. Dies war nicht bloß bei den Studierten und Gebildeteren der Fall, sondern auch bei den Einfältigen

und Ungelehrten, wie z. B. bei meinen Eltern nnd ihresgleichen Leuten. Schon war man über den Grandison und die Pamela*), über Gellerts Schwedische Gräfin und Millers Siegwart zu Werthers Leiden, zu Eschenburgs und Wielands übersetzten Shakespearen fortgeschritten, und Lessing, Claudius, Bürger, Stolberg wurden von alt und jung mit Jubel begrüßt. Das Leben wehte frisch anhauchend aus der Luft der Zeit und ward nicht bloß von himmelstürmenden Jünglingen, wie Kosegarten und Hagemeister, in unser Haus hineingeblasen. In unsrer Schule fing Bruder Fritz zuerst an Verse zu machen, und zwar begann der Junge die römische Geschichte in Dramen darzustellen, versuchte sich auch in manchem andern, wovon ich noch einige gerettete Muster habe; auch wurden die Hausspäße und lächerlichen und komischen Begebenheiten der Nachbarschaft oft recht glücklich von ihm besungen. Das hat wahrscheinlich auch mich gereizt, der ohne ihn vielleicht keinen Vers gemacht haben würde. Ich habe wohl von der Natur nicht genug von jenem flüssigen und flüchtigen, phantastischen und magnetischen Fluidum erhalten, was den Dichter schafft, und wenn mir einzelne kleine lyrische Sächelchen hie und da leidlich gelungen sind, so ist es nach dem Sprichwort geschehen: Eine blinde Taube findet zuweilen auch eine Erbse. Der Fritz aber war ein ganz anderer Kerl, mit einem hellen Kopf und einem königlichen Gedächtnis und noch wohl mit mehr bildnerischem als poetischem Talent. Er redete und deklamierte wie ein König, konnte aller Menschen und Tiere, aller Alter und Geschlechter Töne, Stimmen und Gebärden nachmachen, zeichnete vortrefflich und hatte jenen stillen und leisen Witz, der von sich nichts weiß und nie sich selbst belächelt. Er war damals ein in seiner leiblichen Entwicklung zurückgebliebener, etwas weichlicher und kränkelnder Knabe und hockte viel hinter dem Ofen; woran wohl Unglücksfälle, die er mit Armbrüchen und Vergiftung durch verschluckte Kupferpfennige gehabt, mit schuld sein mochten. Später, schon mit dem fünfzehnten Jahre raffte er sich auf und erwuchs zu einem stattlichen und schönen Menschen, der auch mit der Faust als Fechter und Ringer

*) Romane von Richardson. (D. H.)

vielen überlegen war. Leider hat dieser königliche Jüngling seine großen Gaben wenig entwickelt oder vielmehr verspielt. Er, der ein großer Maler, Bildhauer oder Schauspieler hätte werden können, auch, wenn er gewollt hätte, ein bedeutender Gelehrter, studierte die Rechte, ward Sachwalt, nahm zu früh ein Weib und mußte in den gewöhnlichen Lebenskarren eingespannt im Schweiß seines Angesichts ziehen*).

Dieser prächtige Junge brachte nun in unser Schulleben manche ergötzliche Lustigkeit, teils durch die Karikaturen, die er auf jedes weiße Papier hinwarf, teils durch die komischen und launigen Späße, die er in seinen Versen ausgoß, indem er mit einem Vetter, der mit uns in Grabitz erzogen und von ihm mit der Versewut angesteckt ward, in Tragödien, Komödien und allerlei Hanssachsischem Fastnachtspiel ordentlich poetische Wettkämpfe hielt. Dieser, der Sohn meines Ohms Moritz Schumacher, ein recht wackerer und fleißiger Junge, hieß zum Unterschied von ihm der kleine Fritz. Diese beiden besangen und bereimten alles Denkliche und mischten die kleine und große Welt in den wunderlichsten Tragikomödien durcheinander, der große Fritz mit bewußter Laune, der kleine Fritz in begeisterter Unschuld. Besonders trugen sie — worin ich als ein Erztaubenkrämer auch mitspielte — die Welt der Götter und Helden des Altertums auf die Kämpfe und Liebesabenteuer ihrer Taubenfamilien über.

Der kleine Fritz sang:

> Das ist wahr, Priamus,
> Du hast einen tapfern Fuß,
> Zu kämpfen mit Achill,
> Das ist dir nur ein Spiel.

und der große Fritz:

> Ach! du tapfrer Hektor,
> Wind' um deinen Hals dir Flor,
> Traur' um Vater Priamus,
> Achill biß ihn in den Fuß.

---

*) Er starb im Juli 1815 als Bürgermeister von Bergen auf Rügen. Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Arndt einiges in den „Schriften für s. l. Deutschen" I S. 1—172. (D. H.)

Der kleine Fritz:

Eisen hast du, Gott Vulkan,
Greife doch die Feinde an;
Selbst der alte Priamus
Girret deiner Frau den Gruß.

und der große Fritz:

Weh! Vulkan, du alter Schmidt!
Wo, wer solche Schmach erlitt?
Denn die ganze Götterburg
Geht mit deiner Venus durch.

Diese kindische Reimspielerei und was dahin gehörte, besonders die Begeisterung für die Dichter, die wir lasen, brachten durch meine Schuld eine Tragödie hervor, welche der guten Mutter mehr als eine Träne und uns allen manchen guten Braten gekostet hat. Hier ist die schwarze Geschichte:

Wir hatten uns in dem Baumgarten hart unter den Augen unsrer Schulfenster, wo ein schöner, sonnenbeglänzter Rasenplatz war, ein Ding gleich einem pegnitzischen Blumengarten angelegt. Der Rasen war nämlich in viele kleine Duodezgärtchen geteilt, und die Mitte jeder Abteilung war mit einem Haufen bunter, am Meeresstrande aufgesammelter Steinchen belegt. Jedes einzelne Gärtchen trug den Namen eines Dichters: Gellert, Hagedorn, Uz, Lessing, Bürger, Stolberg, Hölty, Claudius, Overbeck usw.; Goethens Großheit lag natürlich noch weit jenseits unsers Gesichtskreises. Damit nun diese bunt ausgelegten und mit Rasen umlegten Gärtlein recht grünen möchten, mußte Wasser zum Begießen geschafft werden. Das fehlte in dem Baumgarten, auch war kein Brunnen oder Teich in der Nähe. Da machte ich als der Stärkste der Teilnehmer mich ans Werk und beschloß einen kleinen Teich zu graben, worin sich Wasser sammeln könne. Das ward in der Tat in den Feierstunden einiger Wochen vollbracht, und bald füllten auch ergiebige Regen meine Grube mit Wasser. Da begab sich, daß die jungen Geschwader von etwa siebenzig, achtzig Gänsehäuptern, schon ziemlich erwachsen und wohlbefiedert, eines Abends in den Baumgarten getrieben wurden, um in seinem wohlbeschlossenen Bezirk die Nacht in

sichrer Hut vor Hunden und Füchsen zu durchschlafen. Aber o weh! Die armen Gänschen hatten nicht geschlafen, sondern Wasser gesucht und gefunden, waren in meine tiefe Grube gestürzt, welche keinen leichten Ausgang bot, und hatten sich übereinander schlagend und strebend bis auf vier, fünf, die man auf den Leichen der übrigen noch lebendig fand, sämtlich erstickt.

Noch eines jugendlichen Spiels muß ich hier erwähnen, das, wie ich mich erinnere, von mir ausging, der eine besondere Freude an Geschichten und Märchen hatte, nämlich unser Geschichten erzählen oder Geschichten treiben, wie wir es nannten. Wir größeren Jungen waren nämlich übereingekommen, daß während der winterlichen Zeit, wo die Abende und Nächte sich bei den Hyperboreern fast zu sehr längen, die Langeweile durch Geschichten, welche jeder umschichtig in seiner Reihe zu erzählen hätte, von uns gekürzt werden sollten. Dies ward denn auch mit großer Freude in lustige Tat verwandelt und während mehrerer Winter von uns fortgesetzt; denn die Lust daran ward so mächtig, daß wir oft um acht Uhr schon zu Bett eilten — denn im Bette, und zwar in einem dunkeln Kämmerlein ward Erzählung getrieben — damit die Geschichten recht lange genossen werden könnten. Hier suchte nun jeder, was er aus Erdkunde und Naturkunde Wundersames behalten oder vom lebendigen Munde anderer sich aufgelesen hatte, in neuer Gestaltung und Erfindung zusammenzuweben. Auch ward der Vertrag ebenso gewissenhaft gehalten, als er feierlich geschlossen war, und ich erinnere mich nicht, daß jemals nur eine beschwerliche Unterbrechung eingetreten, geschweige daß dem Erzähler etwas Bitteres oder Unangenehmes eingewandt wäre. Wir hörten vielmehr immer mit der anständigsten Geduld zu. Ich für meinen Teil hatte mir einen fabelhaften Goldadler, den ich mit Mandeln und Rosinen und Feigen und Pomeranzen fütterte, vor einen luftigen Wagen gespannt, und er hat mich zu Magnetinseln und in Diamantgruben, in die Höhlen von Riesen und Zauberern und in die goldenen Paläste der Unterirdischen, ja durch die Mongolenwüste Kobi bis unter die gefährlichen Flügel des Vogels Rock getragen. Auch jene Kleinigkeit hing offenbar mit der poetischen Influenza jener Tage zusammen. Für uns hatte es wenigstens

den Vorteil, daß wir zu rechter Zeit reden und erzählen lernten; für mich aber führte es die angenehme Beschwerde herbei, daß ich noch fünf, sechs Jahre später, wo ich im Kreise kinderbegabter Freunde erschien, meinen Goldadler satteln und anschirren mußte. So hatte sich der Ruf unsers Geschichtentreibens verbreitet.

Bei allen diesen kindischen und kindlichen Spielen und Entwicklungen des jungen Lebens hin und her, worin schon einzelne höhere und edlere Keime lagen, blieb der gewöhnliche Zustand doch in den Schranken des elterlichen Standes und Vermögens. Der rüstige, damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater mutete uns mit Recht die Übungen und Arbeiten zu, welche er hatte durchgehen müssen; er sah es überhaupt gern, wenn wir aus eignem Triebe oder im wackern Wettkampf uns Strengen und Härten auflegten, die er eben nicht befohlen hatte. In der Erntezeit, wo viele Hände, und diese oft recht geschwind, gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne aus dem Bette getrieben und mußten oft lange vor der Schulstunde Ochsen und Rosse herbeitreiben oder herbeireiten, oft auch den ganzen Tag in diesen oder ähnlichen jungenlichen und hirtlichen Geschäften ausharren. Waren junge Füllen zuzureiten oder Pferde durch die Teiche zu schwemmen, Bruder Karl, der nun wieder bei uns war und den Kaufmann, wofür er bestimmt schien, wieder gegen den Landmann vertauscht hatte, und ich wurden darauf gesetzt, oft wenn es ins Wasser ging, ganz nackt, der Vater mit der knallenden Peitsche hinter uns. Noch erinnert's mich, daß ich, als ich einmal ein unbändiges Tier splitterfasernackt durch einen Teich ritt, von diesem beim Herausspringen in Nesseln und Dornen abgeworfen ward, daß mir das Fell brannte. Zu solchen Abenteuern durfte nicht sauer gesehen werden. Baden im nahen Meere, Fischen in den vielen Teichen und in den Gräben und Bächen der überschwemmten Wiesen auf Karauschen, Krebse, Krabben, Hechte und Aale, Vogelstellen im Herbste in unsrer trauten Lau, Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen — alles das verstand sich als die Regel eines tüchtigen Landlebens von selbst.

Bei all diesen Arbeiten, Übungen und Vergnügungen,

wie sie das Land darbietet, ward doch immer sehr streng auf die Zeit gehalten. Wir trieben einen mächtigen Taubenverkehr und hegten in unserm Wäldchen einen hübschen Dohnenstrich, der, weil die Ostseeküsten von Zugvögeln jeder Art zu wimmeln pflegen, uns oft Hunderte von Krammetsvögeln und Drosseln lieferte; auch wurden andre seltnere und buntgefiederte Gäste oft lebendig eingefangen und in Käfichten aufgehoben. Aber die Schulstunde mußte genau mit acht Uhr früh gehalten werden. Ich und der Fritz liefen also im Oktober und November, oft im schlimmsten Regen und Schneegestöber, schon in der Morgendämmerung und vor dem Frühstück auf unsern Vogelstrich, die Beute abzuholen und das durch Wind, Regen oder lose Buben Verwirrte wieder in Ordnung zu stellen. Wenn wir dann beschneit oder durchnäßt und zähneklappernd zurückkamen und uns an den Frühstückstisch setzten, jammerte es die Frauen wohl, aber der Vater lachte dazu und lobte den Jungen, der lustig in alles Wetter hineinsah.

Hier glaube man nur nicht, daß der Vater ein harter Mann war; nein, er war von Natur fröhlich, freundlich und mild, meinte aber nach der Art jener Zeit, welche eine gute Art war, daß ein Junge, der wohl einmal Stein und Stahl anfassen müsse, nicht in Baumwolle eingepackt werden dürfe. Auch gehörte er nicht zu den Vätern, welche den Stock häufig gebrauchen. Ich habe ihn selten gefühlt; doch die letzte wohlverdiente Züchtigung etwa in meinem fünfzehnten Jahre hatte ich dem Asmus omnia sua secum*) zu danken. Der Vater war ermüdet und verdrießlich wegen eines unangenehmen Verlustes aus Stralsund zu Hause gekommen und hatte sich früh zu Bett gelegt. Ich und Bruder Lorenz, der vierte in unsrer Reihe, saßen im Nebenzimmer und lasen das berühmte Lied vom Riesen Goliath, wobei wir in ein gefährliches, immer von neuem beginnendes Kichern gerieten. Zweimal gebot, ja bat der Vater Ruhe zu halten und riet uns, lieber auch schlafen zu gehen; als wir das drittemal in Lachen ausplatzten, da platzte er herein und stillte unsre Überlust mit ungebrannter Asche.

*) Matthias Claudius, der seine Werke unter diesem Titel herausgab. (D. H.)

Ich war wirklich in meinen Jugendtagen ein unglücklicher Kicherer und Lachenausberster und mußte mich bei jeder Gelegenheit vor mir selbst in acht nehmen. An meinem Bruder Fritz habe ich das nie gemerkt, sondern er lächelte nur bei Gelegenheiten, wo ich und die andern mit lautem Lachen ausplatzten. Ich weiß nicht, ob das viele und leichte Lachen ein niedriges Gemüt verrät, wie man im Jesus Sirach liest; aber das scheine ich zu wissen, daß ein erhabenes Gemüt in der Regel kaum lächelt, wo die meisten lachen. Ich habe Goethens Gesicht oft darauf angesehen: ich glaube, das hat auch nur lächeln können.

Ein solches verderbliches Lachen, das den väterlichen Stock wieder gegen uns hätte reizen können, überfiel uns einmal beim Frühstück. Wir aßen unsre Milchsuppe aus einer bunten, gemalten Schüssel, in deren Innerm der Vers: Wie schön leucht't uns der Morgenstern gemalt zu lesen war. Nun ward es unter uns zum Schibboleth: „Du issest bis zum Stern"; „du bis leuchtet" — und darüber brachen wir eines Morgens los und fürchteten, es würde nun die andern Morgen auch so gehen. Da bat ich, indem der Vater schon wieder einige Male Stille! gerufen hatte, die liebe Base Sophie, uns den nächsten Morgen eine ungemalte und unbeschriebene Schüssel aufzusetzen, und so ward die Gefahr glücklich abgewandt.

Wir hatten nun bis in den Anfang meines siebzehnten Jahres so fortgelebt, wie es sich eben machte, und meine Eltern konnten wohl nicht daran denken, mich studieren zu lassen. Da kam es durch fremde Hilfe, wahrscheinlich durch Anregung und Vermittlung der Herren Stenzler und Brunst, daß ich plötzlich in die gelehrte Schule nach Stralsund verrückt ward. Mehrere Gönner, welche unbekannt bleiben wollten, hatten für diesen Zweck einen Zusammenschuß getan, und im Februar des Jahres 1787 ward ich in die Sekunda jener Schule eingeführt und bekam bei dem Herrn Konrektor Furchau meine Wohnung. Dies war ein Sprung! Der arme und blöde Landjunge erschien im schlechtesten Aufzuge unter vielen zum Teil zierlichen und nach ihrer Weise vornehmen Jünglingen der ersten Familien der pommerschen Hauptstadt. Ich trug einen grünen Rock von eigengemachtem Zeuge; wenn es ein bißchen besser

sein sollte, einen grauen plüschenen, aus einem alten Rocke meines Vaters zusammengenäht und von dem Landschneider etwas zu wulstig weit zugeschnitten; meine Stiefel ungefähr in ähnlicher Art von dem Leisten des Meisters Silverstorp in Rambin. Man kann denken, mit welcher Gier die zierlichen Stadtpfauen über die so aufgeputzte Landkrähe herfuhren, und wie die Krähe sich anfangs zurückmachte. Indessen Not bricht Eisen, und da mich einige etwas unsanft anzutasten wagten, fühlte ich mein ungeduldiges Arndtsblut aufsieden, und bald lagen ein paar Bursche zusammengeknickt zu meinen Füßen. In dieser Beziehung hatte ich bald Ruhe; denn in der ganzen Klasse war etwa nur ein einziger, der mich allenfalls hätte bestehen können, mein nachheriger Schwager Ascher: dieser aber ließ mich ungeheiet. Die Klasse war damals durch die lange Kränklichkeit des eben verstorbenen Subrektors Borheck sehr vernachlässigt. Ich konnte mich darin bald mit den besten Schülern messen. Zwar verstand ich noch kein Wort Griechisch, aber in dieser Sprache sah es bei jedermänniglich damals schlecht in Sekunda aus. Nach des Subrektors Tode ward der Unterricht in dieser Klasse von den Lehrern der Prima mit bestritten und ging nur bruchweise fort, und mir blieb immer Zeit genug, durch Privatunterricht, den ich im Griechischen nahm, mit den übrigen, die alle nicht hoch standen, in wenigen Monaten auf gleiche Höhe zu gelangen. Im Frühling langte denn der neue Subrektor, Herr Ruperti*), aus Hannover an und erhob den Unterricht und die Zucht der Sekunda bald zu einer hohen Stufe. Ich habe in dieser Klasse zwei Jahre und in der Prima ein Jahr zugebracht und für einen der fleißigeren und besseren Schüler gegolten; was bei allem dem nicht viel sagen will. Warum?

Will ich etwa die Unterweisung, Verwaltung und Einrichtung der Lehrer tadeln oder schelten? Ich gewiß nicht.

Es war gerade eine glücklichere Epoche der Stralsundischen Schule, als sie lange nicht gewesen. Ihr Vorstand war Magistrat und Konsistorium der Stadt. In dem damaligen ersten Bürgermeister und Königlichen Landrat Herrn

---

*) Vor zwei Jahren als Superintendent in Göttingen gestorben.

Dinnies, einem gelehrten und eifrigen Mann, hatte sie einen würdigen Musageten. Der Rektor, Herr Groskurd, früher Direktor des Deutschen Lycei in Stockholm, war die Gewissenhaftigkeit und Ordnung selbst, ein Mann, welcher binden und zusammenhalten konnte. Wenn seine Art mir und andern damals zuweilen an Pedanterie zu grenzen schien, so habe ich späterhin solche Eigenschaften und die Farben und Schatten, welche sie in einem gewissen Alter gewinnen, als eine unvermeidliche Notwendigkeit doch achten gelernt. Auch war Groskurd keineswegs ein verbrauchter oder verworrener Lehrer, wiewohl ich gestehen muß, daß ich seinen beiden Kollegen der oberen Ordnung mehr zu danken habe. Diese beiden standen glücklicherweise auf der Altersstufe, wo die Lehrer einer Schule durch Beweglichkeit und Schwunghaftigkeit des Geistes die wirksamsten und wohltätigsten sind. Ruperti, ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren, kam eben an, mit schönen Kenntnissen, mit schöner Begeisterung und Liebe für sein Amt begabt. Furchau, der Konrektor, ein Sohn der Reichsstadt Bremen, der zweite Mann nach dem Rektor, mochte eben ein Dreißiger sein, ein kleiner, runder, freundlicher Mann voll Lebendigkeit und Geistigkeit. Er hatte sich in der Wissenschaft nach allen Seiten hin umgesehen, war ein tüchtiger Philolog und Literator und folgte seinen Studien mit dem rastlosesten Fleiße, ein Mann von Geschmack, würziger Laune und feinstem Bienenwitz, der anmutigste und heiterste Gesellschafter und von einem glänzenden Vortrage, durch den Tacitus, Sophokles und Homer deutschen Klang und Sprache bekamen. Er führte für die beiden alten Sprachen und für Literargeschichte in Prima das Zepter. Leider war er jedoch in diesen Jahren öfter kränkelnd, so daß mehrere seiner Vorlesungen für uns halb verloren gingen. Ich wohnte in seinem Hause und hatte mein Stübchen seiner Bibliothek gegenüber. In ihr sah es ungefähr aus, wie jetzt auch in meiner kleinen Bücherei. Die meisten Bücher standen freilich in den Brettern, aber unordentlich durcheinander; ein großer Teil, besonders die zunächst von ihm gebrauchten, lagen auf Tischen, Stühlen und dem Fußboden in Verwirrung umher. Doch hatte er mitten in der Unordnung eine große Ordnung des Gedächtnisses und

wußte das Verlangte und Gesuchte meistens augenblicklich zu finden. In dieser immer offenen Bibliothek konnte ich naschen, wie ich wollte, und meinen Bedarf hin und her schleppen, um so mehr, da der Herr Konrektor bald ein Hausfreund meines Vaters ward, mit welchem er in Stadt und Land mehrere gemeinsame Freunde hatte. Mehr aber noch als von Furchau ward man in seinen Studien von Ruperti gefördert, bei welchem jeder fleißige Schüler immer den freiesten Zutritt und die bereiteste Hilfe fand.

Also an Geist, Gelehrsamkeit und Lebendigkeit fehlte es dieser Schule damals in keinem Wege. Aber doch hatte die Heynische Philologie, woraus diese Männer sämtlich hervorgegangen waren, einen Mangel, welcher dem Meister oft genug vorgeworfen ist, den Mangel der Vernachlässigung der Lehre von den Sprachformen, den Mangel der grammatischen Strenge. Hat doch Heyne selbst gegen diese Anklage sich damit entschuldigt, daß er sich den Dichterphilologen nannte, als welchem es nicht auf die feinen Klaubereien der Grammatik, sondern auf das innere Leben der Alten, auf Geschmacks- und Schönheitsfindung und -bildung ankomme.

Meine Stellung in Stralsund war ungefähr folgende:

Die ersten anderthalb Jahre meines dortigen Aufenthalts genoß ich die obenerwähnte Unterstützung, von welcher ich den eigentlichen Belauf nie erfahren habe. Diese hörte dann auf, da meines Vaters Verhältnisse sich unterdessen wesentlich erweitert und verbessert hatten. Daneben hatte ich Freitische, mehr als ich bedurfte, indem mein Vater in der Stadt so viele Freunde und Bekannte hatte, daß sie sich um mich rissen: diese Freitische beide für den Mittag und den Abend. Die letzten aber benutzte ich nicht immer, weil sie mir zuviele Zeit raubten, und nahm zu Hause mit einem Butterbrot und Glase Wasser oder Bier vorlieb. Das war auch des Morgens mein Frühstück; und auf diese Weise ist es auch in der Folgezeit meistens von mir gehalten worden, so daß ich bis zu meinem vierzigsten Jahre Kaffee und Tee nur bei außerordentlichen Gelegenheiten genossen habe. Später, erst näher dem fünfzigsten, hat die Gemütlichkeit und Bequemlichkeit des häuslichen Lebens meiner zweiten Ehe mich auch an diese Genüsse

gewöhnt, welchen ich nun im Ansteigen des hohen Alters weise, aber zu spät, wieder zu entsagen beginne. Das aber, was Fichte selbst aus seinem geschlossenen Handelsstaat nicht auszuschließen wagte, Wein, Punsch und deren Gesellen (den Branntwein jedoch selten und nur einzelne Gläschen) habe ich nimmer verschmäht. Auch schien ich von der Natur zu einem bacchischen Leben gestempelt zu sein: der Wein ist mir von jeher wohl bekommen, eine Tasse Kaffee hingegen, wenn sie ja einmal über meine Lippen kam, machte mir vor meinen Dreißigen das Blut so wallen und die Hände so zittern, daß ich kaum einen Buchstaben gerade aufs Papier bringen konnte.

Diese Freitische hatten für mich allerdings ihre Gefahr. Zuerst verlor ich etwas von Zeit dabei; aber dies war das Kleinste. Das zweite war schlimmer, das für einen Jüngling von siebzehn, achtzehn Jahren zu gute und reiche Leben. Es waren fast lauter angesehene und reiche Häuser, wo ich zu Tische ging; die Gastlichkeit, die Gütigkeit der Freunde war überdies nach Landesgewohnheit unermeßlich; das Leben in jenen Tagen überhaupt weidlich und wohlgemutig, und, da die politischen Stürme nur erst in der Ferne brausten, auf anmutigen und fröhlichen, auch wohl auf künstlerischen und ästhetischen Sinnengenuß gerichtet. Hier muß etwas von den Menschen gesagt werden.

Stralsund ist eine große Stadt, durch ihre Leiden und Freuden und durch große Kämpfe, worin die Namen Wallenstein, Gustav Adolf, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, Karl XII. und der alte Dessauer Leopold von Anhalt, mitklingen, eine glorreich berühmte Stadt. Im Mittelalter war sie nach Danzig, der alten Hauptstadt Hinterpommerns, die mächtigste und prächtigste Stadt im Pommerlande, und noch sieht man ihren Marktplätzen, dem herrlichen Rathause und den drei größten Kirchen den alten vergangenen Glanz an. Sie entwuchs wenige Jahrzehende nach ihrer Gründung im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Macht der Fürsten von Rügen und nach deren Erlöschung der pommerschen Herzoge und war die nächsten Jahrhunderte nur dem Namen nach eine abhängige, der Tat nach aber fast eine freie Reichsstadt. Wegen Fehden mit den Fürsten und der Landschaft

oft abgeschlossen und auf ihre Ringmauern oder höchstens auf einige Gebiete in der Insel Rügen angewiesen, hatte sich in ihr in einiger Ähnlichkeit mit der herrlichen Reichsstadt Köln ein ganz eigner Volksdialekt gebildet, der mit dem umwohnenden Lande wenig gemein hat und in seinem Ton und Akzent bis diesen Tag sich mit einer gewissen Dünnheit und Weichlichkeit bricht, welche zu der Tatenkraft und Rüstigkeit ihrer Bürger von weiland und jetzt wenig paßt. Diese Stadt wie die anderen größeren schwedisch-pommerschen Städte hatte aus der Zeit der gewaltigen Hanse bis zu unsrer alles stürzenden und ändernden Epoche große und achtbare Freiheiten und für ihre Obrigkeiten und Stiftungen in Rügen und Pommern höchst bedeutendes Gut und weite Gerichtsbarkeit gerettet. Sie war selbst unter schwedischer Herrschaft bis zum Untergange des Heiligen Römisch-Deutschen Reichs als eine ehrwürdige Ruine der Vergangenheit, gleichsam noch als eine eigne Herrlichkeit stehen geblieben. Nun bestanden jene Trümmer alten Glanzes damals noch mit einem feinen und würdigen Schein. Der Magistrat, d. h. Bürgermeister und Rat, zog in der Stadt und auf seinen sehr zahlreichen Gütern und fast ebenso zahlreichen Gerichtsbarkeiten wie eine Art Majestät auf; die verschiedenen Bürgerausschüsse und Genossenschaften hielten sich unter ihnen oder ihnen gegenüber in achtbarer Geschlossenheit und Ehrenfestigkeit; und jeder einzelne Bürger als Mitgenoß einer so altberühmten und glorreichen Gemeinschaft trat auf dem sundischen Pflaster stolzer einher als die Bürger der andern Städte auf dem ihrigen. Und die Stadt Stralsund hatte schöne, stattliche Menschen und konnte auch in Hinsicht der Frauen, selbst in den unteren Klassen, wie Korinth bei den Griechen, für eine schönweibrige Stadt gelten. Ein schönes Menschengeschlecht findet man auch in den andern großen Städten Pommerns, vorzüglich in Wolgast und Barth, viel weniger in Greifswald, welches schlechtes Wasser und schlechte Luft und natürlich also, obgleich eine Universitätsstadt, auch schlechtes Licht hat.

Die Sitten waren freilich, wie ich angedeutet habe, sinnlich auf Genuß und Lebenslust gestellt; hohes und höchstes Glück und Unglück, hohe und höchste Fragen und Kämpfe ahnten in jenen Tagen wenige. Aber wie auch vieles locker,

ja lockerer als recht war, es war doch von dem alten Glauben und der alten Treue und von den etwas versteiften, aber doch wohlanständigen Gebräuchen und Gestalten genug übrig, um das Ganze des Lebens mit einer gewissen äußeren Würdigkeit zusammenzuhalten und zu tragen. Einzelne Schäden wurden durch ziemlich allgemein herrschenden Wohlstand, Rechtlichkeit und Gutmütigkeit reichlich vergütet. Nur ein Schaden war da, der aber durch den ausgebrochenen russisch-schwedischen Krieg während des größten Teils meiner sundischen Anwesenheit fehlte, nämlich die schwedisch-pommersche Soldateska. Die Offiziere derselben waren meistens schwedische oder pommersche, einige auch mecklenburgische Edelleute, aber die Gemeinen aus allen Weltgegenden zusammengeworbenes Gesindel, viel mehr als in dem benachbarten Preußen, wo die Kantonspflichtigkeit wenigstens doch einen ehrenwerten Stamm von einheimischen Gemeinen lieferte. Dieser Schaden war bei der Art der Zusammensetzung ein unheilbarer und den Sitten höchst verderblicher, und die zwei dort liegenden Regimenter Fußvolk nebst einer Abteilung Artillerie, Ingenieure und Pioniere waren ein Krebs in dem gesunden Fleische der Bürgerschaft. Auch begab sich hier damals das Unerfreuliche, daß der größte Teil der Offiziere durch eignen Übermut und Unart von der bessern Gesellschaft der Stadt abgeschlossen leben mußte.

In dieser Stadt war ich nun in die gute Gesellschaft hineingestellt und hatte es in ihr nur zu gut, besonders an solchen Tagen, wo mein Vater, der alte Ohm von Posewald und andere Hausfreunde oder Gefreundte zum Vergnügen oder in Geschäften in der Stadt erschienen und dann in einem Atem zu Mittag und zu Abend, wobei die Gastgelage oft bis tief in die Nacht hinein reichten, bei den Freunden rings in der Runde eingeladen wurden. Ich verlor mich aber nicht weder in einer breiten und eitlen noch in einer schwelgerischen und sinnenberauschenden Geselligkeit, sondern behielt meinen Vorsatz fest im Auge und war in der gewöhnlichen alltäglichen Zeit eher zu ernst und abgeschlossen, als daß ich ein Leichter oder gar ein Leichtfertiger hätte gescholten werden dürfen. Es hatten sich in den beiden letzten Grabitzer Jahren in meiner Familie Vorfälle und Verhältnisse ergeben,

deren Erzählung nicht hierher gehört, die aber in meinem Gemüte tiefe Nachbebungen hinterließen, welche ich jahrelang gespürt habe, und deren Folgen, indem sie, wie zu geschehen pflegt, in andern Fibern und Nerven ihren Sitz aufgeschlagen, vielleicht in unbewußten Bebungen noch in mir fortzittern. Ich kam sehr ernst gestimmt und mit sehr ernsten Entschlüssen nach Stralsund, welchen ich dort auch keinen Augenblick untreu geworden bin. Ich war gesund, stark und rüstig und hatte mir vorgenommen, es um jeden Preis zu bleiben. Mitten aus den Genüssen des dortigen fröhlichen, sinnlichen Lebens, mitten aus den Genüssen des breiter und weiter gewordenen elterlichen Lebens in dem Hause Löbnitz, wo meine Eltern jetzt wohnten, riß ich mich strenge wieder zu meiner Schule und noch strenger zu den freiwilligen Mühen und Strapazen, welchen ich meinen Leib unterwarf. Ein blöder, unverdorbener, unschuldiger Junge war ich in die Schule getreten; aber der Trieb, von dem Gott einst über dem Paradiese gesprochen hatte: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ließ sich in den Seltsamkeiten und Träumereien, die um dieses Alter in unbestimmten Suchten und Sehnsuchten spielen, auch ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, schon genug merken, und ich betete und rang keusch und unschuldig zu bleiben, um so eifriger, da ich wohl gewahrte, wie es unter den größeren Schülern mehr als einen leichtfertigen und liederlichen Gesellen gab, der solche schwere und düstere Käuze, als ich solchen wohl zuweilen erschien, auslachte und verspottete. Alle Wälder, Büsche und Strandufer um Stralsund bis auf zwei, drei Stunden in der Weite haben meine spazieren laufenden und noch im Oktober und November zum Bade eilenden Fußtritte gefühlt. Die Stunden, welche dabei und bei fröhlichen Gastgeboten draufgingen, mußten der Nacht abgespart werden. Gottlob! ich bedurfte wenig Schlaf, hätte sein aber vielleicht mehr bedurft, wenn ich mich der Abhärtung und Abmattung weniger bedürftig gefühlt hätte. So mußte in den Jahren 1787, 1788 und 1789 der einsame Schüler durch Wald und Feld streichen; er rief sich dabei die horazischen Worte: Hoc tibi proderit olim zum Troste zu, und der Spruch hat sich bewährt: es ist aus solchen einsamen Umnebelungen

und Verfinsterungen später einiger Sonnenschein hervorgegangen.

Doch soll keiner glauben, daß ich immer als der Einsame und Freudenlose erschien; nein, ich fand auch meine Kameradschaft, und zwar eine recht liebe. Manches Gemeinsame in Studien verband mich vorzüglich mit Karl Asmund Rudolphi*), Sohn einer armen Predigerwitwe, welche eine kleine Mädchenschule hielt, und mit Johann Arnold Pommeresche**), dessen Vater, Königlicher Kammerrat und Procurator Fisci, mein besonderer Gönner und Wohltäter war. Außer diesen konnte ich den liebenswürdigen und geistreichen Friedrich Reincke (in späteren Jahren ein treuester Freund), Johann Jakob Grümbke, Ernst von Gagern, Bernhard Cummerow und Johann Israel zu meinen Getreuen zählen. Eisbahn, Kegelbahn, Schlittenfahrten, Spaziergänge mit solchen lieben Gesellen fehlten nicht, noch einzelne lustige Wanderungen in der Insel Rügen oder auch mit diesem und jenem gelegentlich zu meinen lieben Eltern nach Löbnitz. Hierzu kam noch, daß mein Bruder Fritz, der aber von mir sehr verschiedene (ich meine keine schlimmen) Wege ging, nach zwei Jahren sogleich als Primaner die Schule und neben mir ein Stübchen bezog, und daß Lorenz Stenzler, der Sohn des ehrwürdigen Pastors zu Gartz, mir als Stubengesell beigetan ward. Ich als der Ältere und schon Geübtere sollte diesem gelegentlich helfen und half auch; was Fritz, der hier auch bald einen guten Namen gewann, weniger bedurfte.

Doch blieb für mein Gutes und Bestes das elterliche Haus immer die Oberburg meiner Gefühle und Gedanken, und zu wievielen Orten und Menschen ich auch freundlichen Zutritt hatte, nirgendshin zog es mich so mächtig als zu diesen Wurzeln meines Daseins. Dieses Haus und die ganze Lage desselben hatte sich bald nach meinem Abzuge nach Stralsund vier Meilen weiter gegen Nordwesten***) auf das Festland und in viel größerer Breite hingestellt. Mein Vater hatte drei Meilen von Stralsund an der großen Straße

*) Der Berliner. **) Beide sind mir bis in den Tod treueste Freunde geblieben. ***) Muß heißen Südwesten. (D. H.)

zwischen Stralsund und Rostock die sogenannten Löbnitzer Güter (mehrere Höfe und Dörfer) gepachtet. Diese Güter gehörten auch unter die Herrschaft Putbus, welche von der verwitweten Gräfin zu Putbus, Wilhelmine Gräfin von der Schulenburg, verwaltet wurden, welche für ihre Söhne, die Kinder des verstorbenen Grafen Malte zu Putbus, die Vormundschaft führte. Mein Vater hatte diese Pachtung wohl vorzüglich dem Einfluß zu danken, den unser Patriarch Hinrich zu Posewald bei der Gräfin Witwe hatte. Dieses große Unternehmen schlug ihm bald sehr vorteilhaft aus. Die französische Umwälzung und andere Zeitereignisse trieben die Preise des Getreides viele Jahre zu einer ungewöhnlichen Höhe, und wer Landgüter bebaute, konnte nun gewinnen.

Hier war nun wieder etwas von Schoritz, und mehr als Schoritz, obgleich das heilige Meer fehlte. Löbnitz war auch eine verlassene Schönheit, deren Glanz zum Teil freilich abgebleicht war, aber deren Jugend Schoritz sicher um vieles überglänzt hatte. Löbnitz war ein Sitz der Grafen von Schwerin gewesen. Der Vater meines Gönners und Freundes, des schwedischen Generals Grafen Philipp Schwerin, hatte noch darauf gewohnt. Nach dem Tode desselben hatten er und seine Brüder ihre pommerschen Güter dem Grafen Malte von Putbus verkauft. Es war auch im erblassenden Glanze immer noch ein sehr schöner Hof. Das Haus mit zwei stattlichen Flügeln zählte zwei große Säle und über zwanzig Zimmer, deren ein Teil noch goldene Leisten und Getäfel, seidene Tapeten und schön geformte Öfen hatte, die andern mit vergoldeten Tapeten verziert waren, die einen mit Kriegstaten Karls XII., die andern mit Abenteuern des Ritters von der traurigen Gestalt geschmückt. Der Erbauer des Hauses, ein Oberst Graf Schwerin, war nämlich ein Kämpe des großen Schwedenkönigs und Vetter des berühmten preußischen Feldmarschalls gewesen. Unter dem Hause, das zwischen grünen Wiesen auf einem sandigen Hügel lag, dehnte sich der von einem tiefen Bach durchströmte Lustgarten aus, mit feinen Lindenalleen, Lusthäuschen, Hecken und Grotten, alles in dem Stil von 1740 und 1750. Gegen das Ende des Gartens stieg man einen kleinen Olymp hinan, um welchen die hölzernen

Bilder der Dei majorum et minorum gentium standen, ein kleiner Hügel, von welchem man auf die Stadt Barth und auf alle Türme der umliegenden Kirchdörfer eine hübsche Aussicht hatte. Nahe am Hause hart am Bache war eine mit Efeu und Jasmin umwebte Grotte, die Grotte der Königin betitelt. Darin hatte die schwedische Königin Ulrike Luise, Gustavs III. Mutter und Friedrichs II. Schwester, erzählte der alte siebzigjährige Gärtner Benzin, zur Sommerzeit häufig die Kühlung gesucht. Im Hause zeigte man die Zimmer mit goldnem Getäfel und grünen seidnen Tapeten, worin sie gewohnt und geschlafen hatte. Sie hatte hier nämlich einst monatelang ihren Wohnsitz genommen in der Zeit, als ihr Gemahl mit dem schwedischen Reichsrat den härtesten Streit um die Herrschaft gestritten, und als der Vater des Generals, Philipp Schwerin, schwedischer Reichsherr und Oberpräsident des Tribunals in Wismar, Löbnitz bewohnte. Außer diesem Garten gab es noch zwei wohlbesetzte Baumgärten und rings um den Hof Wiesen und zur Ähnlichkeit mit Schoritz ganz nahe zwei liebliche Eichenwäldchen gleich der Lülo und für die Krewe ein ähnliches etwas entfernteres Wäldchen mit den Trümmern einer alten Burg, worum Gespenster und Hexen und allerlei wunderliches Gesindel ihr Wesen trieben, und eine Viertelstunde weiterhin einen großen, prächtigen Buchenwald. Der Bach aber, die Zier und Freude des Gartens, ergoß sich nach einem Lauf von zehn Minuten in den Fluß die Barth, der unweit Barth, ein paar Stunden von hier sich ins Meer gießt, immer nur ein Flüßchen, aber doch ein anmutiges, auch wegen der Tiere und Fische, die es hegte, und wegen der Badegelegenheit, die es uns im Sommer reichte.

Hier wohnten also meine Eltern und Geschwister nun recht nett und behaglich; doch ward ihr Einzug bald durch eine Familientrauer bezeichnet, indem mein dreijähriges Schwesterchen Karoline, ein sehr liebliches Kind, besonders zu meinem tiefen Schmerze, an der Bräune starb. Doch gab der liebe Gott dafür im Sommer bald wieder Ersatz durch ein Dirnchen, welches das jüngste und letzte Kind des Hauses bleiben und viele Verluste heilen sollte. Es ward deswegen Dorothea oder Gottesgab genannt.

Löbnitz war von Stralsund drei Meilen entfernt, von

jenen Meilen, welche, wie die gemeine Rede spricht, der Fuchs gemessen und den Schwanz zugegeben hat. Ich war unterdessen durch meine spartanischen Übungen recht fuchsbeinig geworden und lief diese Strecke oft in vier guten Stunden. Dies geschah häufig des Sonnabends nachmittags, und den Montag in aller Frühe ging es wieder zur Stadt und Schule, oft mit Gelegenheit, oft in der Weise, daß der Vater anspannen und mich den halben Weg fahren ließ. Gelegenheit gab es auch im Sommer und Winter genug: erstlich die fahrende Hamburger Post, die hart an unserm Hause hinfuhr, aber nach der damaligen Art den fürchterlichsten Schneckengang ging und in jedem Dorf und bei jeder Schenke anhielt; zweitens hatte mein Vater auf den Vorwerken drei bis vier sogenannte Holländer oder Kuhpächter und einige Müller und Schmiede, welche Waren hin- und zurückführend auch oft zur Hauptstadt kutschierten; drittens zogen im Herbst und Winter Reihen von zehn bis zwölf mit Korn oder Weizen beladenen Vierspännern ihr zu. Die Abfahrt derselben geschah gewöhnlich um zwei, drei Uhr in der Frühe, und sie waren, indem sie unterwegs einigemal zum Füttern anhielten, gegen sieben bis acht Uhr zur Stelle, so daß ich mit der Schule nicht in Verdruß geriet. Da lag der Schüler denn auf den dickgefüllten Säcken, in irgend einen alten Mantel seines Vaters gehüllt, und ließ es mutig auf sich schneien und regnen; oft aber leuchteten die winterlich blitzenden Sterne auch freundlich über seinem Haupte, und noch jetzt sehe ich Siebengestirn und Arktur und Orion, die im Winter ein gewaltiges Licht führen, wehmütig darauf an, wieviele Freuden und Leiden des Jünglings, der an ihnen damals oft die Stunden zählte, unterdessen unter ihrem unsterblichen Laufe auch dahingerollt sind. Die Schulferien, versteht sich von selbst, wurden fast immer bei den Eltern verlebt, wenn nicht zuweilen für Posewald und Putbus eine Woche abgegeben ward.

Der Herbst von 1789 war herbeigekommen und vor dem Anfang desselben die gewöhnlichen öffentlichen Darstellungen und Prüfungen. Mein Vater war dabei anwesend gewesen, und ich war unter andern guten Schülern ordentlich durch öffentliches Lob ausgezeichnet worden; doch sollte und wollte ich noch ein zweites Jahr in Prima bleiben. Es ging in

jenem Herbst beinahe ein Dutzend Primaner ab nach Göttingen (dem gewöhnlichen Ausflug der Sundischen, wohin auch die Lehrer, alle weiland Göttinger, immer wiesen), Erlangen und Greifswald; und da gab es mehrere Tage hintereinander nichts als Einladungen und Abschiedsschmäuse. Dies war mir und meinem Blute wahrscheinlich zuviel geworden. Ich geriet in außerordentliche Stimmungen und Kämpfe mit mir selbst, und es lief in mir herum, ich würde, wenn ich mein Schülerleben hier so fortsetzte, zu einem weichlichen und liederlichen Lappen werden. Also etwas anderes — aber was? Landmann oder eine Art Schreiber und Rechnungsführer bei irgend einem Landmann. Ich wußte wohl selbst nicht viel zu meinen noch zu wollen. Genug, einen guten Nachmittag ging ich aus dem Frankentor, wo Karl XII. in einer Mauernische weiland sein strohenes Lager gehabt hatte*), in die Welt hinein. Den Vormittag hatte ich für meinen Vater noch Geschäfte besorgt, unter anderm 400 Thaler für ihn eingenommen, die ich ihm herausschickte. Ich mochte zehn oder zwölf Thaler in meinem Sack haben; damit und mit meinen besten Kleidern auf dem Leibe und einem Bündel Wäsche unter dem Arm lief ich davon, schrieb aber meinem lieben Vater in der damaligen Fassung und Stimmung meines Herzens einen so pathetischen Brief, als wenn ich auf das Nordkap oder die Magelhaensstraße zusteuern wollte. Ich ging gegen Süden fort die große Straße, welche nach Greifswald führt, in eine Weltgegend hinein, wohin ich noch nie den Fuß gesetzt hatte. Es muß in den ersten Tagen des Weinmonds gewesen sein. Als es nachtete, begann es zu regnen; ich kam in ein Dorf, wo es keine Schenke gab, und trat in eines Schäfers Haus, Nachtquartier begehrend. Die Leute sahen mich verwundert an, nahmen mich jedoch auf und gaben mir, da sie kein übriges Bett hatten, einige Kissen und ein Laken mit auf den Heuboden, worein ich mich wickelte und königlichen Schlaf hielt; denn die vorige Nacht war auf dem Abschiedsschmause meines lieben Reincke durchschwärmt worden. Jedoch krähte der Ruf von einem halben Dutzend Hähnen, die auf einem Balken

*) Er kampierte dort während der Belagerung Stralsunds vom 10. Okt. bis 22. Dez. 1715. (D. H.)

über mir Posto gefaßt hatten, mich einige Male auf. Dies war mein erstes Nachtlager, das ich unter wildfremden Menschen hielt, gleichsam eine kleine Schicksalsvorzeichnung. Den andern Morgen sah ich Greifswald vor mir liegen, wagte aber nicht, um oder in die Stadt zu gehen, aus Furcht, ich möchte auf irgend einen mir bekannten Studenten stoßen. Ich ging also nun am linken Ufer des Ricks hin und steuerte den ganzen Tag, im schönsten Sonnenwetter nur schlendernd, in den Westen hinein und gelangte so, ich weiß nicht auf welchem Wege, in ein Dorf an der Peene unweit Demmin, wo ich das zweite Nachtlager hielt. Den dritten Tag frühmorgens in und durch Demmin über die Peene, ohne Paß und Kundschaft; ich ward aber von keinem Menschen gefragt. Nun deuchte ich mir weit genug von der Heimat zu sein, um irgendwo in dieser Fremde mich zu verdingen. Ich ging also längs der Peene hin auf mehrere Rittersitze und Pachthöfe, fragend, ob sie nicht irgend einen jungen Schreiber oder Rechnungsführer nötig hätten. Nachdem ich so mehrere Nein entgegengenommen hatte, kam ich nachmittags zu Zemmin an, wo ein alter Hauptmann von Parsenow wohnte. Dieser empfing mich auf meine Frage sehr freundlich, ließ mir sogleich Speise und Trank auftragen und ein nettes Schlafzimmerchen anweisen, unterhielt sich dann des Breiteren mit mir und erklärte, ich gefalle ihm, und er wolle mich gern behalten, wenn mein Vater einwillige. Diesem müsse ich es melden und seine Antwort abwarten. Es lief also ein Brief mit der Post nach Löbnitz, und den fünften Tag kam statt aller Antwort mein Bruder Karl und mein Ohm Moritz Schumacher, der damals bei meinen Eltern lebte, mit einem vierspännigen Wagen und einem Brief meines Vaters, worin er mir freundlich schrieb, ich möge doch nach Hause kommen, er lasse mir die freieste Wahl, ob ich ein Bauer oder ein Studierter werden wolle; wähle ich das erste, so könne ich die Landwirtschaft ja nirgends besser und bequemer lernen als unter seiner Anleitung, Beschäftigung werde er mir schon zu geben wissen.

Ich war dieser Entwicklung sehr froh; denn jene Dunstwolken, die mich aus Stralsund weggescheucht hatten, waren durch die harten Wanderungen und soldatischen Nachtquartiere

schon weggesunken. So setzte ich mich denn mit den Meinigen auf den Wagen, und den folgenden Nachmittag waren wir in Löbnitz.

Das war also ein Entweichen, wenn man will, ein Entlaufen von der Schule, wie es schien, ohne Grund. Doch muß es in meinem Wesen und in dem Gedränge von Gefühlen und Sorgen, die meine Brust beklemmten, einen tieferen Grund gehabt haben, den ich selbst jetzt nicht begreifen kann. Denn gerade die Tage vor meiner Flucht war ich mit meinen Freunden und besonders mit meinem lieben Friedrich Reincke vorzüglich fröhlich gewesen. Was meine Eltern davon gedacht haben, weiß ich nicht; sie haben sich wohl mit allerlei Ängsten über mich gequält: denn wie konnten sie mir in mein dunkles Herz sehen, da ich selbst nicht klar hineinschauen konnte? Daß sie aber Schlechtes von mir geglaubt haben, bezweifle ich. Sie kannten mich ja, und der beste Beweis, daß ich nicht wegen Schlechtigkeiten und für Schlechtigkeiten davongegangen, lag wohl in der unberührten, bedeutenden Summe, die ich für meinen Vater einkassiert und ihm zugeschickt hatte. Die Welt aber oder das sogenannte große Publikum hatte auch hierüber seine Fabeln gemacht und von bösen Liebschaften und von noch Schlimmerem umhergeschwatzt, welchem damals gewiß kein Jüngling tapferer aus dem Wege lief als gerade ich. Das kam auf dem zehnten, zwanzigsten Seitenwege, wie es zu geschehen pflegt, endlich auch zu meinen Ohren. Ich verachtete es und habe damals und im Laufe des Lebens noch mehr gelernt, daß nichts törichter und kindischer ist, als um Urteil, Vorurteil und Nachurteil der Menge zu buhlen und aus solcher Rücksicht nur einen Strohhalm breit von seinem gewöhnlichen Wege abzulenken.

Die Eltern ließen mich nun einige Wochen so ruhig bei sich fortleben, als ob nichts geschehen wäre, und ich nur meine Ferien bei ihnen gehalten hätte. Dann sprach der Vater mit mir und meinte, es sei doch wohl das Beste, daß ich, da ich einmal den Weg betreten habe, bei den Studien bleibe; so kamen die Freunde und Brüder allmählich heran; so die Briefe meiner Lehrer. Und die Meinung des Konrektors Furchau fiel dahin aus: wenn ich glaube, meiner Gesundheit wegen auf dem

Lande leben zu müssen, so könne ich da ja auch in allerschönster Muße für mich fortstudieren. Dieser letzte Vorschlag leuchtete mir ein, und ich nahm ihn an. Meine Sachen und Bücher wurden aus Stralsund abgeholt. Was ich zur Fortsetzung meiner Studien von Büchern usw. wünschen konnte, versprachen die Lehrer und andere Freunde mir immer zu verschaffen, und sie haben es verschafft. Und ich habe auf diese Weise wirklich in allerschönster Muße und mit nicht mattem Fleiße vom Herbste 1789 bis zu Ostern 1791 anderthalb Jahre zu Löbnitz verlebt. Jedoch wurden neben diesen edleren Übungen die Strapazen und Abhärtungen tapfer fortgesetzt. Soldatische Lager auf harten Brettern oder Reisig, Übernachtungen unter freiem Himmel, wo ich mich, in meinen Mantel gehüllt, unter irgend einem Baum oder hinter einem Heuhaufen hinstreckte, Wanderungen oft meilenweit nach allen Seiten hin, besonders nächtliche Wanderungen, die ich begann, wann die andern schlafen gingen — alles um den in üppiger Jugendkraft schwellenden Leib Tapferkeit und Gehorsam zu lehren. Das erstaunte die Eltern und betrübte sie wohl zuweilen, und ich sah sie über mein Wesen und Treiben oft kopfschütteln; aber da ich das Meinige sonst verständig zu tun schien und mich nicht närrisch gebärdete, so mußten sie mich schon gewähren lassen.

Dieser merkwürdige Abschnitt in meiner kleinen Lebensgeschichte war auch einer in dem ganzen Zeitalter. Die französische Umwälzung begann. Diese machte eben nicht den Abschnitt oder Durchschnitt der Zeit, sondern war auch nur etwas von ihr Gemachtes. Die unbewußte und guten Teils unschuldige sinnliche und auf das Bequeme und Zierliche in Leben und Kunst gerichtete Behaglichkeit, welche von dem Ende des Siebenjährigen Krieges bis dahin durch ein Vierteljahrhundert geherrscht hatte, war ausgeschöpft und ausgeleert und in Schlaffheit und Empfindelei übergegangen, und nach allen Seiten hin in Sitten und Neigungen, in Kunst und Wissenschaft, in Theologie und Philosophie entstanden mit einem Male entweder neue Richtungen und Strebungen, oder die Geburten des alten Daseins schienen so reif und fertig, daß die Menschen wenigstens neue Richtungen und Strebungen

erwarten konnten. Es war zu gleicher Zeit sowohl ein neues politisches als ein neues philosophisches Streben in die Welt getreten und ward mit ungeheurer Geschwindigkeit und Lebendigkeit in den Zitterungen und Erschütterungen, die es mit sich führte, von der Hütte bis zum Palaste mitempfunden und nachempfunden. Und selbst in den engeren Kreisen unsers Hauses und bei der Festigkeit und Beständigkeit, welche meine Eltern in ihrem Wesen schienen gewonnen zu haben, ward diese neue Epoche der europäischen Entwicklung zwar nicht mit Plötzlichkeit aber doch in Absätzen von je fünf zu fünf Jahren merklich verspürt.

Mein Vater hatte die Pachtung von Löbnitz nebst seinen Zubehören auf achtzehn Jahre übernommen und hat diese achtzehn Jahre bis zum Sommer 1805 dort in Friedlichkeit durchgewohnt. Das Haus blieb das alte in rügenscher Freundlichkeit und Gastlichkeit, nur daß bei größerer Wohlhabenheit der Kreis der besuchenden Freunde und Nachbarn sich erweiterte, und bei dem jugendlichen Aufschuß der Kinder auch die Schar der Gesellen und Gesellinnen sich mehrte. Es war Raum im Hause, und die Mutter konnte allenfalls zwanzig Betten aufmachen. Da gab es Vergnüglichkeit und Wirtlichkeit. Und gern ergingen die Freunde sich bei uns; denn der Vater verstand auf eine seltene Weise Anständigkeit mit Freiheit zu vereinigen und dabei seine vielen Arbeiten und Geschäfte so zu ordnen, daß darin nichts aus dem ordentlichen Geleise kam. Er war im Sommer immer mit der Sonne, im Winter um fünf, sechs Uhr auf, brachte in den ersten Stunden seine Hauptbücher in Ordnung und besorgte dann die dringenden Geschäfte bis zum Frühstück, darauf in noch einigen Stunden mit den Söhnen und Großknechten die laufende Wirtschaft, und dann hatte er immer noch ein paar Stunden für den geistigen Menschen übrig. Es war ein stiller, frommer Natursinn in diesem guten Menschen, und er konnte bei rollendem Gewitter oder im Morgen- und Abendrot mit gefalteten Händen stundenlang auf seinem Olymp sitzen und schweigend und anbetend in die Unendlichkeit hineinschauen. Auch die liebe Mutter blieb unverrücklich in ihrer klaren und sichern Natürlichkeit, wie sehr auch der Welt der alte Boden, worauf sie bisher

geruht hatte, durch gefährliche Unterminierung zu entsinken begann.

Da in diesem Hause nun nicht bloß die alten Freunde und Gefreundten und die Nachbarn aus und ein gingen, sondern nun auch die studierenden Genossen und die umwohnenden Geistlichen, der gute Pastor Dankwardt zu Bodenstede mit eingerechnet, und in den Ferien oft auch unsre werten sundischen Lehrer als Gäste hinzukamen, und die Söhne nun auch allmählich anfingen, ihre Geelschnäbel in Gesprächen und Streiten zu wetzen, so fehlte es auch an edlerer Lebendigkeit nicht; und auch die politische Teilnahme an den Weltbegebenheiten wuchs von Jahr zu Jahr, ohne daß sie hierlandes noch einen heftigen Charakter angenommen hätte. Auch ich war mit darin, noch zwar nicht tief eingebrannt, obgleich ich schon seit manchen Jahren nicht bloß ein eifriger Vorleser sondern auch ein emsiger Selbstleser der Zeitungen gewesen war.

Nachdem ich hier in Löbnitz im väterlichen Hause wieder anderthalb Jahre recht wohl verlebt hatte, bezog ich die Universität Greifswald, um Theologie zu studieren, ein Studium, zu welchem der Sohn eines Landpfarrers und Landmanns, wenn er nicht unfromm ist, auf die allernatürlichste Weise hingezogen wird. Ich lebte in Greifswald zwei Jahre. In der Theologie hat mir der Dr. Schlegel genutzt, damals Generalsuperintendent des Landes, ein gelehrter, nur im Vortrage etwas zu sehr springender Mann; in Naturwissenschaften der Schwede Brismann, ein heller, lebendiger Kopf; in der Philosophie Muhrbeck, auch ein Schwede, ein scharfer Denker und eifriger Wolfianer, von einem trefflichen Vortrage und tüchtiger Gelehrsamkeit: dieser alte Schwede war von unendlicher Lebhaftigkeit und Heftigkeit; noch klingt mir's in den Ohren, wie er, wenn er meinte, Kant in den Temperamenten aller vier Winde zusammengehauen zu haben, im Feuer seines philosophischen Zorns im gebrochenen Schwedisch-Deutschen ausrief: „Und nun? Was will du nu, Kant, Vir juvenis?“ Geschichte, Erdkunde und die Sprachen, für welche hier eben keine vorzüglichen Vorleser waren, trieb ich fleißig für mich.

Im Frühling des Jahres 1793 bin ich von Greifswald nach Jena gegangen und habe dort bis zum Herbst 1794

gelebt. Griesbach, Schütz, Reinhold, Fichte, Ulrich muß ich unter meinen Lehrern hervorheben, auch Paulus, welcher damals jung und frisch noch nicht lange gelehrt hatte. Schütz, damals ganz von der Allgemeinen Literaturzeitung beschlagen, betrieb seine Vorlesungen leider wie ein Nebengeschäft. Aus der Philosophie, welche alles begeisterte und auch unter meinen Genossen manchen trocknen Kopf verrückt machte, habe ich wenig Scharfes und Spitzes ziehen und gewinnen können, doch hat mich Fichtes tapfre Persönlichkeit begeistert; Ulrich war lebendig, witzig und geistreich und las Geschichte der Philosophie und Literargeschichte mit mehr Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit als Reinhold und Schütz. Für Geschichte war hier außer Griesbach nichts: der alte Heinrich war trocken und einförmig wie die Wüste Sela, und der eben auftretende Woltmann bedeckte seine vornehme Oberflächlichkeit mit schön klingenden Worten; er schillerte damals durchweg ohne Schillers edle Seele.

So kurz zeichne ich meine Studentenjahre an, weil sich darin für meine Entwicklung scheinbar nichts Merkwürdiges begeben hat. Ich wandelte auf dem alten Wege fort, ward aber allmählich freier und leichter. Gottlob! nicht leichtfertig. Am meisten half mir dafür wohl das gute Beispiel aus dem Vaterhause, viel gewiß auch das Urteil und Vorurteil, welches mich ganz beherrschte, daß ein Theologus keusch und unbefleckt sein müsse. Am meisten halfen doch wohl Gott und Glück, welches auch Gottes ist; aber gewiß tun auch jene angeführten Items ihr Großes. Ich will hiermit nicht andeuten, als habe ich gleichsam ein strenges Klausnerleben geführt. Nein, keineswegs. Ich habe mit der andern Jugend studentisch und deutsch gejubelt und mitgelebt, auch manche fröhliche Nacht mit dreingesetzt, was ich mehr als andere durfte, ohne in meinen Fleiß zu große Risse zu machen: ich bedurfte wenig Schlaf. Dann aber wallte mein Leben wieder stiller auf einsamen Pfaden dahin. Überhaupt, damit ich für meine Jünglingsjahre mich nicht zu rühmen scheine, bemerke ich nach meiner Erfahrung hier einmal für allemal, daß die Jugend in einer eigenen, unschuldigen und phantastischen Idealität gegen Verderben und Liederlichkeit schon Waffen hat, welche für

spätere Jahre auf einem ganz andern Amboß ausgeschmiedet werden müssen.

Mein lieber Bruder Fritz war in Jena auch ein Jahr mit mir zusammen. Ich hatte aber damals gar wenig von ihm; unsre Wege liefen zu weit auseinander. Wenn ich mich auch zuweilen in den wilden, jugendlichen Strudel stürzte, so brauste er doch oft ordentlich mit ihm fort und schlürfte sein kaiserliches Studententum mit aller Lust und Überlust in vollsten Zügen aus. Ich sage oft; denn weit mehr als ich konnte dieser wundersame und reichbegabte Mensch auch wieder die Einsamkeit ertragen und oft vier Wochen in einem verborgenen Dorfstübchen versitzen, wohin er sich seine Bücher schleppte und im Genuß der Alten und auch der Kantischen und Fichtischen Philosophie schwelgte. Er war ein trefflicher Lateiner, überhaupt bei einem königlichen Gedächtnisse, das ihm alles Nötige immer sogleich aus dem Stegreif darreichte, ein gewandtester und klarster Sprecher und erschien deswegen gern bei allerlei öffentlichen Disputationen, wo die Leute erstaunten, daß dieser, den sie selten in den Hörsälen sahen, und der nur durch seinen Degen berühmt war, in omni scibili sich so gewandt und fertig zeigte.

Meine Universitätsreisen machte ich nach meiner Weise zu Fuß, wie auch andere Ein- und Ausflüge durch das liebe Vaterland, und zwar nicht bloß, um den starken Mann zu zeigen oder zu machen, sondern auch, um Land und Menschen kennen zu lernen; was von Tage zu Tage mehr ein leidenschaftlicher, ich möchte fast sagen, naturhistorischer Trieb in mir ward. Bei meiner Heimkehr von Jena wanderte ich über Leipzig, Dessau, Quedlinburg, durch den Harz und Braunschweig bis Celle und fuhr dann durch die Lüneburger Heide mit der Post nach Hamburg, wo ich einige Wochen blieb und Schrödern in mehreren Rollen und auch als König Lear bewunderte. Wandsbeck besuchte ich, sah Asmus' Haus und nicht ihn. Auch hatte ich eine Furcht, auf berühmte Männer einzudringen; ich habe da, wo die meisten zuviel tun, zuwenig getan. Auch Goethen hatte ich nur noch von fern gesehen. Gegen Ende des Oktobers dieses Jahres 1794 war ich in Löbnitz.

Hier saß ich nun wieder zwei behagliche Jahre, indem

ich meine beiden jüngsten Geschwister unterrichtete und für mich studierte, ich sollte lieber sagen repetierte. Ich hatte in den letzten sechs Jahren seit meiner Flucht vom sundischen Gymnasium, wo ich mein freier Herr geworden war, mit recht lüsternem Heißhunger, wie aller lebendigen Jugend wohl begegnet, mancherlei genascht, mitunter auch wohl manche rohe und wüste oder meinem Magen wenigstens unverdauliche Speise hinuntergeschluckt. Dies fing nun an gleich im Meer versunkenen Inseln sich zur Oberfläche des Lichts zu erheben und einiges auch sich zu gestalten. Ich war lange ein Dämmerer gewesen, und ein Träumer sollte ich in vielen Dingen wohl immer bleiben. An Reibung und Reizung fehlte es mir selbst im ländlichen Hause meines Vaters nicht: und so flossen diese zwei Jahre meist fröhlich dahin.

Im Herbst 1796 lud mich der alte Hausfreund Kosegarten zu sich, der mehrere Jahre als Rector scholae in Wolgast gelehrt und dann die beste Pfarre im Lande, die zu Altenkirchen auf Wittow, erlangt hatte. Ich sollte seine Kinder unterrichten, die aber in der Tat für den Unterricht noch zu jung waren. Ich ging gern zu ihm, weil er eine ausgewählte Bibliothek hatte. Ich war nun Kandidat der Theologie, auf eine unbeschreiblich leichte Weise von dem alten Schlegel tentiert und zum Predigen berechtigt: und ich predigte auch zuweilen, und zwar mit Schall und Beifall. Ich kann nicht sagen, daß ich mir selbst so vielen Beifall gab, wiewohl ich merkte, daß ich Leichtigkeit und Flüssigkeit genug hatte. Ich hatte wenigstens einige vortreffliche Prediger gekannt und mir selbst ein Muster gestellt, das nicht leicht war. Ja gerade hier auf Wittow, wo die Leute anfingen etwas von mir zu meinen, kam ich ganz von dem Entschlusse ab, ein Geistlicher zu werden. Warum? Ich bildete mir ein, weil ich nach und nach erfuhr, daß die meisten Stellen in Pommern und Rügen, welche Königlichen Patronats waren, oft fast wie durch Kauf und Verkauf, gelindest doch durch nicht immer löbliche Verbindungen in Stockholm gewonnen wurden; es war aber wohl, weil die Welt mich nach einer andern Seite hinzog, weil ich den rechten Beruf nicht hatte, weil ich auch, wenngleich mir damals noch unbewußt, von der allgemeinen theologischen Lauigkeit der Zeit

ergriffen war. So ist es also in der Ordnung gewesen, daß ich mich von den fetten rügenschen Pfründen nicht habe locken lassen sondern den schwarzen Rock nicht angezogen habe. Denn locken konnten rügensche Pfarrstellen wohl den pfaffischen und weltlichen Sinn, deren mehrere bei den damaligen Kornpreisen 2000 und 3000 Taler schwer Geld eintrugen, deren Inhaber Gerichtsherren ihrer Kirchdörfer waren, mit vier schwarzen Rappen vom Bock fuhren und sich Kirchherren schrieben. Nein, nicht alle — auch mein Kosegarten nicht, den kein Hochmutsteufel plagte, — sondern nur einer, der auch andere schnurrige Eitelkeiten zur Schau trug. Ich traf diesen Herrn einmal in einer Gesellschaft von Edelleuten und fragte ihn, warum er sich bei einer öffentlichen Ankündigung Kirchherr unterschrieben habe, mit einem in Rügen ganz ungewöhnlichen Worte. Er entgegnete mir keck, das sei sein gebührlicher Titel und schicke sich in der Insel für einen Gerichtsherrn recht gut, um so mehr, da in Schweden selbst alle gemeine Pfarrer ihn gebrauchen. „Ei!" entgegnete ich ihm da etwas boshaft, „Herr Pastor, Sie haben das Wort nur unrichtig übersetzt: das schwedische Wort Kyrkoherde ist ebenso weit vom Kirchherrn, als der umwandelnde Apostel Paulus vom Papst zu Rom: es heißt nicht Herr der Kirche, sondern Hirt der Kirche; ich denke, Sie bleiben beim Wort Pastor."

Doch diese Anekdote beiseite hatte meine liebe Insel gerade damals und zum Teil in den besten und ersten Pfründen mehrere durch Kenntnisse, Sitten und Charakter sehr ausgezeichnete Männer, von welchen ich nur den trefflichen Stenzler in Gartz, der leider früh heimgegangen war, die Pröpste Pistorius zu Poseritz, Picht zu Gingst, Schwarz zu Wyk auf Wittow, die Superintendenten Pritzbur zu Gartz und Droysen in Bergen und meinen Dr. Kosegarten in Altenkirchen hier nenne. An solchen hätte sich ein junger Mann wohl aufbauen und für die würdige Führung des heiligen Amts bereiten und stärken können.

Ich wollte denn der Geistlichkeit Ade sagen und mich in die volle Weltlichkeit hineinstürzen. Ich war jetzt achtundzwanzig Jahre alt, und eine große Sehnsucht lockte mich, die Welt zu sehen. Mein Vater reichte mir die Mittel, ich ver-

stand mich zu behelfen; und so ging es ganz leidlich, wenn auch nicht freiherrlich, doch zuweilen herrlich. So bin ich denn anderthalb Jahre in mancherlei Abenteuern, die nicht hierher gehören, zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff herumgepilgert vom Frühlinge 1798 bis in den Herbst 1799, habe ein Vierteljahr in Wien gelebt und mir das Ungerland betrachtet; dann über die Alpen nach Italien. Dort hat mich in Toskana der wieder ausbrechende Krieg überrascht und mich geschwinder weggetrieben, als ich gedacht hatte; ich habe Rom, Neapel und Sizilien nicht zu sehen bekommen. Als die Kriegsflamme aufzulodern begann, war ich in Nizza, dann in Marseille, den ganzen Sommer in Paris; den Herbst bin ich über Brüssel, Köln, Frankfurt, Leipzig, Berlin langsam heimgezogen*). Auch diesen Ausflug, wie sovieles in meinem Leben, was ich leider beklagen muß, habe ich mehr aus Instinkt als für einen bewußten Zweck getan. Ohne bestimmte Richtung und Ziel, ohne Vorbereitungen und Vorarbeiten für die Straßen, die ich durchlaufen wollte, bin ich fast zu leicht durch die Welt fortgeschlendert. Ich habe diese Reise fast wie Bruder Sorgenlos gemacht, fast als wäre ich ein hochgeborner Reichsfreiherr gewesen, die straffe Börse und die blanken Wechsel desselben abgerechnet. Indessen ich bin später gewahr geworden, daß in mir ein dunkles Ziel lag, das ich damals nicht gewahrte. Ich habe die Dinge, Menschen und Völker dieser Welt doch sehen und erkennen gelernt. Ich glaube aber nun, da mir die Augen über dem, was ich alles ersehen habe, oft übergehen wollen, es wäre ein Unglück, wenn ein Mensch sehen könnte, wann und wodurch ihm auf seinem Pilgerlaufe das Gesicht wächst.

Ich war wieder in der Heimat. Die Frage war: Was nun? Diese ward zunächst durch die Liebe entschieden. Eine alte Liebe, zuweilen mit dünnen weißen Aschen bedeckt, hatte fünf Jahre im stillen gebrannt; sie schlug ans Licht auf. Durch sie bin ich nach Greifswald gekommen und Universitäts-

---

*) Vgl. E. M. Arndts Reisen durch einen Teil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799 (4 Bde., Leipzig 1804). (D. H.)

mann geworden. Diese kleine, unberühmte Universität Greifswald war eine der ältesten, deutschen Lehranstalten und besaß so bedeutende Güter und Stiftungen, daß sie wenigstens etwas besser und berühmter hätte sein können, als sie war. Aber ihre Leitung und Verwaltung ruhten auf keinen ernsten und sicheren Grundsätzen, sondern liefen ganz zufällig, wie die obersten Leiter eben wollten. Denn sie war außer andern Übeln, die sie drückten, erstlich in eine Versorgungsanstalt für die Schweden ausgeartet. Manche gute schwedische Köpfe, die in Lund und Upsala oder als Dichter und Redner auf Reichstagen nachher berühmt geworden, haben in Greifswald ihre Studien gemacht und ihre akademischen Anfänge als außerordentliche oder ordentliche Professoren. Zweitens war sie eine Versorgungsanstalt für die Söhne und Töchter der Professoren und mancher angesehenen Familien der Stadt. Ich heiratete die natürliche Tochter des Professors der Naturgeschichte Dr. Quistorp, Charlotte Marie und ward Privatdozent und das folgende Jahr, nicht ohne den Einfluß dieser Familie, Adjunkt der philosophischen Fakultät mit etwa 300 Talern Gehalt, im Jahre 1805 außerordentlicher Professor*) mit einer Verbesserung von etwa 200 Talern. Meine Frau schenkte mir im Sommer 1801 einen schönen Sohn, der ihr das Leben kostete.

An dieser kleinen Universität war ich zehn Jahre befestigt, von welchen ich ungefähr die Hälfte auf Reisen und in Schweden zugebracht, die zweite Hälfte gelehrt habe. Als ich antrat, waren einige sehr würdige Alte da und etwa ein halbes Dutzend Jüngere, die meistens erst zugleich mit mir begannen, und von welchen einige berühmt geworden sind: Parow, Rudolphi, Rühs, Schildener, Muhrbeck. Dies brachte durch das junge Blut etwas Belebung und Erregung in den Greifswalder Schlaf. Es hat sein Mißliches mit solchen Mühlen der Gelehrsamkeit, welchen das Wasser, d. h. die Studenten, zu sehr fehlt; es tritt leicht Vertrocknung und Erstarrung oder Verfaulung ein. Es hat sein Gutes mit ihnen, daß der Wetteifer die jungen Kräfte beim Anspannen und Ziehen nicht übertreibt

*) Arndt wurde erst am 11. April 1806 zum Professor ernannt (Höfer, E. M. Arndt und die Universität Greifswald, S. 57 f.). (D. H.)

und zur Notreife austrocknet und auf solche Weise Talente, die später wirksam werden können, zersplittert und aufreibt. Manche von uns, obgleich wir nach Art des Landes leicht mit dem Tage fortlebten, waren doch strebsam und fleißig und lernten beim Lehren, welches die herrliche Notschule ist, daß sie die Gewissenhaften nötigt, ein Chaos von Gesammeltem und Aufgespeichertem, was in ihrem Gehirn noch in völliger Unordnung über- und untereinander liegt, in Ordnung und Klarheit zu stellen. Ich begann als Lehrer mit allerlei, welchem ich kaum halb gewachsen war, blieb endlich bei geschichtlichen Vorlesungen stehen, hatte oft zahlreiche Zuhörer und war gesund und fleißig. Noch gedenke ich jener Tage neben manchen traurigen Erinnerungen mit Lust.

Außer den ebengenannten jungen Männern lebte ich mit andern würdigen Altersgenossen und erprobten Freunden, deren Namen ich mit Dankbarkeit hieher setze: Dr. Billroth, Dr. Gesterding (jetzt beide Bürgermeister der Stadt), Dr. Ernst von Hagern und Wilhelm Ledebur, auch ein ehemaliger Sundenser, den wir leider frühe begruben. Unter den älteren waren die würdigen Männer, Archiater Professor Weigel, Professor Muhrbeck der Alte, Generalsuperintendent Schlegel, Professor Dr. Ziemßen, Professor von Hagemeister, später Oberappellations- und Geh. Revisionsrat, und Oberappellationsrat Sonnenschmidt meine Gönner und Beschützer.

Doch ward von hier außer zu dem allerbesten elterlichen Hause oft auch in die Insel Rügen gepilgert zu meinem Patriarchen in Posewald, zum General von Tyke auf Losentitz und zum Superintendenten Pritzbur in Gartz, auch zwei Patriarchen anderer Stufen als der wackre, alte Hinrich Arndt. Ich fühlte oft die Sehnsucht, diese herrlichen Menschen zu suchen, die ich in fünf, sechs Stunden von Greifswald erreichen konnte. Was ich da empfangen habe, das läßt sich auf kein Papier bringen. Es waren herrliche Abdrücke von Gottes Ebenbilde, drei Patriarchen, aus denen sich Kraft saugen ließ, wenn die luftigen Geister der Spekulation, die oft in dünner und unerquicklicher Gespenstigkeit wie Herbstwinde durch die dürren Stoppeln durch die öden Bücherblätter hinpfeifen, einen in die kalte und leere Nebelwelt forttragen wollten.

Hier ward ich auch bald ein politisch schreibender und handeln müssender Mensch. Mein Freund Steffens hat ein Buch geschrieben des Titels: Wie ich wieder Lutheraner ward. Ich will hier wenigstens kurz andeuten, wie die einzelnen Keime nach und nach sich zu einem großen politischen Kraut oder Unkraut entwickelt und erhoben haben. Ich beschreibe hierin zugleich das ähnliche Keimen, Wachsen und Erstehen der Gefühle und Ansichten von Millionen deutscher Menschen.

Mit Recht betrachtet man den Anfang der französischen Umwälzung als den Punkt des Übergangs der sinnlich sentimentalen und ästhetischen Epoche zu der überschwenglich philosophischen und politischen und als den Beginn des Erlöschens oder doch Untertauchens aller andern Gefühle und Ansichten. Aber in einem gewissen Sinn hatten sich bei mir doch schon viel früher, schon im Knabenalter, manche eigentümliche und einseitige Ansichten festgesetzt, welche noch jetzt bei meinem schneeweißen Kopf oft besserer Warnung und Einsicht nicht weichen wollen. Ich hatte als kleiner Junge als Zeitungsvorleser und Chronikenleser zwischen meinem neunten und zwölften Jahre schon gewisse politische Verhärtungen und Versteifungen. Ich brauche diese Worte absichtlich, weil ich die Sache als Fehler in mir erkannt habe. Ich bin von jeher vielleicht ein übertriebener Königischer (Royalist) gewesen. Ich glaube, ich bin es geworden, wie die meisten Menschen ganz unbewußt etwas werden durch die ersten Gewöhnungen des frühen Alters. Mein Vater war wenig ein politischer Mann, er ließ selbst in späteren Jahren, wo die politischen Stürme auch zu unsrer Heimat immer näher und dräuender heranbrausten, zwischen 1800 und 1806, die Begebenheiten und die Urteile und Streite über die Begebenheiten meistens unbekümmert und lächelnd an sich vorübergleiten. Nur bei dem Namen Gustavs III. von Schweden geriet er in Glut. Diesen und die Schönheit und die glänzenden Auftritte desselben hatte er in den ersten glücklichsten Jahren jenes Königs in Stockholm mit jugendlichen Augen gesehen. Auch hatte er höchstens für ein paar andere schwedische Namen noch einige Liebschaft. Alles andre blieb ihm fremd. Aber es waren

zwei andre meiner Gefreundten, welche Feuer in mir anschüren konnten, der alte Hinrich zu Posewald und mein anderer Ohm und Pate Moritz Schumacher. Hinrich war ganz Schwede — war sein Großvater vielleicht in ihm wieder aufgelebt? — und riß mich mit seiner Heftigkeit unwiderstehlich in die Schwedenliebe und Schwedenverehrung hinein; er lebte auch, soviel sein niederer Lebensstandpunkt es erlaubte, in ihren Geschichten und in allen Geschichten und Anschauungen des gewaltigen norddeutschen und skandinavischen Luthertums. Darin konnte der herrliche Wasa, Gustav Adolf, wohl für Millionen Könige gelten. Wie sollte ich denn die Könige nicht angebetet und über alle Republiken, griechische, römische, platonische und fichtische, gestellt haben? Moritz Schumacher auf der andern Seite war ein heftiger Preuße ganz gegen die Neigungen meiner meisten Landsleute, welche, an eine gewisse gutmütige Lockerheit und sorglose Ungebundenheit mit großer einzelner Freiheit des schwedischen Wesens gewöhnt, jenseits der Peene etwas Korporalischfreudenloses und Fiskalischhartes zu sehen glaubten. Moritz Schumacher war durch seine Art und Neigung ganz natürlich zu dieser preußischen Begeisterung gekommen. Er war ein feiner, hübscher, schlanker Mensch, mit einer trefflichen Gesangstimme und andern Talenten und liebte das Eitle und Blanke. Mein Vater war ein bäuerlicher und, obgleich nicht ungebildet, ein ganz bürgerlicher Mann und drängte sich nimmer zu Vornehmen und Adligen hinauf. Ganz anders aber mein Herr Ohm Moritz. Rügen wimmelte damals weit mehr als jetzt von kleinen Edelleuten, welche als Hauptleute oder Majore in ihrer Jugend im preußischen Heere gedient hatten. Diese suchte er, wie er nur konnte, auf und erzählte jedes Wort des gnädigen Herrn Hauptmanns und Rittmeisters, jeden Einfall, den die gnädige Frau ihm gegenüber hatte fallen lassen, als eine Gnade; ja, der Apfel und die Birne, welche die Frau Majorin oder das gnädige Fräulein ihm beim Abschiede in die Tasche gesteckt hatte, bekam dadurch einen Geruch und Geschmack, als hätte er sie im Paradiesesgarten gepflückt. Auch trug er sich ganz, legte Schabracke und Sattel, schnallte Stiefeln und Sporen, drückte den Hut über Zopf und Locken wie ein alter preußischer Rittmeister. Von

dieser seiner Gesellschaft holte er sich die preußische Farbe. Wie sollten diese Männer den Namen und die Taten des großen Friedrich nicht vergöttert haben? Diese ritterliche Vergötterung trug er mit in unser Haus und blies also auch von dieser Seite etwas Königisches in mein Herz. Auch dieses große Königsbild ward so vor meine Kindheit gestellt und neigte meinen politischen Glauben der Monarchie zu. Ich bin später der Nichtachtung des großen Helden beschuldigt worden; ich glaube es nicht verdient zu haben*). Ganz gemäß solchen ersten Jugendlehren und Jugendeindrücken geschah es denn auch, daß ich kleiner Zeitungsleser bei Debatten immer für England gegen Amerika stritt, da doch die meisten Alten amerikanische Parteigänger waren.

Und die Franzosen und ich? Auch da war mein politischer Glaube wohl in erster Jugend entstanden. Ich habe oben mehrmals erwähnt, wie ich in den Jahren, wo wegen der kleinen Umstände der Eltern mir aller regelmäßig fortlaufende Unterricht versagt war, doch mit reichlicher Lesung alter Geschichtbücher und Chroniken gefüttert ward. Unter diesen waren auch die deutschen und ins Deutsche übersetzten Bücher Pufendorfs und anderer, welche den Dreißigjährigen Krieg und die herrschsüchtigen Hinterlisten und mordbrennerischen Taten Ludwigs XIV. beschrieben haben. Dies hatte mir Abneigung, ja oft Abscheu gegen das ganze mitspielende Volk eingeflößt. Daher freute ich mich zur Zeit jenes Zeitungsvorlesens über jede ihrer Niederlagen und war im Haß gegen sie auch ganz Engländer.

---

*) Nicht leugnen kann ich, daß, als jene meine angefochtenen Urteile über den großen König in die Welt ausgingen, wir alle noch mehr oder minder das alte Deutsche Reich im Herzen hatten und von den verblaßten Bildern und unbestimmten Gefühlen seiner weiland Herrlichkeit umdämmert und belastet einhergingen. Wie oft wollten wir immer den Gedanken noch nicht einlassen, daß es in seiner früheren Gestalt seit Jahrhunderten zu einer bleichen und welken Mumie verschrumpft war und in starrer unbehilflicher Ohnmacht, die ihren Leichenbestatter zu erwarten schien, dalag! Kaum seit einem Menschenalter können wir begreifen, was ein König von Friedrichs Art für die Stärke und den Ruhm des ganzen Deutschlands in seinen Tagen bedeutet hat und in künftigen Tagen noch mehr bedeuten wird als heute.

Nun brach in meinem blühenden Jünglingsalter die große französische Umwälzung und mit ihr die große Umwälzung und Umrollung der Herzen von halb Europa los. Diese ward allenthalben und auch bei uns im Hause für und wider heftig bestritten, hatte aber auch da mehr Freunde als Feinde; und ich mußte mich trotz meiner Abneigung gegen das Volk doch oft zu den ersten gesellen, weil die Verschuldungen der Regierungen vor Ludwig XVI. entsetzlich gewesen, weil manche von den Führern aufgestellte Lehren und Grundsätze unleugbar gerecht und heilig waren, wie sehr sie später auch entheiligt und befleckt worden sind. Doch jammerte mich jeder französische Sieg über die Deutschen und über die andern gegen sie Verbündeten, ohne daß ich Deutschland schon nach voller deutscher Pflicht gefühlt hätte. Ich saß noch weit vom Schauplatz und Getümmel am Baltischen Meere und hatte noch mehr ein schwedisches als deutsches Herz. Ich war wohl heftig und ungestüm, auch gewiß keine knechtische und dienerliche Seele, aber nicht geboren, mich mit einer Schwärmerei, welche selbst den Greis Klopstock hat Lieder und Gegenlieder singen lassen, in ein Chaos verworrener und nebelvoller Ansichten und Leidenschaften hinabzustürzen. Vielleicht bin ich dazu zu sehr als Philister geboren, der gern sogleich von allem klaren Bescheid haben möchte, mag auch zuviel von jener bleiernen Schwere in mir tragen, welche in dem charakteristischen Fluche des Volkes S c h w e r e N o t die ursprüngliche Weltansicht desselben ausdrückt, wie der Schwede mit den Teufeln und die romanischen Südländer bei erregteren Gefühlen mit jenem Dinge, welches die größte sinnliche Lust anspielt, um sich werfen müssen. Diese philistrige Natur, welche das Edelste und Höchste in seiner allgemeinsten poetischen Reinheit anzuerkennen sich sträubt, mag sich schon in den Horazischen Versen, welche ich in die Stammbücher meiner Kommilitonen zu malen pflegte, offenbaren, als da sind: Nil admirari und Perfer et obdura, daß ich mich also früh schon gegen die erhabensten Täuschungen sträubte.

Ich hatte endlich das Volk selbst gesehen, und sein Liebenswürdiges und Leichtes wie sein Trügerisches und Lügenhaftes war mir kein Geheimnis geblieben. Ich war durch Belgien

und längs dem Rhein langsam ins Vaterland zurückgezogen, hatte mich in Brüssel, Aachen, Köln, Koblenz und Mainz aufgehalten und allenthalben die von jenem übermütigen Volke zertretenen und geschändeten Trümmer der alten deutschen Herrlichkeit gesehen. Ich hatte Unmut und Ärger genug, aber wahrlich noch keinen rechten Zorn empfunden. In Frankfurt und bei Höchst war ich mitten unter Gefechte geraten. Der französische General Baraguai d'Hilliers hatte mich mehrere Tage in Frankfurt eingesperrt; am Main waren die Plänkler an beiden Ufern hin und her gesprengt; der Spessarter Landsturm Albinis hatte mich umbraust. Das war meinen Augen und Ohren noch nicht viel mehr als ein Schauspiel gewesen, obgleich ich mich allerdings von Herzen gefreut haben würde, wenn durch einen Engel Gottes, wie weiland den Scharen Sanheribs geschehen, die Franzosen um Frankfurts Mauern in einer Nacht alle als Leichen gelegen hätten. Aber nicht lange, so erwachte der Zorn, ach! der freilich kein Glück bedeutende Zorn, der mir aber doch über manchen schweren Tag hingeholfen, mich an manchem schwersten Tag sogar beglückt hat. Denn glückselig ist der Mensch nur in dem Maße, als er am gewaltigsten empfindet, wenn nämlich das Empfinden der Art ist, daß ihm das Denken darüber nicht ausgeht; denn sonst wird es ein zermalmender Mühlstein.

Napoleon war einige Tage nach meiner Abreise von Paris aus Ägypten zurückgekommen. Ich sah die herrische Gestalt der Zeit sich schwingen und fortschwingen, folgte seinen Listen, seinen Schlachten, seinen Weltklängen und Faustgriffen. Begriff ich ihn schon klar? Ich weiß nicht; aber nach der Schlacht von Marengo wandelte mich ein Grauen an vor dieser Gestalt, vor dieser von so vielen und von so hohen Menschen vergötterten Gestalt: es schien ein unbewußtes Grauen vor dem Jammer der nächsten zehn Jahre zu sein. Der Zorn aber, ein Zorn, der bei der deutschen und europäischen Schmach oft ein Grimm ward, kam mit dem Frieden von Luneville und mit den schimpflichen Verhandlungen und Vermäkelungen, worin Talleyrand und Maret des Vaterlandes Los und Lose ausschnitten und ausfeilschten. Die Jahre 1805 und 1806 rissen endlich die beiden letzten Stützen nieder, woran sich ein bißchen Deutsches geschienen hatte halten und erhalten zu können.

Jetzt war das Letzte geschehen, alles einzelne Deutsche, das Kleinste wie das Größte, das Ruhmvollste wie das Dunkelste, lag nun in einem großen, gemeinsamen Jammer über- und untereinander hingeworfen, und der übermütige, welsche Hahn krähte sein Viktoria! über den Trümmern der geschändeten Herrlichkeit. Da war der Tag gekommen, wo alle einzelne Gefühle und Urteile und Vorurteile und Lieben und Vorlieben in dem großen Schutt mit zusammensanken. Was Kaiser und Könige verloren und aufgegeben hatten, davon mußten sich endlich auch die Kleinen lösen! Als Österreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing mein Herz an, sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Welschen mit rechtem, treuem Zorn zu hassen. Es war nicht allein Napoleon, nicht der listige, geschlossene, höhnische, in dem Lande, wo Honig Gift ist, geborne Korse, auf welchen die Lügenhaften später als auf ihren großen Sündenbock allen Zorn Europas hinzuhetzen gesucht haben, den ich zornig haßte, den ich am meisten haßte — sie waren es, die Franzosen, die Trügerischen, Übermütigen, Habsüchtigen, die hinterlistigen und treulosen Reichsfeinde seit Jahrhunderten — sie haßte ich im ganzen Zorn, mein Vaterland erkannte und liebte ich nun im ganzen Zorn und in ganzer Liebe. Auch der schwedische Partikularismus war nun auf einmal tot, die schwedischen Helden waren in meinem Herzen nun auch nur andre Töne der Vergangenheit; als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit.

Fast zu gleicher Zeit erließ ich zwei kleine politische Schriften. Die erste unter dem Titel Germanien und Europa war nichts als eine etwas wilde und bruchstückige Aussprudelung meiner Ansicht der Weltlage von 1802; die zweite, Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen, behandelte ein heimatliches Übel. Sein Inhalt war ungefähr folgender:

Die Inseln und Küstenländer dieser Ostsee sind nach geschichtlicher Wahrscheinlichkeit ursprünglich nicht von Slawen und Wenden bewohnt worden.

Bei den Stößen, welche die Zerstörung des großen Gotenreichs durch die Hunnen in der letzten Hälfte des vierten

Jahrhunderts und die fortwährende Drängung der Hunnen gegen Westen veranlaßt haben, ist die ungeheure Bewegung entstanden, welche Völkerwanderung genannt wird. In jenen Tagen, wo auf die Begebenheiten, die an der Weichsel und Oder vorgefallen sein können, auch kaum ein Schimmer von Licht fällt, sind die Slawen und Wenden auch wohl von Osten nach Westen weiter vorgeschoben und haben die verlassenen oder entvölkerten Landschaften Ostgermaniens besetzt.

Als die Deutschen, die nach dem großen Karl versunken waren, unter den Sachsenkaisern im zehnten Jahrhundert sich wieder erhoben, begannen sie ihre Herrschaft auch gegen Nordosten auszubreiten, und der Krieg gegen die slawischen Völkerschaften begann, ward unter ihnen und ihren Nachfolgern bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts fortgeführt und endigte trotz der mutigsten und hartnäckigsten Gegenwehr der Slawen mit ihrer Ausrottung oder Unterjochung.

Die deutsche Herrschaft rückte vor, deutsche Städte und Festungen wurden gebaut, welche die wendischen Bewohner meistens ausschlossen, deutsche Einwanderungen und Ansiedelungen begünstigt und in den verwüsteten Landen unter und über den Wenden gegründet. Was früher germanisch gewesen, ward nach und nach wieder germanisiert.

Wir finden in Pommern und Rügen, als der neue Zustand geschichtlich ans Licht zu treten beginnt, fast allenthalben mehr oder weniger strenge Leibeigenschaft oder Hörigkeit aber durchaus nicht in so eigenmächtig willkürlichem Maße als im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Aus den Gesetzen des sechzehnten Jahrhunderts sehen wir, daß Dienste und Leistungen fast allenthalben bestimmt, daß sie nicht ungemessen waren; daß auch die Edelleute keine Bauerhöfe oder Bauerdörfer willkürlich zerstören und in große, mächtige Güter verwandeln durften.

Für die Insel Rügen, wo im achtzehnten Jahrhundert die Willkür und Plackerei die ungemessenste war, und der Dienst und die Abhängigkeit der armen Leute sich als die härtesten darstellten, ergibt sich, daß der Bauer dort im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in einer viel besseren und unabhängigeren Lage war als in Pommern. Wir haben

über die bäuerlichen Verhältnisse derselben die Schrift eines rügenschen Edelmanns, des Landvogts von Normann auf Tribberatz, im sechzehnten Jahrhundert unter dem Titel Rügenscher Landgebrauch verfaßt. Es ist vorauszusetzen, daß der Landvogt, selbst ein adliger Gutsbesitzer, für die Bauern keine parteiische Darstellung abgefaßt hat. Auch verschweigt er ihre Gebrechen und Fehler keineswegs, sondern stellt sie dar als übermütig, streit= und schlagsüchtig, hoffärtig und wild und als solche, die es im ungebundenen und herrischen Wesen den Junkern fast gleich tun wollen. Das seien die natürlichen und heillosen Folgen zu großen Wohlstandes und übertriebener Freiheit, daß die Frechheit und der Übermut sogleich neben ihnen wuchere. Aus dem Landbuche erhellt, daß die rügenschen Bauern Gewinner*) waren, welche eine große Einlage in das von ihnen bewohnte Gut gemacht hatten; daß, wann sie freiwillig oder aufgekündigt (was an gesetzlich bestimmte Bedingungen gebunden war) von dem Gute zogen, ihnen die ganze volle Wehr, alle Gebäude nebst Saaten und Hofraide**) ausbezahlt werden mußten; sie waren auch bei ihrem Abzuge von jeglicher Gutspflichtigkeit frei und mochten als Leute ihres eigenen Willens ziehen, wohin sie wollten. Beim Todesfall und beim Antritt des Besitzers mußte das Besthaupt und der Gewinn entrichtet werden. Als Mitrichter und Mitschützer ihrer Rechte saßen sie bei Feld= und Gard= oder Kreisgerichten neben den Edelleuten und verheirateten — was dem alten Landvogt in seiner adligen Gestrengheit sehr mißfällt — ihre Söhne und Töchter häufig in adlige Geschlechter hinein.

Wir finden in jenem sechzehnten Jahrhundert beides in Pommern und Rügen eine Menge einzelne Höfe und ganze Dörfer, wovon um die Mitte des siebzehnten auch keine Spur mehr da ist. Nach der Erlöschung des alten Herrscherstammes empfingen die Schweden durch die Friedensschlüsse, welche den scheußlichen Dreißigjährigen Krieg endigten, das Land verwüstet, entvölkert und verknechtet. In solchem Zustande über=

*) Erbpächter; abgeleitet von Winne: Häuer, Pacht. (D. H.) **) Lebendes und totes Inventar. (D. H.)

nahmen es die Schweden, der früheren deutschen Zustände weder kundig noch sorglich. Auch die besten ihrer Verwalter und Einrichter wurden von den Vorteilen und Ansichten des pommerschen Adels und der pommerschen Juristen (worunter der berühmte Möwe, später von Mevius obenan steht), welche an die deutschen Acker- und Landverhältnisse ganz das Maß des späteren Römischen Rechts legten, damals und in den folgenden Zeiten geleitet. So sind die wenigen leidlich oder mittelmäßig freien Leute in dieser Landschaft auf dem Lande fast ganz verschwunden, und alle Rechte, die wenigstens als Brauch und Herkommen noch bestanden hatten, in die böseste und unermeßlichste Knechtschaft hinein verdeutet. So ist es denn geschehen, besonders seit dem Schluß des Siebenjährigen Krieges, seit den Jahren 1760 bis in die von 1790 hinein, daß der Bauerstand nicht nur allenthalben mit ungemessener Dienstbarkeit belastet, sondern durch Verwandlung der Dörfer in große Pacht- und Rittergüter endlich sehr zerstört worden. Diese Wut des sogenannten Bauernlegens (quasi castratio) herrschte nicht bloß bei den einzelnen Besitzern vom Ritterstande, sondern ergriff auch die Verwaltung des Domanii und der Güter der Städte und Stifter, wiewohl die Bauern, welche in den letztgenannten Besitzungen noch übrig sind, nicht mit ungemessener Willkür behandelt und mißhandelt werden durften. Kurz, für das schwedische Pommern galt noch um das Jahr 1800 der Lichtenbergische Scherz in seiner vollen Bedeutung einer hübschen Preisfrage: Eine Salbe zu erfinden zur Einschmierung der Bauern, damit sie drei-, viermal im Jahre geschoren werden können.

Diese Greulichkeit hatte ich mit angesehen, und sie hatte mich empört. In Rügen war noch in meinen Tagen eine Menge Dörfer verschwunden, und die Bewohner der Höfe waren als arme, heimatlose Leute davongetrieben, so daß die früher Knechte gehalten hatten, nun selbst auf den großen Höfen wieder als Knechte und Mägde dienen mußten. Ja es gab Edelleute, welche große Dörfer ordentlich auf Spekulation kauften, Wohnungen und Gärten schleiften, große und prächtige Höfe bauten und diese dann mit dem Gewinn von 20000 und 30000 Talern wieder verkauften. Dies veranlaßte an meh-

reren Stellen förmliche Bauernaufruhre, welche durch Soldatenentsendungen und Einkerkerungen gedämpft werden mußten. Auch wurden, wie es munkelte — was aber des verhaßten Gegenstandes wegen vertuscht ward — einzelne böse Edelleute und Pächter gelegentlich wie Tiberius durch nächtliche Überfälle unter Kissen erstickt. Aber dergleichen Greulichkeiten waren nur eine kurze Warnung, und die Dinge liefen darum nichtsdestoweniger ihren gewöhnlichen häßlichen Lauf.

Wie diese Verwüstung der Menschen der Hartherzigkeit oder Habsucht unbarmherziger oder verschuldeter Herren preisgegeben war, so war es auch die Persönlichkeit der an die Scholle gebundenen Leute. Fast in allen deutschen Landen, wo Leibeigenschaft oder Hörigkeit herrschte, war durch festen Brauch oder bestimmtes Gesetz ein leidliches Maximum gesetzt, wodurch ein Mannsen oder Weibsen oder Kind aus solchen Banden gelöst werden konnte. Selten überstieg es für den Mann zwölf bis zwanzig, für das Weib zehn, für das Kind fünf Reichstaler. Hierlandes war gar kein fester Brauch noch sicheres Gesetz, sondern mancher Herr ließ sich für die Freiheit von einem rüstigen und schönen Jüngling hundert, ja wohl hundertundfünfzig und von einer ähnlichen Magd fünfzig oder sechzig Taler bezahlen, konnte auch die Freilassung überhaupt gegen jede Summe ganz verweigern.

Nach den Gesetzen sollten die Bauern, deren Wehr gelegt ward, nebst ihrer ganzen Familie wenigstens mit voller Freiheit und mit ihrer ganzen lebendigen Hofraid ausziehen, welche oft einen ganz beträchtlichen Wert ausmachte, da es Vollbauern gab, die wohl zwölf Pferde, zehn bis zwölf Kühe, einige Ochsen und dazu Schweine, Schafe und Geflügel auf ihrem Hofe hegten. Hätte man ihnen dies alles nebst der Freiheit lassen müssen, so hätte mancher schlechte Herr sich vielleicht zweimal bedacht, ehe er zum Zerstören und Abtreiben gegriffen hätte. Ich erweckte nun meinen lieben Bruder Fritz, der damals als Tribunalsadvokat und später als Bürgermeister in der Stadt Bergen auf der Insel Rügen lebte, und er trieb durch ordentliche Prozesse einige Edelleute zugunsten der Bauern zu Paaren. Er zog sich dadurch bittern Haß und auch wohl Nachteile und Verluste seiner Einnahme und Weltstellung zu,

doch gewann er auch unter den Milden und Frommen des Adels mehrere treueste Freunde. Solche waren und blieben unter andern der alte, würdige Herr von Scheelen zum Stedar und der Freiherr von Barnekow auf dem paradiesischen Ralswyk.

Mein Büchlein machte natürlicherweise Haß und Lärm, nicht bloß bei dem Adel, welchen ich darin am meisten anzuklagen schien, sondern auch bei andern Halbvornehmen und bei manchen reichen und junkerisch gesinnten Großpächtern, welche schrien, ich sei ein Leuteverderber und Bauernaufhetzer. Selbst manche Rezensenten schienen mir dies in die Schuhe zu gießen, und einer sagte mit dürren Worten, es stehe das Verhältnis zwischen den Großgütern und Bauern im schwedischen Pommern gar so übel nicht; man merke es meiner Schrift wohl an, daß ich Bauern angehöre und den Druck in meiner Familie gefühlt habe; das habe mich denn wohl, wenngleich unabsichtlich und unbewußt, die Dinge oft einseitig und parteiisch betrachten und darstellen lassen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich gleichsam ex domo pro domo sprechen. Mein Vater war freilich eines Schäfers Sohn und der Freigelassene eines Grafen, aber ich hatte von Kindauf nichts von diesen Verhältnissen gefühlt. Als ich ins Knabenalter trat, war er ein unabhängiger und angesehener stralsundischer Gutspächter; als ich Jüngling ward, wohnte er auf dem schönen ehemaligen Grafensitz Löbnitz und hatte Macht und Patrimonialgerichtsbarkeit wenigstens über dreihundert Seelen. Es ward aber mit jenen Patrimonialgerichtsbarkeiten, welche einige uns jetzt noch als ein gar hübsches, patriarchalisch-väterliches Verhältnis zwischen dem großen Grundbesitzer und seinen Bauern anzupreisen wagen, so unverantwortlich leichtsinnig gehalten, daß sogar das Königliche Domanium, nicht allein der Adel sie dem ersten besten oft rohesten und gemeinsten Pächter mitverpachteten. Mein Vater war kein Mann, irgend ein Recht aus Habsucht oder Hartherzigkeit zu mißbrauchen; aber ich habe von andern genug kleine und große Frevel üben sehen, auch dann noch üben sehen, als für die Bewachung dieser so vielen Mißbräuchen und Willküren ausgesetzten Untergerichte in der Person des nachherigen Oberappellationsrats Sonnenschmidt ein sehr würdiger und gelehrter

Oberlandesfiskal angestellt ward. Und groß ist meine Freude gewesen, als für diese sovielen schleichenden Ungerechtigkeiten preisgegebenen Gerichte mehrere allgemeine Kreisgerichte eingesetzt sind.

Aber gegen mich tobten nun nicht bloß Haß und Lärm, sondern mir ging eine förmliche Anklage zu Leibe. Mehrere Edelleute, an ihrer Spitze ein Freiherr Schultz von Ascheraden auf Schloß Nehringen bei Demmin, ein Käufer und Vermäkler von Bauerndörfern in der oben erwähnten spekulativen Weise, und ein Brüderpaar von Bagevitz in Rügen, die sich in ihren Geschlechtern sehr weise deuchten, stellten sich zusammen und lieferten mein Buch in die Hände meines Königs Gustavs IV. Adolf und zeigten ihm rot unterstrichen mehrere Stellen in demselben, wo ich über einzelne längst verblichene schwedische Herrscher in Beziehung auf die Regierung meiner Heimat einige, wie ihnen deuchte, zu freie und ungebührliche Urteile gefällt hatte. Die Herren hätten mir gar gern einen Majestätsprozeß auf den Hals gehetzt. Der König in erster Aufwallung hatte das Buch mit seiner gefährlichen Bleifederröte an den damaligen Generalgouverneur über Pommern und Kanzler der Universität Greifswald, Freiherrn von Essen, geschickt mit dem Auftrage, den frechen Schriftsteller zur Verantwortung und Untersuchung zu ziehen. Der General von Essen lud mich nach Stralsund*), deutete mir die Personen meiner Ankläger ungefähr an, welche sich aber auch an andern Stellen schon hatten laut vernehmen lassen, und zeigte mir die angeröteten Gefährlichkeiten mit der Frage, wie ich mir aus dem schlimmen Handel zu helfen gedenke? Denn der König scheine höchst angeblasen und entrüstet. Ich bat ihn um das Buch und um eine Bleifeder, unterstrich nun auch eine Menge Stellen, worin die Greulichkeit und Ungerechtigkeit dieser Verhältnisse dargestellt war, und bat ihn, er möge diese nun auch Sr. Majestät zur Ansicht und Betrachtung vorlegen. Das hat er getan, und der König hat geantwortet: „Wenn dem so ist, so hat der Mann recht." Und so bin ich nach Greifs-

*) Ich hatte ihm das Büchlein zugeeignet. Auch er hatte unter dem pommerisch-rügenschen Adel Verwandte, die aber nicht zu den Drängern gehörten.

wald zurückgefahren, und ist mir auch kein Haar gekrümmt worden. Vielleicht haben die von meiner Hand unterstrichenen Stellen mit beigetragen, daß die Leibeigenschaft nach einigen Jahren durch jenen König aufgehoben und die Patrimonialgerichtsbarkeit durch Königliche Kreisgerichte ersetzt ist.

Nach diesen und andern kleinen Arbeiten meiner Greifswalder Lebensjahre beschloß ich meine Reise nach Schweden zu machen und einen Wunsch zu befriedigen, den ich lange im Herzen getragen hatte, jenes nordische Land, welches zum deutschen Volke und zur deutschen Geschichte soviele Beziehungen hat und zu meiner Heimat damals die nächste Beziehung hatte, durch eigne Anschauung und Mitlebung lebendiger kennen zu lernen, als ich es durch Bücher und durch die vielen bei uns lebenden und verkehrenden Schweden bisher erkannt hatte. Ich begehrte zu dieser Reise, die ich ganz auf eigne Kosten machte, Urlaub und erhielt ihn. Diesmal zu meinem großen Schmerz. Denn eben als ich ihn erhalten hatte, traf ein Brief von einem reichen Freunde und Landsmann aus Hamburg ein, der mich einlud, mit ihm ganz auf seine Kosten, bloß damit er einen heitern und beherzten Reisegesellen hätte, auf anderthalb Jahre einen Durchflug durch die ganze Pyrenäische Halbinsel zu machen. Wie gern hätte ich diese Seltenheit benutzt! Aber ich hatte mich so gefesselt, daß ich nicht wohl zurückkonnte: denn ich hatte meinem Urlaubsgesuch für Schweden derlei Gründe untergelegt, deren schnelle Aufgebung den Freiherrn von Essen erzürnen konnte.

So fuhr ich denn im Herbst 1803 nach Schweden und kam nach einem vollen Jahre im Herbst 1804 zurück*), zu einer Zeit, wo der politische Teufel in Nord- und Süddeutschland ungestümer und gewaltiger zu rumoren anfing. Bald kam das Jahr 1805 mit dem österreichischen Unglück, dann das schrecklichere Jahr 1806, welches Preußen niederwarf. Jetzt flog mein Erster Teil des Geistes der Zeit in die Welt. Ich saß und lag jenen Sommer des Jahres 1806 in Stralsund, wo ich in der Regierungskanzlei für die schwedischen

*) Vgl. E. M. Arndt, Reise durch Schweden im Jahre 1804 (4 Teile. Berl. 1806). (D. H.)

Angelegenheiten arbeitete. Ich sage ich lag. Ich ward in einem Zweikampf mit einem schwedischen Offizier, der den schönen apollischen Beinamen Gyllensvärd (χρυσάωρ) führte, von einer Kugel durchschossen und lag ein paar Monate auf dem Bette hingestreckt. Ich habe hierüber nichts zu sagen. Man lehrt, du sollst nicht töten, du sollst nicht zweikämpfen; aber es gibt hier gar wunderliche Fälle. Wir saßen, ich unter mehreren liebsten Freunden, beim Trunke in einem öffentlichen Garten, die Herzen vom Wein durchglüht, die Gespräche munter. Da ließ der Schwede ein schlechtes Wort über das deutsche Volk fallen, gerade indem ich ihm sein schwedisches ins Gesicht lobte. Es ward mir zumute wie dem Moses in Ägyptenland; wir gerieten aneinander und schossen den dritten Tag eine halbe Stunde von Stralsund am Meeresstrand auf fünfzehn Schritt aufeinander. Als die Kugel mich durchfuhr, sank ich wie in Ohnmacht zusammen und glaubte, ich hätte den Tod im Leibe. Es war etwa sechs Uhr abends, der schönste Abendsonnenschein, und ich grüßte mit liebenden Augen die gegenüberliegenden Küsten meiner schönen, grünen Insel wie zum letztenmal. Aber das war nur ein fliegender Zuck der Natur gewesen, bald stand ich wieder selbstmächtig auf den Beinen, ging mit meinem Sekundanten in die Stadt, ließ mich zerschneiden und verbinden und mußte dann freilich noch ein sechs, acht Wochen auf dem Streckbrett liegen. Sonderbar!? Als die Kugel in mich hineinfuhr, war ihr Marsch mir ein ganz bekanntes Gefühl. Gerade mit demselben Gefühl war ich im Traum einige Male von Kugeln durchbohrt: so als wenn man einem einen kalten Eiszapfen durch den Leib stieße. Ich fragte: „Was ist das? und woher?" O Origenes *)!

Kurz vor diesem Kugelspiel hatte ich in Greifswald eine Todesangst ausgestanden höchst lächerlicher Art, wobei ich meines asmussischen Riesen Goliath und der mit frommen Reimen bemalten Milchschüssel gedenken konnte. Ich ging

*) Origenes nimmt mit Plato an, daß die menschliche Seele in wechselnden Schicksalen durch eine unendliche Reihe von Welten hindurchgehe, und hält den Traum für eine Wiedererinnerung aus früheren Zuständen. (D. H.)

nämlich auf zum Königlichen Hoflager, mich untertänigst zu neigen und zu bedanken, daß Se. Majestät mich zum außerordentlichen Professor mit Gehaltszulage ernannt hatte. Der König empfing mich in einem weiten Saal ganz allein mit seinem gewöhnlichen, feierlichen Ernst; aber hinter ihm standen zwei Gemächer offen, wohin mein Gesicht stand, und wo der General Armfelt und der Oberkammerherr Graf Stenbock miteinander Possen trieben, und zwar mit so lächerlichen Männchen, daß es der Gegenwart der königlichen Majestät bedurfte, damit ich nicht in Lachen ausplatzte. Da hatte ich meine Angst: denn Possierlicheres gab es nichts als jenen Stenbock, er mochte nun selbst Possen machen oder mit sich machen zu lassen geruhen. Seine ganze Gestalt, Stellung und Gebärde war mehr als lächerlich: wie ein Hasengesicht auf der Lauer. Ein weit vom Stamme gefallener Enkel des großen Feldherrn Karls XII.

Gegen Michaelis waren meine Arbeiten in Stralsund geendigt, und ich war zu meinem Vater nach Trantow gegangen, einem Königlichen Gute bei Loitz an der Peene, wo er seit zwei Jahren wohnte. Hier erreichten uns die Nachrichten und bald auch die Flüchtlinge der Schlacht bei Jena. Da sich an diesem Grenzstrom bald Freund und Feind zu drängen begannen, so begaben wir uns nach Stralsund, von wo der Vater nach Rügen und ich nach Schweden ging. Bei den verworrenen oder vielmehr gar keinen tüchtigen Kriegsanstalten in der kleinen schwedischen Provinz war wenig Tröstliches zu hoffen. Ich hatte nicht Lust, mich allenfalls einfangen und wie einen tollen Hund von den Welschen totschießen zu lassen.

Ich kam also gleich einem geächteten Flüchtling gerade an meinem Geburtstage, den zweiten Weihnachtsfeiertag dieses Jahrs 1806 in Stockholm an, wo ich Freunde und Bekannte genug aus alter Zeit hatte und bei meinem Freunde Karl Nernst, Direktor des deutschen Lycei, fürs erste Quartier nahm. Es dauerte kaum einige Wochen, so hatte ich dort auch eine bestimmte Anstellung. Mein Freund, der Professor der Rechte Dr. Schildener aus Greifswald und der Kammerrat von Schubert aus Wolgast waren dahin berufen, um an einer Überarbeitung und Übersetzung der schwedischen Gesetze für unser kleines Ländchen zu arbeiten. Schubert war auf Urlaub nach Hause

gegangen und blieb zu Hause, und ich wurde in seine Stelle eingerückt und erhielt seine Tagegelder. Hier bin ich denn einige Jahre mit dieser vergeblichen Arbeit und auch mit einzelnen kleinen Arbeiten in der Staatskanzlei unter dem Kabinettssekretär Wetterstedt beschäftigt gewesen; auch schwedische Ankündigungen und Manifeste während des im Jahre 1808 ausbrechenden Russenkrieges und englische und spanische Sachen habe ich gelegentlich ins Deutsche übersetzen müssen, welche über den Sund mit einzelnen Reisenden und nach Preußen hin mit Schiffen übers Meer ausgeworfen wurden. Dies geschah auch mit der berühmten Staatsschrift des spanischen Ministers Don Pedro Cevallos*), worin er den Gang der Hinterlisten und Zettelungen aufdeckte, wodurch die spanische Königsfamilie vom Thron und ins Elend und in den Kerker verlockt worden. Hiedurch hätte ich einen meiner besten Freunde unglücklich machen können. Ich schickte nämlich im Sommer des Jahres 1809, wo ich entschlossen war, auf jeden Fall wieder nach Deutschland zurückzugehen, mit einem nach Stralsund absegelnden Schiffe einige Koffer mit Büchern und ein Kästchen an meinen lieben Freund Reincke. In dem Kästchen, worin allerlei kleine schwedische Andenken lagen, hatte sich unter anderm auch ein Exemplar jener Schrift des Cevallos in ein Schublädchen verkrochen. Die Zöllner der Stadt, mit gebornen Franzosen gemischt, hatten alles auf das schärfste durchsucht, aber zum Glück dieses Papier übersehen. Als Reincke aber das Kästchen im Hause hatte, stieß er diese versteckte Giftschlange, welche ihm bei der Unsicherheit und Verräterei so leicht hätte verderblich werden können, heraus und ließ sie flugs in Flammen auflodern.

Ich hatte liebe Freunde in Stockholm, auch pommersche Landsleute von allen Ständen, vor allen meine geliebten Getreuen Schildener und Nernst und einen ältesten, geprüftesten Freund, den königlichen Leibarzt Freiherrn von Weigel, die mir ein großer Trost waren; auch manche edle Schweden, die ich in den Jahren 1803 und 1804 kennen gelernt hatte. In der anmutigen, schönen Stadt und unter dem gebildeten, gast-

*) Die Übersetzung dieser Schrift, sowie andere Arbeiten Arndts erschienen in der Monatsschrift: „Der Nordische Kontrolleur“ (O. O. 1808—1809). (D. H.)

lichen Volke ließ es sich schon aushalten. Indessen diesmal war ich unfreiwillig da (und drei Jahre unfreiwilliger Abwesenheit aus dem Vaterlande sind eine lange, lange Zeit), und das Gewitter, welches mich aus der Heimat getrieben, zog sich im Herbst 1807 auch über Schweden zusammen, und das folgende Jahr 1808 ward ein Jahr scheußlichen Verrats in Finnland und großen Unglücks für dieses von mir so sehr geliebte Land. Ich hatte dort Freunde, ich genoß Freundschaft und Liebe mehr, als ich verdiente; aber doch waren diese Jahre auch für mich sehr unglückliche Jahre. Erstens, wie hätte ich nicht des Jammers meines geliebten Vaterlandes jenseits des Meeres gedenken sollen? Und zweitens, wie hätte ich hier froh und friedlich leben sollen? Hier, wo mit dem Jahre 1808 sich alles in Hader und Zwietracht aufzulösen drohte, das Volk in Rotten und Parteien zerspalten, von welchen die meisten den Welschen Glück wünschten, der König starr und unerschütterlich in seinen Entschlüssen aber ebenso starr im Handeln, d. h. im Nichthandeln, wo es galt, ein königliches Wagen und Wollen zu zeigen? Kurz, mitten unter den Zeichen alles Verderbens und Untergangs, wo die vorbedeutenden und weissagenden Unglücksraben des Schicksals mit ihren schwarzen Flügeln einem jede Sekunde um das Haupt schwirrten? Endlich im Frühling des Jahres 1809 kam das Getümmel, das den König in den Kerker und bald vom Thron stieß, ein unvermeidlicher Sturz, den ich vorhergesehen hatte, und der mich nichtsdestoweniger doch tief betrübte.

Indessen obgleich jedermänniglich mich als einen Franzosenhasser und als keinen Bewunderer des von den meisten Schweden vergötterten Napoleon kannte, so muß ich doch der Wahrheit zu Ehren gestehen, daß auch nach des Königs Fall kein einziger Schwede mich das unedel hätte empfinden lassen. Denn selbst Freunde hatte ich, mit welchen ich über diesen Punkt immer im Streit lag. Doch ward es mir jetzt herzlich schwermütig und unheimlich und oft so heiß, als wenn mir die Sohlen unter den Füßen brennten. Dieses schmerzliche und brennende Gefühl wuchs, als die neuen deutschen Getümmel an der Donau und in den Alpen ausbrachen und in einzelnen Blitzzuckungen durch ganz Deutschland fortzitterten. Diese

zitterten selbst einige Tage nach Schweden hinüber. Es war die Nachricht dahin gekommen, Schill sei mit 10000 Mann in Stralsund eingerückt und warte nur auf englische Schiffe, um nach Schonen überzugehen und dort für den gefangenen Gustav Adolf die Fahne aufzuwerfen. General Schwerin, mein Freund, kam eines Morgens zu mir und erzählte mir lachend diese verbreitete und hieher geflogene Nachricht, und wie einige anfingen sich zu fürchten, „aber," setzte er ernster hinzu, „ich glaube nicht daran; man schüttelt die Zehntausende nicht so aus dem Ärmel." Den nächsten Vormittag begegnete ich ihm im Park zu Haga; er kam heftig auf mich zu, drückte mir die Hand und sprach, indem ihm die Tränen aus den Augen stürzten: „Schill mit seinen Zehntausend ist hin, er ist tot, die Dänen und Holländer haben ihn in der Fährstraße abgeschlachtet. Noch muß vor dem Satan alles fallen."

Ich machte denn meine Sachen allmählich fertig, schaffte mir Wechsel und Pässe und fuhr gegen das Ende des Sommers wieder gegen Süden. Ich hatte durch einen treuen Freund doppelte Pässe, die einen auf England, die andern auf Deutschland genommen. In Schweden nahm ich der Sicherheit wegen (ich meine, zwei Menschen nur wußten meine wahre Reise), weil die halbe Welt mit welschen Helfern und Spähern bedeckt war, von den Leuten Abschied, als wenn ich über Gotenburg nach England ginge. Ich aber fuhr nach Blekingen und segelte im Anfange des Septembers mit einem preußischen Schiffe von Karlshamm nach Rügenwalde ab, wo ich nach geschwindester Fahrt mit einem mächtig treibenden Winde als Sprachmeister Allmann landete. Von hier fuhr ich den folgenden Tag mit einem Küstenschiffchen nach Kolberg. Denn ich wollte mich nicht gern der Reise auf Postwagen und mehr mitten im Lande anvertrauen, weil ich fürchtete, es könne mir das Spiel des Zufalls dort unwillkommene Bekannte zuführen; ich könne auch vielleicht auf französische Zöllner und Schnüffler stoßen. Als Wandrer aber nach meiner Weise bei Nacht und Nebel und auf wenig betretenen Pfaden durch Brüche und Wälder mich durchzuschlagen, konnte ich hier nicht brauchen. Denn ich war diesseits der Oder ein Fremdling und hatte früher nie einen Fuß hieher gesetzt; wozu noch kam, daß ich

wegen der langen Abwesenheit aus Deutschland der einzelnen Zustände in diesen Gegenden völlig unkundig war.

Kolberg, obwohl durch Gneisenau und seine tapfern Krieger und durch Schills Husaren wieder mit neuen Lorbeern gekrönt, warf doch in dieser Zeit einen schwarzen Schatten des Todes auf mich. Ich sah auf der Heide preußische Husaren und Artilleristen exerzieren, sah die Schanzen am Meer, worin und worum so blutig gefochten war, gedachte der Schatten der vor den grünen Wällen gefallenen Helden; aber meine Stimmung war der weiten, kahlen Sumpfheide und dem darüber hinwehenden Nebelbrodem der Salzwerke und dem öden Geschwirr der kahlen und entasteten Tannen gleich, die um die Schanzen und in den Dünen standen. Ich hatte in meiner Gaststube in der Zeitung die wiederholte Trauerbotschaft gelesen, daß an der Donau der Friede wahrscheinlich bald werde abgeschlossen werden.

Ich hatte hier drei Tage gewartet, indem ich wieder mit Salzschiffen abgehen wollte, die längs den Küsten fortsegeln und in die Oder einlaufen sollten. Den zweiten Tag war ich schon eingeschifft, aber kaum waren wir eine halbe Stunde auf der See, so kam ein heftiger, widriger Wind, und alle diese flachen und schlechten Schiffe liefen wieder zurück, und der Schiffer erklärte mir nach den Luftaspekten, daß sie noch wohl vier bis fünf Tage liegen bleiben müßten, ja daß sie in Erwartung günstiger Winde oft acht bis zehn Tage so liegen müßten. Was war zu tun? Ich mußte nun endlich schon die Landreise wagen und bedang mir einen Fuhrmann, der mich in anderthalb Tagen über Treptow und Kammin in Wollin ablieferte. Da saß ich nun wieder fest. Hier hätte ich mich mit dem Stabe in der Hand über die Inseln Wollin und Usedom leicht nach dem mir bekannten Wolgast durchschlagen können, wenn ich erstlich nicht gefürchtet hätte, dort sogleich auf Bekannte zu stoßen, und wenn ich zweitens nicht zu schweres Gepäck geführt hätte, was ich nicht gern fahren lassen wollte, und was mich doch wieder leicht verdächtig machen konnte. Ich führte nämlich zwei Koffer und einen gewaltigen, großen Korb eines recht erbaulichen Inhalts: denn er war von meinen Stockholmer Freunden bei meiner Abreise mit edlen Weinen, Schokolade, Tee, Wurst, Käse usw. usw. bis

zum Übermaß vollgepfropft. Hier mußte also wieder ans Segeln gedacht werden, und zwar auf dem Achterwater in die Peene hinein und auf Anklam zu. Aber auch hier waren die Winde nicht mit mir im Bunde. Zweimal versuchte ich mit einem kleinen Segelkahn die Ausfahrt, zweimal brachten uns Windstille und Gegenwind wieder in das Städtchen Wollin zurück. Erst den fünften Tag gelangte ich nach dem Städtchen Neuwarp und den sechsten gegen Mitternacht an die Anklamer Brücke. Hier ließ ich meine Sachen an der sogenannten schwedischen Seite ans Land setzen und flugs ans Wach- und Zollhaus tragen. Ich, ohne zu wissen, wes Geistes Kinder drinnen seien, gebärdete mich wie ein Mann des vollsten Mutes und Rechts, pochte und lärmte gewaltig, denn alles schlief. Ich gewahrte auch nicht, welcherlei Volk es war. Alles lag schlaftrunken da, einer rappelte sich auf, sah meine Sachen kaum an — denn die Nacht war kalt, und eines guten Trinkgeldes froh, streckte er sich sogleich wieder hin. Ich winkte meinem Schiffer, und er und seine Frau trugen mein Gepäck in ein nahestehendes Gasthaus, wo ich in früheren Jahren zuweilen eingekehrt war. Dies war auf dem sogenannten Anklamer Damm der schwedischen Seite. Ich hielt mich hier nur ein halbes Stündchen auf, nahm einige Erfrischung, befahl dem Wirt meine Sachen, die ich morgen werde abholen lassen und flog dann wie ein Vogel über den Damm weiter. Dann ging es durch Ziethen linker Hand des Weges auf Gützkow, welchen ich in jüngeren, glücklicheren Tagen oft befahren und gepilgert hatte. Aber es war eine stockfinstre, neblichte Nacht, oder vielmehr eine Morgennacht, und bei Lüssow, einem mir wohl befreundeten Rittersitz der von Wolfradt, geriet ich auf eine falsche Fährte und verlief mich ins Peenebruch, und als ich mich von da wieder zurückgewendet hatte, wieder rechts in ein falsches Dorf, wo der Nachtwächter nicht übel Lust hatte, mich als einen Dieb auszuschreien. So hatte ich mehrere Stunden wie auf Irrwischpfaden verloren; doch als ich endlich den Turm von Gützkow sah, konnte ich nicht mehr irren und trat in der Morgendämmerung in den Trantower Hof, als aus dem andern Tore desselben die Ochsen von den Pflügern eben zur Früharbeit herausgeführt wurden.

Diese meine abenteuerliche Hedschra fiel in die ersten Tage des Oktobers.

Hier war ich denn wieder an sehr traulicher Stelle, sah mein Kind, meinen achtjährigen Sohn, sah meine Geschwister, ach den lieben Vater sah ich nicht wieder; ihn hatten sie den vorigen Sommer begraben. Unruhen und Sorgen und Verluste des Vermögens von allen Seiten her, wie es in so bösen und räuberischen Zeiten nicht anders sein konnte, hatten ihn, den einst so Starken, vor seinen Tagen getötet. Solche freundliche, friedliche Natur, als Gott ihn geschaffen, war dieser Zeit nicht gewachsen. Meine Mutter war ihm schon vor vier Jahren vorangegangen. Sie war 56, er 68 Jahre alt geworden — wie weit hinter seiner Mutter und seinem Bruder Hinrich zurückgeblieben!

Weil das Land, worin einige Mecklenburger als Rheinbundsgenossen standen, noch von Franzosen beherrscht und hie und da von französischen Verwaltern durchstrichen ward, saß ich hier in Trantow des Tages gewöhnlich in einem einsamen Stübchen versteckt und verborgen, den meisten Kommenden und Gehenden ein Geheimnis; abendlicher- und nächtlicherweile erging ich mich denn gewöhnlich im Baumgarten oder im Walde mit einem der Brüder oder mit der geliebtesten Schwester Gottesgab oder der alten, lieben Base Sophie. Nur eine einzige Fahrt machten wir im Dezember durchs Land zu meinem Bruder Karl, der zu Zipke bei Barth auf Domänengütern wohnte, ungefähr sechs Meilen von Trantow. Ich hatte mich so verhüllt und verkappt und so wunderlich greisenhaft mit Mänteln und Mützen verstellt, auch meinen Bart für diese kleine Ausfahrt so genährt, daß, wenn uns auch Bekannte begegnet wären, der Teufel selbst uns kaum gekannt haben sollte. Doch brauchten wir die Vorsicht, unterwegs nirgends einzukehren, sondern im Freien in irgend einer hübschen Waldecke am Wege wurden die Pferde und auch die Menschen gefüttert. Ich hatte alten, schwedischen Wein aus meinem gewaltigen Speisekorbe und pommersche Gänsebrüste mit. Die letzte Lagerung hielten wir im Tannenwalde bei Franzburg. Dort trank ich auf das süße Gedächtnis längst verweinter und verschienener Tage — einst hatte ich dort unter Finken- und

Nachtigallenschlag mit meiner Braut einen fröhlichen Sommernachtstraum gefeiert bei einer Frühlingsfahrt zwischen Greifswald und Löbnitz — ich trank auch den Minnetrank meiner lieben Stockholmer, die mir den Wein auf Flaschen gefüllt hatten. So mußte ich in der Heimat neben sovielen Verwandten und Bekannten mich wie ein Bandit durchs Land schleichen. Das waren Zeiten! Es war aber dieser Reisetag ein heller, sonnenscheiniger, bereifter Dezembertag.

Ja, das waren Zeiten! Das war ein Jahr, das Jahr 1809! Es hatte mit der Achtung und Flucht aus Berlin des edlen Ministers vom Stein begonnen; alle seine Arbeiten, Aufstände, Kämpfe und blutigen Männerschlachten waren durch einen fürchterlichen Frieden verloren und beruhigt; soviele und große Hoffnungen von vielen Millionen Menschen lagen wieder versunken in dem Abgrund der Verzweiflung. Es endigte mit der Auslieferung und Hinrichtung des frommen Andreas Hofer*).

Ich war in der Heimat; aber es war mir hier alles zu durchsichtig. Das Land war freilich, wie gesagt, nicht von Franzosen sondern von mecklenburgischen Truppen besetzt; aber es gab dort einzelne französische Angestellte und Beamte; es strichen hin und wieder einzelne welsche Abenteurer oder Sendlinge durch; auch einzelne für die welschen Zwecke erkaufte und eingelernte Schelme und Späher deutscher Zunge, die einem Geächteten gefährlich werden konnten. Ich meine mit den Schelmen deutscher Zunge keine Pommern. Ich darf die Art meiner Heimat nicht schwärzen; sie ist etwas träg und bequem aber durchaus gutmütig und gerade, ihre mit Recht gepriesene Fröhlichkeit, Tapferkeit und Treue beugt sich gottlob! selten zu Ränken und Hinterlisten hinunter.

Ich ging nach Berlin. Dort hoffte ich in dem dichten Menschengewühl mich der Welt verbergen und still und verschlossen für mich leben und studieren zu können. Ich kannte die Stadt kaum, war nur einige Male durchgeflogen, ein einziges Mal vor elf Jahren etwa eine Woche dagewesen. Ich konnte hoffen, der Sprachmeister Allmann werde von niemand

*) Steins Ächtung fand 16. Dezember 1808 statt, Hofers Tod 20. Februar 1810. (D. H.)

erkannt und nur von denen, welchen er sich anvertrauen durfte, gekannt und anerkannt werden. Ich hatte dort einen treuesten, redlichsten Herzensfreund aus jugendlichen Jahren, den Buchhändler Georg Reimer, einen gebornen Greifswalder. Dem hatte ich geschrieben, mir ein Quartier zu bestellen nicht zu weit von ihm; mein Bruder führte mich mit eignen Pferden bis Pasewalk; von da ließ ich mich auf der Schneckenpost, welcher ein Fußgänger damals leicht ein paar Meilen voraus abgewinnen konnte, nach Berlin ziehen.

Ich kam ein paar Tage vor Weihnachten an, den Tag vor dem feierlichen Einzuge des Königs und der Königin aus Preußen. Ich mußte den Zug und die Freude mit ansehen. Jedes Herz, in welchem noch ein deutsches Fünkchen atmete, war durch das fürchterliche, allen gemeinsame und mehr oder weniger von allen verschuldete Unglück jetzt ein allgemeines deutsches Herz geworden. Das weiland so stolze und glorreiche Berlin lag ja nun auch da in Staub und Aschen wie eine Königin der Länder, deren Gemahl und Herrscher von einem bösen Feinde mit Banden umstrickt ist. Ich mußte heraus aus meinem Stübchen und mit den Jauchzenden und Weinenden die Straße Unter den Linden und die großen Plätze um das Schloß mit durchhinken. Denn ich ging ein Knie mit einem Schnupftuch umwunden; war in Zehdenick beim Aussteigen aus dem Postwagen ausgeglitscht und blutig verwundet. Ich spreche von Weinenden unter den Jubelnden. O, mehr Augen waren naß von Wehmut und Schmerz als von Freude. Der schönen Königin, die sich dem begrüßenden Volke im Fenster zeigte, sah man an den rotgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die alten, siegklatschenden Adler hingeflogen? Meine Augen suchten Scharnhorst, der blaß und verschlossenen Blickes und vornüber gebückt sich von seinem Rosse unter andern Generalen ruhig forttragen ließ.

Ich blieb denn in meinem notwendigen Versteck. Meine herzigen Reimers und der Tiergarten und die prächtigen Spaziergänge längs der Spree in Bellevue, mit deren düstersten und einsamsten Winkeln ich vertraut ward, teilten sich in die Stunden meiner Muße. Doch ging ich zuweilen mit in das

Schützenhaus, wo mein Freund und mehrere gute Gesellen sich im Schießen mit Büchsen und Pistolen übten, der Gesinnung und Hoffnung, sie würden diese Fertigkeit einmal gegen den Reichsfeind gebrauchen können. Ich machte das so mit.

In dem Hause dieses meines Freundes und noch bei einem ward ich denn auch mit einigen trefflichen Männern und Jünglingen bekannt, die den Gefühlen, wodurch die Menschen damals zusammengeführt wurden, treu geblieben sind. Es war das doch eine schöne Zeit: alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend; doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufschimmerte, zu welchem hellen Morgenrot der Zukunft entfaltete es plötzlich sein mächtiges Gefunkel! Und die Nacht und die mitwissenden Sterne belauschten Worte, welche in Gesellschaften die Furcht damals kaum zu wispern wagte. Es war ja eine Donnerwetterzeit, und man weiß, daß auf den schwärzesten Wolken das Licht sich am schönsten abspiegelt.

Furcht? Sind die Deutschen so feige Kreaturen der Furcht und des Schreckens? Nein! Aber seit Adams Apfelbiß fürchtet sich jeder vor Schlangen. Die Franzosen — sie sagen, Napoleon, aber in diesen Künsten sind sie von jeher Meister und Überlister gewesen — hatten über das alte Germanien ein Gewebe der Auflauerei und Späherei geworfen, in dessen weiten Falten jene zischelnden und giftzüngelnden Würmer der Hinterlist und des Verrats verborgen lauerten. Dieses Gewebe, ja dieses Netz und die einzelnen Fäden desselben hielt vor vielen andern der französische Gesandte Reinhard in Kassel und der westfälische Botschafter Freiherr von der Linden in Berlin und der Franzose Bignon in Stuttgart in der Hand, welcher später unter den Bourbons unverschämt genug den Verfechter der sogenannten großmenschlichen und freisinnigen Ideen des Jahrhunderts gespielt hat. Es hat mich immer geschämt und gegrämt, daß jener deutsche Apostat Reinhard, noch dazu ein deutscher Schwabe, ein Mann aus dem besten deutschen Stamm, erst Jakobiner, nun ein williger Scherge des Mannes, der sein deutsches Vaterland schändete, sich zu solchen Künsten gebrauchen ließ. Nein! nein! Nicht das hat mich geschämt und gegrämt — was können die wackern

Schwaben für einen einzelnen Unreinen? — sondern jenes viel Schlimmere, daß die deutsche Sorglosigkeit und Herzlosigkeit gegen das geliebte Vaterland und seine Ehren sich so weit hat vergessen können, diesen Renegaten einen Warner, Helfer und Beschützer der Deutschen, ja einen edlen Deutschen, einen deutschen Mäzenaten und Musageten zu nennen. Dank ihm der Teufel sein böses Handwerk! Und was soll man Rühmliches und Löbliches da herauspressen, daß er, während er das ganze Volk nach seinen Kräften mit in den Sack schieben half, diesem und jenem deutschen Schriftsteller wohl mal irgend eine Hilfe oder einen Wink der Vorsicht gegeben hat?

Um Ostern 1810 verließ ich Berlin. Meine Heimat war wieder an Schweden zurückgegeben; ich ward von dem schwedischen Generalstatthalter Grafen von Essen wieder in meine alte Stelle in Greifswald eingesetzt. Er bewillkommnete mich als einen, der aus England zurückkomme; so weit hatte sich jenes Gerücht über meine Reise dahin in Schweden doch bewahrt. Ich trat wieder in meine Stelle ein, nicht weder mit der Lust noch mit der Hoffnung, daraus nicht verrückt zu werden. Wer konnte sich hier nur für ein paar Jahre irgend etwas Sicheres und Bleibendes einbilden? Aber ich bedurfte fürs erste der Stellung bürgerlicher Ehre und Unbescholtenheit; ich bedurfte auch, meine Haus- und Familiengeschäfte einmal wieder ein wenig zu ordnen. Schon im folgenden Sommer 1811 war ich damit fertig, suchte und erhielt meine Entlassung, packte mein Gerät, meine Bücher und Papiere zusammen und ging nach Trantow aufs Land. Ich hatte meine Füße leicht gemacht und war körperlich und gemütlich auf alles gerüstet. Denn neue, ungeheure Wetterwolken zogen sich an dem europäischen Horizont zusammen. Gewarnt war ich genug, mich in acht zu nehmen, von mir selbst und von Freunden gewarnt, unter andern auch von dem edlen Villers*). Ich setze ein

*) Die beiden Lothringer Villers und Chamisso müssen wir uns schon festhalten. Wir wollen auch einmal — aber nicht im Sinn welscher Prahlerei — über sie sprechen: Sie verdienten Deutsche zu sein. Villers hat man seine Begeisterung für Deutschland in den Tagen des Sieges schlecht genug gelohnt.

Zettelchen hieher, das er mir in jenem herrlichen Kometensommer 1811 schickte, mit griechischen Lettern in deutscher Sprache geschrieben, welches ich noch unter meinen Kleinoden bewahre. Es lautet wie folgt: „Man ist in Paris und Hamburg äußerst besorgt über eine geheime Gesellschaft in Deutschland, die feindliche Absichten gegen Frankreich hegen soll. Man vermutet, daß sie ihren Hauptsitz in Berlin habe und sich über den nördlichen Teil von Deutschland verbreite. Davoust hat Aufträge bekommen, ein wachsames Auge zu haben."

Meine letzten anderthalb Jahre in Greifswald waren mit vielen Dornen durchsäet, besonders durch die Flauheit und den welschelnden Sinn derjenigen, welche ich wegen alter, freundlicher Erinnerungen und verwandtschaftlicher Verhältnisse hätte ehren sollen. Kosegarten war unterdes Professor in Greifswald geworden. Dieser und mein Schwiegervater Quistorp und dessen Bruder, der Maler Quistorp, waren so von der napoleonischen und französischen Bezauberung und von der Vergötterung der sogenannten liberalen Ideen der Franzosen befangen, daß dies die alte, herzige Gemeinschaft unter uns störte. Die Geister sonderten sich jetzt und nahmen ihre verschiedenen Quartiere ein; und das mußte so sein. Dies ging denn oft über bloße Verdrießlichkeiten hinaus. Ja es ging bis zu dem Grade, daß der alte Quistorp seinen Enkel, meinen neunjährigen Sohn, der einmal gesagt hatte: „Die großen Deutschen sollten die kleinen Franzosen alle totschlagen", züchtigte mit den Worten: „So ein kleiner Naseweis müsse das Maul halten." Doch mochte immer der gebrochene Johannes Müller gerufen haben: „Ich habe Napoleon gesehen, ich sah den Finger Gottes, und alles soll sich beugen!" mochte Heeren in dem von Perthes herausgegebenen Deutschen Museum dem deutschen Volke eben eine hoffnungslose Grabrede gehalten haben; mochten auch andre nachkrächzende Krähen solcher Verirrten und dienstfertige Zurechtmacher und Ausschmücker der Feigheit und Schande sein, welche, wie später der große Niebuhr von ihnen sagte, gleich gefesselten Opernhelden, die unter Schäferinnen geraten, sich die garstigen Ketten schon mit Blumen umwanden — es gab allenthalben noch recht zornige und auch hoffnungsvolle Protestanten gegen diese Lehre eines

widerlichen, fatalistischen Gehorsams; es gab gottlob! auch in Greifswald recht viele. Wenn ich bei denen, welche meine eigensten hätten sein sollen, nur den Gegenklang aber nicht den Widerklang meiner Gefühle und Hoffnungen fand, so fand ich bei den ehrwürdigen Männern von Weigel und von Hagemeister und bei meinen jüngeren Freunden Schildener, Billroth, Gagern, Gesterding, Eichstedt — denn Rudolphi und Rühs verließen nun auch Greifswald für Berlin — die Fülle des Zorns und der Hoffnung, das Herz ausströmen zu lassen. Uns war nicht bloß der Komet aufgegangen, aus welchem einige Abergläubische große Veränderung der Dinge deuten wollten; wir hatten den Glauben in der Hand, wir hatten Spanien und Arthur Wellesley. Wie oft haben wir dieses großen europäischen Retters, Wellingtons, Gesundheit geklungen! Ja, dieser große Engländer und die Spanier Romana, Ballesteros, Empecinado und Castagnos wurden durch mich, der ich bei Besuchen meiner Brüder oft mit Pächtern und Landedelleuten in Berührung kam, so romantisch und phantastisch bekannte Namen, daß sie bei solchen, welche Merinoherden hatten oder sich anlegten, die edelsten Widder bezeichnen mußten, mit einer bessern Bedeutung, als die deutschen Hunde im siebzehnten, achtzehnten Jahrhundert die Namen der französischen Feldherren und Mordbrenner Melac und Duras geführt haben.

Ich saß also in Trantow bei Loitz, zur Reise oder Flucht gerüstet. Durch Freunde in Petersburg hatte ich mir Empfehlungen an den russischen Gesandten Grafen Lieven in Berlin verschafft. Gleich nach Neujahr 1812 fuhr ich auf eine Woche nach Berlin und erhielt von ihm einen Paß für Rußland. Dort war doch noch Europa. Nie hatten meine Gedanken nach Amerika gestanden — selbst wenn ich gefürchtet hätte, Europa sei verloren — nach seiner habsüchtigen und gebildeten Barbarei. Kaum war ich einen Tag aus Berlin zurück (wir waren eine große Schar, in sehr fröhlicher Abendgesellschaft bei dem Propst in Loitz, Konsistorialrat Barkow), so erschien ein reitender Bote mit einem Briefe meines Freundes Billroth aus Greifswald, meldend, die Franzosen seien über die Grenze gerückt und würden morgen wohl das ganze Land überschwemmt haben. Wir packten und bündelten uns nun auf das ge-

schwindeste auf. Ich fuhr noch in derselben Nacht nach dem noch franzosenleeren Stralsund, wo ich einige Gelder einkassierte, schlief die folgende Nacht bei einem alten, werten, schwedischen Freund, Oberhofmarschall Freiherr Munck in Brandshagen, und fuhr frühmorgens in einem Schlitten von dannen, schon mitten hindurch durch hin und her sprengende französische Husaren und Dragoner, erreichte mit der Morgendämmerung das schon von welschen Soldaten wimmelnde Greifswald, drückte einigen Freunden die Hand, ging dann auf bekannten Pfaden fern von den Landwegen auf eine Stelle, wo ein Schlitten meines Bruders von Trantow hielt und kam dort in der Abenddunkelung an. In Greifswald bei der Einfahrt über die Brücke am Steinbecker Tor ward mir wunderlich zumute. Ich erblickte einen verdächtigen Kerl, der mich sogleich erkannte und mit wunderfreundlicher, schlauer Miene grüßte, einen Greifswalder Schelm, der eben nicht Ursache hatte, mein Freund zu sein, und den alle Welt beschuldigte, er habe während der früheren Anwesenheit der Franzosen für sie den Späher und Besteller gemacht. Er hat wenigstens mein Blut nicht begehrt.

Ich schlüpfte zu Trantow durch eine Hintertür ins Haus und begab mich auf ein Seitenstübchen, von wo ich bei entstehendem Lärm sogleich hätte in den buschigen Garten gelangen können, dessen Wirren und Ausgänge ich alle kannte, und von wo ich in wenigen Minuten in die Wälder und Gebüsche der mir wohlbekannten Peenesümpfe entrinnen konnte. Es waren schon mehrere französische Offiziere und Gemeine im Hause. Diese nahm mein Bruder mit Wein und Branntwein tüchtig zusammen; sie waren durch Märsche über Eis und Schnee erfroren und ermüdet und schnarchten ruhig und unschädlich, während ich die ganze Nacht mit Einpacken und Ordnen von Papieren und mit Briefschreiben beschäftigt war und den Meinigen die letzten Aufträge, Wünsche und Segnungen zu übergeben. Denn solange der Mensch lebt, meint er immer noch etwas zurechtzulegen und zu ordnen zu haben, selbst wenn das Licht des Todes ihm schon auf die Finger brennt. Gegen die Morgendämmerung ging ich denn wieder aus dem Hinterpförtchen durch die Küche ins Freie auf den

unter meinen geschwinden Schritten knirschenden Schnee hinaus. Meine Base, meine Schwester, mein Knäbchen hielten mich umklammert. Ich mußte sie abschütteln mit Küssen und Wegschiebungen und mit geschwinderen Schritten ihnen enteilen. Ich hörte meinen kleinen Sohn, als wenn er mich einholen wollte, hinter mir herlaufen und laut heulen. Da ward meine Seele in mir zornig und fluchig. Rasch ging mein Lauf nun durch Büsche und Geröhrig zur Peene hinab und über die gefrorene Peene hin. Als ich gegen das gegenüberliegende Hochfeld aus den Flußwiesen ins preußische Gebiet hinaufstieg, da ging die Sonne hell auf für den schönsten Wintertag. Ich grüßte sie mit betender Seele als ein glückweissagendes Zeichen, traf bald den Schlitten meines Bruders, der durch Loitz gefahren war; wir fuhren auf einem adligen Hof an und aßen ein pommersches Frühstück bei einem alten Hauptmann von Glöden, und langten gegen Abend zu Clempenow an der Tollense an bei dem Oberamtmann Fleischmann, einem lieben, alten Freund und Gastfreund*).

Jener glückweissagenden Sonne, die an jenem Morgen über mich und mein Gebet an der Peene aufging, gedenkend, setze ich einen Brief hierher, den meine jüngste, liebste Schwester, Schülerin und Freundin — sie und mein Bruder Fritz die begabtesten Kinder meiner Mutter — mir in jenen Tagen des Getümmels nach Clempenow geschrieben hat. Die Blüte der Gefühle jener Tage will zuweilen unter dem grauen Moose der Jahre wieder hervorsprießen:

„Lieber Moritz! Ich weiß nicht, ob es die Ahndung Deines Glückes für die Zukunft ist, aber auch ich fühle mich ruhig, seit Du weg bist, und nur die fromme Wehmut, als ob man einen lieben Toten beweint, herrscht noch in meinem Herzen. Dein Karl Treu ist nun so allein; die letzten schönen Tage, die das Schicksal uns ihn noch gönnt, können wir nicht genießen in Freundlichkeit und Liebe. Ich fühle einen Mut in mir, den so leicht nichts niederbeugt; nur bitte ich Gott täglich, daß er mich zum Guten leite, damit ich ihn auch recht gebrauche.

*) Vgl. über diese Tage Arndts Tagebuch in dessen „Notgedrungenen Bericht aus seinem Leben“ I, S. 403 f. (D. H.)

Wenn nur die Großtante gesund bleibt, so geht alles wohl. — Mein bester Moritz, auch ich sah den Mond und die schöne Morgenröte, als Du von uns gingst, und mir war es, als schwebten tausend Schutzengel über Dir. Karl Treu küßt dies Blatt, und ich und die Tante wünschen tausend Glück und Segen."

So war ich denn mitten durch die Feinde glücklich wieder zur sichern und freundlichen Stelle gekommen. Bei solchen Gelegenheiten hilft Mut und die Klugheit, nicht zuviel zu sorgen und zu fragen, besonders aber die Klugheit, weder eine zu sorgliche noch zu gefaßte Gebärde vorzustellen. Die Mitte! Aber frisch drein muß man gehen, wie ich vor zwei Jahren in der Mitternacht die Zollbude auf dem Anklamer Damm stürmte. Doch wem hilft Mut allein? Gott hatte mir durchgeholfen. Hier in Clempenow ruhte ich noch zwei Wochen aus und kam den Anfang des Februars in Berlin an.

In Berlin fand ich ein unendliches Getümmel und Gewimmel von den verschiedensten Menschen und den verschiedensten Ansichten, Gedanken, Hoffnungen und Verzweiflungen, wie und wann das Gewitter, das wieder schwarz am Horizont hing, losplatzen werde, und wohin sich jeder stellen solle; wohin der König von Preußen sich stellen werde. In diesen Wirbel geriet ich frisch hinein, und natürlich geriet ich in den Kreis, worin mein alter Freund Reimer und meine Freunde vom Winter 1809 sich bewegten. Dies war ein Leben und Weben, ein Wogen und Treiben der Kräfte. Die Herzen schlugen vollern Schlag, die Liebe fand vollste, seligste Umarmung: der Haß und Zorn, damals ganz jugendliche, frischeste Gesellen, welchen noch keine Polizei die Flügel gestutzt hatte, gaben einen Augenblick fast ebenso große Seligkeiten. Da habe ich viele trefflichste Männer zuerst gesehen und kennen gelernt und war mit einem Male mitten in einem großen, gewaltigen Männerbunde, der einen einzigen Gegenstand seines Bedürfnisses hatte, Haß und Abschüttlung und Vernichtung der Welschen. Andere Schibbolethe und Geheimlehren gab es dort gewiß bei den wenigsten, wenigstens bei mir keine andere.

Hier aber klang es nun bald wieder Marsch! Der König von Preußen hatte sich der Weltlage nach mit dem Erzfeind

verbinden müssen, und im Anfange des Märzes machte ich mich weiter gegen Osten nach Breslau auf den Weg, außer dem russischen Passe auch mit einem österreichischen auf die böhmischen Bäder lautenden versehen. Als das Bündnis mit Napoleon bekannt ward, nahmen und erhielten viele preußische Offiziere, welchen das Herz zu schwer ward, unter französischen Fahnen zu streiten, von dem Könige gnädigen Abschied. Der Herrscher verstand sie und mißbilligte sie nicht. Viele gingen nach Schlesien, dort zu warten, wie die Dinge sich entwickeln würden; andere suchten, ehe ihnen alles gesperrt würde, die verschiedenen Straßen, welche zur See und zu Lande nach Rußland führen, dort Arbeit für ihre Degen hoffend; mich nahm der Oberst Graf Chasot mit in seinen Wagen bis Breslau, wo er noch einige Wochen verweilte und dann nach Rußland entflog.

Meine Breslauer Frühlingsmonate waren zuerst ebenso lebendig und fast auf ähnliche Weise lebendig wie mein Februar in Berlin gewesen war. Zuerst Bekannte schon von Berlin hier: die Obersten Graf Chasot und von Gneisenau, der Polizeipräsident Gruner, welcher als ein Franzosenfeind gezeichnet, natürlich in Berlin jetzt nicht hatte in seiner Stellung bleiben dürfen, und außer ihnen mehrere andere. Das bewegte sich einige Wochen in einem Kreise zusammen, bis es nach verschiedenen Seiten hin auseinanderfloß. Hier hinein kam zuweilen auch der alte General Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie die eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermut, die ich der schwarzdunklen Augen wegen, die der finstern Meeresbläue

glichen, fast eine Meerschwermut nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke an der Wand mit dem Rufe Napoleon mit dem gezückten Schwert gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Teilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht.

Hier sah ich auch Scharnhorst, der vor den neuen Dingen aus Berlin entwichen war, und seine unvergeßliche, ihm ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den siebenten Himmel aufflog, die Gräfin Julie zu Dohna. Ihr Gemahl, der Rittmeister Burggraf Friedrich zu Dohna, gegenwärtig Obergeneral der pommerschen Heerabteilung, holte mich ab und führte mich zu Vater und Tochter. Ich war hinfort viel mit ihnen, und sie nahmen mich oft mit in die grüne Einsamkeit der umliegenden Dörfer und Wälder, wo man sich freier und menschlicher ergehen und über das Leid und die Hoffnung des Augenblicks besprechen konnte. Wie war das nun wieder ein gar anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher hager als wohlbeleibt, trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vornüber geneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen, edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen, ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, er machte

den Eindruck des schlichten, besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegeschlösser vor denselben. So war sein Wesen, er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederm Stande emporgerungen und von unten auf viel gehorchen, auch der Not gehorchen lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden; denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und Fremden belauert und den welschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit, das war Scharnhorst: er gehörte zu den wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein Vir innocens im Sinne der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben.

Solche war die Art und Gebärde dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgend einer des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgend einer zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand, auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Haupts und halb verschloss'nen Auges und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: wie herrlich waren wir einst!

Ich lebte aber diese Monate nicht allein in Breslau und in den nächsten Orten der Umgegend, sondern ich besah mir das schöne Schlesien und das preußische und böhmische Riesen-

gebirge durchstreifend, nach meiner Weise auch die Orte und die Menschen und hatte dabei die Freude, in den Bädern von Reinerz, Landeck und Cudowa zusammengedrängte Freunde aus Berlin wiederzufinden und mit ihnen auf die großen Hoffnungen des Tages anzuklingen.

Fragt jemand: Aber woher und wie nimmst du Pilger und Flüchtling die Mittel und Gelder? so antworte ich: Gott hatte mir, dem Knaben, schon die Vorahnung meiner Schicksale in die Brust gelegt; aus Abscheu vor Weichlichkeit und Wollust ward ich frühe trotzig und hart und hatte frühe sowohl entbehren als genießen gelernt. Dies hatte ich fortgesetzt auch jenseits der Dreißig und Vierzig, hatte oft freiwillige Nachtwachen und Hunger- und Durstübungen versucht und war meines Fußgängerglücks, worin Gott auch gefallen hat mich zu erhalten, mir bewußt, oft in einem Zuge sechs, acht Meilen zu Fuß gegangen, wann meine Herrn Brüder, wie die Wohlhabigkeit der Zeiten damals noch stand, auf schönen Pferden einhersprengten. Seit Napoleons Emporkommen war ich auf harte Proben gefaßt und hatte mich und mein Leben darauf eingerichtet. Ich hatte von meinen Tagegeldern in Stockholm, vom rückständigen Gehalt mehrerer Jahre, das mir im Jahre 1810 in Greifswald ausgezahlt ward, und von dem Gewinn einiger Schriften mir einen Reisepfennig erspart. Wenn ich auch zuweilen unter Freunden bei fröhlichen Gelagen einen Friedrichsd'or oder Dukaten springen ließ, so hatte ich einsam oder als wandernder Pilger die wenigsten Bedürfnisse. Was soll ich hier erzählen, wie der Flüchtling oft auch nur die Tafel eines Jägers im Walde oder eines versprengten Husaren gehalten hat?

Endlich mußte ich fort. Napoleon war um die Mitte des Mai in Dresden angelangt, wohin er die Könige und Fürsten zur letzten, großen Beratung beschied. Den 29. Mai flog er aus Dresden nach Polen. Jetzt war mir der Krieg nicht mehr zweifelhaft. Ich ging im Junius nach Prag, entschlossen, mich so geschwind als möglich weiter gegen Osten zu machen, ehe mir alle Wege dahin gesperrt würden.

Wir lasen nun seine und der Seinigen Weissagungen für diesen scythischen Feldzug. Die Vorbedeutung sollte erfüllt

werden, allein sie ward von Gott nach einer andern Seite hin ausgelegt und gedeutet als von den Menschen. Auch der christliche Gott spielt den Vermessenen und Stolzen durch ihre Orakel hin.

Da klang es in der „Allgemeinen Zeitung" aus Dresden vom Tage der Abreise des Fürchterlichen: Dresden hat das Glück genossen, den größten Helden und Herrscher des Jahrhunderts zwölf Tage lang unter Umständen und Umgebungen in seinen Mauern zu besitzen, welche für die Geschichte ewig denkwürdig bleiben müssen. Jede Minute war gewissermaßen verhängnisschwer und durch große Beschlüsse wichtig, und die Folgen der hier gepflogenen Unterhandlungen und hier verabredeten Maßregeln werden einst noch ganz Europa in Erstaunen setzen.

Und er selbst gebrauchte in der Kriegsankündigung, die er den 22. Junius an seine Soldaten erließ, unter anderm die Worte: „Ein unvermeidliches Schicksal reißt Rußland mit sich fort. Des Schicksals Wille muß erfüllt werden."

In Prag traf ich Gruner. Dieser sagte mir sogleich, der Minister vom Stein, der vom Kaiser Alexander aus Prag nach Petersburg berufen war, verlange mich aufs baldigste zu sich. Gruner hatte ihm nämlich berichtet, daß ich schon in Berlin meine Pässe für Rußland in der Tasche gehabt habe. Er wunderte sich, daß ich so spät in Prag erschien: denn er hatte mir schon vor mehreren Wochen Steins Wunsch nach Breslau geschrieben; aber sein Brief ist nie in meine Hände gekommen.

Jetzt entstand die Frage: Wie kommt man unter den obwaltenden Umständen auf das kürzeste, geschwindeste und sicherste in Rußland hinein? Wie erhält man Pässe durch die österreichischen Lande dahin? Der Krieg war erklärt, und die Kämpfe hatten vielleicht schon begonnen; und Österreich war Napoleons Bundesgenosse gegen Rußland. Wir fanden bei dieser Frage, daß ich, ein unbedeutender, unbekannter Mensch, unter diesen Verhältnissen auf meine Person für solche Reise einen Paß erhalte, sei ein Ding der Unmöglichkeit; ich werde wohl den Weg gegen Norden zurück zur Ostsee nehmen und aus einem dortigen Hafen über Schweden meine Nordostpassage zu durchbrechen suchen müssen. Endlich fand sich aber glücklicher-

weise doch noch ein Ausweg, der einige Sicherheit zu bieten schien, allenfalls aber auch mißlingen konnte. Indessen hier mußte gewagt werden. Wir trieben einen kleinen Kaufmann auf, einen geborenen Wiener, der gewohnt war als Schmuggler über das Riesengebirge und über die Karpathen zwischen Böhmen, Schlesien, Ungarn und Polen hin und her zu fahren. Dieser hatte eine Reise nach Brody vor. Ich erbot mich, die Kosten derselben für ihn mitzutragen, wenn er mich als seinen Kommis oder Diener auf seinen Paß setzen lasse. So wurden wir handelseins*).

Nun ein Wort über Gruner. Ich hatte ihn vor Berlin weder gesehen noch seinen Namen nennen gehört. Ich fand ihn dort unter denjenigen, die ich für meine treuen Freunde halten mußte. Er galt als Polizeipräsident allgemein für einen Franzosenfeind. Ein feiner, gewandter, liebenswürdiger Mann, von einer Beweglichkeit des Leibes und Geistes und der Rede, die man bei einem Westfalen nicht suchen sollte. Daß er halb und halb wie ein Geächteter nach Prag entwich, war begreiflich. Viele sagten, er sei bei den Franzosen so angezeichnet, daß sie möglicherweise, wenn er in Preußen bliebe, seine Auslieferung verlangen könnten. Über seine Stellung in Prag weiß ich weiter nichts als das allgemeine Gerede der Freunde, daß er, wenn sich Gelegenheit fände, den einzelnen, die nach Rußland gegangen waren, Nachrichten und Winke zukommen lassen und ebenso empfangen sollte. Andere haben gesagt, er sei mit bestimmten Versprechungen für russische Zwecke ordentlich in russischem Dienst und Sold gewesen und habe dafür russische Gelder in Händen gehabt. Davon weiß ich nichts zu sagen; weil ich kein Geheimniswurm bin, habe ich bei andern keine Geheimnisse gesucht noch von ihnen empfangen. Dem sei, wie ihm wolle, Gruner ist etwa einen Monat nach meiner Abreise, wahrscheinlich auf französische Zumutung in Prag verhaftet und endlich in eine ungarische

*) Wie Justus Gruners gleichnamiger Enkel nachzuweisen versucht hat (Deutsche Rundschau, Bd. 64, S. 294f.), war der Begleiter Arndts ein Vertrauter der Prager Polizei namens Knapp. Ein Bericht des Knapp an Gruner vom 10. August befindet sich im Archiv des Ministeriums des Innern in Wien. (D. H.)

Festung abgeführt worden, woraus ihn erst die Leipziger Schlacht erlöst hat*). Ich habe später, als er am Mittelrhein und im Herzogtum Berg Statthalter war, viel mit ihm gelebt und bin seinem Gedächtnis ein gutes Zeugnis schuldig. Er war ein talentvoller, lebendiger, geistreicher Mann, von Natur leicht, weich und beweglich; aber zu großer Ehre muß ihm gerechnet werden, daß dieser leichte, lebenslustige Mensch im Großen und Gefährlichen, wo die Leichten und Leichtfertigen sich so leicht dem Teufel verschreiben, edel und treu erfunden ist. Seine Fehler lagen alle offen, seine Liebe und Treue haben seine Freunde erkannt und geehrt.

Ich fuhr denn mit meinem Wiener ab und sollte eine harte Reiseprobe mit ihm bestehen. Es war ein kleines, hageres und, wie mir deuchte, entschlossenes Kerlchen, und ich hoffte also einen raschen und geschwinden Reisegesellen in ihm gewonnen zu haben, zumal da ich gedungen hatte, uns unterwegs nicht aufzuhalten, weil mir an der Schnelligkeit der Reise viel gelegen sei. Ich fürchtete nämlich mit Recht, daß, wenn ich zaudere, mir die Gegenden, wo ich noch durchzuschlüpfen hoffte, durch Kriegsgetümmel versperrt werden könnten. O wie hatte ich mich verrechnet! In diesem hagern Leibe steckte doch ein echter, vollständiger Wiener, der vor dem Duft keines gebratenen Hahnes vorbeifahren konnte. Daher mußte auf jedem Posthalt gesessen, gegessen und getrunken werden. Ich faßte mich indessen bald in Geduld und suchte mir, als ich die Pansanatur meines Gebieters — denn der war er auf meinem Wagen — weg hatte, die Geschichte zum Spaß zu machen. Meine fliegenden Dukaten durften mich dabei nicht ärgern, wohl aber die Verschwendung der diesmal so kostbaren Zeit. Meine Rolle war dabei drollig genug. In der Festung Olmütz unter anderm fuhren wir bei dem prächtigsten Gasthof vor. Er bestellte flugs ein gutes

*) Gruner stand damals tatsächlich in russischen Diensten; seine Verhaftung erfolgte in der Nacht vom 21. zum 22. August, und zwar nicht auf französische Zumutung, sondern auf Veranlassung des Chefs der Geheimen Polizei in Berlin, des Geheimen Staatsrats von Bülow (vgl. Fournier, Stein und Gruner in Österreich. Deutsche Rundschau, Bd. 53).

Mittagsessen und besten Ungar und setzte sich dran, zu mir sagend: „Hier könnte es verdächtig und gefährlich sein, wenn Sie als ein Kommis mit zu Tische säßen; bleiben Sie lieber draußen und springen bei dem Wagen herum, als wenn Sie was zu tun hätten.“ Er saß drinnen seine anderthalb Stunden durch, die Extrapostpferde lange vor dem Wagen, ich im Regen umherspazierend und ein Butterbrot und eine halbe Flasche schlechteren Weins genießend. Als wir den folgenden Tag an dem reizenden Kuhländchen hin in Biala anlangten, war ihm der dargebrachte Wein immer zu schlecht, und er kegelte wie ein vornehm zürnender Baron oder Student auf meine Kosten mehrere Flaschen zum Fenster hinaus. „Dies hier ist halb polnisches Volk,“ sprach er, „die muß man kurz anbinden.“ Diese Zwischenspiele abgerechnet war mir darin das Los gut gefallen, daß ich keinen Schwätzer aufgeladen hatte. Meine guten Weine verfehlten ihre einschläfernde Wirkung nicht; er schnarchte den größten Teil der Reise, und so konnte ich das herrliche Land Böhmen, das reiche Mähren und das schöne Galizien unter den Karpathen desto heiterer und ungestörter genießen. Ja, auch Galizien ist ein liebliches Land und ein steter Wechsel von Hügeln, Wiesen und Feldern; aber leider der sarmatische Schmutz und die polnische Bettelei und die elendesten Bettlerhütten neben Schlössern der Magnaten begegneten einem allenthalben, und der Schmutz und Jammer nahm zu, je ferner wir von der deutschen Grenze und je näher wir der Judenstadt Brody kamen*).

Hier waren wir hart an der russischen Grenze. Ich warf nun meine Dienerverpuppung ab und kleidete mich wie für einen neuen Aufzug. Mein Wiener begleitete mich. Mein

---

*) Über diese Reise gibt es mehrere, in Einzelheiten voneinander abweichende Berichte Arndts, und zwar sein Tagebuch (Notgedr. Bericht I, S. 402 f.), ferner Beilage B zu Geist der Zeit 3. Teil, die fast wörtlich mit vorliegendem Text übereinstimmt und deshalb in unserer Ausgabe weggelassen ist, und endlich einen Brief Arndts an Gruner (Meisner und Geerds, E. M. Arndt. S. 80). In letzterem urteilt er wesentlich günstiger über seinen Begleiter, den er nicht genug rühmen kann und einen „gescheiten, geübten und vorsichtigen Mann nennt, welcher tempora et modos et homines zu belauschen und durch jedes Ritzchen, das sich ihm öffnet, Licht fallen zu lassen weiß.“ (D. H.)

Herz klopfte, als ich die fliegenden Fähnlein von sechs zu Roß sitzenden Kosaken an dem Grenzschlagbaum vor Radziwiloff erblickte. Mein bisheriger Herr stieß mich an, sprechend: „Lassen Sie mich ein bißchen voranlaufen und geben Sie mir fünf Dukaten, denn ich kenne die Kerle, hier muß man sich hinüberkaufen.“ Ich sah ihn nun trotzig an, merkend, der Schelm wolle mir noch etwas abklopfen, rief ihm Ade! zu, holte meinen prächtigen Paß heraus — und die Lanzenträger sahen ihn, verneigten sich ehrerbietigst und geleiteten mich an die ganz zierlichen und freundlichen Zollgebäude. Gleich trat der Zollinspektor, ein russischer Hofrat — ich meine, es war ein Kurländer namens Giese*) — heraus, sah meinen Paß an und führte mich dann mit den freundlichsten Worten in sein Haus, wo ich seine Frau, eine sehr schöne Polin, nebst andern Damen begrüßte und in ein sehr nettes Zimmer geführt ward, indem der Herr Oberzöllner, den ich um Krieg und Kriegsgeschrei fragte, und von dem ich allerlei Kunde über meine Weiterreise einzog, zu mir sagte: „Jetzt kommen Sie, wir wollen Mittag essen; Sie bleiben heute hier und erholen sich die Nacht, morgen können wir dann alles weiter bestellen.“ Es war hier und auch in Brody ein wogendes, lustiges Leben. Österreichische und russische Beamte und Offiziere zogen noch hin und her, an der österreichischen Seite stand nicht einmal eine Zollwache, und mehrere österreichische Offiziere, die eben gleich vielen Preußen gegen die Welschen zu fechten brannten, flogen diesen Tag hier durch, unter anderen der Oberst von Tettenborn und ein Rittmeister Mäurer, die ich unterwegs an mehreren Stellen und dann in Petersburg wiederfinden sollte.

Ich war also glücklich durch mein schmugglerisches Fegefeuer hindurch und hatte meinen Ärger und meine Dukaten bald verschmerzt. Hier war ich aus dem Schmutz der Judenwirtschaft der letzten Posthalte und aus dem stachlichten Dornbusch meiner Begleitung wie in ein Paradies versetzt. Eine prächtige Mittagstafel, vortrefflicher Ungarwein, schön gebildete Frauen, die deutsch und französisch sprachen, und ein feiner, freundlicher Wirt. Ja dieses Paradies ward noch paradiesischer,

*) Es war der Hofrat Giers, Postmeister in Radziwiloff. (D. H.)

als mein Wirt eine Entdeckung machte, welche seine Freundlichkeit fast in Zärtlichkeit verwandelte. Bisher hatte ich alles dieses Glück dem Inhalt meines Passes zugeschrieben; nun aber ergab sich eine Offenbarung, die mich nicht in Zweifel ließ, ich könne alle diese seine Gastlichkeit endlich als den Erguß eines erfreuten und zärtlich gerührten Herzens hinnehmen. Als wir nämlich schon einige Gläser miteinander geleert und allerlei hin und her gesprochen hatten, fragte er um deutlichere Nennung meines Namens, der ihm aus dem Passe nicht recht klar geworden. Ich nannte Arndt. „Arndt? Was, Arndt?“ rief er. „O, ich hatte einen sehr lieben Freund, als ich in Jena studierte, der hieß Friedrich Arndt, war aus Pommern; mir deucht, als seien Sie ihm in der Sprache ähnlich.“ Und er lief und holte sein Stammbuch und zeigte mir einen Scherz, den mein Bruder hineingeschrieben. Als ich ihm nun sagte, jener Friedrich Arndt sei mein Bruder, und ihm erzählte, wie und wo er jetzt lebe, da war ich plötzlich ein Hausfreund geworden*).

Späterhin sprachen wir über meine Reise nach Moskau und Petersburg, und er sagte: „Sie bekommen laut Ihres Passes einen Feldjäger mit, und so wird es schon gut gehen. Aber besser ist besser. Hier ist ein Teil des Personals der russischen Gesandtschaft in Wien gemeldet, für die ich Anstalten machen muß. Die kommen gewiß morgen oder übermorgen. Das trifft sich als eine schöne Gelegenheit, da können Sie in Gesellschaft reisen und haben es desto sicherer und bequemer.“ Ich fiel dem bei und hielt bei dem freundlichen Wirt mein erstes Nachtlager und sollte hier noch ein zweites halten.

Den zweiten Tag in aller Frühe langte denn die Karawane an, welcher ich mich anschließen sollte. Sie kam in zwei stattlichen Wagen und schien auch Gepäck des russischen Gesandten zu haben. Sie bestand aus drei Kavalieren und einigen Bedienten. Die erste Person war ein kleiner, höchst beweglicher, freundlicher und gesprächiger Mann, der Legationsrat

---

*) Dieser ehemalige Jenenser Student war nicht der russische Postmeister Giers, sondern der österreichische Zollinspektor und Kollegienrat Saalfeld in Brody, mit dem Arndt den vorhergehenden Abend verlebt hatte (Meisner und Geerds, a. a. O.). (D. H.)

Graf Ramsay von Balmaine, der zweite ein Franzose le Marquis de Favars, ein junger, abgelebter Windbeutel, und der dritte ein russischer Flottenkapitän, ein schöner Mann, ein geborner Grieche, der aber leider auch einem verdorbenen Weichling der allerschlimmsten Art ähnlich sah*). Dieser hatte die letzten Jahre in Paris im Gefolge des russischen Gesandten Prinzen Kurakin gelebt. Mit diesem Dreiblatt begab ich mich denn nach einigen Stunden auf die Fahrt.

Ich hatte mich mit dem kleinen Grafen gepaart und gewahrte nach dem Zusammensein auf mehreren Posthalten sehr bald, daß ich den besten Griff getan habe. Der kleine Mann ist später berühmt worden als einer der bewachenden Begleiter Napoleons nach der Insel St. Helena. Er war von altem schottischen Blut, Katholik und von den Jesuiten in Mohilew erzogen, nicht ohne Kopf und Lebendigkeit, nicht ohne mancherlei durcheinander zerstreute Kenntnisse, aber von einer bodenlosen, possierlichen, doch höchst gutmütigen Geschwätzigkeit. Diesen Jüngling, der mir durch ein längeres Zusammenleben sehr lästig hätte werden müssen, benutzte ich klug für unsre paar Tage, um das aus ihm herauszulocken, was er etwa Nützliches mit sich führen konnte. Ich brachte ihn nämlich auf Erzählungen von den Sitten und Arten in den Landschaften Rußlands, worin er am meisten gelebt und verkehrt hatte, und so ward mir seine sonst fast zu flüssige Unterhaltung oft zugleich ergötzlich und lehrreich. Auch in ihm entdeckte ich eben nicht viel Männliches und Soldatisches und wunderte mich daher nicht wenig, als er mir erklärte: er habe einen Bruder Generalmajor im Heere, und er selbst werde auch bald den Degen fürs Vaterland umschnallen. Wirklich las ich ihn nach wenigen Wochen in den Zeitungen als Obersten.

Wir fuhren durch Wolhynien, ein herrliches, reiches Land. Hier wohnen die sogenannten roten Russen. Diese Menschen kamen mir ernster und sinniger vor als die Polen, welche ich bisher gesehen hatte; auch gewannen die Felder, Wiesen und selbst die Wohnungen, wie wir weiterhin fuhren, ein immer

*) Der Marquis hieß Favras, nicht Favars, der Russe Sawiroff (Rotgeb. Ber. I, 421). (D. H.)

besseres und reinlicheres Ansehen, zuweilen fast ein so gutes als in Norddeutschland. Man sah einen schönen Pferdeschlag und fette Weiden voll silbergrauer Rinder des Schlages, wie sie aus Ungarn zu Tausenden nach Wien getrieben werden. Hier erblickte man auch die Anstalten einer gewaltigen Bienenwirtschaft; man sah Bienenstöcke anderthalb Manneslängen hoch aus hohlen Baumstämmen; man sah Waldbäume mit noch grünen Wipfeln zehn, fünfzehn Ellen hoch über der Erde angebohrt, mit Bienen bevölkert und mit Türen und Klappen verschlossen. Auch standen hin und wieder Pfähle unter den Bäumen, ich denke, die hinaufkletternden Bären drauf zu spießen.

In der Stadt Zitomirs hatten wir einen prächtigen Spaß. Wir aßen in einem Judengasthause Mittag — siehe! da entstand plötzlich ein so gewaltiges Klingen und Schwirren von durcheinandertobenden Instrumenten und ein solches Gelärm und Getümmel von Menschen, daß wir alle geschwind an die Fenster liefen. Was sahen wir? Es war ein Schauspiel für Götter, eine prächtige Judenhochzeit oder vielmehr der Reigen einer Judenhochzeit. Um den Marktplatz dieser allerdings etwas dreckigen Stadt tanzten einige hundert Juden, alt und jung, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen immer ringsum, d. h. den weitesten Ring der Häuser haltend, ihren Reigen, Geigen und Dudelsäcke voran und Tosen und Geklingel hintennach. Es war wirklich eine allerliebste, wilde Naturjagd, und wir erlustigten uns königlich daran. Alles blitzte im prächtigsten Schmuck, und wahrlich an Perlen, Gold und Silber fehlte es um Köpfe und Hälse nicht, auch nicht an anmutigen Gestalten. Denn das dringt sich einem sogleich auf, daß es in Polen an Männern und Frauen viel edlere Judenbildungen gibt als in Deutschland, auch etwas viel Gemesseneres und Ruhigeres in Sitten und Art, als unsre unruhigen, neugierigen und alles betastenden und umwühlenden Hebräer oft verraten. Dies mag zum Teil daher kommen, daß die Juden hier an manchen Stellen in größeren Scharen beisammen wohnen, und auch daher, daß viele von ihnen die stilleren und frommeren Arbeiten des Feldes und der Viehzucht treiben.

Wir kamen endlich nach Kiew an dem Dnepr: einst die hohe Hauptstadt des werdenden russischen Reichs und noch jetzt

die Spuren vergangener Herrlichkeit zeigend. Es war ein schöner Sommermorgen, als wir heranfuhren, und wir Fremdlinge staunten den fernen, wundersamen Glanz an. Es war mir wie ein erster Vorschimmer des Orients, all die goldglänzenden Türme und Kuppeln der Kirchen und Klöster und viele einzelne mächtige Häuser; doch deuchte mir die Stadt, als wir drinnen waren, wegen der vielen weiten, leeren Räume wie eine Verlassenheit, eine schöne Ruine der Vergangenheit. Aber sie hat die Lage einer Königin der Städte auf und zwischen stattlichen Hügeln über dem Dnepr. Wir stiegen wieder in einem ansehnlichen Judenpalast ab, wo wir ein sehr schönes Geschlecht, eine Mutter mit mehreren Töchtern sahen, und sprachen wie weiland der General Holofernes: „Wahrlich, die Hebräer haben schöne Weiber."

Es war immer noch ein reiches, fettes Land, das Land jenseits Kiew, doch mit den früher gesehenen Fluren nicht zu vergleichen. Der Juden wurden nun immer weniger, wiewohl doch einige noch am linken Ufer des Dneprs wohnen. Wir kamen nun bald in das eigentliche Rußland. Nun ward alles reinlicher und netter, die Häuser besser gebaut, die Dörfer zierlicher angelegt, die Menschen rüstiger von Ansehen und besser in Kleidern. Doch hatten wir sehr heiße Tage und in den Häusern eine schreckliche Plage, die wir bisher nicht so gefühlt hatten, obgleich kein Sterblicher sich in Polen vor gewissem Ungeziefer retten kann. Es wimmelten nämlich die Häuser von einer Unendlichkeit von Flöhen, freilich keine Tiere von der großen italienischen Zucht, doch bei all ihrer Kleinheit schlimm genug, einen fast zur Verzweiflung zu bringen. Wirklich hatten wir auf einigen Posthalten so viele dieser Knicker und Zwicker aufgelesen, daß wir an dem ersten besten Wäldchen oder Büschchen stillhalten ließen, uns fast bis zur vollsten Natürlichkeit entkleideten und unsre Kleider einige Minuten im Winde hin und her schwenkten und ausstäubten, um das stechende und zwickende Gesindel in die weite Welt zu schicken. Wir trafen hier Dörfer, von Roskolniken, einer altgläubigen russischen Sekte, bewohnt, und machten die wunderliche Erfahrung, daß die Frauen Näpfe zerschlugen, worin wir uns die Hände gewaschen hatten. Denn was Andersglaubende zu

nahe berühren, das halten sie unrein. Gefäße, woraus sie nur mit Löffeln gegessen, und die sie nicht mit den Händen berührt haben, werden nicht so entweiht geglaubt.

Wir hatten dieser Tage mehrere Proben, wie in Rußland mit Extrapostpferden, Feldjäger an der Spitze, verfahren werden darf, oder vielmehr, wie verfahren wird und vielleicht nicht verfahren werden soll. Wann die Pferde im geschwindesten Laufe abgetrieben waren oder den Feldjägern auch sonst nicht stark genug deuchten, und sie eine Herde Rosse unweit der Straße weidend entdeckten, so flogen sie auf ihren Pferden wie die Pfeile unter sie und griffen sich die besten heraus, schirrten die matten ab und die eingefangenen ein und so paschol! (frisch fort!). Ich sah aber auch bei mehreren Gelegenheiten, daß die Hirten, sobald sie nur von ferne so einen fliegenden Extrapostwagen erblickten, oft wie der Blitz mit ihren Pferden Reißaus nahmen und sich von den Feldjägern nicht einholen ließen. Das auch ist gewöhnlich, daß, wo stillgehalten wird, der fahrende Bauer seine Sichel nimmt und auf den Feldern Klee, Wicken, Hafer, soviel er für seine Pferde bedarf, abschneidet. Dies erinnert an Reisebeschreibungen über die Moldau und Walachei.

Als wir über den Dnepr gesetzt waren, hatten die andern etwas an den Wagen zu berichtigen, und ich fuhr allein voran, versprechend, an dem nächsten Posthalt Abendbrot und Tee zu bestellen. Das tat ich, aber es vergingen Stunden, und mein Nachtrab fehlte immer noch, so daß ich glaubte, es sei irgend ein Wagenbruch oder gar noch was Schlimmeres eingetreten. Endlich kamen sie langsam hergefahren und stiegen noch langsamer aus den Wagen und gingen seitwärts jeder besonders seinen Weg. Der kleine Graf Ramsay aber rotglühend und mit einer verstörten Schreckensmiene, als sei ihm das größte Unglück begegnet, kam auf mich zu und erzählte mir, die beiden andern seien bei einem Gespräch über Paris und die Franzosen so aneinander geraten, daß er fürchte, es werde noch etwas Blutiges absetzen, ja der Marquis habe von Kugeln und Pistolen gesprochen, und er wisse nicht, wie er die wilden Burschen auseinanderhalten solle. Für ihn könne das aber sehr gefahrvoll werden, der Marquis, ein besonderer Schützling des Generals in österreichischen Diensten, Prinzen von Rohan,

sei ihm auf die Seele gebunden, die Familie habe große Verbindungen, auch in Petersburg, und wenn dem Jüngling also ein Unglück begegne, so werde er es mit verschuldet haben müssen. Hier unterbrach ich ihn, indem ich in lautestes Lachen ausplatzte, mit den Worten: „Lieber Graf, machen Sie sich doch keine so düstre und blutige Träume zurecht. Ich sehe diesen beiden es an, daß sie keine Eisenfresser und Pulverschlucker sind; gehen Sie mal hin, das ist mein Rat, und schlagen ihnen vor, hier sei ja die prächtigste Gelegenheit, den Zwist mit Säbeln oder Pistolen auszugleichen: wir seien hier mutterseelenallein, dort sei ein hübsches Büschchen einige hundert Schritt hinter dem Posthause, Waffen und Pulver führen wir ja im Überfluß, und so könne im schönsten Abendsonnenschein ihr zorniges Mütchen abgekühlt werden." Er wollte anfangs nicht dran, aber als er zuerst dem Marquis auf mein Zureden diesen ritterlichen Vorschlag tat, antwortete dieser, indem er einen leichten welschen Sprung tat, mit sanftmütiger Schafsmiene: „Bah! ein Marquis von Favars sich mit einem Griechen schlagen! Das wäre meiner Seele zu lächerlich, da uns jetzt die Schlachtfelder offen stehen. Und gestehen Sie selbst, Herr Graf, es waren Kindereien, worüber wir uns gekabbelt haben." Doch erklärte er, er werde froh sein, des griechischen Gegenüber los zu werden, denn er könne so ein ewig lächelndes Gesicht nicht leiden. Es ward also ein Vergleich zustande gebracht, und ich erbot mich, um die beiden kurrigen Puterhähne auseinander zu bringen, den Franzmann in mein Wägelchen zu nehmen. Dies war freilich ein großes Friedensopfer. Es war gar ein armes, windiges Bürschchen, als Kind aus Frankreich geflüchtet, als seines Vaters Kopf, eines der ersten Schlachtopfer der Umwälzung, unter der Guillotine gefallen war. Dazu kam, daß er einen wahren Wachteufel welscher Lebhaftigkeit hatte, der meine Ohren mit den Embryonen seiner künftigen Taten überfüllte. Er errichtete nämlich auf meinem Wagen ein Kosakenregiment, das keinem napoleonischen Franzosen Quartier geben solle usw.

Lustiger als dieses leere Kriegsgeplapper meiner Elster, die bisher wohl nur in den Sälen der schönen Wienerinnen herumgehüpft war, umbrauste uns das Kriegsgetümmel oder

vielmehr das Getümmel, welches Kriegsleben und Kriegswirtschaft bezeichnete. Tausende von Wagen mit Mundvorrat und auch mit Rekruten für das Heer, Zehntausende von Ochsen und Pferden, die ebendahin getrieben wurden, einzelne Züge Ulanen und Kosaken, auch Geleite einzelner Gefangenen zu Fuß und auf Wagen (es schienen keine Kriegsgefangene, sondern politische Gefangene), unendliche Nachtfeuer gelagerter Soldaten und Hirten durcheinander, ein brausendes, strudelndes Gewimmel und hin und wieder Gesang und Tanz dabei. Lustig und seltsam anzuschauen waren beim Mond- und Sternenlicht die Massen umherspringender, ganz nackter Menschen, welche an ihren Feuern, woran auch gekocht und gebraten ward, ihre Hemden und Beinkleider rundschwenkten und das Ungeziefer in die knisternden Flammen schüttelten. Ich wunderte mich darüber, und doch waren wir genötigt worden, bei hellem Tage in ähnlicher Not beinahe ähnliches zu tun. Immer kam es mir doch ein wenig tatarisch und barbarisch vor. So ließ sich unter diesen Belustigungen die lästige und unlustige Gesellschaft, viele Hitze, viel Staub, schlechte Abspeisung, stundenlanges Warten auf Pferde (denn es zogen viele außerordentliche Reisende dieses Weges, und wir bedurften immer zwölf Pferde) und selbst die blutdürstige Unverschämtheit russischer Fliegen und Flöhe ertragen, die Bremsen, welche die vielen Pferdezüge umherstreuten, mit eingerechnet.

Ich klage über schlechte Abspeisung. Wir fanden in den Dörfern die Menschen fast immer freundlich und willig, uns zu Hilfe zu kommen, aber in manchen derselben war reines Haus gemacht und der letzte Hahn schon abgefiedert; wir waren froh, wenn wir nur noch etwas Brot, Milch und Branntwein fanden. Doch ging es uns dagegen an andern Stellen, namentlich in Tschernigow, sehr wohl, und nirgends vermißten wir die nordische Gastfreiheit. Russische Kaufleute in den kleinen Städten und Flecken zogen uns mit gütiger Gewalt in ihre Häuser und labten uns mit dem herrlichsten Tee und Butterbröten; russische Edelleute in den Postdörfern führten uns mit patriarchalischer Gastlichkeit in ihre zierlichen Säle und erquickten uns mit Speise und Trank. Juden sahen wir in den Dörfern nicht mehr, außer bei dem Fuhrwesen und der Viehtreiberei, auch

bei den Posthäusern, wo sie die Fremden (Deutsche und Engländer) oft weither, von Pest, Jassy, ja von Konstantinopel her, als Aushelfer und Dolmetscher begleiten. Denn in diesen Rollen kommen sie mit in Rußland hinein, wo sie keine Wohnungen aufschlagen und in der Regel nur wenige Tage verweilen dürfen. Merkwürdig ist, daß alle polnische Juden auch das Deutsche verstehen und sprechen; man sollte also auf die Vermutung kommen, sie seien weiland aus Deutschland von Westen gegen Osten in Polen und Litauen und die südlicheren karpathischen Nachbarlande eingewandert. Ihre Treue und Zuverlässigkeit bei diesen Geschäften ist allgemein berühmt. Meine Lust hatte ich an den russischen Fuhrleuten und Postknechten und an ihrer Munterkeit und Lebendigkeit. Selbst wenn die rohen Feldjäger, wie mir deuchte oft ohne die geringste Veranlassung, auf die Rücken der armen Burschen zuweilen losdraschen, daß sie gleich geschlagenen Brettern knallten, schüttelten sie diese Last ab wie die Gans das Wasser, schwangen sich auf ihre Pferdchen und sangen, pfiffen und klatschten wieder lustig fort. Mit ihren Pferden scheinen diese Naturkinder im Singen, Pfeifen und Plaudern eine Sprache zu sprechen, welche beide Teile vollkommen verstehen; denn das Pferd, welches höchst unvollkommen geschirrt ist und meistens nur durch einen einseitigen langen Zügel geführt wird, zeigt auf jeden Wink, Klang und Pfiff seines Lenkers in jeder veränderten Bewegung den vollkommensten Gehorsam. Ich habe hierlandes auch die größte Zärtlichkeit der Menschen für diese Tiere bemerkt, wie wild, häßlich und roh sie auch auf ihr eigenes Geschlecht losfahren.

Mein Reisetagebuch ist mir mit andern wertvollen Sachen bei meiner Heimkehr durch Polen guten Teils durch Diebeshand verloren gegangen, und ich weiß nicht auf den Tag genau, wann unsre Ankunft in der berühmten Stadt Smolensk war*).

*) Arndt kam am 1. oder 2. August in Smolensk an, wie aus seinem Reisetagebuch, das er im Notgedrungenen Bericht I, S. 403 f. veröffentlicht hat, hervorgeht. Seine Annahme, daß ihm dies Tagebuch gestohlen sei, beruht also auf einem Irrtum; es war vielmehr mit andern Papieren beim Beginn der Untersuchung gegen ihn beschlagnahmt worden und wurde ihm erst 1840 nach seiner Wiedereinsetzung zurückgegeben. (D. H.)

Sie muß aber in den ersten Tagen des Augusts gewesen sein. Es war ein heller Morgen, die Sonne brannte schon, und wir fuhren langsam und so, daß wir oft fünf und zehn Minuten stillhalten mußten, durch ein wildes Heerlager und mitten unter Kürassieren, Kosaken und Kanonenzügen hin und wurden mit dem füchterlichsten Staub bepudert und einpomadiert. Unser Möser sagt ja ganz recht, der Staub sei die Pomade des Helden. Endlich drangen wir in die Stadt ein und bis auf einige hundert Schritt zu dem empfohlenen Gastwirt, einem ehrlichen, deutschen Italiener, Simon Giampa, vor. Es war ungefähr zehn Uhr vormittags, und unsre Magen und Kehlen hatten schon seit Sonnenaufgang auf dieses erquickliche Ziel gehofft. Wir fochten uns endlich durch Menschen- und Pferdegewoge bis in den Hof des Giampa hinein. Ich fand dort einen deutschen Offizier, einen braven Sachsen, den Major von Bose, den ich später in Petersburg noch besser kennen lernte, auf einer Treppe sitzen, und auf unsre Fragen nach Wein und Brot erwiderte er: „Geduld! Geduld! meine Herren; ich habe meinen Bedienten ausgeschickt und brate hier schon über eine Stunde in Erwartung einiger Erquickung. Es ist hier schlechterdings nichts zu bekommen, weder Zimmer noch Speise; Sie sehen, die Kosaken- und Ulanenoffiziere haben den ganzen Hof und das Haus eingenommen; es kann sich kaum eine Maus hineindrängen." — So setzten wir uns denn geduldig neben ihn, unser kleiner Graf aber lief und kam erst nach einer Stunde mit einer Flasche schlechten Donschen Weins und einem Brote wieder und rief: „Das kostet einen Dukaten, teilen wir's uns." Wir taten so, gewannen noch eine Flasche Wasser und teilten dem Sachsen etwas mit. Erst gegen Abend floß der Strom ab, und wir gewannen endlich ein paar Zimmer und einige gebratene Hühner. Es war Krieg und die ganze Stadt und das Feld ringsum ein großes Lager, wozu sich täglich neue Truppen scharten; denn Barclay de Tolly und Prinz Bagration hatten sich nun vereinigt.

Mir lachte aber hier wieder ein besonderer Glücksstern. Es waren viele deutsche Offiziere hier, teils schon im russischen Heere angestellte, teils solche, die erst ins Getümmel mit hinein wollten, Sachsen, Österreicher, Preußen, die ihre Herzen und

Schwerter auf die Franzosen gewetzt hatten. Bald traf ich liebe, alte Bekannte: meinen Grafen Chasot, den tapfern Spanienfahrer Leo Lützow, meinen Heimatsmann, den wilden Gustav Barnekow aus Rügen usw. Chasot sorgte hier, wo kaum für Geld etwas zu haben war, für meinen Erbanteil Pansascher Natur. Er war Generaladjutant bei der Brigade des ältern Prinzen von Oldenburg (des jetzt regierenden Herzogs)*) und aß täglich an der Tafel des Divisionsgenerals, Herzogs Alexander von Württemberg. Da steckte er mich mit unter bei der großen Mittagstafel; auch habe ich nächtlicher Weile ein paarmal mit ihm auf seinem Heu geschlafen in einem großen Saal, wo wohl ein halbes Hundert Offiziere nebeneinander hingestreckt schnarchten.

Die vier, fünf hier im getümmelvollsten Kriegsleben so hingesausten Tage waren mir höchst belustigend und erbaulich. Ich sah hier unter den mannigfaltigsten und wechselvollsten Gestalten die verschiedenen russischen Völkerscharen an mir vorbeimarschieren und vorbeigaloppieren, die vom Eismeer und vom Ural her und die in der Wolga und im Schwarzen Meere ihre Rosse tränken, schöne Tataren aus der Kabarda und aus der Krim, stattliche Kosaken vom Don, Kalmücken mit platten Nasen, bretternen Leibern, schiefen Beinen und schiefen Augen, wie Ammian vor fünfzehnhundert Jahren seine Hunnen malt, und häßlich und tückisch blickende Baschkiren mit Bogen und Pfeilen. Aber das Prächtigste war ein Geschwader von einem Fähnlein Tscherkessischer Reiter, in Stahlhemden und mit Stahlmützen mit wehenden Federbüschen, schönste, schlankste Menschen und schönste Pferde.

Ich fuhr mit einem jungen, deutschen Offizier von der russisch-deutschen Legion, der ins Lager geschickt war und nach Petersburg zurück wollte, den Weg auf Moskau, zuweilen auch in Gesellschaft mit dem Obersten von Tettenborn, mit welchem ich den Tag nach meiner Abreise aus Smolensk in Wiäsma zusammentraf. Es war dort eben ein Teil des Kaiserlichen Kabinetts anwesend, Graf Nesselrode, Herr von Anstett und mehrere, mit welchen wir zusammen bei dem Polizeipräsidenten

*) Großherzog August 1829—53. (D. H.)

zu Mittage tafelten in einem ungeheuren Saal, worin wohl ein paar Hundert Gäste zusammengereiht saßen. Es war fast der ganze Adel aus der Gegend dort versammelt und Tausende junger Bauernburschen rings um die Stadt gelagert, die fürs Heer ausgehoben noch von Müttern, Schwestern, Bräuten begleitet wurden; auch hielten viele Wagen, welche verwundete Krieger ins Innere des Landes führten; brave verwundete Offiziere saßen mehrere mit uns zu Tisch. Da war heute Jubel und Begeisterung, und die Freude der Becher ging klingend um; und nach den Bechern, als alles sich vom Tisch erhob, erhielten auch die Fremdlinge ihre Gaben, von welchen erschollen war, daß sie nicht für Napoleon nach Rußland gekommen seien. Umarmungen, Händedruck, Küsse von schönen Frauen und Jungfrauen, welche ihr Vaterland fühlten. Es war eine außerordentliche Lebendigkeit und Aufwallung in dem ganzen Volke und auch bei den Geringsten im Volke, welche die Welschen wegen ihrer Unfreiheit Sklaven schalten: nichts bloß Angehauchtes und Gemachtes; nein, es brauste aus dem Innersten der Herzen gleich lebendigstem Sprudelwasser. Solche Gaben von schönen Frauen und Dirnen sind mir nachher in Petersburg, selbst in den Palästen der Orloffe und Lieven, öfter zugefallen an Tagen, wo Siegesnachrichten einliefen oder gefeiert wurden. Es ist auch die Sitte des Landes so, darin der englischen etwas ähnlich, daß die Frauen beginnen und das unschuldige Recht haben, die Männer nach der Tafel zu küssen. Ländlich sittlich.

Wir fuhren erst am folgenden Morgen von hier und hielten den Mittag mehrere Stunden in dem netten, freundlichen Städtchen Gschat an, weil mein Oberst seinen Wagen kalfatern lassen mußte. Ich war vor die Stadt gegangen und hatte mich auf einer grünen Wiese, wo stille Herden weideten, als wenn kein Krieg wäre, hinter einem Heuhaufen hingestreckt; eine dichtlockige Birke wehte über mir, und ich schaute sinnend und träumend in die Welt hinein oder vielmehr in die über mir hinfließenden Wolken. Siehe! da tönte Musik in mein Ohr, die immer näher und heller heranklang, und bald rollten mir lange Reihen von Wagen vorüber, die auch Landwehr führten, Geigen und Hornpfeifen auf mehreren Wagen voran,

und Eltern, Geschwister, Bräute noch mit. So lustig zog es in den Krieg und in den Tod, gleich einem phantastischen Hochzeittraum mit Blumen und Spielen an dem Träumenden vorüber. Hier schied ich von meinem Obersten. Er fuhr von Gschat stracksweges auf Petersburg, ich und mein Offizier in einer kleinen russischen Telegga auf einem Umweg nach Moskau.

Ich habe die Wunderstadt nur zwei Tage gesehen. Mir deuchte, ich sah Asien: Armut und Pracht, Hütten und Scheunen und Ställe nicht bloß in den Vorstädten sondern hin und wieder mitten in der Stadt; dazwischen der Glanz der Paläste und Gärten, die vergoldeten Kuppeln und Türme der Kirchen und Klöster, der Kreml mit seinen goldnen Toren, Türmen und Zinnen. Dazu das ungewöhnliche Wogen und Wimmeln der Menschen in jener außerordentlichen, wildbewegten Zeit. Ich konnte nichts sehen in zwei Tagen, ich konnte nur staunen. Ich fand auch hier freundliche Aufnahme, zuerst bei dem Kommandanten des Kremls, dem General Heß, einem Deutschen, der in Rußland von deutscher Gradheit und Gemütlichkeit nichts verloren zu haben schien und mich und meinen Offizier, während er unsre Pässe durchschaute und unterschrieb, mit einem hübschen Frühstück bewirtete und uns selbst in seinem Wagen zum Gouverneur führte, sagend, er müsse doch eben in Geschäften zu ihm. Wir sahen ihn denn, diesen Gouverneur, den General Grafen Rostopschin, der einen Monat später durch die Einäscherung der alten Zarenhauptstadt so berühmt geworden ist. Wirklich hatte ich ihn schon gesehen, in Smolensk nämlich, in der Person eines verwundeten Majors, der bei Giampa in einem Zimmer neben dem unsrigen mit seinem verbundenen Knie auf dem Sofa lag und uns des Abends mehrmals bei seinem Tee um sich versammelte: ganz die Gestalt, die Augen, die Stirn, die derbe und doch freundliche Gradheit, mittlerer, starker Wuchs, ein breites, gestutztes Gesicht und eine kurze, regelmäßige Nase, große, blaue Augen, geschwinde Bewegung. So erschien Rostopschin, so sind mir nachher an vielen Orten viele russische Offiziere erschienen mit diesem Ausdruck, diesem Grundbilde. Man findet es wohl nicht oft mehr in den großen alten Familien, welche zu sehr europäisiert, hofisiert und abgeschliffen oder gar verschliffen sind, sondern in

dem guten mittleren Adel. Wir wurden zu seiner Tafel geladen, wohnten einem großen Gepränge bei, einem Tedeum wegen eines Wittgensteinschen Siegs über den Marschall Oudinot, in der Johanniskirche am Kreml, und machten auch hier den begeisterten und klingenden Jubel bei Tische mit.

Der Weg von hier nach Petersburg geht über Twer und Nowgorod, zwischen Moskau und Twer durch ein schönes, reiches und wohlbebautes Land. Ich sah große, hübsche Dörfer und nette Bauernhäuser, mehrere von zwei Stock, mit hellen Fenstern und bemalten Gesichtern und mit manchem zierlichen Schnitzwerk und bunter Beblümung draußen und drinnen; sowohl die Häuser als die Täfelung der Wände drinnen fast ganz aus Holz. Hier ward ich an die Weise von Helsingland, Dalarne und Norrland in Schweden erinnert, wo die Bauern ihre Wagen und Pferdegeschirre und Häuser und Kirchen mit ähnlichem künstlichen Schnitzwerk verzieren. Bei der Anordnung und Einrichtung mancher Dörfer aber war ich oft geneigt zu glauben, sie hätten Hippokrates oder den Leibarzt Dr. Faust zu Bückeburg über Sonne, Luft und Wasser dabei vor Augen gehabt. Einige Dörfer sind nämlich förmlich im Kreise gebaut, die meisten aber in einem Halbmond, welcher von Südost zu Südwest den möglich größten Teil von wärmender Sonne aufnehmen und von den bösen, kalten Winden von Nordost bis Nordwest am wenigsten zerhadert werden kann. Ganz auf diese Weise im Halbmondskreise findet man auch manche Höfe in Schweden gebaut. Überhaupt die Russen in dieser und in mehreren andern Beziehungen mit den unglücklichen, polnischen Bauern verglichen, welch ein Unterschied!

In den Dörfern und auf den Straßen war bis Nowgorod noch immer das die Waffen übende Menschengewimmel, und einzelne Züge von Kriegern, auch einzelne traurige Haufen von Gefangenen zogen an uns vorüber, unter diesen sogar Spanier und Portugiesen. Das Wetter war des Tages meistens sehr heiß auch wegen der kurzen nordischen Nächte. Zwar leidet man in dem viel reinlicheren Rußland nicht so viel vom Ungeziefer als in Polen, aber die barbarischen und unmenschlichen schwarzen Springer und Blutsauger verminderten sich nicht. Diesen zu entfliehen mied ich so sehr als

möglich die Zimmer, und wenn durch Warten auf Pferde, was aber zwischen Twer und Petersburg selten eintrat, mal ein paar Stunden Rast gegeben ward, wickelte ich mich in meinen Mantel und legte mich, wenn es regnete, unter die Telegga, meine beste Habe unter meinem Kopf, summte hoc tibi proderit olim und schlief wie ein König. Ich hatte keinen Bedienten bei mir und mußte also meine Sachen selbst hüten und war wegen der notwendigen Hut schon ein paarmal gewarnt worden, zuerst in Smolensk bei Giampa, wo die Bedienten nicht aufgepaßt hatten, wo uns manches wegstibitzt war, und ich schon mit Schrecken mein Schatullchen mit dem Inhalt mehrerer Hunderte Dukaten vermißte, was ich jedoch glücklicherweise fand gleichsam aus Instinkt in meinem Bette versteckt zu haben — und zweitens in Wiäsma, wo uns während der jubelnden Mittagstafel im Vorzimmer des Präsidenten selbst mehrere Sachen abhanden gekommen waren. In dieser Hinsicht ist Rußland ein Arabien und die gemeinen Russen wie die Araber gebisch im Zelte und nehmisch auf der Straße.

Endlich fuhr ich durch das berühmte Großnaugard, von welchem das Hanseatische Sprichwort einst gesungen hatte: „Wer will streiten wider Gott und Großnaugard?“ Aber dieses Nowgorod, wie es jetzt lebt, machte keinen so mächtigen Eindruck auf mich und trägt höchstens in einzelnen Kirchen und in dem weiten Umfange seiner Mauern noch Andeutungen seiner vormaligen Großheit, darin mit Kiew zu vergleichen. Iwan Wasiljewitsch der Fürchterliche stampfte die Freiheit und Unabhängigkeit dieser herrlichen Stadt und ihrer stolzen Bürger und der umliegenden Landschaften mit seinen eisernen Füßen zusammen, entführte viele Tausende ihrer mutigen Bewohner in den Süden des Reiches und setzte für sie andere der blinden Knechtschaft gewohnte Ansiedler in ihre Güter und Häuser ein.

Den vierten Tag nach meiner Abreise von Moskau flog ich dem anmutigen Zarskoje Selo vorbei, und bald erblickten meine verwunderten Augen die Newa und das neue Palmyra an ihren Ufern. Also hatte ich über hundert deutsche Meilen in vier Tagen gemacht. Der ganze Weg von Twer bis Petersburg ist äußerst einförmig, das Land nichts als eine flache

Ebene, viele Sümpfe und Moore mit einzelnen Gruppen von Tannen und Birken, wenig Dörfer, nur hie und da ein einzelnes, zierliches Posthaus, oder ein gewöhnlich von einem Italiener bewohntes Wirtshaus. Der Weg ist übrigens ziemlich leidlich, einer guten Hauptlandstraße des großen Reiches ähnlich. Gottlob! mecklenburgische und holsteinische oder belgische Steindämme gibt es nicht, wohl aber Knüppeldämme in Menge, deren einzelne man auch Baumdämme nennen könnte, welche, aus ganzen Tannenstämmen zusammengelegt, vorzüglich über den Sümpfen und Morästen angebracht sind und auf dem hohlen und quebbigten Boden gleichsam aufspringend unter den Rädern zittern. Und über diese Zitterer war ich in der Telegga gefahren, einem niedrigen Wägelchen mit vier Rädern, in welchem man jeden Stoß aus der ersten Hand erhält. Auch taten mir die Rippen weh nach dieser soldatischen Fahrt, wo vier Tage und Nächte kaum ein Lullerchen von Schlummer meine Augen berührt hatte. Denn ich ward nicht bloß durch das Menschengewimmel und das Stoßen der Knüppeldämme wach gehalten, sondern hielt mich selbstwillig und freiwillig wach und lag wie der Hund des Schatzteufels auf meinem Gute, um nicht ganz ausgeplündert in Petersburg anzukommen. Ich nenne diese Fahrt eine soldatische, indem ich im Sinn habe, wie die Soldaten sein sollten, nicht wie sie sind. Denn meine Soldaten, gewiß ein paar tapfre und rüstige Männer, meinen Oberst Tettenborn und meinen Legionsoffizier, fand ich die Tage nach meiner Ankunft in der Hauptstadt beide halbkrank auf Bett und Sofa hingestreckt; ich aber blieb auf den Beinen und dachte: Deine Brust und dein Atem werden, wenn der liebe Gott will, wohl noch einige Jahre aushalten.

Ich machte bei meinen russischen Nachtfahrten eine Bemerkung, die mich noch heute in innerster Seele anlächert, eine Wiedererinnerung von Bemerkungen über Erscheinungen, die ich in ähnlichen Nächten, wo die Sinne durch Wachen überreizt waren, nimmer in Deutschland sondern nur in Schweden gehabt habe. Ich glaube, es sind die wunderseltsamen Lichtspiegelungen, welche die ganz anders als in Deutschland sternhellen und mondhellen Nächte in die Sinne hineinwerfen und dadurch eine ihnen nur eigne Zauberei her=

vorbringen. Genug: die Bäume, Felsen, Häuser und andre leblose Gebilde, wie man ihnen vorüberfliegt, gewinnen alle gleichsam lebendige Gestalt und springen zuletzt als ebensoviele zauberhafte und seltsame Tiere und Ungeheuer hervor. Ich weiß nicht, ob hier die Wirklichkeit der Dinge in die innere Idee des Geistes hineinfährt, oder ob die Idee ihre eignen Bilder in die Dinge hinausstößt. Indessen darüber werden die Philosophen sich bis ans Ende der Tage streiten, aber die Tatsache bleibt dieselbe. Ich will daraus die Menge der Zaubergesichte in Schweden erklären und die Gespensterhervorrufung und Geisterladung eines Swedenborg.

Ende Augusts 1812 fuhr ich in St. Petersburg ein und sogleich geradeswegs zur Burg des Herrn Ministers Freiherrn vom Stein. Diese Burg führte den Namen Demut nach dem Namen des Wirtes des Gasthofes, worin der Minister einstweilen noch einige Monate blieb und dann in geringer Entfernung einen ihm angemessenen, palastartigen Bau bezog. Ich fand in der Demut sogleich ein paar Zimmer für mich und nahm mir einen deutschen Bedienten an, einen gebornen Estländer, ein hier durchaus unentbehrliches Gerät. Ich ward nun bei dem Herrn Minister ordentlich angestellt, einstweilen gleichsam wie im russischen Dienst; denn ich bekam mein Gehalt aus öffentlichen Kassen ausbezahlt, und zwar noch während meines Aufenthalts in Preußen; späterhin, versteht sich, aus der Kasse der Zentralverwaltung für Deutschland. Auch die Gelder, die ich auf meiner abenteuerlichen Reise von Prag bis Petersburg aufgewandt, bekam ich zurückerstattet. Ich bin hier (ich will diese Kleinigkeiten auf einmal herzählen) von ihm in allerlei kleinen Schreibereigeschäften, zur Dublierung und Entzifferung von Briefen und Depeschen, zur Abfassung einzelner kleiner Flugschriften gebraucht worden, so wie bei den Angelegenheiten, welche die Errichtung der sogenannten Deutschen Legion betrafen. Auch hat mich ein alter russischer Admiral zuweilen in Atem gesetzt und in Anspruch genommen zur Erlustigung und Unlustigung, wie die Würfel der Einfälle und Gedanken, die mit dem alten Herrn durchgingen, eben fielen. Es war der Admiral Schischkow; so ward der Name ungefähr ausgesprochen. Dies war ein Original von einem Mann, ein

echter Russe, denke ich, von allerbestem Schlage. Er trug den Grundtypus seines Volkes, Lustigkeit, Gespaßigkeit und eine unbeschreibliche Gewandtheit und Lebhaftigkeit beide in seinem Glieder- und Gebärdenspiel. Er muß etwas von Suworow gehabt haben. Ein fünfundsiebzigjähriger Greis*), mehr mager als beleibt, mit einem ganz eigentümlichen Gesicht und ironischen, jedoch dabei höchst gutmütigen Zügen, unaufhörlich hin und her fliegenden Wechseln in denselben, wie ich es kaum an einem Menschen gesehen habe. Dabei hatte er die Gewohnheit, welche ganz russisch scheint, nicht durch Worte sondern durch Pantomimen die werdenden Geburten seiner Einfälle und Gedanken zu bezeichnen: und es ward dem Greise überhaupt schwer, seinen Geist, dessen er wahrlich genug hatte, ins Wort zu übersetzen oder richtiger ihn an das immer dürftige Wort zu fesseln. Hiebei muß ich gelegentlich bemerken, daß die Russen in der Pantomime und im Charakterspiel auf dem Theater und im Tanze einzig ergötzlich sind. Mit dem allergrößten Vergnügen habe ich oft stundenlang im russischen Theater ohne Langeweile aushalten können, ohne daß ich ein Wort verstanden hätte, so sehr ergötzte mich die Sprache der Bewegungen und Gebärden. Dieser alte, würdige Admiral, der blutwenig Deutsch verstand, hatte entweder von mir reden gehört oder irgend einen meiner kleinen Aufsätze oder Übersetzungen davon zu Gesicht bekommen. Er war damals, nachdem Romanzoff den Minister des Innern Speranski gestürzt hatte, gleichsam als ein Lückenbüßer in seine Stelle eingeschoben und hatte unter anderm auch Aufrufe und Verkündigungen an das Volk zu erlassen. Da suchte er nun gewaltige und mächtige Worte und Redensarten, übersetzte mir seine Sachen in schlechtes Französisch; das mußte ich denn deutsch geben und dieses wieder, wenn möglich, mit Mehrung und Erhöhung des Ausdrucks und Gedankens in wahrscheinlich noch schlechteres Französisch zurückübersetzen, wodurch er dann endlich sein Russisches noch zu heben suchte. Ich erinnere mich nur, daß dies bei aller Erlustigung, welche des wackern Greises Persönlichkeit mir gab, eine Schwerenotsarbeit war, von welcher ich, da ich kein Russisch verstand, nicht einmal den Erfolg zu schmecken bekam.

*) Schischkow war 1754 geboren, damals also erst 58 Jahre alt. (D. H.)

So ward ich hier befestigt in einer nicht unwürdigen noch unwillkommenen Stellung. Das war ungefähr das Ende meiner Jugendzeit, die ungewöhnlich lang geworden ist. Man sagt: Die Jugend hat Glück. Ich Flüchtling hatte dieses Glück auf zwei Fluchten. Das erstemal in Schweden, wo ich durch den Rücktritt von Schubert sogleich in dessen Stelle trat; das zweitemal hier in Petersburg. Ich hatte vor dem Jahr 1807 den Namen des Herrn vom Stein nicht gehört. Im Jahr 1808 ward es ein europäischer Name durch die Gesetze und Einrichtungen, die er zur Wiederbelebung und Wiederaufrichtung des gefallenen preußischen Staates machte. Im Jahr 1809 ward er dem deutschen Vaterlande durch Napoleons Ächtung als ein Lichtzeichen gezeigt. Dieser hohe Mann geriet auf meinen Namen und lud mich zu sich. Meine Gesinnung und mein Schicksal jagten mich freiwillig nach Rußland; durch ihn bekam ich dort eine sichere und ehrenvolle Stellung. Gott öffnete mir damals die Wege, ja er ebnete die Pfade vor mir; später scheint er sie mir gesperrt zu haben. So sind seine dunkeln, wundersamen Verhängnisse.

Ich bin hier also gegen das Ende des Augusts angekommen, ich meine den 26. oder 27. Tag jenes Monats*), und trat vor den Minister, welchem ich aus seinem Prag einige mündliche Erzählungen überliefern konnte. Ich ward mit großer Freundlichkeit von ihm empfangen. Mich hatten seine Gestalt und Darstellung betroffen, als hätte ich schon irgendwo ihresgleichen oder ihresähnlichen gesehen; aber ich wußte mich anfangs nicht zu erinnern. Erst als ich einige Stunden vor ihm am Teetisch gesessen und die ersten Eindrücke sich beruhigt und abgeklärt hatten, rief ich in mir F i c h t e! Ja vieles von meinem alten Fichte schlug mich nun: dieselbe Gestalt ungefähr, kurz, gedrungen, breit; dieselbe Stirn, nur noch breiter und zurückgebogener; dieselben kleinen, scharfen, funkelnden Augen; fast dieselbe nur noch mächtigere Nase; die Worte derb, klar, fest, mit kurzer Geschwindigkeit gleich Pfeilen vom Bogen gerade ins Ziel schlagend. Daß ich die Fichtische unerbittliche

*) Arndt kam am **16.** August in Petersburg an (Pertz, Stein III, S. 116). (D. H.)

sittliche Strenge in den Grundsätzen bei ihm bewundern mußte, ergab sich sehr bald. Der Unterschied war nur, daß dieser Mann der Sohn eines alten, reichsfreiherrlichen Stammes am Rhein, Fichte der Sohn eines armen Tuchwebers in der Lausitz war; daß dieser Reichsritter mit voller Gewalt durch die Schatten und Nebel des Nichtich immer zum Ich hinaufrang, jener Philosoph aber von dem erhabenen Ich in die Schatten und Nebel des Nichtich hinabsteigend vergebens strebte, es auf diesem Wege zu begreifen und mit dem Ich zu vermitteln. Dies war der erste flüchtige Eindruck. Ich zeichne den großen und guten Mann noch mit ein paar Worten, wie er mir damals und in späteren Jahren seinem eigensten Wesen nach erschienen ist*).

Ich habe oben von zwei Welten in Blüchers Angesicht gesprochen. Dergleichen mag sich wohl in den meisten Gesichtern finden, oft wohl drei, vier oder gar mehrere, die miteinander streiten. Wenn ihrer aber soviele sind, dürfen sie nicht Welten heißen sondern hadernde und einander zersetzende und zersetzende Temperamente und Leidenschaften. Auf dem obern Teil des Steinschen Antlitzes wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter. Seine prächtige, breite Stirn, seine geistreichen, freundlichsten Augen, seine gewaltige Nase verkündigten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Teil des Gesichts einen großen Abstich; der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und feingeschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jähzorn ihr Spiel und oft die plötzlichste Heftigkeit, die gottlob! wenn man ihr fest begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber das ist wahr, daß, wenn dieser schwächere untere Teil im Zorn zuckte und der kleine, bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Aussprudelungen vollführte, die oberen Teile wie ein schöner, sonniger Olymp noch zu lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen; so daß wer vor der unteren Macht erschrak, durch die obere Macht getröstet ward. Sonst sprach aus allen Zügen, Gebärden und

*) Vgl. Wanderungen mit dem Freiherrn vom Stein, S. 12. (D. H.)

Worten dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Mut und Frömmigkeit. Es war ein herrischer Mann, wäre ein geborner Fürst und König gewesen, kurz ein Nummer-Eins-Mann. Ich will hiemit nicht gesagt haben, daß einer als ein Nummer-Zwei-Mann nicht auch vortrefflich sein und wirken könne. Das versteht sich ja von selbst; aber Stein war nicht dazu geschaffen. Es war eine zu mächtige Eigentümlichkeit in ihm, seine Natur überhaupt aus einem so strengen Metallgusse, daß er sich einer fremden Natur nicht leicht anschmiegen, viel schwerer noch sich ihr unterschmiegen konnte; was die edelsten Menschen für gute Zwecke oft getan haben und tun müssen.

Ich weiß nicht, auf welche besondere Weise oder durch welche besondere Veranlassung der Herr vom Stein nach Petersburg gekommen ist. Auf die Einladung des Kaisers durch einen Brief — das versteht sich, und das hat er mir selbst erzählt. Von andern habe ich wohl gehört, der Kaiser, jetzt auf dem Rande eines ungeheuren Durchbruchs der Dinge stehend, habe sich an Worte erinnert, welche der Minister im Sommer 1807 zu Tilsit weissagend zu ihm gesprochen habe*), und habe, diese Weissagungen in seinem Briefe erwähnend, ihn berufen. Wie dem nun sei, der Herr vom Stein hatte hier keine Kämpfe — denn er ging ohne Furcht immer gerade durch und überließ das übrige Gott — aber der Kaiser Alexander hat sich langsam durchkämpfen müssen. Dieser Herr war jedes Anhauchs und Anflugs des Großen und Edelmütigen fähig, aber es war etwas Weiches in seiner Natur, was die feste Ausdauer und die männliche Härte versagte. Der Krieg mit Napoleon war erklärt, und die ersten blutigen Zusammenstöße hatten schon geknallt; aber noch immer saß Romanzoff am Ruder und hatte den Minister des Innern, den verdienten Speranski, und den Geheimen Staatsrat Beck in seinem Ministerium, weil sie dem Kaiser Vorschläge und Ratschläge zu den kühnsten und geschwindesten Maßregeln übergeben hatten, in Verbannung und Kerker geschickt. Er war bekannt als die Seele des gegen Spanien, gegen England und Öster-

*) Diese Unterredung fand erst im September 1808 während Alexanders Aufenthalt in Königsberg statt; 1807 war Stein in Nassau. (D. H.)

reich beschwornen und nur zu lange und zu schimpflich gehaltenen napoleonischen Bündnisses; er, in seinen Sitten und Gewohnheiten ein abscheulicher Weichling, gehörte zu den Entnervten, die in Napoleon den Schicksalsmann des göttlichen Fingers sahen, den keine irdische Macht werde bändigen können; sein Rat war Friede und Unterwerfung gewesen. Kaiser Alexander hatte nicht den Mut, sich plötzlich von dem alten Mann zu scheiden und loszureißen, obgleich Stein über diese Stellung, besonders über die Meinung, welche diese Stellung bei England, Österreich, Preußen und bei allen, die einmal an dem Joche des Korsen schütteln könnten, notwendig hervorbringen müsse, dem Kaiser die redlichsten und tapfersten Wahrheiten gesagt und geschrieben hatte. Ich habe von ihm an den Kaiser gestellte Briefe abschreiben müssen, welche nach Wien und London geschickt wurden, in welchen dieses Verhältnis und die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit des weichlichen, wollüstigen und charakterlosen Mannes mit dem leisen Tritt und der honigsüßen Miene mit Steinischer Kürze und Klarheit geschildert war. So wirkte er auf den Kaiser, aber eine breitere, mächtigere Bahn machte er sich bald in der großen Petersburger Gesellschaft, und durch diese wirkte er wieder, vielleicht mächtiger, auf den Kaiser zurück. Sein Mut, seine Kühnheit, noch mehr sein Witz und seine Liebenswürdigkeit drangen allenthalben durch und ein und leuchteten und zündeten wie Blitzstrahl, wo irgend noch etwas zu zünden war. Die sittliche Schönheit und Klarheit seines Wesens, durch und durch mit Mut durchgossen, und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzesten, unscheinbarsten Worten an den Tafeln und Teetischen zu spielen wußte, wo er sich auch gern und unbewußt selbst im leichteren Kosen und Scherzeln hingehen ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Mann in der Petersburger Gesellschaft; sein tapferer Wille, seine Einfälle, seine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rundliefen. Bald hatte er einen sehr bedeutenden Anhang, der um so treuer war, da alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen sei, der mit dem Siege wieder gegen Westen wolle, daß er also keinem in den Weg treten werde. Er stand endlich in Petersburg wie das gute Gewissen der

Gerechtigkeit und Ehre, und die Orloffe, Soltykoffe, Ouwaroffe, Kotschubey, Lieven und das zum Begeistern und Fortschnellen so allmächtige Heer der schönen und geistreichen Frauen pflanzten sein Banner auf. Auch war er der unerschütterlichste Fürst und Feldherr des Mutes. Als die Nachricht von der Schlacht von Borodino und bald von dem Brande Moskaus ankam, und Zar Konstantin umhersprengte und Frieden! Frieden! rief, als die Kaiserin-Mutter und Romanzoff Frieden flüsterten, trug er sein Haupt nur desto heiterer und stolzer. Ich habe ihn gesehen, diesen heiteren Mut. Ich war den Tag nach der eingelaufenen Kunde von jenem Brande mit dem tapfern Dörnberg und mehreren wackeren Deutschen bei ihm zur Tafel. Nie hab' ich ihn herrlicher gesehen. Da ließ er frischer einschenken und sprach: „Ich habe mein Gepäck im Leben schon drei-, viermal verloren; man muß sich gewöhnen, es hinter sich zu werfen: weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein."

Diese Schlacht an der Moskwa oder bei Borodino, den 7. September, der Einzug der Franzosen den 14., und der Brand der alten Hauptstadt den 15. und 16. September machten einen großen Einschnitt, den ersten großen Einschnitt in den Lauf dieses Feldzugs, jagten auch in Petersburg die verschiedensten Meinungen und Ansichten in einem ungeheuren, brandenden Wellenschlage durcheinander, siegten aber endlich durch heitres, sich aufhellendes und stählendes Frostwetter des ausharrenden Mutes bei dem Kaiser und bei dem Volke. Auch hier waren anfangs die Ansichten geteilt, ob die Franzosen oder ob der General Rostopschin die Einäscherung Moskaus verschuldet habe. Die den Mann kannten, sagten Rostopschin, aber die meisten fluchten auf die Tat als auf eine schauerliche Greulichkeit. Als aber die Franzosen anfingen, darüber zu fluchen und Rostopschin als einen Abscheu der äußersten Barbarei hinzustellen, da wendete es sich bei den Russen um, und da erst merkten sie, welche Glorie für das Volk, und welche Niederlage für den Feind in diesem flammenden Opfer aufgelodert sei. Nun ward Rostopschin mit einem Male der große russische Name, und es erhoben sich Erzählungen und Sagen von vielen Vorbereitungen und Veranstaltungen für diesen Zweck, die der

Mann nie weder gedacht noch gemacht hatte. Nun liefen auch Fabeln um von einem ungeheuren Höllenball voll feuer- und kugelspeienden Verderbens, welchen Rostopschin in der Nachbarschaft von Moskau mit mehreren Luft- und Feuerkünstlern bereitet habe, und welcher bestimmt gewesen sei, mitten auf das französische Heer herabgelassen zu werden. Eine Sage, welche die Franzosen in ihren Tageblättern wiederholt haben. Rostopschin war ein echter Russe, ein Mann, der sein Volk verstand, der mit ihm und zu ihm zu sprechen verstand — dies bewiesen alle seine Erlasse und Verkündigungen in Moskau — er war auch nötigenfalls der Mann von einem höllenstürmenden Mut. Früher war er bei Kaiser Paul Generaladjutant gewesen, und der Kaiser war in allen seinen Burgen sicher gewesen, solange dieser gefürchtete Mut um ihn gelagert war. Erst als Rostopschin durch Beförderung zu Stellen, die er gar nicht gewollt hatte, von denen, welche im Finstern zettelten, aus Petersburg entfernt war, wagten sie sein letztes Schicksal zu entscheiden. Napoleon hatte durch die Einäscherung Moskaus seinen Feldzug verloren. Wie weh diese Flammen den Franzosen taten, zeigt ein Aufsatz aus diesen Tagen im Journal de l'Empire. Hier ist er:

„Hätte man die greuliche Barbarei der Russen je bezweifeln können, so würde ihr Verfahren in ihrem eignen Lande uns besser davon überzeugen als alles, was man über ihre Sitten je gedruckt hat. Durch unsre Waffen besiegt, rächen sie ihre Niederlagen dadurch, daß sie die Städte, die sie nicht verteidigen können, verbrennen. Weiber, Kinder, Greise, selbst ihre eignen Verwandten sind die Schlachtopfer ihrer unsinnigen Wut und ihres rohen Stolzes. Wir scheinen sie nur noch zu verfolgen, um sie vor ihrer eignen Wut zu schützen, und diejenigen, welchen man in dem Siegesrausche einige Unordnungen verzeihen konnte, kommen nur herbei, um das Volk vor den Ausschweifungen des Heeres, das es verteidigen soll, zu retten. Was würde aus dem gesitteten Europa werden, wenn diese Scharen Mordbrenner darin eindringen könnten. Die Trümmer Roms und Italiens geben Antwort. Die heutigen Barbaren sind noch die Barbaren von weiland. Gab es je einen Volkskrieg, so ist es unstreitig der Krieg für

die Umstürzung dieses blutdürstigen Kolosses, der sich seit hundert Jahren unter dem Geklirr von Ketten, womit er Europas Freiheit bedroht, und mit dem Schein von Fackeln, womit er die Trümmer desselben beleuchten will, gegen uns vordrängt. Bei der Belagerung Wiens ward Europa einmal vor der Überschwemmung der Barbaren geschützt, aber seine Ruhe war noch ohne Bürgschaft. Es mußte sich ein mächtiges Genie erheben und alle Streitkräfte der gesitteten Welt bis in den Mittelpunkt der Barbarei führen, um ihr den Herzstoß zu geben. Dies ist das große Gemälde, welches sich vor den Augen der erstaunten Welt aufrollt, und wovon die Einnahme Moskaus einen der wichtigsten Gegenstände ausmacht. Man hatte geglaubt, der Feind würde seine alte Hauptstadt verschonen; man hatte um so mehr Grund dazu, als nach glaubwürdigen Briefen der russische Oberfeldherr einen Parlamentär ins französische Hauptquartier geschickt hatte, um Moskau der Gnade des Siegers zu empfehlen. Aber so groß ist die in Rußland herrschende Unordnung, daß ein Statthalter wagt, aus eigener Macht Banden von Räubern und Mordbrennern zu organisieren und eine Stadt, worin ein ganzes Heer sich nicht hatte behaupten können, mit einer Handvoll Missetäter zu verteidigen hofft. Nie hat die wahnsinnigste Grausamkeit eine scheußlichere Tat ersonnen; der Name des Mannes, der sie beging, muß ein Fluch der Zeitgenossen und ein Abscheu der Nachwelt bleiben. Übrigens hat man trotz der schauderhaften Vorsicht des Statthalters, die Feuerspritzen fortzuführen oder zu vernichten, die Hoffnung, daß verschiedene durch große Felder abgesonderte Quartiere vom Feuer werden verschont geblieben sein. Nach einem vor uns liegenden Briefe hatte man große Vorräte (?) Reis, Branntwein und Mehl gerettet und entdeckte noch jeden Augenblick neue. Der Rückzug der Russen geschah so übereilt, daß sie sich nicht einmal Zeit nahmen, die zahlreiche, im Zeughause liegende Artillerie zu vernageln. Aber grauenvoll ist — und selbst Menschenfresser würden darüber schaudern — daß der Tatar, der in Moskau Statthalter war, sogleich zuerst die Quartiere, worin die Spitäler liegen, anzünden ließ, und daß die 30000 (?) Verwundeten und Kranken, welche in der Schlacht vom 7. September dem

Tode entgingen, ihn nun in den von ihren Landsleuten angezündeten Flammen finden mußten. Kann man wohl Rasende, die ihre Verwundeten verbrennen, ein Volk nennen? Nein, Europa gibt sie zornig der Verachtung aller gesitteten Nationen preis und ruft den Fluch der kommenden Jahrhunderte auf sie herab."

So schwer fühlten die Franzosen, daß die Sonne von Austerlitz in dem Rauch dieser Flammen erloschen war. Denn es war an dem Tage von Borodino ein heller Sonnenaufgang; da rief Napoleon seinen Soldaten zu: „Es ist die Sonne von Austerlitz! Das Heer nahm die Vorbedeutung an und schlug den Generalmarsch*)." Aber Kaiser Alexander hatte auch nicht Muts genug zu der ungeheuren Tat, die allerdings soviel Glück und Vermögen, was aber nur den Franzosen zugute gekommen wäre, zerstört hatte, ein festes Ja oder Nein zu sagen; so daß General Rostopschin nicht anerkannt ward, sondern wie in einer Art Ungnade nicht lange darauf das Land verließ. Doch war dies ein Stück von Numantia und Saragossa, und den Welschen mußte sich das letzte Haar auf dem Kopf bewegen, wenn sie Saragossa hörten. In den Flammen Moskaus aber leuchteten zehn Saragossas. Europa aber rief keinen Fluch über die Flammen aus, noch empfand es Abscheu, aber wohl jenes Erstaunen und Schrecken, welche das Gefühl desjenigen sind, der sich der Großheit solches Verderbens nicht mächtig glaubt.

Ich habe oben die Russisch-Deutsche Legion genannt. Viele deutsche Offiziere, und zwar gerade nicht von den gewöhnlichsten, waren aus der Heimat entwichen und gegen Osten gezogen. Es war ein dunkles Vorgefühl in den Menschen, Gott werde durch ein Glück, welches Kraft, Kunst und List zu einer Macht aufgebaut hatten, welche die Gemeinen und Feigen gleich einem unverrücklichen Schicksal anstaunten, endlich einen Bruch reißen. Den Anfang eines solchen Risses meinten sie schon in Spanien gewahrt zu haben: Napoleon, dessen Stolz und Herrschsucht sich in diesem neuen Iberien schon an vielen scharfen Dornspitzen zerstoßen hatte, werde sich in Scythien

*) So lautet es in dem französischen Bulletin über diese Schlacht.

verlaufen. Diese Entwichenen, meistens Preußen, treue, tapfere Männer, meinten hier nicht gegen sondern für ihren Herrn und König zu fechten. Groß gewiß war ihre Herzensnot, daß sie in der Fremde den Mut kühlen mußten, den sie lieber in der Heimat gekühlt hätten. Sie wußten, ihres Königs Herzensnot war tausendmal größer, daß er sich als Freund und Bundesgenoß des Mannes gebärden mußte, der die Ehren seines Volkes schändete und alle beschwornen Verträge und Gelübde, wie der Augenblick ihm gelegen deuchte, gleich zerrissenen Spinnweben durch die Lüfte blies. Sie lagen hier bei den Fremden wahrlich nicht auf Rosen: denn groß ist das Leid des Ehrenmanns, der als Flüchtling zu den Fremden kommt. Schon Kallinus vor zweitausendfünfhundert Jahren sang: „Er wird durch Neid und Haß und Mißgunst denen verhaßt sein, wohin er gelanget." Viele dieser Entwichenen fochten nun mit im Heere; andere lebten in Petersburg, um aus deutschen Gefangenen, Überläufern und Freiwilligen eine Deutsche Legion zu bilden, welche Fahnen und Schwerter erheben sollte, so wie der Sieg aus diesem Osten gegen die vaterländischen Grenzen nach dem Westen vorrücken würde. An der Spitze der Errichtung dieser Legion standen der regierende Herzog von Oldenburg, auch er ein entwichener Flüchtling, der Graf Lieven, jüngst noch Gesandter in Berlin, und der Minister vom Stein, die ungleichsten Männer; was viele kleine Häkeleien gab. Der Herzog, ein würdiger, trefflicher Fürst, war feierlich, kalt und gemessen und freilich nicht gemacht, soldatischen und kriegerischen Angelegenheiten Atem und Feuer einzublasen. Der kurze Stein war in Verzweiflung, wenn er mal mit ihm sich besprechen und beraten mußte: „Der steht vor mir ganz wie der alte deutsche Reichsprozeß und doziert mir zwei, drei Stunden stans pede in uno", pflegte er von ihm zu sagen. Als ich zuerst ging, mich vor dem Herzoge zu verneigen, warnte er mich, ihn ja ruhig fortsprechen zu lassen, er werde mich in der Reichs- und Fürstengeschichte belehren, und so geschah es. Mit Lieven war gut handeln: der unterstellte seine Wirksamkeit in diesen und andern deutschen Sachen gern der Einsicht und dem Willen Steins. In diesen Geschäften bekam ich zuweilen auch kleine Aufträge, hatte wenigstens zuweilen kleine Ver-

mittelungen zwischen einzelnen Offizieren und meinem Herrn. Durch die langsame und etwas pedantische Weise des Herzogs wurden die armen Offiziere auch oft zur Verzweiflung gebracht, und die feurigsten waren oft nahe daran, sich von dem ganzen Plan zurückzuziehen und sich lieber in dem russischen Heere zu verlieren, wo ihnen freilich auch nicht leicht eine würdige Tätigkeit beschieden ward, zumal da die Russen, als es mit ihren Dingen anfing glücklicher zu gehen, gegen die Fremden, die sie nicht leiden können, einen unerträglichen Stolz und Hohn übten. Das war eine harte Geduldprobe vieler trefflichster Männer; doch hat Gott ihnen verliehen, im Jahr 1813 ihre Schwerter fürs Vaterland mit welschem Blute zu röten. Unter diesen mit mancherlei Verdruß und Ärger durchflochtenen Dingen gab es gottlob! auch recht heroische Freuden, die uns, wann wir auf dem weichen Friedenspfühle schlummern, nimmer werden können. Welche Abende und Nächte mit euch, ihr Heldenseelen, von welchen so viele schon von andern Sternen auf die Leichenfelder jener Jahre herabschauen! Da waren die Dörnberge, Clausewitze, Goltze, die Grafen Friedrich und Helvetius zu Dohna, auch edle Kommer und Geher: Boyen, Adolf Lützow usw., und das gab denn oft einen jauchzenden und jubelnden Zusammenklang der Herzen und der Becher, zumal nachdem die Flammen Moskaus unendliche Hoffnungen befeuert hatten.

Dies war fast mein täglicher, schöner Kreis, in welchem ich mich bewegte; doch darf und will ich einen andern nicht verschweigen, welcher auch seine Lust hatte. Ich fand in Petersburg große Handelshäuser, deren Häupter Männer aus meiner Heimat waren, und ward in manchen andern deutschen Häusern und unter den Gelehrten und einzelnen Akademikern bald wie heimisch. Die Gastlichkeit des Nordens herrschte hier in ihrer Fülle. Auch fand ich alte, schwedische Bekannte, unter ihnen den General Grafen Armfelt, damals Generalstatthalter Finnlands. Man konnte sich hier vor Einladungen und Schmäusen kaum retten. Das Leben war ein Nachtleben, wie es im hohen Norden der Winter schon mit sich bringt, und die Hauptstädte es begreiflicherweise dreifach mit sich bringen. Vor Mitternacht ging man fast nie aus einer

Abendgesellschaft, oft nicht vor zwei, drei Uhr früh. Vormittags aber durfte man nicht erwarten, vor zwölf Uhr jemand sprechen zu können.

Unter vielen bedeutenden Männern lernte ich auch Schubert den Astronomen, Klinger den Dichter, und den Weltumsegler Krusenstern kennen, alle drei Deutsche, der letzte aus einer schwedischen Familie stammend. An Schubert war ich gewiesen als an einen Mann aus meiner Heimat. Ein hoher, schöner und geistreicher Mann, aber durch Hochmut verdorben. Er war ein Vergötterer Napoleons, zweifelte an jedem Erfolg gegen ihn, schien überhaupt Geist und Glück anzubeten, kalter Hohnlächler und Menschenverächter. Vielleicht hatte er das hier gelernt; indessen gehört zu allem irgend eine geborne Anlage. Er gab mir die Lehre: „Der Mensch ist eine dienstbare und lastbare Bestie, lieber Landsmann; hier ist sie eine doppelt tückische Bestie; gewöhnen Sie sich hier recht grob und hoch aufzutreten, dann hält man Sie für etwas.“ Solche widerliche Lebensregeln möchten auch anderswo für gewisse Charaktere ihre praktische Gültigkeit haben. Ich war ein paarmal bei diesem hochfahrenden und vornehmen Gelehrten und kam nicht wieder. Klinger war eine hohe, mächtige Gestalt, schon mit schneeweißem Haupt, ein Leib wie aus Metall gegossen, ein hoher, tiefer Blick, eine gewaltige Stimme. Aber auch dieser Frankfurter war hier zu einem fürchterlichen Weltmann abgeschlossen, geglättet und gehärtet. Es kam der Jammer über ihn; in der Schlacht bei Borodino verlor er seinen einzigen Sohn, Offizier im russischen Heere; das beugte ihn tief. Krusenstern — ja das war ein ganz anderer, obgleich im rauhen Norden an Estlands Küsten geboren, der menschlichste, anspruchloseste, liebenswürdigste Mann, bei welchem jeder Seele wohl ward, der nur die schlichte Einfalt des Seemanns aber nichts von der Rauhigkeit des rauhen Elements, mit welchem er zu kämpfen hatte, an sich trug. Mein Liebling aber ward der Akademiker Dr. Trinius, Leibarzt bei der Herzogin Alexander von Württemberg, gebornen Prinzessin von Sachsen-Koburg, Dichter, Botaniker und Mensch. Bei diesem versammelten sich nächtlich und mitternächtlich gewöhnlich die besten und frohherzigsten der Petersburger Gelehrtengilde. Hier war zugleich

Leben und volles Herz für die große Sache der Befreiung des deutschen Vaterlandes und Europas.

Bei Trinius' Herrin ward ich beide durch ihn und durch den Herrn vom Stein eingeführt. Das war eine herrliche Frau, stattlich und schön wie ihr ganzes Geschlecht und von hohem, deutschem Gemüt. Sie war eine begeisterte, volle Steinin und Deutschin, und an ihren Abendteetischen saß der alte Herr in seiner Wonne, und weiter hintenhin saßen andere Kleinere. Diese edle Fürstin versammelte bei sich, was nur irgend noch deutsche Liebe und Hoffnung hatte. Sie die vertrauteste Freundin der regierenden Kaiserin, Frau Elisabeth, trug nebst ihr das Steinsche Banner des Muts und der Ehre; und oft begab sich, wenn sie wußte, daß seltsame und eigentümliche Käuze zu ihr kommen würden (in solchem Fall hielt sie alle Herren und Damen des Hofes ausgeschlossen), dann gab sie der erhabenen Kaiserin einen Wink, und diese setzte sich dann in ihrem Inkognito seitwärts oder hinterwärts, etwa hinter einigen sie verbergenden Hoffräulein, um sich einmal menschlich zu ergötzen. Hievon ein Pröbchen:

Hier in Petersburg, wo sich wie zu einem großen Pfingstfest der Begeisterung und Erlösung die Menschen und Zungen aus allen Völkern damals versammelten, erschienen auch einige eben aus England zurückgekehrte Tiroler, unter diesen ein prächtiger Mensch, ein Vorarlberger, Franz Fidelis Jubilé, ein Vierzigjähriger, ein rechtes Bild eines stattlichen und freien deutschen Mannes. Um diesen, der einige Monate in Petersburg verweilte, riß man sich in allen Gesellschaften und ließ sich die Taten und Leiden des Tiroler Kriegs und seine Audienzen bei seinem Kaiser Franz und beim Prinzregenten von England und seine Gespräche mit ihnen erzählen und seine Tiroler Kriegs- und Volkslieder vorsingen, die er mit hellster, fröhlichster Stimme klingen ließ. Er war schon oft bei der Herzogin gewesen, welche die Weisen seiner Lieder auf dem Klavier zu spielen pflegte; und er war da ganz zahm und heimisch und nach Art der Alpenbewohner zutraulich plauderisch geworden. Die Herzogin hatte der Kaiserin von diesem ergötzlichen, fremden Vogel erzählt. Diese wünschte ihn zu sehen und zu hören. Dem General Armfelt war von der Herzogin aufgetragen,

ihn einen bestimmten Abend herzubringen. Dieser hatte ihn den Mittag zu sich geladen und seinen Mut mit edlem Wein aufgefrischt. Jubilé kam, schwatzte, erzählte, sang — alles in prächtigster Tiroler Lustigkeit und Fröhlichkeit. Als nun die Mitternacht nahte, die Herzogin aufstand und alles sich erhob, trat die Kaiserin aus ihrem Versteck unter den Hoffräulein hervor und machte sich freundlich an den Tiroler, sprach mit ihm über Schwaben und den Rhein, erzählte ihm, sie sei eine Deutsche vom Rhein und bat ihn, wenn nun die Tiroler und er sich bald wieder bewegten und Gott ihnen Sieg gebe, möge er ihrer Fürbitte und dieses Abends gedenken und in Bayern und Schwaben nicht zu wild hausen. Er, der im freien, fröhlichen Lauf war, entgegnete ihr kühnlich und frisch und sprach nach erzürnter Tiroler Weise über die Könige von Bayern und Württemberg und über ihren Bruder, den Großherzog von Baden, keine leichten Worte. Als sie das lächelnd angehört und ihre Bitte wiederholt hatte, trat der Schelm Armfelt vor und sprach: „Wissen Sie, lieber Jubilé, mit wem Sie sprechen? Es ist die Kaiserin.“ Bei diesen Worten erblaßte der Mann und schrak zusammen, indem er herausstammelte: „Ew. Kaiserl. Majestät, halten zu Gnaden! Sie haben es so gewollt; ich wußte nicht, daß Sie da waren, ich hielt Sie nur für eine Hofmagd.“ Sie nun suchte ihn freundlich zu beruhigen, aber er ging zitternd davon. Als ich ihn den andern Morgen besuchte — es war der Tag, wo er abreisen wollte — lag er krächzend im Bette; er hatte ein Brechmittel genommen. Auf meine verwunderte Frage, wie er plötzlich so hustig und matt geworden, antwortete er: „Das war gestern schlimmer als ein Küglein aus einem Stutzerl, die Kaiserin ist mir auf die Brust gefallen.“

O, das war die Zeit der Zeichen und Weissagungen des Propheten Jesaias, da glich die Gleichheit der Gesinnung alle Völker, Stände und Alter, da ebneten sich die Berge zu Tälern, und die Täler stiegen zu Bergen empor.

Es kamen auch viele andere berühmte und herrliche Männer diesen Sommer nach Petersburg, die sich nicht zu meinem Erreich und Bereich herabließen. Auch erschienen hier, auf der Flucht über Wien kommend, die beiden europäischen Berühmtheiten,

Frau von Stael und Herr August Wilhelm von Schlegel. Diese kamen jedoch zu meinem Anblick. Was soll ich von der großen, oft beschriebenen und viel gepriesenen Frau sagen? Sie war dem Leibe nach nicht schön gebildet, für ein Weib fast zu stark und männlich gebaut. Aber welch ein Kopf thronte auf diesem Leibe! Stirn, Augen, Nase herrlich und vom Licht und Glanz des Genius funkelnd, Mund und Kinn weniger schön. Bei so vielem Witz und Geist, als aus ihren Augen blitzte und von ihren Lippen sprudelte, ein bezaubernder Ausdruck von Verstand und Güte. Verstand? Jedem Vogel sah sie sogleich an seinem Schnabel an, welchen Ton sie mit ihm zu singen habe — eine königliche Gabe, die aber vielen Königen fehlt. Es war eine Lust, wie die Frau den Stein behandelte, und wie die beiden lebendigsten Menschen, wenn sie auf einem Sofa zusammengepaart saßen, sich miteinander karambolierten. Eine Szene gab Frau von Stael noch, die uns oft zu kalten fühlen ließ, wie Franzosen für ihr Vaterland und ihr Vaterländisches empfinden, und wie sie oft zuviel haben, was bei uns zuwenig ist. Die französischen Schauspieler in Petersburg gaben die Phädra. Rocca, der Freund der Frau von Stael, und ihr Sohn waren ins Theater gegangen, wir andern bei der berühmten Frau zu Mittag Geladenen saßen noch am Tische — siehe! da kamen die beiden bald wieder etwas bestürzt zurück und erzählten, es sei bei dem Anfang des Spiels im Theater ein solches Lärmen und Toben und ein solches Schimpfen gegen die Franzosen und das französische Schauspiel von den Russen erregt worden, daß die Darstellung habe eingestellt werden müssen. Und so war es in der Tat; dies war der letzte Spieltag der französischen Schauspieler diesen Sommer in Petersburg gewesen, und der Haß und Zorn des Volkes hatte sich so derb und hart ausgesprochen, daß sie im Anfang des folgenden Winters aus Petersburg abreisen mußten. Und die Frau von Stael? Sie vergaß Zeit und Ort und fühlte nur sich und ihr Volk. Sie geriet außer sich, brach in Tränen aus und rief: „Die Barbaren! Die Phädra des Racine nicht sehen zu wollen."

Und endlich die Russen? Da ich der Sprache unkundig war, so konnte ich nur mit denen verkehren, welche deutsch

oder französisch sprechend in die allgemeine europäische Bildung eingetaucht waren und in der europäischen Abfegung und Polierung das Volksgepräge zum Teil schon verwischt zeigten. Aber die rechten Russen, die Soldaten, die Bauern, die kleinen Krämer, die Fuhrleute und Kutscher, die Schauspieler, Mimen und Tänzer des russischen Theaters zu beobachten und zu erkennen versäumte ich keine Gelegenheit. Solche naturhistorische Belustigung war mir als Trieb angeboren, und diesen Trieb zu befriedigen hatte ich hier reiche Gelegenheit. Ich ergötzte mich oft mit meinem alten Herrn, wenn wir mal spazieren gingen; was in meinem ersten Petersburger Monat öfter geschah. Da rieten wir denn und wetteten gegeneinander, wenn wir in gewisser Entfernung verschiedene Menschen gehen sahen, welche von ihnen Deutsche, Engländer, Russen usw. seien. Ich hatte die letzten bald weg in ihrer Art, auch in ihrem Wuchs und Schritt, so daß ich sie schon in beträchtlicher Ferne meistens sicher erkannte. Mein alter Herr pflegte dann wohl scherzend zu sagen, ich müsse von irgend einer Hexe meinen Eltern als ein Wechselbalg ins Nest gelegt sein; ich gehöre offenbar einem Stamm amerikanischer Wilden an und habe noch die Hühnerhundnase zum Aufwittern des verschiedenen Blutes. Dies ist ein wunderbares Volk. Man irrt nicht, wenn man sagt, in den Zügen und in dem ganzen Ausdruck ihres Wesens ist Asia und Europa beisammen; nein, es springen einem noch manche andre unerklärliche Ähnlichkeiten entgegen; Mischungen mit Skandinavischem, Tatarischem, Finnischem erscheinen unverkennbar. Die Sprache, wie nahe der polnischen verwandt, und der Mensch, wie ganz ein anderer! Das Leichte und Lustige des slawischen Stammes im allgemeinen, doch viel mehr bewußtes spielendes Talent als bei den Polen, viel mehr Ausdruck schalkischen Verstandes und trotzigen Willens bei aller Biegsamkeit und Beweglichkeit der Glieder und Gebärden. Und wann es Ernst gilt, welch ein Ausdruck von Trotz und Hartnäckigkeit, welch eine Geduld und Arbeit, eine Ausdauer, die nach Asien hinzudeuten scheint! Dabei ebensoviel tiefer religiöser Sinn, als auch der bei den Nachbarn auf der Oberfläche zu liegen scheint. Ich bin ordentlich erstaunt über die Gesichter der Betenden in den Kirchen und selbst der Betenden auf den Gassen, wann

die Mittags- oder Abendglocke zum Gebet schlug — wie stand auf einmal alles still und händefaltend da, tief wie in sich und in den Himmel hineinschauend und aus der alltäglichen oder lustigen Gebärde des vorhergehenden Augenblicks und aus den gemeinen, irdischen Gedanken und Geschäften, worin sie eben noch befangen waren, plötzlich in eine andere Welt versetzt und vom Donner gerührt an der Stelle festwurzelnd, wo sie sich eben noch ganz leichtsinnig und gedankenlos bewegten! Da fühlt man, es ist ein Kern in dem Volke, ein festes, unzertreibliches Dasein. Auch hat der gemeinste Kerl eine Miene, die sagt: Ich bin etwas, den Ausdruck einer großen, unverwüstlichen Gemeinsamkeit, etwas einem Stolze ähnliches, wovon der demütige Deutsche keine Ahnung hat. Ich sage das gar nicht als einer, der sie besonders liebte und bewunderte, sondern es ist eben der Eindruck, den sie mir gegeben haben. Sie mögen die Deutschen nicht, ja sie verachten sie. Das gebe ich ihnen eben nicht wieder, aber lieben könnte ich sie auch nicht, und unter ihnen leben möchte ich um alles in der Welt nicht. Sie haben ein großes, schweres Schicksal zu erfüllen gehabt und haben es tüchtig bestanden. Ich glaube nicht, daß eine Weltumwälzung von ihnen ausgehen wird, auch wünschte ich sie nicht als Weltumwandler oder Weltwiederhersteller in meinem Vaterlande zu sehen, aber die Fremden werden diesen Festen und Sicheren ihr Leben nicht leicht verrücken.

Und unter den Russen höheren Ranges welche großartige einzelne Köpfe, ich möchte sagen, welche Studien für Maler und Bildhauer unter ihnen! Man erstaunt und erschrickt vor dieser sichern Gewalt, welche ich nicht Hoheit nennen darf — das Wort wäre zu hoch — aber Entschlossenheit und Bestimmtheit, ja Unabhängigkeit. Wie? Unabhängigkeit in Staaten wie Rußland und die Türkei, wo Zufall und Willkür fast immer mächtiger sind als Gerechtigkeit? Freilich Unabhängigkeit. Etwas liegt hievon allerdings in der Grundanlage dieses Volks, mehr gewiß noch in seiner Regierungsart. Die Männer sehen unerschütterlich aus und unverrücklich wie das eiserne Schicksal. Ich begreife, wie solche Gesichter in Rußland und in der Türkei entstehen können. Wer dort genug Mut und Macht in sich hat, setzt sich endlich über die Furcht weg, die

er in der Regel nur von einem zu fürchten hat; alles andere ist Staub und Gesindel, worauf er tritt. Er bedarf nur zwei Dinge so lange festzuhalten und unaufhörlich zu denken, bis er schußfest darin wird: den Entschluß seines Mutes und den einzigen Kaiser auch als einen sterblichen Menschen anzusehen. Wie ganz anders, wo freiere Kräfte spielen! In England, in Frankreich, in Deutschland, wie muß auch der angeborenste, gewaltigste Mut in seiner Wirksamkeit sich zerteilen und zersplittern! Gegen wieviele Dinge und Personen muß er Front machen und mit einer gewissen Scheu, Achtung und Biegsamkeit langsam die Flügel zu umgehen suchen! Wie darf er so selten die Zentra zu durchbrechen wagen! In Ländern, wo nur ein Gott und ein Autokrator anzubeten ist, wo Gott hoch und der Alleinwalter fern wohnt, kann er immer gleich auf das Zentrum den Angriff machen. Denn wo die Menschen in Knechtschaft dienen, sind einzelne immer die Unabhängigsten. Hier ein paar Anekdoten von dem großen Suworow:

Als sein einziger Sohn siebzehn Jahre alt war, beschloß er, ihn bei der Kaiserin Katharina einzuführen. Er trat mit ihm in das Vorzimmer, das von Wartenden und Aufwartenden angefüllt war. Die Leute, die sich bei ihm immer über etwas zu wundern hatten, verwunderten sich über den Aufzug und Anzug des Jünglings. Der Vater hatte ihn gekleidet, wie in den Tagen Peters I. die Pagen gekleidet zu werden pflegten. Der Alte, welcher zu der Kaiserin immer freien Zutritt hatte, sprang, wie er denn mehr zu laufen als zu gehen gewohnt war, mit seinem Sohn rasch durch die Reihen der Weichenden und faßte den Türdrücker, als wenn er zur Herrscherin eingehen wolle. Plötzlich aber lief er ebenso geschwind wieder zurück bis in die Mitte des Saals, stand dort einige Augenblicke, wie wenn er in Betrachtung vertieft wäre, und führte dann seinen Sohn eine Stunde rund herum, die einzelnen der Dastehenden der Reihe nach zu begrüßen. Er fing bei den Vornehmsten an mit geringster Verbeugung des sohnlichen Nackens, welche er mit seinen väterlichen Händen abmaß, vermehrte diese, wie er die Rangklassen hinabstieg, und indem er bei dem Sklaven, der die Kohlen im Kamin aufschürte, aufhörte, drückte er die Stirn des Jünglings bis in den Staub

des Fußbodens nieder. Darauf ihn wieder aufrichtend sprach er feierlich und überlaut, so daß der ganze Saal es hörte: „Mein Sohn, du trittst heute auf eignen Füßen in das Leben ein, vergiß nicht der großen Lehre, die ich dir habe geben wollen. Sieh! diese Herren (auf die Vornehmsten zeigend) sind, was sie werden können, aus jenen aber kann noch alles werden." Man denke hiebei nur an Glücke wie der Rasumowski, Orlow, Potemkin, Subow usw.

Unter Pauls Regierung, als der alte Feldmarschall schon sehr hinfällig war, ließ der Kaiser, der ihm nicht völlig traute, doch sein Tun und Befinden belauschen. Er hatte seinen Günstling Kutaisow zu ihm geschickt, unter dem Schein, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Dieser Kutaisow war von einem Barbier und Nägelbeschneider bis zum Generalleutnant emporgehoben. Bei der Anmeldung seiner Ankunft ließ der Feldmarschall, der krank auf seinem Bette lag, sich in Uniform kleiden und Stiefel und Sporen antun und in einen großen Lehnstuhl setzen — und so gerüstet hieß er Kutaisow einführen. Diesen, obgleich er ihn öfter gesehen, empfing er als einen völlig Unbekannten; indem er sich anfangs kindisch und erinnerungs- und gedächtnisleer gebärdete, nötigte er ihn durch ewiges, halb kindisches Fragen hin und wieder und durch Vorschützung seines Alters und Mangels an Gedächtnis, indem er alle Feldzüge herrechnete, worin er zugleich mit ihm hätte sein können, und so aus ihm herausquälte, daß er nimmer unter Kugelpfeifen gestanden, endlich zu dem zerknirschenden Geständnisse, wie er ohne irgend eine blutige Arbeit, ohne irgend ein Verdienst durch des Kaisers Gnaden General geworden. Nachdem Suworow diese Quälerei mit seinem Auflaurer beendigt hatte, stellte er sich, als ob ihm plötzlich die helle Besinnung wiederkomme, nötigte ihn freundlich neben sich zu setzen und klingelte dann auf das heftigste. Als auf dieses Geschell ein großer Heiduck hereintrat, winkte er, ihm einen in der Ecke stehenden Stock zu reichen, hieß ihn sich richten und spielte dann, soviel seine schwachen Arme vermochten, ihm mit dem Stock auf dem Rücken herum, sprechend: „Du Schurke, täglich hab' ich an deiner Liederlichkeit und Saumseligkeit zu meistern, so viele Jahre arbeite ich schon an dir

und kann nichts Ordentliches aus dir machen; schau den Herrn hier, der ist gewesen, was du bist; und schäme dich, du Schlingel, was ist aus dir geworden?"

Napoleon hatte eine kostbare Zeit in Moskau versessen, immer noch hoffend, den Kaiser von Rußland mit Frieden zu bestricken, wie es ihm in Wien und anderen Hauptstädten gelungen war; aber diesmal schoß er fehl. Der Friede erschien nicht, wohl aber erschien der Winter, und endlich mußte an den Rückzug gedacht werden. Den 20. Oktober ward zum Abzug geblasen, und den 23. den Russen ins Gesicht, die sie nur Barbaren schalten, sprengten die Franzosen den schönen Kreml in die Luft, ein schönes historisches Denkmal, in einem halb italienischen, halb asiatischen Stil gebaut. Dies war eine jener unnützen Barbareien, welche diese, die sich so gern die Fürsten der Bildung und Gesittung Europas nennen, nicht bloß unter den Melacs sondern in unsern Tagen an hundert Stellen in Deutschland gegen heilige Denkmale begangen haben. Denn der Kreml war keine Festung, war nicht für den Krieg gebaut sondern gleichsam eine eigne kleine, Wunderstadt inmitten der großen Stadt. Der Rückzug der Franzosen ward nun durch den Winter und durch die Lanzen der Kosaken, welche die Rückreise der Welschen beschleunigten, eine fürchterliche und grauenvolle Flucht, eine Niederlage der Menschen und Pferde, wie man in Jahrtausenden nicht erlebt hatte. Die Russen zogen ihnen nach gegen Westen; der Kaiser sollte bald aus Petersburg abreisen, und der Herr vom Stein ihm nach Preußen vorangehen. Er nahm mich mit in seinen Wagen, worin wir bärenhaft genug in nordisches Pelzwerk vermummt saßen. Wir fuhren des Abends des 5. Januars 1813 aus Petersburg ab und waren den folgenden Abend in Pleskow, weiland eine Stadt und ein Staat glorreicher Freiheit und Herrlichkeit wie Nowgorod, jetzt einsam und verlassen. Hier vernahmen wir die Trauerbotschaft, der Graf Chasot liege im Nervenfieber todkrank. Er war in den Angelegenheiten der Deutschen Legion hierhergezogen. Denn hier war ein Depot von Gefangenen und Überläufern. Diese aber hatten die Feldpest dahin getragen. Die meisten unglücklichen Jünglinge, durch die Strapazen des ungeheuren Feldzugs ermattet, starben

wie die Fliegen im November und verbreiteten die Seuche umher. So war auch mein edler Chasot angesteckt. Wir sahen ihn auf seinem Lager; ein Landsmann, ein Hauptmann von Tidemann verpflegte ihn; er lag im Delirium und kannte uns nicht mehr. Wir sollten ihn nimmer wiedersehen. Während der Minister und ich hier ein Stündchen weilten, hatten unsre Bedienten die Wache der Schlitten verlassen, und mehrere Sachen waren gestohlen, unter andern ein großer Mantelsack, worin ich in der letzten beschleunigten Eile des Einpackens meine meisten Papiere und fast alle meine Wäsche verpackt hatte. Auch den sollte ich nicht wiedersehen. Ich verlor mir sehr wertvolle Papiere, die ich aus dem Gedächtnisse nicht wiederherstellen konnte, und manche liebe Geschenke und Andenken von meinen Petersburger Freunden und mußte wegen Mangel an Wäsche von der unvermeidlichen, beißenden, polnischen Einquartierung doppelte Plage leiden. Chasot, der geliebte Chasot, der fröhliche, mutige Held, begleitete mich in den trübsten Gedanken durch das dickste Schneegestöber; auch mein alter Herr war sehr traurig, denn er liebte ihn sehr, und es war ein Mann, von allen geliebt zu werden. Er hatte von der männlichen Schönheit und Stärke seines Vaters geerbt, aber dabei die herzigste deutsche Natur und einen brennenden Haß gegen die prahlerischen Unterjocher. In Berlin hatte er den französischen Kommandanten, der unschickliche Worte über seinen König gesprochen, in einem Pistolenduell in die Ewigkeit geschickt*). Sein Vater, der Graf Chasot von Florencourt, war ein geborner Franzose, durch Schönheit, Riesenstärke und Witz ausgezeichnet. Kronprinz Friedrich von Preußen hatte den Jüngling auf dem Feldzuge von 1735 am Rhein kennen gelernt, und König Friedrich hatte ihn in seinen Dienst eingeladen. Jener starke Graf hatte bei einem Zweikampf das Unglück gehabt, seinem Gegner den Kopf vom Rumpf zu hauen, wie in diesem Jahre 1813 in Rostock ein Kosakenoffizier in einem ähnlichen Kampf dem ältesten Sohn der Frau von Stael

*) Chasots Gegner in diesem Duell, das 1808 stattfand, war nicht der französische Kommandant von Berlin, sondern ein Zivilbeamter namens Bujac (Varnhagen, Denkwürdigkeiten VI, 368). (D. H.)

tat, und da der König sich darüber geäußert hatte, er wolle Offiziere, aber keine Scharfrichter im Dienst haben, so hatte Graf Chasot seinen Abschied verlangt und war Kommandant der Reichsstadt Lübeck geworden und hatte mit einer Gräfin von Schmettau mehrere Söhne gezeugt, welche später im preußischen Dienst doch wieder willkommen waren. Auf diese Weise war unser seliger Freund vom welschen Stamm, hatte aber in seiner Art und Gesinnung kaum einen Tropfen Blut einer welschen Ader.

Von Pleskow oder Pskow, wie es abgekürzt gewöhnlich lautet, fuhren wir auf Druja, dort über die gefrorne Düna und von da über Widzy und Svenziany auf Wilna. Ein armes, sandiges, wenig bevölkertes Land, das erst gegen Wilna hin fruchtbarer wird. Wir sahen den lebendigsten Krieg, ja wir waren mitten drin und kamen immer tiefer hinein, je mehr wir Wilna naheten: viele zerrissene, zerschlagene, abgedeckte Häuser ohne Menschen und Tiere, nicht einmal eine Katze miaute darin; öde, schauerliche Gemäuer und Brandstätten, magere Postpferde, ja so abgetrieben waren die kleinen, litauischen Pferde, daß wir an jedem Erdknollen oder Hügel stillhalten und sie sich verschnaufen lassen mußten — und doch hatten wir unsre Wagen auf Schlitten gesetzt, an welche sechs, ja zuweilen acht Pferde geschirrt wurden. Ach! wir hatten durch unsern langsamen Zug über die öden Schneewüsten Zeit, über die Greuel nachzudenken, die dieser einzige Feldzug veranlaßt hatte. Was sahen wir? O könnte ein stolzer Eroberer weinen, wie er die Mütter von Hunderttausenden weinen macht! Den zweiten, dritten und vierten Tag unsrer Reise begegneten uns immerfort einzelne Scharen Gefangene, die weiter rückwärts gegen den Osten geführt wurden. Welch ein Anblick! Zerrissene, erfrorne, bläuliche, unglückliche Pferdefleischfresser schienen sie kaum noch Menschen. Vor unsern Augen starben ihrer in Dörfern und vor den Posthäusern; Kranke lagen auf Schlitten im Stroh übereinander; sowie einer starb, warf man ihn seitweges in den Schnee. An den Straßen lagen die Leichen wie anderes Aas unbedeckt und unbegraben, kein menschliches Auge hatte ihre letzte Not beweint. Wir sahen sie zum Teil mit blutigen Gliedern; denn auch Erschlagene hatte man als

gräßliche Wegezeichen an Bäumen aufgerichtet. Sie und gestürzte Pferde bezeichneten den Weg nach Wilna; auch der des Weges Unkundigste hätte schwerlich irregehen können. Unsere Pferde schnoben und bäumten sich häufig, indem sie dazwischen, auch wohl darüber hinspringen mußten. Das war aber nicht das Grauen vor den Leichen, sondern ihre Witterung der Wölfe, die wir hin und wieder oft in Scharen von zehn oder fünfzehn mit dem Genuß ihrer Beute beschäftigt sahen, und die wohl wenige Schritte von uns über den Weg strichen.

Wir fuhren den 11. Januar spät abends in Wilna ein. Unser Hauptschlitten fuhr sich im Rinnstein fest. Die Bedienten holten Leute zum Heraushelfen, der Minister ging ins nahe Gasthaus. Ich blieb bei dem Schlitten. Indem wir nun aus Leibeskräften arbeiteten und ich meine Schultern mit untergestützt hatte, den Schlitten wieder flott zu machen, kam ein großer, sausender Schlitten gegen uns gerauscht und riß uns wieder in das alte Elend zurück. Ich fluchte ein Donnerwetter, flugs flog der Einsitzer jenes Schlittens, der an dem unsern fest geworden, heraus, und wir packten uns an der Brust. Aber dies verwandelte sich in Lachen, es war ein lieber Freund, der Major von Pfuel, der eben aus dem Hauptquartier kam, aus der Stadt etwas Mundvorrat zu holen. Er freute sich, daß wir da waren, half uns nun mit seinen Leuten uns losmachen, und wir holten bald den Minister ein, wo wir in Müllers Gasthause in der deutschen Straße nach sechs öden Nächten endlich einen heitern Abend hatten. Aber, aber — wie stand es um die liebe Ruhe! Die erste Nacht half die unendliche Müdigkeit; nachher hatte ich meine polnische Not, auch meine polnische Langeweile. Denn den zweiten Tag ließ uns der Minister hinter sich*): wir mußten noch auf einen

---

*) Arndts Zeitangaben über die Reise von Wilna nach Königsberg sind, wie sich aus gleichzeitigen Briefen nachweisen läßt, nicht richtig. Stein verließ Wilna erst am 15. Januar (s. Pertz III, S. 267 u. 586); da Arndt nach ihm abreiste, so kann dies frühestens am 16. geschehen sein. Ihre Ankunft in Lyck erfolgte, nachdem sie sich auf der Poststation vorher wieder vereinigt hatten, zusammen mit dem kaiserlichen Hauptquartier, am 19. Januar (Rühl, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens I, S. 283 f.). Am 20. Januar waren

Packschlitten aus Petersburg warten, zogen ihm dann langsam über Grodno nach und vereinigten uns unweit der preußischen Grenze wieder mit ihm.

Also von meiner polnischen Not. Ich hatte einen prächtigen Saal zu meinem Quartier, mit Seide tapeziert, mit großen Spiegeln und mit den Raffaelischen Kupferstichen des Morghen geschmückt. Mein Bett hatte ich auf einem weichen Sofa aufschlagen lassen; aber, aber — ein unbeschreiblicher Ekel! — alle Wände voll scheußlicher, gelber Wanderer. Entsetzlich! Ich mußte mich kreuzen und mein perfer! rufen; aber wo blieb hier das proderit tibi? Sonst war hier des Guten die Fülle und seit der Flucht der Franzosen selbst an guten Weinen kein Mangel, ungarischen und französischen.

Den folgenden Tag nachmittags, als der Minister abgereist war, ging ich aus, die Stadt zu beschauen und zu erkunden. Sie kam mir vor wie eine tatarische Hölle. Allenthalben ein scheußlicher Schmutz und Gestank; schmierige Juden; einzelne unglückliche Gefangene, meistens Verwundete oder Halbwiederhergestellte, jämmerlich umherschleichend; alle Straßen in garstigen Rauch und Dampf gehüllt, denn fast vor jedem Hause hatte man allerlei brennbare Sachen, selbst nur gewöhnliche Misthaufen, angezündet, um die Pestluft der vielen Lazarette und Seuchen zu zerstreuen, und diese Haufen dampften Tag und Nacht; auf den Straßen hie und da französische Kokarden, beschmutzte Federbüsche, zerrissene Hüte und Tschakos liegend und in der Demut des Staubes und der Zertretung an den Trotz derer erinnernd, die vor fünf Monaten in ganz anderer Gestalt mit ihnen durch Wilna stolziert waren. Ich ging aus dem Tore hinaus und schlenderte ein paar grauenvolle Stunden durch die Vorstädte, die nach Wilkomirz und Kowno führen. Welche Greuel! Jene Zeichen, die ich in der Stadt gesehen, immer dichter nebeneinander liegend, allenthalben noch einzelne ganz nackte Leichen, tote Pferde, Ochsen, Hunde, treue und unglückliche Genossen dieses ungeheuren

---

sie bei Schön in Gumbinnen, am 22. Januar abends trafen sie in Königsberg ein (Briefe an Johanna Motherby, S. 134, und Arndts Briefe an eine Freundin, S. 139). (D. H.)

Jammers; viele Häuser ganz wüst, ohne Dielen, Fenster und Öfen, manche nur Brandstätten; unter diesen greulichen Denkmälern der Verwüstung einzelne Schatten von Gefangenen und Rekonvaleszenten umherschleichend; und hin und wieder am öden Gemäuer in sich zusammengekrümmt und frierend ein armes, verlassenes Pferd stehend und kümmerlich einige Büschel Heu auflesend. Als ich heimging zur Stadt, traf ich einen feinen Jüngling, den ich anredete und ihn etwas fragte; es war ein Brabanter und Oberchirurg eines Lazaretts französischer Gefangener, die in einem geistlichen Stift einquartiert waren. Ich ging mit ihm bis in die Vorhallen des Elends, sah den ganzen Kirchhof des Klosters ringsum voll Leichen liegen und wandte mich zurück. Er erzählte, er habe von zweitausend Lazarettisten täglich fünfzig bis achtzig Tote. Dies wird ihm bald die Arbeit mindern. Als ich dem Stadttore näher kam, begegneten mir fünfzig, sechzig Schlitten, alle voll Leichen, die man aus den Spitälern und von den öffentlichen Plätzen wegräumte; sie wurden gefahren, wie man dürres Zaunholz fährt, und waren vom Frost erstarrt und dürr wie Zaunholz und werden den Würmern und Fischen (denn viele wirft man in gehauene Waken des Flusses) schlechte Speise geben. Das war mir das Scheußlichste, daß, wie man auf Angern, wo Ameisen ihre Haufen haben, die Fußsteige ihrer wandernden Emsigkeit sieht, so in der Haut vieler Leiber die Läusestraßen abgetreten waren. Es war ein jammervoller Anblick, Menschenleiber, die einst mit Liebe und Freude bei ihrer Geburt begrüßt, die dann mit Liebe genährt und erzogen und endlich in der Blüte ihres Lebens durch einen wilden Eroberer von ihren Eltern und Gefreundten weggerissen wurden, so viehisch, ohne alle Zucht, ja mit an der Erde hinschlackernden Köpfen und gen Himmel stehenden Beinen, ohne alle Verhüllung dessen, was Menschlichkeit und Schamhaftigkeit sonst verhüllen, fortschleifen zu sehen.

Den 13. Januar war schönes, helles und nicht zu kaltes Winterwetter. Mich lockte die freundliche Sonne wieder heraus, und ich wanderte aus einem andern Stadttore längs dem Flüßchen Wilia hin, an welchem die Stadt liegt. Vor dem Tore viele zerbrochene französische Troßwagen und Kanonen-

lafetten, öde und verwüstete Häuser, Hüte, Mützen, Kokarden, Leichen, verreckte Pferde am Wege. Man hatte die Leichen meist weggeräumt, aber hinter großen Steinen und Brückenpfosten und hinter Büschen waren viele vergessen worden, woran die Wölfe hin und wieder schon schienen gezerrt zu haben. Rührend war es mir, wie ein verwundeter Gefangener, der bleich und gekrümmt vor mir her hinkte und aussah wie einer, der eben aus dem Lazarett entlassen war oder eben hineinwollte, an einer solchen Leiche stehen blieb und sie betrachtete, ja mit seinem Stocke berührte. So schaut der Mensch endlich starr und gleichgültig in sein Schicksal; ja er könnte es täglich tun in hunderttausend Legionen Elend und Jammer, wenn er nicht auch zu etwas anderem, Fröhlicherem und Besserem berufen wäre. Während dieser bei der Leiche seines Kameraden und ich bei beiden stand, kam Sang und Klang den Berg herunter, und Priester und Trauergefolge in Schwarz gekleidet begleiteten in frommer christlicher Weise einen Sarg, und seinen Bewohner zur Gruft. Unter uns auf dem Strom fuhren Schlitten Unrat und nackte Leichen fort. Unwillkürlich kam ich in den weiten Hof eines großen Gebäudes hinein, das mit seinen Stuben und Ställen und dem Rest von zierlichen Öfen und Tapeten verriet, es habe sonst ganz stattliche Bewohner gehabt. Alles drinnen zerrissen und zerschlagen, viele Fußböden angebrannt, Scherben, Knochen, Reste von Monturen, Hüten, Mützen, Federbüschen, endlich in einem abgelegenen Zimmerchen an einem Kamin eine halbgeröstete Leiche. Ihr armer Bewohner kroch vielleicht der Wärme nach wie ein Wurm dem Lichte, verlor die Besinnung und starb so an den Flammen. Auf ähnliche Art hatte man viele an einzelnen Beiwachtfeuern gefunden, die in der Luft, die erstarrten Leiber zu erwärmen, im halben Todesschlafe den Flammen zu nahe gekommen und verbrannt waren. Mich überfiel ein Grauen, als hätte ich am hellen Tage Gespenster gesehen, und ich lief aus den wüsten Mauern. Diesen Abend sah ich in der Stadt noch das größte Scheusal. Ich war ausgegangen, das Menschengewimmel ankommender und durchziehender russischer Landwehr und auch die polnischen Bauern und Juden zu betrachten, siehe! da lockte mich Gesang zu sich, und ich kam unvermerkt zu dem Minsker

Tore, über welchem ein feierlicher Gottesdienst gehalten ward. Diesem hörte ich einige Minuten zu und kam dann auf dem Rückwege unweit dem Tore durch eine Pforte auf einen Kirchhof. Ich sah zuerst nur die Kirche, dann die oberen Fenster oder vielmehr die Luken ohne Fenster eines rings um den Kirchhof laufenden Gebäudes, das einem Kloster oder Kollegium ähnlich sah. Wie ich näher hinzutrete, was erblicke ich? Leichen auf Leichen getürmt, an einigen Stellen so hoch, daß sie bis an die Fenster des zweiten Stockwerks ragten: es waren gewiß tausend Leichen, ein ganzes ausgestorbenes Spital; in dem ganzen weiten Gebäude kein Fenster, kein Mensch — nur ein Hund schnoberte an einer Tür. Zum Glück band starrer Frost den Dunst der Verwesung, der diese Jammerstätten sonst unnahbar gemacht haben würde. Ähnliche Leichenhaufen mögen auch in Frankreich und Deutschland blutige Schlachten geliefert haben, aber es gehörte polnische Wirtschaft und ein Jahr wie das Jahr 1812 dazu, sie in solcher Scheußlichkeit menschlichen Augen zu zeigen. Aber wie konnte ich mich wundern, daß diese Leichentürme hier aufeinander standen? Stand nicht unser Schlitten unter einem Schuppen des Müllerschen Gasthauses in der Deutschen Straße auf einem in seiner vollen Montur unter Mist und Stroh niedergetretenen Franzosen? So groß war das Unglück der Zeit, so sorglos und unmenschlich hier der Schmutz.

In Wilna wimmelt es von Juden. Ich mußte einige Einkäufe machen von Kleinigkeiten, welche mir der Diebesgriff in Pleskow auch entrissen hatte, und mußte mich also unfreiwillig in ihren Buden herumtreiben. Ich fand die Gestalten und Gesichter derselben hier in Litauen weniger schön als im südlichen Polen. Die Juden haben sich in diesem Kriege allenthalben sehr russisch gezeigt und sind mit ihren Herzen nicht wie die Polen abgefallen: denn die gepriesene polnische Freiheit gab ihnen nicht die Sicherheit des Besitzes, deren sie unter dem russischen Zepter genießen. Sie scheinen einen guten politischen Geruch gehabt zu haben, denn sie sind den Franzosen von Anfang an aufsässig gewesen und haben sich trotz der Lockungen des Geldes fast gar nicht zum Spähen und Verraten gebrauchen lassen. Ja in Wilna haben sie beim Ein=

marsch der Russen tapfer gegen die Franzosen mit gestritten und so kühnlich mit Kriegsgeschrei hinter sie dreingejagt, daß sie mehrere Hundert erschlagen und gefangen haben. Die Beute, die sie hier von den Weltplünderern gemacht, und die Dukaten und Waren, die sie von den Kosaken eingewechselt und eingekauft haben, sollen sich auf einen unermeßlichen Wert belaufen haben.

Ich fuhr den 14. Januar gegen Abend aus dem Minsker Tor des Wegs nach Grodno*). Auch hier beschien der Mond ein Leichenfeld; da lagen wieder auf eine Halbemeilenlänge eitel Erfrorne und Erschlagene in Haufen von dreißig bis fünfzig nebeneinander, da lagen um und neben toten Pferden immer zwei, drei Leichen, da rutschte unser Schlitten noch über Menschengebeine. Hier sah ich in den Wäldern ungewöhnlich viele Wölfe an uns vorbeistreichen. Dies war über fünf Wochen nach der Einnahme Wilnas durch die Russen. So nahm ich eine grauenvolle Erinnerung von Wilna mit.

Das Land zwischen Wilna und Grodno fand ich viel fruchtbarer und bebauter als das zwischen Pskow und Wilna; auch ist der Krieg mit seiner Verwüstung nicht so schwer wie dort über diese Straße gezogen. Grodno ist ein ganz nettes Städtchen. Ich blieb nur einige Stunden dort und erreichte in der Nacht das Kaiserliche Hauptquartier und meinen Herrn und schlief in einem wohlgeheizten Bauernzimmer wie ein König auf ein paar Stühlen, die ich mir unterbreitete.

Den 17. Januar langten wir in dem preußischen Städtchen Lyck an und nahmen in dem Amtshause Quartier. Es war eine bittere Kälte und ein hungriger Abend; denn die Menschenmenge war dort größer, da viele Russen mitgeströmt waren, als der Speisevorrat. Doch welche Freude, wieder unter deutschen Menschen zu sein, die uns mit Ahnung eines bessern Glücks, wie sehr sie auch von Freund und Feind zerpreßt sein mochten, mit den fröhlichsten Gesichtern empfingen. Den 18. Januar ging es auf Schlitten durch preußische Wälder und über gefrorne Seen bis tief in die Nacht hinein, wo auf einem Amtshofe wieder ein wenig geschlafen ward. Den 19.**) früh kamen wir bei dem Regierungspräsidenten Herrn von Schön

*) S. Anm. S. 154. (D. H.) **) S. Anm. S. 154. (D. H.)

in Gumbinnen an und blieben dort den ganzen Tag und die folgende Nacht. Da war es ein Jubel, wie wir empfangen wurden. Dieser würdigste, ausgezeichnete Mann war ein alter Freund des Ministers. Hier waren Gespräche auszutauschen, auch wurden Anekdoten über die fliehenden französischen Marschälle und Intendanten zum besten gegeben, welche über Gumbinnen nach Königsberg durchgezogen waren. In Preußen war ihnen natürlich sehr bange gewesen, das Volk möge sich einmal mitternächtlich gegen sie erheben und allen das Garaus machen. Was würden die Welschen den Deutschen in solcher Lage in Frankreich getan haben? Schwerlich wäre ein Gebein davongekommen. Wir sind auch in früheren Jahrhunderten nicht so zahm gewesen. Wie begab es sich denn hier? Die Marschälle waren denn doch in den besten Häusern einquartiert; aber mehrere derselben und andere vornehme Offiziere schickten ihre Bedienten heimlich herum und ließen sich und ihre Sachen in ganz schlechte und ärmliche Häuser führen, gleichsam als meinten sie dort besser verborgen zu sein, und bezahlten die Nachtquartiere mit Friedrichsdoren, weil sie Überfälle und Ausplünderungen fürchteten.

Den 21. Januar 1813*) gegen Abend kamen wir von Gumbinnen in Preußens Hauptstadt, in Königsberg, an. Stein versammelte hier die preußischen Würdenträger und angesehensten Männer, unter ihnen voranzustellen der ehemalige Minister Graf Alexander zu Dohna und der Präsident von Schön. Er handelte allerdings im Namen und Auftrage des Kaisers von Rußland, aber in solcher Weise und mit solcher Achtung und Schonung der Personen und Verhältnisse, daß der König von Preußen stillschweigend als der Freund und Bundesgenoß desselben vorausgesetzt ward. Von dem Lande sollte nicht als von einem eroberten Lande Besitz genommen werden sondern als von einem Lande, das man zu befreien kam. Es erschienen in diesen Tagen hier und in der Umgegend auch die Heerabteilungen des Fürsten von Wittgenstein und des Generals Yorck, der mit den Russen den bekannten Vertrag abgeschlossen

---

*) Sie kamen erst am 22. Januar in Königsberg an, s. Anm. S. 154. (D. H.).

hatte. Das veranlaßte Jubel und Feste, die freilich noch ihren düstern und finstern Gegenschein hatten. Denn groß war auch hier die Not und das Elend. Lazarette voll gefangener und verwundeter Franzosen, auch Lazarette von Russen und Preußen, Durchfuhren von unglücklichsten Gefangenen weiter gegen Osten; auch hier knarrten die stillen Leichenwagen durch die Gassen, und viele der Einwohner wurden auch die Opfer der Seuchen. So schlichen mitten in der Wonne der Befreiung Jammer und Tod als finstere Gesellen umher.

Merkwürdig auffallend war mir und jedem, welchem er zum ersten Male erschien, der General York, der berufen war, gleichsam den ersten preußischen Anfang zu machen, eine starre, entschlossene Gestalt, eine breite, gewölbte Stirn voll Mut und Verstand, um den Mund ein hartes, sarkastisches Lächeln. Er sah aus wie scharfgehacktes Eisen; hat es ferner gegen die Welschen in vielen Schlachten wohl erwiesen.

Der Herr vom Stein weilte hier nur kurze Zeit, eilte von hier nach Breslau, wohin der König von Preußen sich begeben hatte. Denn Berlin und Spandau waren in den Händen der Franzosen, welche durch die Lande und Städte hin und her ziehend sich immer noch gebärdeten, als müßten die Lande ihnen fernerhin dienen. Endlich erschallte zur unendlichen Freude aus Breslau die königliche Entscheidung hieher. Wie auch die diplomatischen äußerlichen Scheine noch zweifelhaft spielten, seit dem königlichen Aufruf der Freiwilligen vom 3. Februar und dem Gesetz und Gebot über die Freiwilligen war die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft. Hier in Königsberg wurden von mir und vielen andern deutschen Zugvögeln, die noch ein bißchen Herz in der Brust hatten, wahrhaft königliche und kaiserliche Tage verlebt; noch klopft mir nach einem Vierteljahrhundert mein unterdes kälter gewordenes Blut bei dieser Erinnerung mit verdoppelten Schlägen. Diese Freudenbezeugungen empfing man doch noch mit anderm Herzen als die in Petersburg. Es ist ein prächtiges deutsches Volk, die Preußen, besonders die Ostpreußen und was dort von den Salzburgern stammt; sie haben beide Feuer und Nachhaltigkeit, und was sie als Geister vermögen, hat die Literatur in ihre unsterblichen Register eingetragen. Mit keinem

der niedergeworfenen deutschen Staaten, mit keinem der verbündeten war Napoleon so grausam verfahren als mit dem preußischen. Das war überhaupt die boshafte Wonne dieses großen Feldherrn und engen Menschen — denn wenn er ein weiter Mensch gewesen wäre, hätte er das Zeitalter und Europa beherrschen und umbilden können — wo irgend eine Tugend und Ehre übrig war, sie in höhnischer Schadenfreude mit Schmutz zu bedecken. Als der König sich nun endlich erklärte und den Willen Gottes und die Wünsche und Gebete seines Volkes erkannte, da schrie er über Verrat, der nimmer einen Vertrag gehalten, der den jüngsten Vertrag mit Preußen gleich im Anfange treulos und stolz gebrochen hatte, indem er die Festungen Spandau und Pillau besetzte und mehrere preußische Regimenter über die Bedingung der Zahl gegen Rußland mit hinaustrieb; da klagte er, daß er zu großmütig die Trümmer Preußens noch habe bestehen und den Herrscherstuhl unverrückt gelassen. Er wußte wohl, warum er es getan hatte; er mußte die Völker durch die Könige und Fürsten beherrschen. Wäre ihm der scythische Zug von 1812 gelungen, welches Spiel würde man die folgenden Jahre in Deutschland und in Polen gesehen haben! Wieviele Königskronen würde er wieder in den Staub geworfen, wieviele Fürstenstühle erledigt erklärt haben! Preußen war im Jahr 1807 als Kriegsschauplatz der Russen und Franzosen fürchterlich verheert; im Frühling des Jahrs 1812 war dies mit absichtlicher Grausamkeit geschehen: man hatte das Land durch die schrecklichsten Durchzüge und Einquartierungen der Heerhaufen, dann durch Wegnehmung und Wegführung aller Hilfsmittel an Getreide, Pferden und Rindern bis aufs Mark ausgesogen und ausgeplündert. Und nun wie vergaß dieses in tausend Wunden zerhauene und verblutete Preußen in der Lust der Abschüttelung und Befreiung alle seine Narben, ja seine noch offenen Wunden und scharte und rüstete sich zur Bewaffnung seiner Jugend und zum Vordermarsch der Deutschen für die Freiheit!

Hier ward die erste Landwehr von 30000—40000 Mann errichtet; daneben wurden die aus Kurland zurückgekommenen preußischen Regimenter ergänzt; unter der Führung des Grafen von Lehndorf ward ein prächtiges Reiterregiment von Frei=

willigen beritten gemacht. Das war eine Begeisterung in den Städten und auf dem Lande, auf den Straßen und in den Feldern, auf den Kathedern und Kanzeln und in den Schulen! In kälterer, ärmerer Zeit lächelt man, wenn man zurückdenkt; aber es war alles bitterster, heiligster Ernst, was den Leuten jetzt ein kindliches, ja kindisches, höchstens ein gemachtes poetisches Spiel dünken würde. Da sagten die sechzehn-, siebzehnjährigen Jünglinge, die für die Waffenlast kaum reifen Jünglinge beim Abschied aus den Gymnasien, als sie das Roß tummeln und die Büchse laden lernen wollten, übersetzte Stücke aus den Hymnen des Tyrtäus, lyrische Stücke aus der Klopstockschen Hermannsschlacht her, und Männer und Greise, Väter und Mütter standen mit gefalteten Händen dabei und beteten still Sieg und Segen. Ich schrieb da ein Büchlein über Landwehr und Landsturm*), woran ich Freude erlebt habe; es ist Monate später über ganz Deutschland hingeflogen und ohne mein Zutun in vielen tausend Abdrücken vervielfältigt worden. Solches sind hinfliegende Blätter, die mit der hinfliegenden Zeit gleich andern fliegenden Blättern sich gelben und vergessen werden. Doch ist ja jeder einzelne auch nur ein hinfliegendes Blatt.

Hier muß ich noch eines Grafen zu Dohna aus dem Hause Finkenstein und Schlobitten erwähnen, des Obersten Grafen Ludwig, eines jüngeren Bruders des Grafen Alexander und der beiden edlen Rußlandsfahrer, Grafen Friedrich und Helvetius. Ein anderer Bruder desselben in grüner Adligkeit blühenden Stammes, Graf Fabian, hat sich in Spanien im freiwilligen Kampfe gegen die Welschen schöne Wunden geholt und sollte auch bald wieder in dem deutschen, blutigen Reigen gegen sie mittanzen. Dieser Oberst Ludwig Dohna war, als im Königreich Preußen alles zur Entscheidung drängte, an seinen König nach Breslau geschickt worden und hatte die stille Genehmigung der Vorrüstungen des preußischen Patriotismus mitgebracht; darauf ward er an die Spitze der Errichtung und Einrichtung der Landwehr gestellt und machte diese durch eignen Eifer und durch den Miteifer seiner Landsleute in unglaublich kurzer

*) Siehe Bd. 13. (D. H.)

Zeit waffengeübt. Es war eine ebenso freundliche als tatenkräftige Natur, dabei von großer Lebendigkeit und Gewandtheit. Er und seine Landwehr nebst einer kleinen russischen Hilfsschar*) unter dem Herzog Alexander von Württemberg haben die Festung Danzig lange eingeschlossen und endlich zur Übergabe gezwungen. Die Beschwerden und Arbeiten dieses Dienstes, wo er zugleich für sein Heer und auch für sein Land selbst gegen die russische in Mannszucht sehr aufgelöste Hilfsschar zu kämpfen hatte, dann der wiederholte Kampf fürs Vaterland, als die Stadt endlich die weiße Fahne aufsteckte, und die vielen Streite und Ärger mit dem Herzog Alexander, der die Festung durchaus mit seinen Russen besetzen wollte, hatten die Kraft dieses jugendlichen und kühnen Helden aufgerieben. Er erkrankte bald, nachdem er Danzig, die alte Hauptstadt Hinterpommerns, seinem Könige wiedergewonnen, und starb am Nervenfieber. Ehre seinem Gedächtnis!

Hier ist also die Landwehr unter den Auspizien der Grafen zu Dohna und vorzüglich des zum Oberstatthalter des Königreichs Preußen während des Kriegs ernannten Ministers Grafen Alexander zu Dohna zuerst ins Leben getreten. Später ist die Frage aufgeworfen, wer in Preußen der eigentliche Erfinder und Stifter derselben, ich sollte sagen der Grundsätze derselben, gewesen? Und man hat den Namen Scharnhorst genannt. Mit Recht: seine war die Schule der denkenden und erfindenden Männer und Offiziere in Preußen. Einer seiner Lieblingsschüler, der Oberst von Clausewitz, hatte schon vor einigen Jahren mit seiner energischen Klarheit und Kürze in Beleuchtung aller möglichen Gesichtspunkte, welche diese große Angelegenheit darbot, eine sehr schöne Schrift über die mögliche Verteidigung und Bewaffnung der preußischen Monarchie Sr. Majestät dem Könige eingereicht für den Fall, daß die Gunst der Umstände eine Gelegenheit böte, wo alles Volk aufstehen und gegen seine tückischen Dränger die Sturmglocke ziehen könnte. Ich habe diesen Aufsatz abschriftlich in Händen gehabt

*) Das Hauptkontingent des Belagerungsheeres stellten die Russen mit etwa 15 000 Mann, während die preußische Landwehrdivision nur etwa 8000 Mann stark war (Max Schulze, Um Danzig 1813—14. Berl. 1903). (D. H.)

und mir Auszüge daraus gemacht, worüber ich bei den demagogischen Untersuchungen befragt worden bin, in der Voraussetzung, ich sei der Verfasser solcher Entwürfe gewesen*). Aber alle Grafen Dohna und auch der Minister gehörten durch Gesinnung und Wirksamkeit dieser Schule an, endlich sogar durch Verwandtschaft. Der Minister, der stillste, bescheidenste, frommste Mann, aber eben deswegen voll heißester Glut und unerschrockenstem Mut, wo es die heiligsten Vorteile des Königs und Vaterlandes galt, hat die Landwehr zuerst und zwar auf das kürzeste, zweckmäßigste und mächtigste in Preußen auf die Beine gestellt, und so soll er mit seinem Scharnhorst und dem Scharnhorstschen Clausewitz die Erstigkeit behalten. Die Erstigkeit in allen guten und heiligen Dingen wird diesem edlen Mann keiner, der ihn gekannt hat, abzusprechen wagen.

Dies waren leuchtende Tage, diese kriegsbangen Tage, und jeder ward von der allgemeinen Gesinnung und Begeisterung mit fortgetragen und emporgehalten. So bin auch ich damals getragen worden, ohne daß ich mir das Verdienst ansprechen könnte, so reiner und edler Heber und Schweber, als mich trugen, würdig gewesen zu sein. Ich wohnte und lebte in dem Hause der Gebrüder Nicolovius, die mit Leib und Seele mit den Besseren und Edleren ihres Vaterlandes strebten; ich lebte viel im Hause eines Jugendfreundes, mit welchem ich vor fünfzehn Jahren manche fröhliche Donaufahrt in Wien und Ungarn gemacht hatte, des Doktors Wilhelm Motherby, bei welchem sich der Glanz der jugendlichen Welt versammelte, tapfre und begeisterte Jünglinge: seine Brüder, die Motherby**), Friccius, von Fahrenheid, von Bardeleben, und andere, die dem Vaterlande in der Not nicht gefehlt haben; ich lebte noch mehr, wirklich die meisten Königsberger Abende, in dem Hause des

*) Diese Denkschrift, die Arndt im Original, nicht abschriftlich vorgelegen haben muß, rührte nicht von Clausewitz, sondern von Gneisenau her (Pertz, Gneisenau II, 106 f.). Der König hatte dieses Schriftstück mit Randbemerkungen versehen, die Arndt abgeschrieben hatte, und derentwegen er später verdächtigt wurde. Er hat sie dann in seinem „Notgedrungenen Bericht" I, 402, veröffentlicht. (D. H.) **) Der Regierungsrat Johann Motherby, Hauptmann bei der Landwehr, fiel an einem Tore von Leipzig, einer der ersten, welche die Mauern erkletterten, durch eine welsche Kugel.

Kanzlers Freiherrn von Schrötter, des Gemahls einer Dohnaschen Schwester. Dort wohnte die herrliche Julie Scharnhorst, Gräfin Friedrich zu Dohna, die schönste Erbin des väterlichen Geistes. Sie war die rechte Fürstin der Begeisterung, damals von Jugend, Schönheit und Seelenhoheit strahlend. In diesem Hause versammelten sich die Dohna sehr oft und was durch Würdigkeit, Gelehrsamkeit und Tapferkeit in Königsberg ausgezeichnet war. — Auch sah ich oft den Geheimen Kriegsrat Scheffner, einen schönen, liebenswürdigen Greis, Zögling des Siebenjährigen Krieges und seines Nachwuchses, weiland Freund und Genoß von Hamann, Kant und Hippel, berühmt durch seinen Geist und Witz, womit er auch damals noch funkelte. Man erzählt, die ebengenannten und andere, die durch Schriften Preußens Ruhm sind, haben auf seiner reichen Blumenweide fleißige Lese gehalten. Scheffner gehörte zu den Geistern, welche durch Gespräch und Gesellschaft gereizt eitel Funken von sich geben, in der Einsamkeit aber weniger glücklich schaffen. Er war der unmittelbarste Hervorbringer. Jetzt bildete er nur noch einen engen Kreis; er war noch geistesfrisch aber hochbetagt. Aber nicht allein seinen Witz bewunderte man; auch seine Redlichkeit und seinen Verstand hielten die Weisen in Ehren.

Hier stieß ich auch auf zwei abenteuerliche Menschen, von welchen ich den einen kurz im Feldlager gesehen hatte, den andern, dessen trauriges Ende vielleicht auf mein Schicksal mit Einfluß gehabt hat, hier in Königsberg zum ersten Male sah. Ich meine Gustav von Barnekow und August von Kotzebue. Der erste hat mir einige Not, der zweite vielleicht schwere Not gemacht.

Den Vater jenes Gustav von Barnekow hatte ich wohl gekannt. Er wohnte zu Teschvitz unweit Gingst auf Rügen, wo ich ihn im Greisenalter gesehen habe, ein schönster Greis und ein Mann voll Tatkraft und Unbeugsamkeit, mit allen adligen Vorurteilen des Mittelalters behaftet, aber auch mit vielen trefflichen Eigenschaften gerüstet, welche die meisten seiner Rügenschen Vettern nicht teilten. Er war nicht mein Freund. Der Sohn, früher in kursächsischen, dann in preußischen Kriegsdiensten, hatte sich in dem Winterfeldzuge von 1807 in Preußen

glänzend ausgezeichnet, war mit einem stattlichen Abschiedsreisegelde aus dem Dienst entlassen, da man von seiten Frankreichs seine Auslieferung*) begehrt hatte, weil er die französischen Marschälle beim Eintritt ins Theater in Königsberg öffentlich ausgescharrt und ausgepfiffen hatte, im Jahre 1809 hatte er als Freiwilliger unter Österreichs Fahnen gefochten und sich darauf in den stillen Jahren von 1809—12 in Pommern und Mecklenburg so hingehalten. Da war er, dessen Verdienst das Schweigen nicht war, einmal von Davoust eingefangen und einer französischen Friedenskugel nur durch die Verwendung und Börse eines Freundes seines Vaters, eines Freiherrn von Stenglin, ganz hart vorbeigekommen. Ich sah ihn flüchtig im Lager von Smolensk, hatte ihn in der Heimat nimmer gesehen. Es war ein schönster Kriegsmann, groß, schlank, mit herrlichsten Augen und Stirn, dabei leicht und beweglich, voll Einfälle und Talente, aber alles husarisch und überströmend, mit der allerunbändigsten Zunge, so daß, wenn er seinen Mut nicht durch Taten erprobt hätte, einer ihn für einen Prahler hätte halten können. Dieser Gustav Barnekow ward in Rußland der genannteste deutsche Name. Er hatte in der Schlacht bei Borodino ein paar Pulks Kosaken geführt und diese durch seine schöne und mutige Persönlichkeit so begeistert, daß sie im stehenden Gefecht ausgehalten und von seinem wilden Mut hingerissen in zwei französischen Regimentern gewaltigen Durchbruch und blutige Metzelung angerichtet hatten. Aber es waren die meisten von ihnen im Kampf gefallen, und auch den Führer hatte man von vielen Wunden bedeckt auf dem Schlachtfelde

---

*) Barnekow ward verhaftet und ein Ausschuß — drei Männer vom Kriegs-, drei vom Verwaltungsstande — niedergesetzt, um in Beratung zu nehmen: ob man bei der Gefährlichkeit der Zeitverhältnisse den gewaltigen Überziehern dieses Opfer hinwerfen dürfe? Vier Stimmen waren für die Auslieferung, zwei dagegen, nämlich General Scharnhorst und Staatsrat von Klewiz, später Oberpräsident des Herzogtums Sachsen. Das Gewicht der Königlichen Majestät legte sich zu den zweien, welchen Ehre teurer als Glück gedeucht, und Barnekow war gerettet. Er ward als ein Entflohener gemeldet. (Nach Schöns Bericht war nicht Scharnhorst, sondern Schön selbst der zweite, der gegen die Auslieferung stimmte. Aus den Papieren des Ministers von Schön I, S. 43 und IV, S. 563. D. H.)

aufgelesen. Sein ihm vorausliegender Ruf hatte ihn zur Verpflegung und Heilung auf Rostopschins Schloß bei Moskau gebracht, dann in die Nähe der Stadt Twer und der großherzigen Zarentochter Katharina von Oldenburg, der späteren allgeliebten Königin von Württemberg. Dieser Mann prangte nun als ein Wunder persönlicher Tapferkeit und Stärke (denn er war stark wie ein Löwe) in allen russischen Tageblättern, und die Begeisterung für ihn ging so weit, daß für diesen verwundeten deutschen Ritter auch in Petersburg ordentliche Sammlungen gemacht wurden. Da man ihn nicht auffinden konnte (denn er war unterdessen aus Rußland durch Polen halbgeheilt weiter gefahren), so waren die gesammelten Summen dem Minister vom Stein übergeben, als der den Kriegsmann wohl irgendwo treffen würde. Kaum waren wir in Königsberg, so erschien einen guten Abend mein Barnekow vor dem Minister am Teetische. Er kam auf Krücken hereingehumpelt, denn auf der Fahrt durch Polen hatte er durch Umwerfen mit dem Schlitten seine verwundete Hüfte wieder verletzt. Stein schalt ihn und hieß ihn nach Hause gehen und stilleliegen, damit er für den Frühlingsfeldzug wieder recht rüstig sein könne; mir aber trug er eine Art Aufsicht über ihn auf, bis er wieder fertig wäre. Für Arzt und Wundarzt war leicht gesorgt; schwerer war der wilde Vogel in Ruhe zu halten. Der Minister gab ihm bei der Abreise einen Teil der Sammlung; den Rest in Wechseln sollte ich behalten, bis der Lahme besser wäre. So vergingen einige Wochen, und er ward wieder ganz fertig und erhielt von mir die letzten Wechsel. Diese lagen den nächsten Morgen in den schönsten Talern und Friedrichsdor auf seinem Tische — es mochten wohl 3000 Taler sein. Ich warnte, sie nicht zu geschwind flüchtig zu machen; er lächelte und antwortete: „Freundchen, ein paar prächtige Pferde und neue Ausrüstung, das übrige wollen wir der Freude weihen.“ Ein paar Tage darauf hörte ich, Barnekow habe in seinem Hause mit großer Herrlichkeit einen Ball gegeben — er war in Königsberg bekannt — über hundert Menschen eingeladen, habe ihm wenigstens hundert Friedrichsdor gekostet. Nicht vierzehn Tage vergingen, und ich erhielt eines Morgens einen kläglichen Brief von ihm, worin er bat, ihm hundert Friedrichsdor

vorzustrecken; er müsse sie haben, seine Ehre sei verpfändet. Ich konnte seine Ehre nicht aus dem Pfandstall lösen. Er war indessen bald weggeflogen, und ich hörte seinen Namen nicht wieder bis zur Nachricht von dem Erfolg des Czernitscheffschen Zuges gegen Kassel. Da hatte Barnekow eine Reihe Wagen des flüchtigen Königs Hieronymus abgeschnitten und auf seinen Anteil über 30000 Taler Beute gemacht und mit einem Teil desselben, wie er denn adliger Gesinnung war, eigene und Freundesschuld bezahlt. Das übrige war bald wieder weitergeflogen. Barnekow ist vor nicht lange als preußischer Generalmajor gestorben. Er kam mir anfangs vor wie eine Blüchersnatur, eine der schönsten Gestalten, die meine Augen gesehen; aber er war doch nur der Ritter mit der Stange der nordischen Märchen. Wie jenen hätte man ihn an einer eisernen Stange festhalten und nur auf Schlachtfeldern loslassen müssen. Schade um solche königliche Natur.

Herr von Kotzebue kam bald nach mir nach Königsberg, ging mit dem General von Wittgenstein nach Deutschland und tageblätterte wie ich und andre. Ich mußte ihn oft sehen, er war eine Fliege, die sich auf alles setzte, kam auch viel zu Nicolovius dem Buchhändler, der sein Kunde gewesen, und deklamierte und las vor. Er machte, wie man ihn sah, einen sehr gemeinen Eindruck — sein großes Talent in allen Ehren — eine der widerlichsten Erscheinungen, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Ich hatte mir ihn ganz anders gedacht, wie es einem mit den meisten Menschen geht, die man sich nach Erzählungen oder Büchern vormalt, wenigstens als einen feingeschliffenen, etwas höfischen und höfelnden Mann, zumal da er so lange in dem zierlichen und adligen Livland gelebt hatte. Aber den Vornehmen und Zierlichen spielte er nicht. Er trat auf mit der Haltung eines Altflickers und mit einer unverschämten Offenheit, die nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche schlaue und gewandte Weltleute gewinnen; und in seinen freundlichen Augen war zugleich etwas schleichend Lauerndes und unverschämt Faunisches. Er hat mich später in Schriften angegriffen*); glücklich,

*) In seinen „Politischen Flugblättern“ (Königsb. 1816). (D. H.)

daß ich mit diesem Schmutzfinken die Fehde nicht aufgenommen habe! Das hätte mir, als er ein so schrecklich blutiges Ende nahm, Gott weiß wie, in die Schuhe gegossen werden können.

Um die Mitte des Monats März fuhr ich aus Königsberg. Der Winter war vergangen, ich mochte ausrufen: leider vergangen! In einem kleinen Wagen, mit einem Bedienten ganz allein, ohne schwere Ladung, vier Extrapostpferde vor, mußte ich auf fettem, preußischem und polnischem Boden doch oft den Schneckengang schleichen; was freilich auch durch häufiges Warten auf Pferde und durch die Abgetriebenheit der Pferde selbst noch gemehrt ward. Auch einen weiten Umweg mußte ich machen, nördlich der Festung Thorn, die eben belagert ward, wovon der Kanonendonner mein Ohr erreichte. Hier lernte ich nun die rechte polnische Wirtschaft kennen und in diesen Monaten einen Schmutz in den Wohnungen und auf den Gassen der Städte und Dörfer, den ich vergebens zu schildern versuchen würde. Mir fiel dabei die Anekdote ein, die man in Kalisch und Breslau von dem Marschall Davoust erzählte. Dieser ritt im Spätherbst 1806 in Person vor das Stadthaus, wohin er die polnischen Magnaten beschieden hatte, und da er beim Absteigen vom Pferde tief im Kot versank, sprach er zu einem neben ihm stehenden, ehemaligen preußischen, deutschen Beamten, indem er den Dreck von seinen Stiefeln schüttelte: „Voilà ce que cette canaille appelle sa patrie.“ In der Tat muß man sehen und fühlen, sonst glaubt man die wüste Unordnung und den schweinischen Schmutz der Polen nicht; man begreift nicht, wie ein Volk von so vieler Lebendigkeit und von einer so zauberhaften Vorliebe für alles Prächtige und Schimmernde, als die Polen haben, so weit herunterkommen konnte. Denn auch hier leider malt sich ab, wie es in ihrer Regierung und Verwaltung seit Jahrhunderten ausgesehen hat; auch hierin sieht und begreift man des edlen Kosciusko Wort: Finis Poloniae! Hiemit ist alles angetan und befleckt, so nicht nur die Wohnungen der Lebendigen, sondern auch die Wohnungen der Toten und die Wohnung Gottes, wenigstens was die Sterblichen so nennen. Wieviele Kirchhöfe habe ich gesehen ohne eine Spur einer Mauer oder Umfriedung, die Kühe und Schweine nach Gefallen auf den

Gräbern herumspazierend! In die Kirchen streuen sie in der schlimmen Jahreszeit Stroh auf Stroh, daß es sich wie in schlechtgehaltenen Viehställen gegen den Sommer oft Ellen hoch drinnen erhebt und ordentlich ausgemistet werden muß. Ich will durch diesen Jammer wahrlich des größeren politischen Jammers nicht spotten. Schon das ist genug gesagt, daß ich in schlimmer Jahreszeit, wo es fast immer regnete, doch fast immer froh war, von den Stühlen und Tischen der Menschen wieder auf meinen nassen und kalten Sitz hinauszukommen. Denn ich fuhr nur in einem leichten sogenannten Holsteinerchen, den ich mir in Königsberg gekauft hatte, und der allen Winden und Wolkenergüssen mit meiner Herrlichkeit freies Spiel ließ.

Unterdessen war Kutusow, welcher über Litauens Sümpfe und Wüsten und über Polens Schnee auch nicht hatte hinhüpfen können, mit seinen Russen auch über die Weichsel gegangen und der Kaiser Alexander nach Breslau, wo er Bündnis und Freundschaft mit dem König von Preußen von neuem befestigte. Der König hatte seine Verkündigung an sein Volk und die Kriegserklärung an Frankreich erlassen und den Orden des Eisernen Kreuzes als das hohe Feldzeichen dieses Kriegs errichtet. Ich kam in der letzten Märzwoche in Kalisch an, wo der Kaiser und der Minister vom Stein waren und den König von Preußen erwarteten. Bei meiner Fahrt von da nach Breslau traf mein Wägelchen auf dem Wege plötzlich auf den Wagen Sr. preußischen Majestät, die den Kaiser in Kalisch besuchen fuhr. Ich richtete mich auf, entblößte mein Haupt, schrie aber meinem polnischen Schwager vergebens zu, auszuweichen. Um ein Haar hätte der königliche Wagen mich armen Plebejer gestreift; wie würde ich mit meinem Geschirr auseinandergeflogen sein, wenn er uns gefaßt hätte!

Ich weilte nur ein paar Tage in Breslau. Bei meiner Fahrt von da nach Dresden begegnete mir ein paar Stunden von Liegnitz einer jener Vorfälle, die, wiewohl nur bare Spiele des Zufalls, doch eines tiefen Eindrucks auf uns nicht verfehlen. Ich war bei meiner Nachtfahrt im halben Schlafe — siehe! da schmetterten mich Trompeten plötzlich aus meinem dämmernden Traumzustande heraus. Ich rieb mir die Augen — es war die Morgenröte, und ich kam eben aus einem großen

Tannenwald aufs Blachfeld hinausgefahren — und siehe! auf einem Querwege zogen ein paar russische Regimenter Husaren und Kosaken mit fliegenden Fahnen an mir vorüber, so daß ich wohl an zehn Minuten stillhalten und mir die Leute und die Gegend betrachten mußte. Und als meine Sinne und Gedanken sich mit der aufgehenden Sonne aufklärten, ward mir eine dunkle Erinnerung, gleichsam eine Wiedererkennung hell in meiner Seele — hier an derselben Stelle, hier vor dem Tannenwalde und in eben solcher morgendlichen Zeit hatte ich vor einem Jahre sächsische und polnische Reiter mit ganz anderen Gefühlen vorüberziehen sehen. Was haben bei solchen wunderlichen Spielen die Gedanken für ein weites, freies Spiel! O, hätte nun mein Chasot bei mir gesessen! Wie würde er dieses Morgenrot und das aufgebrochene Morgenrot der Freiheit begrüßt haben!

Im Anfange Aprils war ich in Dresden und ließ mich bei dem würdigen Oberappellationsrat Körner einquartieren: bald kam auch der Minister vom Stein. Er war jetzt durch gemeinsamen Beschluß der hohen Herrscher zum Vorsitzer eines kaiserlich russischen und königlich preußischen Verwaltungsrats für die deutschen Angelegenheiten und Lande ernannt. Die würdigsten Männer, Herr Präsident Schön aus Preußen und Herr Geheimer Staatsrat Niebuhr aus Berlin, wurden von Preußen ihm beigesellt. Niebuhr ist gegen den Herbst ausgetreten und hat den Staatsrat von Rhediger aus Schlesien zum Nachfolger gehabt.

Hier begann nun ein ganz neuer Abschnitt unsres Lebens, ein neues Gedränge, ein Gedränge der deutschen Dinge und Menschen, und dies wogte nun allerdings oft mit Sturmflut auf Herrn vom Stein ein. Er begriff, daß der Stein, den er von Deutschlands Nacken abwälzen wollte, nur durch die gemeinsame Anstrengung des ganzen Volks abgewälzt werden könne, daß alles, was alttestamentlich an die Wand p..... und Spieß und Stange heben könne, angestrengt werden müsse. Schon von Petersburg aus hatte er darüber vielfach nach England und Deutschland hin und her gebriefwechselt: denn allerdings hatte man nach Deutschland, wenngleich langsame, Gelegenheiten, durch Eilboten über Jassy und längs der Donau

nach Wien, auch durch einzelne Schiffer, die ihre Briefe und Felleisen irgendwo an der Ostseeküste Vertrauten überlieferten. Ich erinnere mich mehrerer Briefe, die er mit dem hannöverschen Minister Grafen von Münster in London gewechselt hat, und die ich abschreiben mußte. Münster äußerte sich sehr kalt und bedenklich in Hinsicht der Volksbewaffnung und sah, wie mir deuchte, die Dinge allein aus dem aristokratischen Standpunkte von oben her an und erblickte in einer solchen Erhebung und Bewaffnung für die Folgezeit mancherlei Gefahren; Stein antwortete ihm aber, er wolle lieber das Stück trockne Brot mit dem ärmsten, deutschen Bauern in der Hütte essen, als in der glänzendsten Herrschaft von Fremden abhangen. Stein vertraute der Treue und dem Willen des deutschen Volks, und er hat sich darin nicht geirrt; aber wie weit war er von allen demagogischen und anarchischen Utopien, welche manche Querköpfe ihm auch wohl zugetraut haben! Aber Napoleon gegenüber konnte er auf Spanien und Tirol hinweisen, und er wies darauf hin. Nun kam in Dresden das Gedränge beide der Wohlmeinenden und der Verrückten, die oft auch recht wohlmeinend waren, nur überall keine Meinung haben durften. Wenn es langsam ging mit dem Vormarsch der Heere, mit der Bewaffnung und jener blitzschnellen Wirksamkeit, welche man von den vereinigten Preußen und Russen erwartet hatte, wenn Stein selbst oft ärgerlich war über Versäumungen und Hemmungen, die weder von den Monarchen noch von ihm verschuldet waren, so pflegte er die Fragenden und Suchenden oft kurz und ungeduldig mit den Worten abzuweisen: „Meine Herren, was wollen Sie von mir? Ich bin kein Herrgott, ja ich bin nicht einmal Kaiser von Rußland noch König von Preußen.“ Doch mußte ich bei seiner Heftigkeit oft bewundern, wie er selbst gegen überlaufende und quälende Narren, wenn sie es nur gut und treu meinten, geduldig und zuweilen sogar langmütig sein konnte. Wie er nun vollends mit brieflichen Anfragen, Bitten, Vorschlägen und Entwürfen der vielen Vaterlandsretter bedrängt worden ist, kann jeder sich vorstellen, der jene aufgeregte Zeit bedenkt. Was kurzgefaßt war, las er gewöhnlich, merkte sich, wenn etwas zu merken war, und zerriß oder verbrannte dann sogleich das Papier, denn mit geschriebenen

Aktenballen schleppte er sich nicht gern. Was lang und mit langen Einleitungen und Herleitungen versehen war, dem traute er nicht, und seine praktische Kürze hielt es — was es meistens auch war — für unbrauchbares, theoretisches Gewäsch. Das gab er mir dann zuweilen zur Beantwortung, gewöhnlich aber nur zur Durchlesung. Es liefen da die wunderlichsten Dinge ein. So schickte unter andern ein Professor Hauff oder Hauch, der früher in Marburg gelehrt hatte, später, wenn es mich richtig erinnert, als Professor der Mathematik nach Gent berufen ist*), einen Plan ein zur leichten Zerstörung und Überwindung des französischen Heeres, einen ähnlichen Plan wie der, den man zu Rostopschins Zeit in Moskau ausgeheckt haben soll. Es war in diesem Entwurf von nichts Geringerem die Rede als von einem magnetischen Eisenkoloß von eigentümlichem Bau, der vor der Fronte des deutschen Heeres geführt werden und alle feindlichen Kanonen- und Flintenkugeln mit unwiderstehlichem Reiz zu sich locken solle, so daß der deutsche Soldat unverletzt und unverletzlich unter diesem Schirm dem Feinde desto mutiger und kräftiger auf den Leib rücken könne. Es war aber dabei nur eine Kleinigkeit vergessen, die Möglichkeit einer Kraft, die einen solchen Koloß an der Heeresspitze bewegen könnte. Ich hatte mir von solchen Schnurrigkeiten eine kleine Sammlung angelegt, die auf dem Meere mit einem Teil meiner Bücher verfault ist.

Da die verbündeten Heere nun über die Elbe weiter in Thüringen vordrangen, und die Franzosen von der andern Seite heranzogen, so wimmelte Dresden außer den erwähnten Fremden, die dort Geschäfte hatten, auch von Flüchtlingen, die das Sichere suchten, einige Zeit dort blieben und dann über die Berge nach Böhmen zogen. Auch Goethe kam und besuchte mehrmals das ihm befreundete Körnersche Haus. Ich hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen; er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen, und er hatte

*) Johann Karl Friedrich Hauff, Professor in Marburg, später Salm-Reifferscheidtscher Berg- und Hüttendirektor in Blansko bei Brünn, 1817 Professor der Chemie in Gent, gest. 1846 in Brüssel. (D. H.)

weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm gleichsam erzürnt: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen*).“

Ich war meinen Dresdener Monat recht fleißig, arbeitete meinen Soldatenkatechismus**) aus und überarbeitete einen dritten Teil des Geistes der Zeit, wozu ich schon in Königsberg gesammelt hatte. Ich erlaube mir hier daraus eine Stelle zu wiederholen, zum Zeichen, daß ich das Ziel dieses heiligen Krieges klar und richtig ins Auge gefaßt habe, ein Ziel, das in deutschen Herzen ewig unverrückt stehen sollte.

„Das nächste große Ziel dieses mit solcher Würde und Hoheit der Gesinnung begonnenen Krieges ist die Befreiung und Wiederherstellung Italiens und Deutschlands und die Beschränkung des französischen Übermuts an dem Rheinstrom. Dort beginnt die Arbeit des Kriegs, vielleicht eine lange und schwere Arbeit, die aber getan werden muß, wenn man nicht bei Halbem stehen bleiben und nach einigen Jahren die Franzosen wieder da sehen will, wo sie eben gewesen sind. Den Rhein darf das unruhige und eroberungslustige Volk nimmer als Grenze behalten; denn welche Klauseln und papierne Eidschwüre und Verschreibungen man auch an einen Friedensschluß hängen, und von wievielen Bürgen und Zeugen man ihn auch mit unterschreiben lassen mag, die natürliche Gewalt wird immer stärker sein als die künstliche, wenn die Grundlage des Friedens nicht eine sichere ist. Der Rhein mit seinem Knie in fremder Hand drückt gerade auf den Nacken Deutschlands und wird nicht weniger drücken, wenn man auch gelobt und bedingt, es solle mit weicher Wolle und Seide umwulstet werden. Wenn Frankreich den Rhein und seine festen Stellungen besitzt, so ist das Niederland und die Schweiz und also auch der größte Teil von Oberitalien geradezu von ihm abhängig, so liegt ihm das übrige Deutschland bis an die Elbe und den

---

*) Vgl. Goethe, Tagebücher (Weimar. Ausg. III, Bd. 5, S. 36): 21. April. Bei Körners, wo wir Herrn Arndt fanden. (D. H.) **) S. Bd. 13. (D. H.)

Böhmerwald offen, und es mag ungestraft hineinbrechen und streifen und ziehen, so weit es will; zu ihm aber darf ungestraft kein Heer bis an den Rhein, geschweige denn über den Rhein kommen. Will man also den Franzosen das Übergewicht in der Tat entwinden und nicht bloß zum Schein, so müssen Deutschlands alte Grenzen wiedergewonnen werden. Dann werden die beiden Völker, die Deutschen und die Franzosen, in gleichem Verhältnis einander gegenüberstehen, und gegenseitige Furcht wird die Marken besser bewachen und das Gleichgewicht und die Ruhe Europas besser bewahren als alle Bullen und Diplome, deren ewige Versicherungen und Gelobungen immer nur durch die Degenspitze recht getragen werden. Die Deutschen wollen nur ihr Gebührliches wieder haben, die Menschen ihres Landes und ihrer Zunge, die ihnen unter Ludwig XIV. und XV. und in der letzten französischen Raubzeit entwendet worden sind. Diese uralte germanische Grenze steht an dem Vogesus, dem Jura und den Ardennen durch Art und Sprache des Volks unverkennlich und unverrücklich fest, und nichts Französisches, welches sie nur verderben würde, soll von den Deutschen je begehrt noch genommen werden."

Ein großes Glück erlebten wir hier in Dresden, für welches alle, welche die Verhältnisse kannten, dem Himmel dankten; so daß viele dabei riefen: Der alte deutsche Gott lebt noch. Den 23. April*) starb zu Bunzlau in Schlesien der alte russische Feldmarschall Kutusow am Nervenfieber. Bei dieser Nachricht rief auch ich: Hier ist der Finger Gottes! Dieser Greis war eine hartnäckige, zauderische, russische Natur. Er hatte die Gewalt und das Ansehen im Heer gewonnen, daß selbst Alexander ihn nicht gut davon hätte wegrücken können. Kaum war es ihm und Stein gelungen, ihn über die Weichsel vorwärts zu bringen. Er hatte durchaus jenseits der Weichsel bis zum Sommer stehen bleiben und dann erst mit verjüngten Kräften vorrücken wollen. Aber was wäre dann aus Deutschland geworden? Er war nun freilich vorwärts marschiert; aber wieder kann man fragen: Was wäre aus Deutschland, was aus Preußen geworden, wenn Kutusow

*) Kutusow starb am 28. April 1813. (D. H.)

gelebt hätte? Die Franzosen würden alles Land bis an die Weichsel, sie würden mit der grausamsten Berechnung Preußens letzte Hilfsmittel vertilgt, seine letzten Sehnen zerschnitten und eine preußische Bewaffnung fast unmöglich gemacht haben. Und was hätten Kutusow und die Russen allein ohne Preußen wohl ausgerichtet, hier, wo auch noch alle Festungen von französischen Besatzungen gehalten wurden? Ein anderer Übelstand wäre gewesen: Kutusow mochte die Deutschen nicht, er war im höchsten Grade rauh und unliebenswürdig und hätte jede hohe deutsche Aufwallung und Begeisterung wahrscheinlich bei ihrer Geburt mit plumpen moskowitischen Füßen zertreten. Einen Ähnlichen oder gar einen Gleichen würde er neben sich nimmer geduldet haben; wie wäre neben ihm Blücher heraus- oder heraufgekommen? Nach seinem Tode aber hat sich alles wie von selbst gemacht. Blücher, der Alte, ist weniger gehemmt durch seine eigne Kraft emporgedrungen, und die übrigen russischen Feldherren, Wittgenstein, Barclay de Tolly, Langeron usw. haben sich neben und selbst unter dem Liebenswürdigen und Schönen, der alles bezaubern 'und hinreißen konnte, nicht in Schatten gestellt gefühlt. Diesen Finger Gottes sahen wir jetzt; ein anderer Finger Gottes reckte sich für das Vaterland in der Schlacht bei Dresden aus den Wolken, wo eine der ersten losgebrannten französischen Kanonenkugeln dem wackern Moreau beide Beine und mit ihnen das Leben zerschmetterte. Wahrlich, hätte dieser Franzose gelebt, wie würde er im Großrat des Kaisers Alexander sich in unsre Angelegenheiten und Siege hineingeschoben und zwischen uns und die Franzosen vorgeschoben und uns nach Vermögen um Ruhm und Siegespreis betrogen haben! Wir haben solchen Finger Gottes in jenen Tagen, wo man glauben und hoffen lernte, ausgereckt zu sehen gemeint. Andere haben uns darüber ausgelacht und lachen uns noch aus.

Nach der Schlacht bei Lützen vom 2. Mai wichen die Verbündeten über die Elbe zurück, wo sie auch nicht einen einzigen festen Platz als Anlehnungspunkt besaßen. Ich sah in Dresden den edlen Scharnhorst, leicht am Knie verwundet. Er selbst sah es nur für eine Streifung an; aber diese leichte Wunde sollte sein Tod werden. Er starb den 28. Junius in

Prag. Eine Reise nach Wien und bei der schwebenden Ungewißheit der Dinge hin und her fliegende Sorge um die endliche Lösung derselben bei diesem starken und doch reizbarsten Gemüte machten das kleine Übel zu einem gefährlichen. Doch auch der Tod ist Gottes.

Ich fuhr, als alles Dresden verließ, mit kleinen Aufträgen meines Herrn nach Berlin und besuchte von dort aus meine Gefreundten und meinen kleinen Sohn in Pommern und Rügen. Dann wieder nach Berlin zurück, wo ich bis gegen das Ende des Junius*) blieb. Es wurden inzwischen mit Napoleon Schlachten geschlagen, zweifelhafte aber tapfere; doch selbst die Nachrichten von Verlusten schlugen nicht nieder. Die Menschen waren auf das Höchste und Letzte gerüstet: lieber das tiefste Leid und Verderben, lieber die letzten, ehrlichen Todeswunden als länger die Schande der Knechtschaft — das war das allgemeine Gefühl und die einstimmige Stimme in der Hauptstadt. Not genug und Bedrängnis aber Freude und Hoffnung in der Not und eine Gemeinsamkeit der treuen Herzen, die nur in solchen Zeiten zusammen auflodern kann. Ich lebte mit lieben Freunden, mit edlen und hohen Menschen, die meinen Willen für die Tat nahmen. Savigny und Eichhorn saßen im Landwehrausschuß; Süvern übte seine Kompagnie, bald sein Regiment Landsturm auf dem Wilhelmsplatz; Fichte hatte für sich und seinen kaum waffenfähigen Sohn, der kaum aus dem Knabenalter heraustrat, Lanzen und Schwerter vor seiner Tür angelehnt stehen. Man hatte ihn der Ehre wegen zum Offizier beim Landsturm machen wollen, er hatte es verweigert mit den Worten: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen.“ Diesem Mann war es mit allem immer voller Ernst; er war schlecht auf den Füßen, ich glaube etwas an Gicht leidend; da hatte er denn gesprochen: „Ich weiß, ich werde keine großen Taten tun, aber ich werde dem Volke nimmer den Weg zur Flucht weisen; nur über meine Leiche sollen die Feinde in die Stadt eindringen.“ Er war erstaunlich frisch, lebendig und liebenswürdig in dieser Zeit, und es schien gleichsam, als fände

*) Arndt blieb bis zum 8. Juli in Berlin (Briefe an Johanna Motherby, S. 111). (D. H.)

sein frommer Sinn in der Liebe zum Volk und Vaterlande mehr und mehr die Brücke, worüber er aus seinem idealischen Ich zum Nichtich hinübergelangen könnte. Ich habe ihn damals viel gesehen, in seinem Hause und bei Freunden. Er und Reil waren gewissermaßen die tragischesten Personen der Hauptstadt durch die ungeheure Feurigkeit, womit sie die Zeit auffaßten, und durch den brennenden Haß, den der letzte fast noch mehr als Fichte gegen die Welschen trug. Reil, der edle Ostfriese, war ein Mann mächtiger und gewaltiger Leidenschaften, die sich in seinem schönsten Leibe und seinen göttlichen Augen in herrlichsten Farben und Flammen darstellten und brachen. Ich war dort gleichsam Hausfreund geworden durch einen geliebten Freund, Ernst von Scheele, Bruder des gegenwärtigen hannöverschen Ministers*), und ich habe manche Abende in seiner liebenswürdigen Familie versessen, wenn er über Menschenleben und Naturleben bei dem leidenschaftlichen Blasen seiner Tabakspfeife seine Phantasien ausströmte. Ich erinnere mich wie heute — ich traf ihn Unter den Linden spazierend, als die grimmige Botschaft unter vielen zugleich Zusammenlaufenden erschallte, es ist Waffenstillstand (war den 4. Junius abgeschlossen). Er stand bei der Nachricht wie in den Boden hineingedonnert, erblaßte einem Ohnmächtigen ähnlich, dann drückte er mir und andern Freunden die Hand, und die hellen Tränen strömten ihm über die Wangen.

Ja das war eine grimme Botschaft und machte viele unsicher und zweifelhaft. Bald kam der Jammer von Hamburg, das so leicht hätte gerettet werden können. Dann der schändliche Überfall mitten im Waffenstillstand der Lützower und ihre Niedersäbelung, wo die Franzosen, die sie die brigands noirs schalten, sich die Lust machten, die Württemberger in böser Missetat auf ihre Brüder zu hetzen. Ich fuhr im Anfang des Monats Julius nach Reichenbach in Schlesien, wo Herr vom Stein lebte, und in dessen Umgegend die hohen Herrscher

*) Arndts Freund, der 1815 als preußischer Geheimer Regierungsrat starb, hieß Friedrich, nicht Ernst von Schele. Er war der Bruder des späteren hannöverschen Kabinettsministers Georg von Schele, mit dessen Hilfe der König Ernst August 1837 die hannöversche Verfassung aufhob. (D. H.)

saßen. Ich wohnte dort anfangs in einem schlechten Stübchen bei einem Nachtwächter auf der Mauer, dann bei einem edlen Herrn, dem Grafen Karl von Geßler, vormaligem preußischen Gesandten in Dresden und jetzt ernanntem Feldhauptmann des schlesischen Landsturms in jenen Gauen. Ich ließ hier meinen Soldatenkatechismus drucken. Ich weiß nicht, ob er irgend ein Herz zum Kampfe begeistert hat — dazu hatten die Franzosen mit roter Tinte den rechten Katechismus geschrieben — aber daß er manchem verwundeten Krieger in Lazaretten ein Trost gewesen ist, das weiß ich, und das ist auch mir ein Trost gewesen.

Hier zu Reichenbach stand nun während des Waffenstillstands ein Kongreß, hier und zu Schloß Gitschin in Böhmen: ein schauerlicher Kongreß, der die verworrenen europäischen Dinge zu Ordnung und Frieden vermitteln sollte. Napoleon saß als dritte Größe in Dresden. Ich sage, ein schauerlicher Kongreß, denn viele fürchteten, Napoleon, der den Willen und die List der Einheit — Einheit ein gewaltiges Ding bei Unterhandlungen — gegen mehrere hatte, werde die Zeit und das Glück so hinschleppen und durch Überlistung gewinnen, was nicht mehr durch Waffen erzwungen werden konnte. Wir waren alle viel in Sorgen und Mißstimmungen und oft in bitterm Ärger, wenn wir in den Zeitungen von angenehmen Hoffnungen eines baldigen Friedens lasen. Mein alter Herr war auch häufig nicht allein mißgestimmt sondern verärgert, auch wohl durch Podagra gestachelt, und das fiel dann auf unsereinen und auf andere Kleine zurück. Die einzige große Freude in dieser schweren Zeit war die Nachricht von dem Siege bei Vittoria, wo Wellington das französische Heer von seinem ganzen Geschütz und Zeuge ausgezogen und über die Pyrenäen gejagt hatte. Wir siegten mit bei Vittoria und hofften wieder auch bei uns zu siegen. Ich müßte eigentlich bei dem Namen Wellington immer die Hände falten; wieviele fröhlichste Tage und Nächte hat er mir erfochten, und wie hat er über die schwersten Jahre 1810 und 1811 mir und so vielen hinübergeholfen!

Zwar gab es hier der bedeutenden Männer viele, die zu mir auch oft sehr freundlich waren. Doch sie litten an demselben Übel, woran Stein krankte mehr oder weniger; z. B.

an Niebuhr hatte man selten Freude, zumal da seine Frau kränkelte und er einmal mit Stein sehr gespannt war, was Herr von Schön durch sicherere Stimmung wieder zurechtstellte. Andere merkwürdige Personen oder ausgezeichnete Männer: der Korse Pozzo di Borgo, Stadion, die sächsischen Flüchtlinge Thielmann, Carlowitz und Aster, die berühmten preußischen Feldherren Blücher, Gneisenau, Grolman, gingen und kamen. Es war ein Feldlager, wildes, drängendes, oft sehr unbehagliches Leben. Ich fand indessen eine Schar edler Jünglinge, mit welchen ich in der Stadt, mehr noch in den umliegenden Orten, z. B. in dem feinen Herrnhuter Flecken Gnadenfrei, öfter zusammentraf: da waren Max von Schenkendorf, den ich hier kennen lernte; Theodor Körner, der mit einer schlimmen Wunde den Säbeln der Württemberger entronnen war und hier bei dem Grafen Geßler, seinem Paten, einige Wochen wohnte; Karl Sack, mein jetziger Bonner Freund; Graf Karl von der Gröben; zuweilen auch der wilde, genialische von der Marwitz. Mein einziger, rechter Freudenbringer war indessen der Graf Geßler, ein alter Jugendfreund Steins, welcher über ihn eine große Gewalt hatte und ihn, selbst wenn sie sich anfangs kabbelten, doch zuletzt meistens in heitre Laune setzte; denn dieser edle Mann hatte über ein sehr stürmisches Herz und einen kränklichen Leib, der ihn schrecklich mit Gicht plagte, eine großartige Herrschaft gewonnen. Er verstand die schwerste aller Künste, nach außen hin heiter zu spielen, wenn auch in ihm Gewitterwolken spielten. Das war aber das Anmutigste, daß seine Art Witz dem Steinschen auf eigentümliche Weise zum Wetzstein diente und Funken aus ihm hervorlockte. Er war in der Nähe begütert, und die sächsischen Generale und andere wohnten auf seinem Gute Neuendorf eine Stunde von Reichenbach, wohin wir oft spazieren fuhren. Er erlöste mich bald aus meinem Nachtwächterneste, wo ich wie auf einer Hühnerstiege saß. Weil wir alle und die meisten nur zuviele Muße hatten, woraus bei dem schwebenden, zweifelhaften Stande der Dinge eben doppelter Überdruß und Verstimmung entstand, so zog er mich heran, und wir lasen Griechisch und Italienisch miteinander. Denn er war ein sehr gebildeter, kenntnisreicher Mann, der in der Jugend England und Italien mehrmals

gesehen und sich eine schöne Bibliothek gesammelt hatte. Ein kleiner Mann, mit der lebhaftesten Bewegung, mit einem breiten, von Blatternarben zerrissenen Gesicht und feuerblitzenden Augen, leider mit durch Gicht oft zuckenden Zügen. Schalkheit und Witz funkelten aus ihm, obgleich er beim ersten Anblick mehr den Eindruck eines häßlichen Mannes machte. Von Natur ungestüm und geschwind, hatte er durch beharrliche Übung die größte Herrschaft über sich gewonnen. Im Gespräch schoß er Pfeil auf Pfeil ab, und wenn er ja einmal hart getroffen hatte, machte seine große Gutmütigkeit es bald wieder gut. Denn eben diese Gutmütigkeit und eine große Weichheit und Zärtlichkeit des Gemüts zu bedecken oder vielmehr zu verhüllen, gebärdete er sich oft wie ein Eisenfresser, besonders wenn er Gutes tun und Wohltaten erteilen wollte; worin er im stillen unermüdlich war. Er war der Enkel eines großen preußischen Reitergenerals, der im zweiten Schlesischen Kriege in der Schlacht bei Jauer oder dem schlesischen Hohenfriedberg durch eine glänzende Waffentat die große Entscheidung brachte, indem er mit vier Reiterregimentern das österreichische Zentrum durchbrach und die ungarischen und böhmischen Grenadierregimenter wie Haberstroh zusammenritt. Der große König machte ihm in dem eroberten Lande eine der bedeutendsten Schenkungen und erhob ihn in den Grafenstand. Als Zeichen jener glorreichen Waffentat führen seine Enkel 25 Fahnen und 66 Standarten im Wappen. Nach der Überlieferung waren die Geßler in den Kreuzzügen gegen die Heiden aus Schwaben nach Preußen gekommen und gehören wahrscheinlich dem Stamm des wilden Geßlers der schweizerischen Tellfabel an, welche ja nur die Übersetzung der persischen Kambysesfabel ist. Unser Graf Karl war ein Feldhauptmann des Landsturms und hat als solcher gottlob! nicht Gelegenheit bekommen, Taten zu tun. Er war aber mit ganz Schlesien nebst dem würdigen Oberpräsidenten Merkel und vielen andern Patrioten eifrigst tätig, durch Rat und Tat, auch durch Silber und Gold die Landwehr errichten und bewaffnen zu helfen. Diese war eine geschwinde und schöne Arbeit Gneisenaus: 60 000 Mann Landwehr waren in einigen Monaten leidlich fertig, wie Soldaten in zwei Monaten fertig werden können. Sie zogen zum Teil fast sans-

culottisch ins Feld, manche nur mit linnenen Beuteln statt der Patrontaschen auf dem Rücken; aber es war der rechte Einrichter und Beleber da und der rechte Mut. Sie haben's an der Katzbach und bei Wartenburg wohl bewährt, und das Schlesische Heer hat sich einen grünsten Kranz und Namen gewonnen; so daß von den Preußen nicht bloß die Pommern und Brandenburger genannt werden sollen. Hier war also Graf Geßler auch eifrig tätig; aber von seinem Landsturm mochte er nichts hören, noch weniger von den für den Landsturm erlassenen Gesetzen, welche wohl in Litauen und Rußland hin und wieder aber nimmer in einem so dichtbevölkerten Lande als Deutschland Anwendung finden konnten, und welche ein verkehrter Hyperpatriot (man hat den nachherigen königlich preußischen Generalkonsul Bartholdy in Rom als Verfasser genannt) im Traum gemacht zu haben schien. Er legte auch diese Oberfeldherrnstelle sobald als möglich nieder. Noch während meiner Anwesenheit in Reichenbach hatte er sein sechzigstes Jahr vollendet und ließ sich nun sogleich davon entbinden. „Eine schöne Geschichte," sagte er eines Tages zu mir, „wenn ich mit meinen Baumwollenwebergesellen auf den Plan müßte!" (es sind aber in Reichenbach und der Umgegend viele Zeugwebereien). „Das würde ein Laufen geben! Und ich müßte dann ja mitlaufen! Nein, soweit sind wir noch nicht herunter; eine solche Maulschelle soll mein Wappen nicht bekommen."

Als der Waffenstillstand zu allgemeinem Jubel den 10. August aufgekündigt ward und den 17. August das Schlagen wieder begonnen, war Herr vom Stein mit dem großen Hauptquartier durch Böhmen gezogen und hatte mich in Reichenbach zurückgelassen. Da erst lernte ich meinen Geßler recht kennen und erkennen. Es zogen nach der Schlacht an der Katzbach 18000 französische Gefangene durch Reichenbach nach Oberschlesien; in Reichenbach waren Lazarette für verwundete Preußen. Da arbeitete und wirkte mein Landsturmsfeldhauptmann auf das treueste und unermüdlichste. Wie oft sind wir auf dem Wurstwagen nach und von seinem Gute gerollt, von wo wir fette Schöpse und Kälber mit zurückbrachten, die alsbald in Braten und Suppe für die Kranken verwandelt werden mußten! Solche Dinge tat er ohne allen Schein, ja mit einem Schein, als tue

er es nur, weil es sich nicht anders schicke; er tat es aber aus vollstem, liebenden Herzen.

In diesen schönen Reichenbacher Tagen machte er eine prächtige Geschichte. Einige französische gefangene Generale, unter ihnen General Puthod und viele französische Stabsoffiziere, waren in Reichenbach zurückgeblieben. Diese hatten von der für uns unglücklich ausgefallenen Schlacht vor Dresden Wind bekommen und fingen an, lose Reden zu führen und auf die Türme und Dächer zu klettern, um zu sehen, ob ihre siegreichen Heere nicht heranmarschierten; denn davon hatten sie gemunkelt, daß diese, ihren Napoleon an der Spitze, bald wieder in Schlesien sein würden. Auch waren sie nach der welschen Art, wie sie ist, wenn man ihr nicht den Daumen auf das Auge hält, gegen die deutsche vergessende Gutmütigkeit bald übermütig geworden und hatten in den Häusern schier auf die besten Zimmer als die ihnen behaglichen und gebührenden Quartiere Anspruch gemacht, ja eigenmächtig und wie mit Drohung gegen die Bewohner Reichenbachs angefangen, sich hin und wieder umzuquartieren. Da gingen wir, der Graf und ich, einmal zu dem evangelischen Oberpastor Tiede, einem gebornen Pommer aus Pasewalk, in dessen Hause der Minister Stein gewohnt hatte. Dieser Herr Pastor fing nun an vor dem Grafen über den welschen Übermut zu klagen und namentlich über den bei ihm einquartierten General Puthod und wiederholte ungefähr das Obengesagte, und wie der Schluß immer sei, Napoleon würde uns die kurzen Vorteile bald mit doppelten Zinsen zurückzahlen und in wenigen Wochen wieder an der Oder und Weichsel als Sieger gebieten. Bei diesen Worten erzürnte sich mein Graf und schalt ihn: „Schämt Euch! Ihr dicker, starker Pommer solltet doch wissen, wie man unter solchen Umständen mit solchen Kerlen umgehen muß — das Hausrecht! Wofür wachsen denn Stöcke und Hanf?“ Und er drückte den Hut auf den Kopf und ging eilig mit mir von dannen und grüßte den General Puthod, der uns auf dem Markte begegnete und zuerst den Gruß bot, nicht einmal wieder. Ich ging auf mein Zimmer, sah aber nach einem Viertelstündchen meinen Grafen in voller Kammerherrnuniform, Blau mit Gold, einen Degen an der Seite und Pistolen in

den Taschen, eilends aus der Tür über den Markt in das Kommandantschaftshaus eilen, wo der preußische Kommandant, Oberst Graf Lusi, seinen Sitz hatte. Er kam bald wieder, und wir setzten uns zum Tee. „Ich habe jenem spazzacammino (der Graf war von piemontesischer Art) die Dauben aufgetrieben und ihn Pulver merken lassen; den könnte ich mit mit meinen Landstürmern allenfalls noch überwältigen; er scheint mir auch die Franzosen im Leibe zu haben, daß sie wiederkommen könnten — sie sollen alle fort!" Diese letzten Worte sprach er gar kecklich aus — und kaum waren einige Stunden vergangen, so fuhren Wagen und Karren genug auf, und General und Offizier ward draufgepackt und tiefer nach Oberschlesien hinauf fortgerutscht.

So war mein Graf, so war mein mitten im brennenden Kriege einmal wieder still gewordenes Leben in seiner freundlichen und tapfern Nähe recht vergnüglich. Er ist mir ein treuer Freund geblieben, auch in den spätern Jahren, auch als es mehr um mich zu stürmen anfing, und sein Andenken muß mir heilig sein. Ich habe ihm ohne meine Schuld Mühe gemacht. Dieser feine und helle Mann hatte eine eigentümliche fast hamannische Ader und streute in der Rede und in Briefen nach allen Seiten hin Blitzfunken aus, die nicht immer die Wolken zeigten, woraus sie hervorgeschossen, dunkle, oft wunderbar gestaltete oder verhüllte Bilder und Gleichnisse, wie Leben, Lesen und Einfall des Augenblicks sie ihm eben gaben. Zu seinen Worten, die immer in möglichster Kürze zusammengepreßt und nach allen Ecken mit mehreren Gesichtern ausgeschliffen waren, mußte man seine Miene und Gebärde haben, um zu empfinden, was sie bedeuteten. Spiele aber und Anspiele des Witzes zu unterdrücken war einem solchen Manne platt unmöglich. Er ist wegen Briefen, die man bei mir gefunden, mit in meine Demagogie verwickelt worden, d. h. er ist befragt worden, aber auf das leichteste.

Nach der Leipziger Schlacht hieß mein Herr mich nach Leipzig zu sich kommen. Da fand ich nun auch meinen Friedrich Albert Eichhorn und den Obersten Rühle von Lilienstern und Reil, der als Oberhaupt über den Jammer der vielen Lazarette gestellt war. Er war dem Anschein nach

frisch und gesund, sagte uns aber, er trage das Verderben in sich, habe es in Berlin aus dem Munde eines sterbenden Freundes eingehaucht bekommen und könne es durch kein Mittel austreiben; es liege ihm wie Blei in den Knochen. Ach nur zu wahr! Er ging nach Halle, die Vermählung seiner liebenswürdigsten, ältesten Tochter mit meinem lieben Ernst von Scheele zu feiern — und in wenigen Tagen war er nicht mehr. Das war ein prächtiger Mensch voll überschäumender Kraft und Leidenschaft, der von seinem Feuer Hunderten hätte abgeben können und immer noch genug übrig behalten hätte.

Im November zogen Herrscher und Heere und auch die Verwaltung des Herrn vom Stein in Frankfurt ein. Ich blieb noch in Leipzig. Hier war ein kleines Bild von Wilna, nur mit dem Unterschiede, daß die Stadt nicht verwüstet worden, und daß hier deutsche Menschen lebten. Es lagen 30000 Kranke und Verwundete in Lazaretten, Freunde und Feinde; die Leichenwagen knarrten auch hier täglich durch die Straßen, und viele der Einwohner wurden mit von den Seuchen fortgerafft. Doch ermüdete hier die Menschlichkeit und Wohltätigkeit nimmer, und die Leipziger vergaßen die Ängsten und Nöten und sich selbst und halfen und retteten, soviel sie konnten. Das war auch Deutschland, und das allerbeste Deutschland.

Ich besorgte hier Kleinigkeiten und ließ kleine Flugschriften ausfliegen. An einer derselben erlebte ich Freude, an dem Schriftchen: Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze*). Sie gefiel und scheint mir noch heute eine wohl gefaßte Schrift. Natürlich waren die meisten jener kleinen Schriften, im Strudel der Menschen und Geschäfte geboren, wo man auch das rechte Handwerksgerät selten zur Hand haben konnte, wirklich nichts weiter als fliegende und mit den Winden hinfliegende Blätter. Diese trug mir offenes Lob von dem preußischen Staatskanzler Fürsten Hardenberg ein und Antrag und Versprechen für den preußischen Staatsdienst.

*) S. Bd. 13. (D. H.)

Gleich nach Weihnachten ging ich auch nach Frankfurt am Main, eine böse Straße im Winter über den Inselberg nach Schmalkalden und von da über Würzburg und Aschaffenburg längs dem Main. Denn auf der gewöhnlichen Straße über Fulda war damals wegen Mangel an Pferden gar nicht fortzukommen. Auf der Spitze des Thüringer Waldes stürzte ich auf dem spiegelglatten Schnee- und Eiswege mit Pferden und Wagen auf eine fürchterliche Weise kopfüber, kam aber mit einer tüchtigen Beule und einem wackligen Zahn davon. In der alten heiligen Reichs- und Krönungsstadt fand ich die Stimmung und Ansicht der Guten und Gescheiten so, daß ich mit ihnen nicht zu hadern brauchte. Alles war über die geheimen Punkte des bekannten Vertrags von Ried betroffen worden. Die meisten deutschen Menschen wünschten damals größere Stärkung und Mehrung der Hauptmächte Deutschlands und also ad modum Napoleonis Einziehung mehrerer geringerer Herrschaften. Sie begriffen auch nicht, wie man mit den notwendigen Entschädigungen fertig werden, oder vielmehr, woher man sie nehmen wolle, wenn Napoleons Werk in Deutschland unverrückt stehen bleiben sollte, zumal bei den Friedensanerbietungen, die man selbst nach der gewaltigen Hunnenschlacht bei Leipzig dem Niedergelegten noch machte. Er hatte nämlich bei seiner Flucht eines seiner diplomatischen enfants perdus, den Grafen St. Aignan, zurückbleiben und sich fangen lassen, um durch ihn auf den Busch zu klopfen. Schon zitterten wieder viele treue Herzen, der Teufel werde sein Spiel haben, und man werde den Fuchs wieder durchschlüpfen lassen. Aber wieviel man ihm auch erbot, selbst auf die Gefahr, vergeblich gesiegt zu haben, er konnte und wollte sich sein ganzes Unglück selbst noch nicht klar machen, und sein zerknirschter Stolz wollte sich noch nicht beugen. Folgende Erklärung, die einer amtlichen Erklärung von seiten der erhabenen Herrscher ähnlich sah, hatte man damals den 1. Dezember in Frankfurt mit einer Art Verwunderung in deutscher und französischer Sprache gedruckt gelesen:

„Erklärung.“

„Die französische Regierung hat kürzlich eine neue Aushebung von 300000 Mann aufzubieten beschlossen. Die Beweg-

gründe dieses Senatuskonsults sind eine Aufforderung an die verbündeten Mächte, noch einmal im Angesicht der Welt die Absichten, welche sie im gegenwärtigen Kriege leiten, die Grundsätze, auf welchen ihr Benehmen beruht, ihre Wünsche und ihre Entschlüsse bekanntzumachen. Nicht gegen Frankreich sondern gegen jene laut verkündete Übermacht, welche der Kaiser Napoleon zum Unglück Europas und Frankreichs nur allzulange außerhalb der Grenzen seines Reichs ausgeübt hat, führen die verbündeten Mächte Krieg. Der Sieg hat die verbündeten Heere an den Rhein geführt. Der erste Gebrauch, den auch hier die kaiserlichen und königlichen Majestäten von dem Siege machten, war Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen den Frieden anzubieten. Die neue und verstärkte Kraft, welche sie durch den Beitritt aller Herrscher und Fürsten Deutschlands erhalten haben, hat keinen Einfluß auf die Bedingungen des Friedens gehabt. Diese sind ebensowohl auf die Unabhängigkeit des französischen Reichs als auf die Unabhängigkeit der übrigen Staaten Europas gegründet. Die Absichten der verbündeten Mächte sind gerecht in ihrem Ziele, großmütig und edelmütig in ihrer Anwendung, beruhigend für alle, ehrenvoll für jeden. Die verbündeten Monarchen wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, weil die französische Macht groß und stark eine der Hauptgrundlagen des europäischen Staatsgebäudes ist. Sie wünschen, daß Frankreich glücklich sei, daß der französische Handel wieder auflebe, daß Künste und Wissenschaften, diese Wohltaten des Friedens, wieder aufblühen, weil ein großes Volk nur dann ruhig sein kann, wenn es glücklich ist. Die verbündeten Mächte bestätigen dem französischen Reiche eine Ausdehnung des Gebiets, wie Frankreich sie nimmer unter seinen Königen hatte, weil eine tapfere Nation deswegen nicht herabsinkt, daß sie nun in einem hartnäckigen und blutigen Kampfe, in welchem sie mit gewohnter Tapferkeit gefochten hat, auch Unfälle erlitten. Aber auch die verbündeten Mächte wollen frei, glücklich und ruhig sein. Sie wollen einen Zustand des Friedens, der durch eine weise Verteilung der Macht, durch ein billiges Gleichgewicht ihre Völker künftighin vor den zahllosen Leiden bewahre, welche seit

zwanzig Jahren auf Europa lasteten. Die verbündeten Mächte werden die Waffen nicht niederlegen, ohne diesen großen und wohltätigen Zweck, dieses edle Ziel ihrer Anstrengungen, erreicht zu haben. Sie werden die Waffen nicht niederlegen, bevor der politische Zustand Europas nicht von neuem befestigt sein wird, bevor nicht unwandelbare Grundsätze über eitle Anmaßungen den Sieg davongetragen, bevor nicht endlich heilige Verträge Europa den wahren Frieden versichert haben werden."

In dieser merkwürdigen Erklärung war nicht allein zu den Franzosen gesprochen; es war auch, und gar nicht schräge und seitwärts, zu den Deutschen nicht allein gewinkt sondern auch gesprochen. Sie konnten nach den Verhöhnungen und Schändungen so vieler Jahre, nach den blutig erschöpfenden Anstrengungen und Arbeiten der letzten beiden Jahre sich billig ein wenig verwundern, hier in dieser Erklärung die Gründe nicht etwas besser belegt zu finden, warum die Franzosen zum Glück und Heil Europas denn so groß, mächtig und glücklich sein müßten. Sie hatten von dieser Macht und Größe nun seit drei bösen Jahrhunderten nichts als Trug und Hinterlist und Schmach und Verderben erfahren; sie konnten sich billig wundern, warum bei ihnen, dem Herzenskern des Weltteils, dem Mittelpunkt, der von Gott bestimmt scheint, die Streitenden, welche von Westen und Osten gegeneinander anlaufen wollen, auseinanderzuhalten, nimmer von der Notwendigkeit von Macht, Glück und Größe die Rede sei.

So glücklich war es denn durch Gott wieder geraten, daß Napoleon sich gesträubt hatte, und daß die Heere der Verbündeten endlich über den Rhein gegangen waren. Endlich waren sie einmal in das Land eingerückt, das alle Welsche unter dem Titel das schöne und ruhmvolle Frankreich gleichsam als ein heiliges und unantastbares, als den Sitz aller Kunst, Wissenschaft, Bildung und Schönheit den andern Europäern, den Barbaren möchte man sagen, darzustellen pflegten. Diese Feinen und Feinsten mußten sich nun einmal gefallen lassen, dieses Land nicht allein von den Deutschen, Ungarn und Russen, sondern von Kosaken, Kalmücken und Baschkiren, deren Rosse aus der Wolga und dem Oby getrunken, bestampfen zu lassen. Doch gingen inmitten der

Züge und Gefechte die Unterhandlungen mit Napoleon immer noch fort und wurden den 3. Februar des Jahres 1814 zu Chatillon wieder neu eröffnet. Wir diesseits des Rheins zitterten daher immer noch vor bösen Friedensnachrichten; kleine Wechselfälle der Schlachten erschreckten uns nicht, sondern wir fürchteten die welschen Fuchslisten, und ob es ihnen nicht gelingen würde, das Gewebe, welches Liebe und Eintracht jetzt glücklich und fest um die Monarchen geschlungen zu haben schien, irgendwie und irgendwo zu lockern. Aber gottlob! Napoleon ward durch einzelne kleine Erfolge zu neuen Hoffnungen verleitet, und die Herrscher konnten immer klarer erblicken, daß er durch Unterhandlungen nur hinzuhalten und Zeit zu gewinnen suchte. Aber das beste war, daß die Friedensbedingungen nun immer härter gestellt wurden, und daß nicht bloß mehr sein Stolz sondern vielleicht auch seine Sicherheit auf das Spiel gesetzt ward, wenn er durch irgend ungewöhnliche Zugeständnisse, z. B. durch Übergebung und Besetzung der Hauptfesten und Schlüssel Frankreichs (Mainz, Antwerpen, Lille, Metz, Straßburg) sich besiegt und entwaffnet bekennen mußte. Zwar schrien die Franzosen, als das Unglück und die Not, welche ihr Übermut so viele Jahre über die Nachbarn gebracht hatte, nun an ihre Tore klopfte, Frieden! Frieden! aber Napoleon kannte sein Volk. Wie sie ihre Untaten und Grausamkeiten gegen andere Völker zuletzt alle auf ihn zusammenwarfen, so würden sie ihre Demütigung als seine einzige Verschuldung auf ihn abgelagert haben — und ein Emporkömmling ist dem nicht so gewachsen als ein Fürst aus altem Königsstamm. Er hat selbst später bekannt: Ich hätte anders herrschen und anderes wagen können, wenn ich mein Enkel gewesen wäre.

Also beide, Stolz und Eigensucht, retteten diesmal Europa. Er hat sich übrigens im Januar dieses Jahres 1814 prächtig ausgesprochen, als im französischen Unterhause, was sie damals le Corps législatif nannten, Lainé und Raynouard endlich gewagt hatten, über das für Frankreich gefährlich fortgesetzte Würfelspiel des Kriegs frei den Mund zu öffnen, und als diese Mundöffnung in die Adresse jenes Unterhauses an Napoleon überging. Das kam ihm, vor welchem alles nun

zehn Jahre und länger im Staube gekrochen war, ganz ungewohnt; er ergrimmte und jagte sie auseinander und antwortete aus seinem Zorn in seiner Weise so schön, daß diese charakteristische Antwort hier stehen muß.

„Ich habe den Abdruck Eurer Adresse verboten; sie war aufrührerisch. Elf Zwölftel des gesetzgebenden Körpers bestehen aus guten Bürgern; ich kenne sie und habe Achtung für sie. Das letzte Zwölftel enthält Ränkeschmiede oder schlechte Bürger, und Eure Kommission befindet sich unter dieser Zahl. Lainé ist ein Verräter, welcher durch Vermittelung des Deseze mit dem Prinzregenten briefwechselt. Ich weiß es, ich habe Beweise davon. Die vier andern sind Rottensüchtige. Dieses Zwölftel besteht aus Leuten, welche die Anarchie wollen und den Girondisten ähnlich sind. Wohin hat ein solches Betragen Vergniaud und die andern Häupter gebracht? Auf die Henkerbühne. Nicht in diesem Augenblicke, wo man den Feind von unsern Grenzen vertreiben muß, soll man von mir eine Änderung in der Verfassung verlangen. Man muß das Beispiel des Elsaß, der Grafschaft Burgund und der Vogesen nachahmen. Dort wenden die Einwohner sich an mich, um Waffen zu erhalten, und daß ich ihnen Anführer für die Freischaren zukommen lassen soll. Auch habe ich Adjutanten hingeschickt. Ihr seid nicht Stellvertreter der Nation, sondern Sendboten der Departements. Ich habe Euch versammelt, um Trost von Euch zu erhalten; nicht daß es mir an Mut fehlte, sondern ich hoffte, der gesetzgebende Körper würde mir denselben noch vermehren. Statt dessen hat er mich getäuscht; statt des Guten, was ich von ihm erwartete, hat er Schaden getan: kleinen Schaden zwar, indessen nur darum, weil er keinen großen tun konnte. Ihr sucht in Eurer Adresse den Herrscher von der Nation zu trennen. Ich allein bin der wahre Stellvertreter des Volks; und wer von Euch vermöchte wohl diese Last auf sich zu nehmen? Der Thron ist nur ein Ding von Holz mit Sammet überzogen. Ich allein bin der wahre Stellvertreter des Volks. Wenn ich mich nach Euch richten wollte, so würde ich dem Feinde mehr abtreten, als er selbst von mir verlangt. In einem Viertel-

jahr sollt Ihr Frieden haben, oder ich will untergehen. Allein gegenwärtig muß man Kraft zeigen. Ich werde die Feinde aufsuchen, und wir werden sie schlagen. Der Augenblick, in welchem Hüningen bombardiert und Belfort angegriffen wird, ist nicht der rechte, um über die Verfassung des Reichs und den Mißbrauch der Staatsgewalt Klagen zu führen. Der gesetzgebende Körper macht nur einen Teil des Staats aus: er kommt nicht einmal mit dem Senat und dem Staatsrat in Vergleichung. Ich stehe darum an der Spitze der Nation, weil Euch die dermalige Staatsverfassung so recht ist. Sollte Frankreich eine andere Verfassung verlangen, welche mir nicht recht wäre, so würde ich sagen: Sucht Euch einen andern Herrscher. Die Feinde sind gegen mich noch mehr als gegen Frankreich erbittert; allein soll ich mir darum die Zerstückelung des Reichs erlauben? Opfere ich nicht meinen Stolz und mein Selbstgefühl auf, um Frieden zu erlangen? Ja, ich bin stolz, weil ich Mut besitze, ich bin stolz, weil ich große Dinge für Frankreich getan habe. Eure Adresse ist mein und des gesetzgebenden Körpers unwürdig, und ich werde sie dereinst drucken lassen, um den gesetzgebenden Körper und die Nation zu beschämen. Kehrt in Eure Heimat zurück. Selbst vorausgesetzt, ich hätte unrecht, steht es Euch nicht zu, mir darüber Vorwürfe zu machen. Übrigens bedarf Frankreich mein mehr, als ich Frankreichs bedarf."

Die Verbündeten kamen nach blutigen Schlachten nach Paris; Napoleon ward entthront und ließ sich ganz zahm nach der Insel Elba abführen. Die Bourbons bestiegen den Thron ihrer Väter. Was soll ich, was alle Deutsche damals empfunden haben, was alle wissen, hier weiter berühren? Talleyrand war sogleich voran da und nahm den Kaiser Alexander in Empfang; ja er nahm ihn gefangen, er nicht allein sondern die Franzosen, sondern die Pariser. Wie knirschten die preußischen Krieger, wie die Österreicher, daß sie vor den Toren und in den Straßen von Paris hungern und dursten mußten, daß ihnen nicht einmal Quartier vergönnt ward in dieser Hauptstadt der gesitteten Welt, wie die Welschen sie nennen, sie, die Berlin und Wien und die grausam und hinterlistig berechneten Mißhandlungen so vieler Jahre fühlten!

Doch sollen wir nicht vergessen, daß wir es vorzüglich Alexanders Beharrlichkeit verdankten, daß wir nach Paris kamen. Durch ihn haben wir Paris erobert, aber so wie er in ihre Tore eintritt, hatte Paris ihn schon erobert. Frankreich behielt den Raub der Länder und leistete auch nicht die geringste Entschädigung und Vergütung; doch brannte es die Hoffart tief, daß sie die meisten Eroberungen und Einziehungen wieder herausgeben mußten. Dies ist das Glück der Welschen, der allgemeine Gebrauch ihrer Sprache als einer Weltsprache und was sich an diesen Gebrauch bei allen Verhandlungen von Vorteilen und Hilfsmitteln knüpft, und was durch die Erziehung und Unterweisung in derselben fast als Sitte und Art zu ihrer Gunst in die Gemüter sich einschleicht, ja einschmeichelt. Kaiser Alexander, wenn man ihn nicht als Russen betrachtet, war sowohl von Vater als Mutter her fast ein deutscher Fürst; die Deutschen sind es vor allen andern europäischen Völkern, welche das russische Volk zur europäischen Bildung mit emporgehoben und aus dem Groben gearbeitet haben; er hatte mehr als eine Million deutscher Untertanen — aber der Zar war erzogen, als wenn er künftig Franzosen beherrschen sollte; sein Lehrer und Meister war ein schweizerischer Welscher. Dieser und Talleyrand und was ihn in Paris sogleich umfloß, ja überschwemmte, flüsterten ihm zu: „Gnade! Gnade! und Huld den Franzosen gegenüber! Sie sind die Überlieferer der Geschichte für künftige Geschlechter; haben Alexander von Mazedonien und Rom Ilium geehrt und geschont wegen Homers, so schone und ehre du Paris wegen des gebildetsten und wissenschaftlichsten Volks, ohne welches wir alle noch Barbaren sein würden."

Ich war den ganzen Winter in Frankfurt geblieben und dann nach Koblenz gegangen, weil der Minister meinte, ich könne in der Verwaltung des Mittelrheins unter Gruner irgendwie eine schickliche Anstellung finden. Daraus ward aber nichts, weil diese Verwaltung sich nach dem Pariser Frieden bald in verschiedene Teile auflöste und ganz anders gestaltete, als anfangs die Meinung gewesen war*). Einen Teil des

*) Gruner, der damals an der Spitze des Generalgouvernements Mittelrhein stand, ernannte Arndt am 22. Mai 1814 zum Gouvernementsrat und

Sommers und Herbstes benutzte ich, die rheinischen Lande, worüber und wodurch ich bisher nur hingeflogen und durchgeflogen war, näher zu erkunden*). Ich sah den Oberrhein, ich sah Straßburg ein paarmal, versteht sich im strengsten Inkognito. Welches Land! Welche Stadt! Und wir haben sie nicht wiedergenommen und behalten? Aber, sagt man, sie würden sich schwer zu uns gefügt haben? Freilich, nicht so bald: aber muß sich denn nicht alles gewöhnen? Haben die übrigen Rheinlande, die freilich nur zwölf bis fünfzehn Jahre von den Franzosen besetzt oder beherrscht waren, sich nicht gewissermaßen auch wieder an Deutschland und an ihre deutschen Brüder gewöhnen müssen? Elsaß ist dem größten Teile nach hundertundfünfzig, ja beinahe zweihundert Jahre mit Frankreich vereinigt. Noch bis heute herrscht die Sprache und Sitte Teuts bei ihnen, doch empfinden wenige von ihnen, was sie verloren haben, daß sie nicht ganz mit den Pulsadern des ganzen, großen deutschen Volks ihr Leben pulsieren fühlen. Das ist die geistige Weltverkehrung, wenn ein Volk von einem größeren, fremdartigen Volke beherrscht wird, daß die Elemente seines eigenen, innersten Lebens sich matter regen und schlechter entwickeln, und daß es sich die Elemente der fremdartigen Nation nur kümmerlich aneignen kann. Wird und kann ein deutscher Elsässer jemals im französischen Wesen und Geist ein Mann des ersten Ranges in der französischen Monarchie werden? Ich zweifle. — Aber, sagt man ferner, man wollte den Revolutionsgeist in Frankreich töten, man wollte die Franzosen befriedigen, beruhigen — und wie würde man sie erbittert haben, wenn man ihnen das Elsaß und alles, was diesseits des Ardennenkamms liegt, abgenommen hätte! O! O! Meint ihr, sie seien uns Deutschen dankbar für unsre Blödigkeit zuzugreifen? Sie seien nicht erbittert, daß sie endlich die verdiente Staupe gekriegt haben? Wo ist der

übertrug ihm das Fach des Kultus und Unterrichts, doch trat Arndt diese Stellung nicht an, wahrscheinlich weil er bereits begründete Hoffnung auf Anstellung in preußischem Dienst hatte. (D. H.) *) Im April und Mai hatte Arndt eine Reise nach dem Niederrhein (Koblenz, Köln, Aachen, Düsseldorf, Elberfeld) gemacht, im Juni und Juli weilte er wieder in Frankfurt, und im August besuchte er Baden und Elsaß-Lothringen. (D. H.)

Franzose, der nicht flucht, daß die Leute in Antwerpen, Köln und Mainz vor ihm als dem Herrn den Hut nicht abnehmen müssen? Wo ist von Chateaubriand bis de Lamartine, bis auf den dümmsten Korporal ein Franzose, der nicht sagte: „Aber der Rhein, das ist Frankreichs natürliche Grenze; was diesseits des Rheins liegt, das ist Frankreich, das muß bei der ersten besten Gelegenheit wiedergewonnen werden?" O mit welchen Gefühlen, mit welchen Gefühlen von Wonne und Weh über all diese Schönheit und Herrlichkeit, und daß diese nicht wieder unser geworden sind, bin ich in Straßburg auf dem hohen Münster gestanden und habe im Osten den Schwarzwald, im Süden den Jura, im Westen den Vogesus vor mir sich bläuen sehen! Eine herrliche Stadt, und die Menschen darin wie deutsch noch! Wie leicht erkenntlich die echte, schlichte, deutsche Art von der mehr verzierten und beweglichen welschen! Und welche schönen, kräftigen Bauerngeschlechter in diesem herrlichen Rheintal! Es sind Alemannen — die Heftigkeit, der Ungestüm der Leidenschaften, der kurze, gestoßene Akzent in der Sprache, die Fülle der Herzigkeit und Gradheit, ja selbst die Grobheit sagt es. Dieser Stamm, freilich hin und wieder mit andern Stämmen durchschossen und etwas verdünnt, läuft nach meiner Überzeugung, wenn ich die Sprache, noch mehr wenn ich die Sitten und Gestalten der Menschen erwäge, über den Hunsrück und die Mosel hinaus bis in die Eifel und östlich bis ans Maifeld bei Andernach; so daß es an einigen Stellen nicht fern von der Aar abbricht. Weiter gegen Westen wird die Sprache auf jede fünf Meilen hin immer träger, tonloser und plattdeutscher. Der Bauer um Köln, der im Jülicher, Klever, Limburger Lande, ja der in Brabant und Flandern spricht mit kleinen Abweichungen im Grunde denselben Dialekt, wenigstens nicht abweichender als in Norddeutschland der Braunschweiger, Holsteiner, Pommer und Brandenburger voneinander abweichen. Das Fazit: dies sind größtenteils Franken. In diesen Landen waren die Sitze der ripuarischen und salischen Franken; sie sind nicht ausgewandert; ihre Fürsten haben nur mit ihrem freiwilligen Gefolge Gallien erobert — wie sollten sie auch so herrliches, von den prächtigsten Strömen bewässertes, mit jedem

Naturreichtum und seltenster Fruchtbarkeit begabtes und gesegnetes Land für ein schlechteres verlassen haben? Und wer hätte ihnen, wären sie mit Mann und Maus ausgezogen, nachrücken sollen und die von ihnen verlassenen Lande besetzen? Etwa die Sachsen, ihre Erbfeinde? Wir wissen, nichts dergleichen ist geschehen. Ihre Eroberung Galliens fällt in eine geschichtlich beleuchtete Zeit. Und es blieb das deutsche Frankreich, Austrasien genannt, noch vier Jahrhunderte die Kraft und Macht ihres Reichs. Aber mit den Sachsen, welche nachher ihre grimmigsten Feinde hießen, sind sie verwandt gewesen, sehr nahe verwandt. Das zeigt bis auf den heutigen Tag ihre ganze Art und Sprache. Waren die Franken ursprünglich ein besonderer Stamm? Ich glaube es nicht. Der Name Franke ist als Bundesname entstanden; die Masse, woraus das Frankenvolk gebildet worden, muß aus sächsischen Völkerschaften zusammengeballt sein — es werden ja auch in der römischen Kaisergeschichte des dritten, vierten Jahrhunderts in den Kriegen der Römer am linken Rheinufer viele sächsische Völkerschaften genannt in eben der Gegend, wo die Stärke der Franken wohnte. Die wohnte aber in den Gauen zwischen Mosel und Maas und jenseits der Maas bis an die Grenzen der Friesen, die mehr in den Marschlanden längs des Meeres und um den Südersee von dem Ausfluß der Maas bis über die Elbe hinaus und bis in die Zimbrische Halbinsel hinein saßen. Auch in den Schilderungen, welche Freund und Feind vom vierten bis neunten Jahrhundert von ihnen entwerfen, werden Sachsen und Franken in vielen Beziehungen ähnlich gezeichnet: Hartnäckigkeit, Wildheit, ja Grausamkeit und eine fürchterliche Greulichkeit hatten nach allen Beschreibungen die Franken in jenen Tagen vielleicht vor den Sachsen voraus. Ihnen gegenüber erschienen die Goten und Langobarden viel menschlicher, milder und ritterlicher. Wenigstens der Franke in Gallien ward, von dem verdorbenen, verknechteten und romanisierten Gallier angesteckt, bald ebenso listig und treulos als tapfer und grausam.

Welche glückliche, ja welche selige Augenblicke habe ich bei jenen Streifzügen und Durchflügen durch die Lande durchlebt! Wieviele edle deutsche Menschen, damals alle von der

Glut unendlicher Hoffnungen durchhaucht, sind mir begegnet! In Worms und Speier, in Baden, im Schwarzwald, selbst im Elsaß begegnet! Schon in Frankfurt hatte ich Elsässer getroffen — ich traf durch ihre Anweisungen ihnen ähnliche in Straßburg — welche sagten: „Wir sind Deutsche, und viele von uns möchten wieder deutsch werden, aber uns mit einem kleinen Fürstentum zusammenlöten, das würde nicht halten; schafft etwas Größeres, sonst bleiben wir lieber, wie wir sind.“ Ich kam nach Köln, nach Düsseldorf, sah Friedrich Jacobis wackern Sohn Georg in dem großväterlichen Pempelfort; ich kam in die Berge, ja recht in die Berge des Herzogtums Berg. Hier lächerte mir's, als ich fast alles auf Pferderücken erblickte. Das kam mir fast vor wie in dem schwedischen Jemtland. Wie mag es hier galoppiert haben, als noch gar keine geschütteten Straßen hier waren, als man kaum auf zwei, geschweige auf vier Rädern durch die Bergrisse und Talgeklüfte gelangen konnte! Es lächerte mir's wegen einer philologischen Schnurre, die ich in einem Kommentar über Tacitus' Germanien irgendwo gelesen habe: Die Tenkterer, welche Tacitus in dieser Gegend als vortreffliche Reiter gemeldet, sollten ihren Namen von dem Trompetenton Tenk-ter-tenk-tenk erhalten haben, gerade wie ein Römer der blutigsten Feldschlacht, welche Germanikus und Arminius an der Weser miteinander hielten, den Namen die Schlacht bei Idistavisus gegeben haben soll, indem er von einem Deutschen et is a Wise auf seine Frage nach dem Namen der Stelle zur Antwort bekommen habe. Ich kam in den Bergen von Elberfeld über Solingen nach Remscheid, nicht zu Roß noch zu Wagen sondern zu Fuß, mit einem Wegweiser von Elberfeld, der mein Gepäck trug. Jahn war mit mir, der Obermeister der Turner, so jung noch, daß er in Greifswald mein Zuhörer gewesen; er war mit mir von Koblenz, wo ich ihn traf, rheinabwärts gezogen. Wir kehrten in Ehringhausen in einem Patriarchenhause ein, wo ich von jenem Tage an nun seit einem Vierteljahrhundert Einkehr gehalten habe und Einkehr halten werde, bis der Tod mir die Augen vernebelt. In Remscheid, Ehringhausen und ringsum wohnen mehrere Männer des Namens Hasenclever. Hier in Ehringhausen wohnten damals drei

Brüder — der älteste, Bernhard, ist seitdem heimgegangen — Bernhard, David und Josua. Weil das Alte Testament in den Namen so vorherrschte und auch wohl wegen der treuen, patriarchalischen Haussitten habe ich meinen lieben, freundlichen Freund Bernhard ganz unbewußt, bis ich mich eines Bessern besann, oft Abraham genannt. So stempelte ich ihn, was er in der Tat war, zu einem rechten, frommen Patriarchenpapa. Dies war ein echtes deutsches Geschlecht, welchem in jenen Tagen des Siegs und der Freiheit das Herz hoch in die Brust hinaufschlug. Meinen David hatte ich im Winter schon in Frankfurt gesehen. Er war damals Feldhauptmann der Tenkterer in den Bergen, des Landsturms nämlich. Seine Frau eine edle Frankfurterin, Georg Schlossers würdige Tochter. Wer verehrte eine solche Frau nicht gern als Königin David? Mit diesen und mit ihnen ähnlichen Menschen war es eine Lust zu leben und von ihnen über Land, Art, Sitte der Menschen sich Auskunft und Kenntnis zu holen. Der Landsturm meines Königs David würde, wenn die Not bis an ihn gekommen wäre, wohl feuerfester gestanden sein, als die Webergesellen meines lieben Grafen Geßler. Diese mannhaften und kernigen Tenkterer, gewohnt das Eisen durch Feuer zu bändigen, würden im Feuerspritzen und Schlachtenhämmern gleichsam in ihrem Element gewesen sein. Auch hatte sich hier in den Bergen begeben, daß bei den Gerüchten von den französischen Niederlagen in Rußland und Polen hier viele in zu frühem Aufstand sich erhoben hatten; was mehreren Jünglingen Verderben gebracht.

Um die Mitte des Monats Junius dieses Jahrs 1814 war der Minister vom Stein aus Paris nach Frankfurt zurückgekommen, wo er ungefähr sechs bis acht Wochen weilte. Acht Tage lang sahen wir dort den für Deutschland begeisterten Kronprinzen von Bayern in dem Steinschen Garten vor dem Eschenheimer Tor fast immer die Abende beim Teetisch. Dort sah ich auch zuerst den Fürsten von Hardenberg*), der mir seine früheren Versprechungen wiederholte und mir seit diesem Herbst

*) Hardenbergs Tagebuch 15. Juli 1814: Chez Stein à son jardin; ibi Arndt. (D. H.)

das Gehalt, das ich bisher aus der Kasse der Zentralverwaltung genossen hatte, bis zu meiner ordentlichen Anstellung im preußischen Staate bewilligte. Von Frankfurt ging Stein auf seine Güter in Nassau. Dort war ich im August einige Tage. Es war ein prächtiges Leben dort, vorzüglich durch eine edle Frau, welche ich wiedersah und jetzt erst recht kennen lernte. Dies war seine ältere Schwester, Fräulein vom Stein, damals Priorin des freien adligen Fräuleinstifts zu Homburg*) in Hessen. Ich hatte sie im Frühling schon kennen gelernt auf einer Landreise von Frankfurt nach Koblenz, wo ich sie in Dietz traf. Das war ein Mensch! so pflegte die selige Doktorin Lüdecke in Stockholm, eine tapfre Schwäbin aus Augsburg, immer auszurufen, wenn sie jemand besonders loben wollte. Ja das war ein Mensch! ein ganz kleines, feines, etwas verwachsenes Persönchen, schon über sechzig Jahr alt, mit einem schneeweißen Köpfchen. Aber ihr Gesichtchen war leuchtend, und die schönsten, blauen Augen funkelten als Sterne darin. Man mochte sagen, sie war ganz das Ebenbild ihres Bruders, des Ministers, dasselbe Gesicht, dieselben Züge, nur alles feiner und kürzer, alles besonnener und milder, wie das Weib neben dem Manne sein soll; dieselbe Kürze und Gewandtheit in der Rede, derselbe unbewußte Witz, fast noch mehr Geist. Doch bei dem Worte Geist erschrecke ich, weil sich darunter oft ein Bastard- oder gar ein Kastratengeschlecht versteckt, wovon ich eben nicht viel halte. Weiber haben mehr Klarheit, haben mehr Besonnenheit und, wenn sie wirklich Geist haben, leicht mehr Bestimmtheit und Spitzigkeit als Männer. Vielleicht hatte sie wirklich mehr Geist als ihr Bruder; aber was Herr von Varnhagen auch sagen mag, welcher in ihm keinen Geist bemerkt haben will**), ich denke, er hatte davon, und zwar solcher Art, wovon er manchen spitzigen und spitzelnden armen

*) Homberg, ein zwischen Marburg und Kassel gelegenes Städtchen. (D. H.)

**) Varnhagen von Ense hatte Stein in einer Rezension von dessen „Briefen an Gagern“ spekulativen Geist abgesprochen. In einer Besprechung von Arndts „Erinnerungen“ rechtfertigt er sich gegen den Vorwurf, als ob er Steins Größe nicht in vollem Maße anerkenne (Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften VI, 356—72, Lpz. 1842). (D. H.)

Sündern zur Genüge hätte abgeben können, ohne daß er darum daran verarmt wäre. Es gibt aber viele, welche die Kraft und Einfalt, wodurch der Geist in einem großen Charakter untergeht und sich in Mut und Demut und Glauben versenkend selbst unscheinbar wird aber den rechten Männerstahl der Tugend und Tatkraft macht, nimmer begreifen können. Es heißt im Sprichwort fulmine, non grandine, wie soll aber ein sogenannter geistreicher armer Teufel begreifen, daß man mit einem tüchtigen Keulenkopf viel wirksamer schlägt und trifft, als wenn man ihn in hundert kleine Speerspitzen ausgeschnitzelt hätte? Kurz, sie war geistreich, sie war aber auch kenntnisreich und gelehrt und wußte die vaterländische Geschichte und die alten deutschen Ordnungen und Verfassungen nicht bloß auf dem Nagel, sondern im Herzen. Rührend war es, wie sie neben dem Bruder stand, und wie die reißende Gewalt seiner Lebendigkeit allein vor ihr in stillen Ufern hinfloß. Bekannt ist, daß sie in den deutschen Aufruhr des Jahrs 1809 verwickelt und als eine Staatsgefangene von den Franzosen weggeschleppt und eingekerkert worden. Sie hatte, verlautete es, dem Ritter von Dörnberg eine Fahne gestickt und eingesegnet*). Sie war im Umgange höchst heiter und liebenswürdig. Das war auch die Gemahlin des Ministers, eine Tochter des weiland kurbraunschweigischen Generalfeldmarschalls Reichsgrafen von Wallmoden, eine schöne, stattliche Frau, aber bei großer Milde mehr ernst und ruhig. Wir erlebten damals eine königliche Geschichte in Nassau. Ich erzähle sie hier:

Der Hetman Platow nebst noch einem russischen General waren in Nassau zu Mittage. Nach Tische ging alles, die Priorin und die beiden noch nicht erwachsenen Töchter des Ministers mit, auf die Burg Stein spazieren. Da hatte es ein eignes Spiel. Ein alter Maurermeister im Städtchen

---

*) Marianne vom Stein, Dechantin des Damenstifts Wallenstein in Homberg, spielte allerdings bei dem Dörnbergschen Aufstand eine leitende Rolle, doch war die Fahne nicht von ihr gestickt, sondern von einem Fräulein v. Baumbach, die dem Stift nicht angehörte (Pertz, Stein II, 409—12; Kleinschmidt, Das Damenstift Wallenstein zu Homberg unter Jérôme in Zeitschrift für hess. Geschichte und Landeskunde, Neue Folge, 15. Bd. Kassel 1890). (D. H.)

Nassau, der vor längst verschollenen Jahren mit dem Freiherrn Kinderspiele gespielt und sich immer als ein Ergebener zum Freiherrlichen Hause gehalten hatte, war auf den Einfall gekommen, an den Gängen, welche auf der Höhe und an den Wiesen hin durch den Park des Steinschen Berges laufen, wirklich und bildlich durch die künstlichsten und wunderlichsten Zusammensetzungen von Steinen, Moosen, Blumen und Büschen die Taten und Leiden der russischen Feldzüge, den Brand von Moskau, den Rückzug der Franzosen, die Leipziger Schlacht usw. abzubilden. Da war denn auch Steins Namen und Wappen und ein wohlverdienter Kranz hie und da abgebildet. Der alte Herr hatte schon von dieser Transfiguration gehört und finster dazu gesehen. Nun als er es wirklich erblickte, geriet er in Zorn und wollte alles sogleich wegschaffen lassen, alle die schöne, kunstreiche und mühsame Arbeit, worauf der fromme und dankbare alte Meister vielleicht die Feierstunden einiger Wochen verwandt hatte. Die gute Priorin war außer sich, wagte aber nicht, sich gegen zu legen, seufzte nur: „Ach! der arme Mann!“ Sie kriegte mich nun auf, bald kamen noch andere Gäste, welche vorstellen und bitten helfen mußten; und wir brachten es dahin, daß der alte Herr freilich verdrießlich wegging mit den Worten: „Die Leute könnten glauben, ich wäre ein kindischer Narr geworden und bildete mir ein, die Welt erobert zu haben“ — aber er erlaubte endlich doch, daß Wind und Wetter die Kunstwerke des alten Mannes zerstören durften.

Er ging bald darauf (im September) nach Wien, und ich trat gegen das Ende des Oktobers meine Wanderung nach Berlin an. Glückselig, daß ich, meinen Säbel an der Seite und meinen Stock in der Hand, meine Füße gebrauchen durfte. O es geht keine Lust und Freiheit über die Lust und Freiheit des Fußgängers; und wer die Sitten, Arten und Weisen der Menschen und Völker recht erkunden will, soll, wo Wüsten und Räuber es ihm nicht verbieten, nimmer anders pilgern. Wer in Kutschen mit Vieren dahergefahren kommt, schließt den Leuten den Mund oder öffnet ihn nur dem Lügner oder Schmeichler; dem Fußgänger aber gehört die Welt, er ist des Bauers und Bürgers Gleicher, und jeder steht ihm Rede und

gewinnt ihm Rede ab, und so wird ihm auch die Lust, durch die Gefühle und Gedanken der Menschen frei durchzuspazieren. Dazu kommt, daß, wer mit einem Viergespann oder Sechsgespann einherkutschiert, schon dem einen großen, gebildeten, europäischen Volke angehört, welches bei aller Verschiedenheit der einzelnen Völker eine so große Einerleiheit gewonnen hat, daß die an der Tiber und Newa, an dem Tajo und an der Elbe gebornen Vornehmen und Gebildeten durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Sitte und des Tons sich so abgeschliffen haben, daß man das ursprüngliche Naturgepräge oft kaum im dünnen Durchschein noch erkennt. Ich wanderte denn durch die Wetterau und Hessen und Westfalen lustig hin, besah mir den Teutoburger Wald und die Porta Westphalica und lebte einige fröhliche Tage mit dem wackern, alten, deutschen Hessen Dr. Faust in Bückeburg: dann ging es über Hannover, Braunschweig und Magdeburg fröhlich weiter. Fröhlich, doch, wie es der Herbst häufig mit sich bringt, zuweilen im brausenden Regen. Ich konnte noch alle Wechsel und Unbilden des Wetters ertragen. Hier machte ich eine Bemerkung, die mir auffiel, und die ich für die Herren Chemiker und Physiker zur Nachricht hieher setze: Ich war gewohnt, geschwind wie ein feuriges Roß zu pilgern, so daß ich auch im Herbst wohl mit Schweiß bedeckt ward. Da fühlte ich nun, sowie ich ungewöhnlich erwarmte, in der linken Lende da, wo die eiserne Säbelscheide anschlug, ein fliegendes Prickeln in der Haut, als ob ich mit Nadeln gestochen würde. Ich habe dieses Prickeln an derselben Stelle noch einige Wochen nach der Wanderung gefühlt. Ich meine nach meiner Ansicht, es war bei dem damals noch kräftigen Manne viel Eisen im Blut, und durch die Wärme wurden beide Metalle gereizt, ihren magnetischen Zug gegeneinander zu offenbaren.

Im Werder vor Potsdam begegnete mir ein romantisches Glück. Ich kam dort spät abends an, durchnäßt, ermüdet, überwacht, suchte den schwarzen Adler zum Nachtquartier, erhielt so schlechtes Abendessen und so säuerlichen Wein, daß ich meine Lippen verdrießlich zusammenkniff und mich nüchtern in ein kaltes Bett legte. Hier erschien mir ganz Mexiko im Traum. Ich habe von bildlichen Blumengeweben der Dicht=

kunst bei Mexikanern und Peruvianern wohl hin und wieder gelesen, auch von allerlei hieroglyphischen orientalischen Blumensprachen, aber nimmer habe ich mich in die Vorstellung und Nachbildung derselben so vertieft, daß sie in meiner Phantasie eine Gestalt hätten gewinnen können. Nun aber hatte ich gewiß stundenlang — wenn ich den Inhalt berechne — die allerlustigsten Blumenbilderungen von den buntesten Gestalten und Begebenheiten. Vergangenes und Gegenwärtiges, Zukünftiges und dem Scheine nach noch ganz Überweltliches zauberte sich dort in lieblichsten Wechseln von Blumenbildern, und zwar von sprechenden und weissagenden Blumenbildern ab; so daß ich in meinem schlechten Bette das entzückendste Erwachen hatte. Was ist dies? Woher dieses lieblichste in den mannigfaltigsten Farben und Tönen wechselnde Blumenmexiko? Oder bin ich schon einmal in mexikanischen Blumengeweben verstrickt gewesen? Überhaupt wer sind diese wundersamen Spieler der Nacht, wo unser Geist, der alles unser Spiel regieren sollte, mitzuschlummern scheint? Was sind das für kleine, bunte Götzen, die in unsrer Herzenskapelle in verborgenen Nischen versteckt liegen und in dem dunklen Traumleben solche wunderbare Gestalten und Nachbildungen nicht nur des in Tat oder Gefühl Erlebten sondern Vorbildungen des Künftigen und Ungebornen hervorbringen? Was sind das für Götter oder Götzchen, die uns eine künftige Geliebte, einen künftigen Herzensfreund schon im Abbilde vorzaubern? Oder tragen unsre innersten, edelsten Organe die Urbilder jener Nachahmungen der Natur so in sich, daß wir, wenn sie uns im Leben erscheinen, uns gleichsam mit magnetischer Gewalt zu ihnen hinreißen und sie lieben müssen? Genug, ich stand glückselig auf und habe die anmutigsten Bilder noch nicht vergessen; fröhlich schlürfte ich meinen dünnen, gelben Kaffee ein und wanderte auf die Residenzstadt Potsdam und hielt auf halbem Wege nach Berlin an der Stelle, wo ganz hart an der Heerstraße ein Busen des großen Havelmeers anspült, in einem ganz stattlichen Gasthause mein Mittagsessen. Dies war die Stelle, wo der genialische Heinrich von Kleist, den ich im Winter 1809 während meines Inkognito in Berlin oft mit Freuden gesehen hatte, sich unten am See mit einer älteren

Dame durch einen gegenseitigen Schuß entleibte. Ich ließ mir den Fleck zeigen, wo sie gefallen waren; die Bäume standen ruhig da, das Gras wuchs saftig und grün, sogar einige Stengelchen Quendel konnte ich mir noch pflücken. In der Stube, wo ich mein Mittagsmahl hielt, saß ein junger Offizier mit einer sehr hübschen, blauäugigen Blondine, wie ich mit dem Essen beschäftigt. Diese beiden sahen nicht aus, als die da aus dem Leibe herauszuspringen meinten. Sie nahmen ihren Weg bald gegen Süden und ich den meinigen gegen Norden. In der Abenddämmerung war ich in meines lieben Reimers gastlichem Hause, wo ich später ein weicheres Bett aber ohne mexikanische Blumengespräche hatte.

Ich lebte diesen Herbst 1814 und den Winter 1815 in Berlin. Ich gehörte diesem Staate jetzt an. Nachdem ich von meiner schwedischen Sonderheit (Partikularismus) und fast auch von jeglicher deutschen Sonderheit geheilt worden, fand ich mich ungefähr in der Lage des starken Sankt Christoffel, der auf die Wanderung ausging, sich einen Herrn zu suchen. Ach, wer hatte in den Jahren 1810 und 1811 denn noch einen deutschen Herrn? Einer war der Herr über alle geworden. Als dieser Stolze aber anfing zu wanken, als das scythische Eis und Schnee und die Rippenstöße der Kosakenlanzen den Koloß bearbeiteten, da konnte man sich umschauen. Ich hatte früher manches Sonderheitsgefühl gegen die Preußen gehabt; selbst mein alter Herr hoffte im Anfang des Jahrs 1813 nicht soviel von den Preußen, als er gesollt hätte. Er gedachte noch des Kampfes von 1809, des stolzen Riesenkampfes, wo Österreich mit den edelsten Wunden nur unterlegen war, nein nicht unterlegen — wo es den schlimmen Frieden hatte unterzeichnen müssen, weil es zuletzt nicht nur allein gelassen sondern zum Übermaß des betörten und betörenden Jammers vom Osten her sogar von den Russen angegriffen ward. Als nun aber der alte preußische Donner und Blitz alles aufschütterte, als die Siege von der Wahlstatt, von Dennewitz, Wartenburg und Leipzig wie Lichtstreifen des Ruhms jenem Blitz nachzitterten, da glaubte ich einen Herrn zu sehen, dem wohl ein Stärkerer als zehn Christoffel sich gern dienstbar machen möchte; ich glaubte eine auch für die Zukunft belebende,

erhaltende und schirmende Macht Deutschlands zu sehen. Ich ward mit voller Liebe und Zuversicht ein Preuße.

Alle deutschen Herzen und Augen waren seit dem Herbst auf Wien gerichtet, wo die Kaiser und Könige Europas und ihre Räte sich versammelt hatten, um die verworrene und übereinander geworfene Welt wieder ein wenig zu ordnen und besonders auch die deutschen Dinge und Leute zurechtzustellen. Ich leugne nicht, daß ich und viele andre wohl oft ungerecht gemurrt und gezürnt haben, wenn uns die Dinge nach unsrer Ansicht krumm oder verkehrt zu gehen schienen; daß wir auch gegen den preußischen Staatskanzler Fürsten Hardenberg gewiß oft mit Unrecht gemurrt haben: daß uns überhaupt die Angelegenheiten nicht in dem Maße, wie die Deutschen für das Allgemeine, für ganz Europa diesmal mit den Herzen und Schwertern gewaltig und scharf gewesen waren, für Deutschlands Ehre und Würde geführt zu werden schienen. Wir Deutsche vergessen bei solchen Gelegenheiten immer wieder, wie ganz eigentümlich nachteilig unsere Stellung ist: daß, wenn viele mit geteilten Vorteilen und Ansichten gegen einen oder gegen drei nach demselben Ziel laufen sollen, jener eine oder jene drei immer in einem unermeßlichen Vorsprung sind, nämlich, daß sie Willen und Kraft immer für einen Zweck beisammen haben, daß also in Unterhandlungen das in viele Herrschaften und Ansichten geteilte Deutschland immer einen Teil der Vorteile verlieren muß, welche es durch Siege erfochten hat. Rußland, England, Frankreich, Spanien standen in Wien als Einheiten, Deutschland als Vielheit, endlich gar als eine zersplitterte und zwieträchtige Vielheit, worunter und womit die Fremden desto besser ihr Spiel treiben konnten. Das war aber gar das seltsamste, daß man den Urheber alles Unheils, daß man das niedergeworfene und besiegte Frankreich, dem man durch den Frieden von Paris eben sein Erbe wieder zugeteilt hatte, hier in Wien sogleich wieder mithandeln und mitstimmen ließ, daß man den Mann, der mit den deutschen Fürstentümern und Herrlichkeiten jüngst noch so schändlich gefeilscht hatte, der alle unsre Unebenheiten, Schwächen und Gebrechen auf das gründlichste kannte, daß man Talleyrand als den Mitsprecher und Mitrater unter den erlauchten

Räten und Freunden der Herrscher mitsitzen ließ. Fürst Hardenberg hatte also gewiß eine sehr schwere Stellung, zumal da Preußen bei der Entschädigungsfrage weit mehr als Österreich, welches sich in Italien und um das Adriatische Meer seine Fettstücke ausgesucht hatte, recht in die Mitte aller möglichen deutschen Streite und Zänke hineingeschoben war.

Hardenberg war ein edler Edelmann, ein Mann von großmütigem, freiem Sinn, von liebenswürdiger, gewinnender Persönlichkeit, von schönen Kenntnissen und Talenten, seine Redlichkeit und Treue gegen seinen König und sein Vaterland unbezweifelt: aber das bleibt doch bei allem dem wohl wahr, daß er ebenso mutig und frisch, als seine Preußen auf dem Schlachtfelde vorgedrungen waren, mit einer zu offenen und arglosen adligen Geradheit und Redlichkeit bei den ersten Unterhandlungen vorgeschritten war, ohne fremde Listen und Hinterlisten, welche bei langsamen Unterhandlungen nimmer fehlen, und mögliche Änderung der Gesinnung der Menschen und mögliche Wechsel und Zwischenfälle der Begebenheiten genug in seine Berechnung aufgenommen zu haben. So hatte er z. B. an England für das künftige Königreich Hannover große Abtretungen preußischer Landschaften gemacht, ohne demselben ganz bestimmte und untersiegelte Versprechungen für Preußen als sichere Unterpfänder abgenommen zu haben: er hatte für England die Stiftung eines niederländischen Königreichs bewilligt, ohne den Zustand der Lande, welche dieses neue Königreich ausmachen sollten, und die politischen und natürlichen Grenzmarken desselben gegen Preußen fest und scharf ins Auge gefaßt zu haben. Er hätte nach der Leipziger Schlacht, als Bayern glücklich und klug mit Österreich seinen Vertrag von Ried abschloß, der notwendig eine Grundlage für den ganzen Rheinbund werden mußte, mit doppeltem Adlerauge auf die Rheinlande und deren Zukunft sehen müssen, da es nun jedem klar war, daß, wenn Preußen ordentlich und deutsch entschädigt werden sollte, seine Entschädigung gegen Südwesten hin fallen mußte: denn in Deutschlands Mitte war nun nichts Verlornes mehr wiederzugewinnen. Österreich hatte durch jenen Vertrag Preußen nun ein P vorgeschrieben. Daß aber Preußen weit in den Osten hinein auf Kosten

Polens entschädigt werden sollte, konnte kein Deutscher wünschen; denn dort konnte die sogenannte Vermehrung und Verstärkung nur eine Minderung und Schwächung werden, beide für Preußen und für Deutschland.

Drei Lande waren es, worum in Wien vorzüglich verhandelt und gestritten worden: Polen, das Königreich Sachsen und die von Frankreich wiedereroberten Rhein- und Maaslande. Ich weiß, daß viele Preußen, besonders auch solche, die Feldherren heißen oder werden wollten, statt aller Wiedererstattung und Entschädigung nichts als Sachsen, das ganze Sachsen begehrt hatten; ja, ich habe viele schelten gehört, daß man mit den preußischen Landen nur über den Rhein hinaus wollte. Mich für meinen Teil hat der Streit um Sachsen wenig gekümmert: Sachsen im Mittelpunkt Deutschlands mußte endlich, wenn wir nicht immer wieder in die allerundeutscheste, die Fremden lockende Zwietracht zurückzufallen gemeint waren, schon in und bei Deutschland bleiben und mit dem übrigen Deutschland auf jeden Fall stehen oder fallen. Aber ganz anders stand die Frage um Polen und um die Lande um die Maas, Mosel und Rhein. Dort lagen die mächtigen Reichsfeinde an den Grenzen und konnten sich nur freuen, wenn man da schwächende Zersplitterungen und Zerreißungen machte. Das durfte ein Fürst Staatskanzler von Preußen nicht unbeachtet lassen; er mußte sorgen, wenn Preußen mit seinen Grenzen durchaus an den Rhein mußte — und das mußte es — daß es als Vorstreiter des deutschen Volks dort in tüchtiger Rüstung zu stehen komme. Daß nun schon manches, was man sonst fast für abgemacht hielt, sehr zweifelhaft stand; daß nach dem Vertrage von Ried die Angelegenheit Sachsens und seines Königs ganz andre, ja selbst völlig veränderte Ansichten und Beurteilungen zuließ; daß da bis auf den letzten Mann gefochten und gestritten werden würde — diese Möglichkeiten, ja diese Wahrscheinlichkeiten mußte er kalt und besonnen anschauen und also nach einem Felde hinschauen, welches erst neu verteilt werden, wo erst neue Herren eingesetzt oder gemacht werden sollten. Dieses Feld waren die wiedergewonnenen rheinischen Lande, das alte, herrliche Austrasien. Es mußten auch die Gründe, ja das Geschwätz kurzsichtiger

Feldherren oder Feldherrngeelschnäbel bei ihm kein Gewicht haben, daß Preußen sich durch den Besitz mehrerer rheinischer Landschaften zu sehr verlängere und also den Hebel seiner Kriegsstärke durch jene Verlängerung schwäche. Dies war zugleich eine Dummheit und eine Unwahrheit. Eine Dummheit: denn die Feldzüge von Jahrhunderten haben bewiesen, daß, wer den Rhein besitzt, auch bald Weser, Elbe und Inn erreicht, daß also Tollheit war, hier schwache Fürsten hinzusetzen und dann nachher doch, wann der Welsche losbrach, von der Oder und Elbe zum Rhein hineilen zu müssen. Oder wußten sie etwa nicht, oder hatten sie es in der Eile vergessen, daß schon der Große Kurfürst im Elsaß und Brabant und Holland hatte fürs Reich kämpfen müssen; Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. ebenso? Also, Starker, du, der an der Elbe, der Saale, der Weser, im Sachsen- und im Westfalenlande so viele schöne Besitzungen hast, du mußtest auch hier stark vortreten wollen, du mußtest hier vorschreiten wollen, um die östlichen und westlichen Deutschen gerade hier am sichersten zu beschirmen. Es war dies aber auch eine Unwahrheit: nur fünf bis sechs Märsche, und man hat von Koblenz, Köln und Wesel aus geschwind den Kern dieser schönen Lande, wo die Schlachtfelder und alle Hilfsmittel des Kriegs und der Schlachten sind. Aber man mattete sich um Sachsen ab, verfeindete sich, stritt sich tot um Sachsen und hier — weh! daß ich es sagen muß! — hier den hinterlistigen, lüsternen Welschen gegenüber ließ man die Fremden die Länder gutwillig und demütig zerschneiden und zuschneiden und gebärdete sich dabei, als wenn es sich um Kleinigkeiten handle. Ja, ich bin noch heute überzeugt, hätte hier, für diese wichtigste Grenze, der Geist der Klugheit und Stärke gewaltet, hier wäre ganz Anderes und Größeres zu erlangen gewesen als bei dem traurigen Streit um Sachsen. Freilich England hatte mit dem Prinzen von Oranien und mit seinen holländischen und deutschen Räten und Helfern ein neues austrasisches Königreich frühe zugeschnitten; aber weil Hardenberg das wußte, mußte er sich mit offnen Falkenaugen über diesen Landen schwebend halten und die künftige Entscheidung nicht so dem Zufall oder der Willkür überlassen. England hatte von

Preußen für Geldanleihen, Waffen und andere Lieferungen Zusagen ganzer preußischer Landschaften erhalten (Ostfriesland, Hildesheim, einen Teil des Münsterlandes usw.). Hardenberg mußte England und Holland gegenüber nicht den Reichen und Großmütigen spielen. Mit Holland besonders war große Abrechnung zu halten. Hat nicht Österreich die Wiedereroberung Italiens von den Fürsten Italiens sich mit vielen Millionen bezahlen lassen? Und Preußen eroberte Holland und die meisten belgischen Lande und Festungen mit seinem edelsten Blute, und es hat erobertes Geschirr und Geschütz und noch so vieles andere den wohl und strenge rechnenden Kaufleuten umsonst ausgeliefert. Und was ist geschehen? Nicht einmal die Maas und die Maasfestungen teilten wir mit dem neuen Königreiche, sondern ließen uns die allerschlechtesten, unsichersten und schwächlichsten Grenzen, die den künftigen Untertan verletzendsten und schädlichsten, von den Holländern mit ihrer gewöhnlichen Knickerigkeit und listigen Zaudrigkeit ordentlich zuschneiden. Ja diese waren mit einem Male so länderdurstig geworden, daß sie gern alles Deutschland bis an die Mosel mit verschlungen hätten, was ihnen noch mehr als Belgien unverdauliche Aufstöße gegeben haben würde. Ebenso unpolitisch, sorglos und gedankenlos ließ man an der Ostseite die schönen Rheinlande in ein halbes Dutzend Stückchen zerschneiden und einzelnen Fürstentümern als eine kleine Ergötzlichkeit hinwerfen. Dazu lächelte Frankreich ins Fäustchen; darüber trauerten alle einsichtsvollen Vaterlandsfreunde. Hier aber wäre ein Streit um und für das ganze Rheinland besser und gründlicher durchzuführen gewesen als bei Sachsen.

Für Preußen war, wie eben angedeutet ist, die Lage in Wien dadurch die allerschlimmste, daß es bei den Verhandlungen über die Abtretung preußischer Lande an Hannover mit England sich nicht mit der Vorsicht gesetzt hatte, die das bekannte do ut des erfordert; daß es sich nicht auf solche sichere Bedingungen mit ihm gesetzt hatte, daß England bis zum entschiedenen Ausgang der Sachen in Wien mit ihm hätte denselben Strang ziehen müssen. Es fanden sich klein- und kurzsichtige und klein- und kurzdenkende deutsche Männer, welche sogleich bei dem Anfange der Unterhandlungen in Wien

sich mit England und Hannover gegen Preußen zusammenwickelten und rotteten: nicht als Verräter, nicht aus bloßem Haß, sondern gleich wieder aus dem alten deutschen Neid, aus der armseligen Sorge, es möge im Vaterlande irgend ein großer Glanz aufleuchten, der die kurzen Schatten der andern zu sehr zeige. Sie aber nannten das die Sorge für die deutsche Freiheit. Eben hatten alle nun in zehn, fünfzehn Jahren die schändliche Staupe gefühlt, welche die deutsche Zwietracht und Ohnmacht über alle, über den einen nach dem andern gebracht hatte: und noch waren die Narben der Ruten nicht verharscht, so regte sich die uralte Unart, und das römische Sprüchlein, lautend: Griechenlands Staaten, da jeder einzeln herrschen wollte, haben insgesamt die Freiheit verloren*) war wieder vergessen. Auch England hatte des großen Pitt Gedanken vergessen, welchen er seinen Freunden sogar im Testament hinterlassen, daß, wenn die Rheinlande und Belgien in einem glücklichen Kriege wiedererobert würden, alles Austrasien an Preußen als den deutschen Vorfechter im Westen, wie Österreich es im Südosten ist, müsse abgegeben werden. Aber der große Pitt mit seinen erhabenen Gedanken zur Rettung und Befriedigung Europas war lange hingegangen, und Lord Castlereagh und seine Betrautesten standen tief unter so hohen Ansichten. Denn gerade von seiten Englands und von einem geistesarmen und engherzigen deutschen Mann, der nur das einzelne Kleine und das einzelne Gegenwärtige sehen konnte, von dem hannöverschen Minister Grafen von Münster, ging der rücktreibende Wellenschlag gegen Preußen aus. Er, von vielen deutschen Parteigängern, sogenannten deutschen Freiheitspatrioten, gefolgt, stellte sich an die Spitze aller neidvollen und ränkevollen Bewegungen und Zettelungen gegen Preußen und hatte seinen mächtigsten Rückhalt an den anwesenden englischen Ministern, welche mit Macht aufdrücken konnten, und welche er die Dinge durch seine Brille ansehen ließ. In diesem Verhältnisse hat man wieder Hardenberg, gewiß mit Unrecht, beschuldigt, er als ein geborner

*) Graeciae civitates, dum singulae imperare volunt, omnes libertatem amiserunt.

Hannoveraner habe hier auch unbewußt nicht genug entgegengehalten. Aber etwas anderes war es vielleicht mit einem Einfluß, dem er ohne Verdacht des Argen Zutritt und Eingang zu sich erlaubt hat, und der von den Preußen beschuldigt worden ist, schlangenlistig zwischengeschlichen zu sein. Dies war der Einfluß eines Freiherrn von Hardenberg*), vormaligen hannöverschen Gesandten in Wien. Dieser Mann, wie ihn uns Herr von Hormayr in seinem Historischen Taschenbuch für 1839**) geschildert hat, war eine jener sich durchlauschenden und durchschleichenden Figuren, welche bei scheinbarer Charakterlosigkeit und Unbedeutsamkeit auf dem diplomatischem Felde meistens leise und still auf den Busch klopfen und dem rechten Jäger das Wild ganz unvermerkt in den Schuß treiben. Er hatte so den unschuldigen Brutus zu machen verstanden, daß selbst die Franzosen, als sie im Jahr 1809 Wien und Österreich überschwemmten, ihn aus seinem stillen Lager nicht aufgestört hatten. Dieser verhüllte Brutus hatte sich nun seinem Vetter, dem Staatskanzler, beigesellt, welchem er durch seine Verbindungen und Bekanntschaften in der österreichischen Hauptstadt in allerlei kleinen Nachweisungen und Dienstleistungen nützlich werden konnte; und er wich demselben während seines Wiener Aufenthalts auch keinen Augenblick von der Seite. Indem er nun bei demselben gar nichts zu tun noch zu wollen schien, auch sich sehr klug jeder politischen Rolle und Parteinahme enthielt, erlauschte er, wie es bei unbewachtem geselligem Zusammenleben am leichtesten und leisesten geschieht, alle geheimsten Gedanken und Entwürfe des Staatskanzlers und trug — so erzählten die Preußen — das Erspähte und Erlauschte dem Grafen Münster zu. Es war natürlich, daß Talleyrand sich sogleich mit dieser englisch-hannöverschen Partei zusammenfand und ihr Gewebe mit aufwickeln und durchflechten half. Es war rührend zu sehen und zu hören, welche schöne Predigten hier der Wolf wieder dem Reiche der Schöpse und Kälber hielt, und mit welcher Gleisnerei dieser Franzose hier, der im Namen eines Volkes redete, welches, wenn seine Arme

*) Hardenberg war Graf. (D. H.) **) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, hg. von Hormayr. 28. Jahrgang. S. 45. (D. H.)

Umfang und Umgriff genug hätten, alle ihm fremde Eigentümlichkeiten sogleich erdrosseln möchte, von politischer Mäßigkeit und Gerechtigkeit predigte und von der höchst wohltätigen europäischen Notwendigkeit, alle kleinsten Einzelheiten Deutschlands, alle kleinsten Farbenschattenschimmer, welche von Bruchstücken weiland besonderer deutscher Volksstämme noch übrig sein möchten, zu achten und zu erhalten.

Auf diese Weise ist hier einem politischen Unverstande, einem Neide, welchem jede kaum erst aufleuchtende deutsche Herrlichkeit sogleich zu herrlich und zu gefährlich deucht, die Arbeit gegen Preußen endlich nur zu gut gelungen. Was Napoleon eingerichtet und vergrößert hatte, das blieb als etwas Unantastbares stehen; viele kleine deutsche Fürsten, gleichsam als sei durch sie das Vaterland vorzüglich gerettet worden, wurden noch mit Land und Leuten vermehrt; England, Rußland und Österreich hatten gehörig für sich gesorgt; Preußen allein, welches in der heiligen Arbeit dieses Krieges am meisten getan und gelitten hatte, erhielt nicht den Inhalt der Quadratmeilen, welche es im Jahr 1806 besessen hatte, kaum seine alte Einwohnerzahl und ward in seinen südwestlichen Landschaften mit den schlechtesten, von fremder Politik abhängigen Grenzen, dem lauernden Frankreich und dem habsüchtigen Holland gegenüber hingestellt, so hingestellt, was man in die Luft hinstellen nennt.

Als man in Wien noch alle Hände voll Arbeit hatte und die einige, verbündete Freundschaft sich durch die eben erwähnten politischen Stellungen, Zettelungen und Streitpunkte sehr abgekühlt hatte, erscholl plötzlich die Nachricht, Napoleon habe den letzten Tag des Februars 1815 die Insel Elba verlassen, sei mit einigen hundert Mann in Südfrankreich gelandet und ziehe immer landeinwärts an der Rhone herauf. Nicht lange, und es erscholl weiter, wie sein Zug ein wahrer Triumphzug bis in Paris hinein geworden, indem General und Korporal ihm zugefallen und seinen Fahnen gefolgt waren. Ludwig XVIII., von allen verlassen, war nach Belgien entflohen, und die verbündeten Herrscher mußten ihre Heere zum neuen Kampf gegen den gefährlichen Korsen wieder über den Rhein und die Alpen schicken. Dahin schickte auch ich mich im April; was

ich auf jeden Fall, doch etwas später, gewollt hatte. Denn meine Gedanken und Hoffnungen, welchen höheren Orts nicht unfreundlich zugewinkt war, richteten sich auf den Rhein und auf die dort zu stiftende preußische Universität. Ich wollte den Rhein und seine Bewohner besser kennen, ich wollte am Rhein leben lernen. Ich war jetzt ein von allen guten und schlechten Fesseln Befreiter; ich konnte mir allenfalls meinen Aufenthalt wählen. Es fanden sich schon Gönner, die geruhten, mich einen Vagabunden zu nennen; was die Bauern in Pommerland wohl in Vagelbund verkehren, indem sie des fliegenden Vogels dabei gedenken. Auch bedeutet mein Name in der Tat nichts anderes als Vogel*); doch bitte ich Vergleichung und Anspielung mit meinen ebengenannten Gönnern nicht in zu breiter Anwendung zu gebrauchen.

Ich lebte den ersten Monat in Aachen, mir das Kriegsgetümmel und die Bewegungen in Belgien ein wenig in der Nähe zu betrachten. Damals begab sich in Lüttich der Jammer mit den unglücklichen, königlich sächsischen Bataillonen, welche laut des Wiener Vertrags zwischen Sachsen und Preußen verteilt werden sollten. Die Leute wollten dazu erst den besonderen Befehl ihres Königs sehen. Da stand denn ein wild erzürnter Haufe auf und wollte den Palast des Feldmarschalls Blücher erstürmen. Das hätte, wenn ihnen der Anschlag gelungen wäre, eine schöne Geschichte geben können; sie hätten uns den alten Helden Blücher, den Gneisenau und die Blüte des preußischen Generalstabs, welche gerade in diesem Palaste beisammen waren, erwürgen können. Aber wie diese Sachsen mit wilden Dingen umgingen, so taten die Wachen des Palastes, die aus ihren Brüdern bestanden, ihre heilige Soldatenpflicht, verteidigten die Tore, welche jene zu sprengen versuchten, auf das mannhafteste und gaben den Feldherren Zeit, aus einer Hintertür zu entrinnen, ihre Rosse zu besteigen und sich in Sicherheit zu bringen. Ich fuhr den Vorabend jenes Morgens, wo der alte Feldmarschall die noch in Lüttich anwesenden

*) Arnen sich schnell bewegen, fliegen („So erarn ihn der slimme Tüvel" Nibel.=Lied). Arend Vogel, Adler, Örn nordisch; *όρν, ὀρνις, ὀρω, ὀρνυω, ἀρω* usw.

Sachsen und Preußen versammelte und wegen jenes Auflaufs an sie eine zugleich belobende und ermahnende Rede hielt, mit dem Obersten Rühle von Lilienstern nach Lüttich und begab mich zur bestimmten Stunde nach dem Platz, wo der Alte reden wollte. Er stand in prächtiger Haltung da wie ein Gott Mars und sprach noch prächtiger. Im Anfange der Rede blieb er in den Fugen derselben (ich hörte, sie sei von einem sehr federgewandten General für ihn verfaßt worden), aber nicht lange, und er zersprengte sie und ging mit mordlich husarischem Einhauen auf den deutschen Dativ und Akkusativ im gewaltigen Feuer seiner eigenen Natur durch. Ich erinnere mich noch der Schlußworte, welche lauteten: „Nein, die Franzosen sollen sich nicht freuen, daß sie ihren Bonaparte wiedergeholt haben, daß sie hier vom Aufruhr der Deutschen gegen ihren General gehört haben. Wir sind vor ihnen und an ihren Grenzen keine Sachsen und keine Preußen, wir sind alle Deutsche, wollen Deutsche bleiben und als Deutsche siegen oder sterben. Ich habe es geschworen, und ihr schwöret es mit mir, ich komme nur als Leiche oder als Sieger über den Rhein zurück." Hier fühlte ich wieder, welche die Kraft war, die diesen gewaltigen Menschen, diesen durch keine besondere Kenntnisse und weite Ansichten und Einsichten geschmückten Feldherrn gleichsam zu einem deutschen Panier gemacht hatte.

Um die Mitte des Maimonats ging ich nach Köln, der Hauptstadt des Rheins, wo ich einstweilen meinen Sitz aufschlug. Auch hier gab es genug Bilder des Kriegs und des Kriegsgetümmels den ganzen Sommer hindurch. Zuerst kamen mehrere Männer, auch teils Verwandte, aus meiner Heimat, welche als Freiwillige dem preußischen Heere in Belgien zuzogen. Ich erinnere mich, ich ging mit ihnen an das Ufer des Stromes, uns nach Deutz übersetzen zu lassen, wo ich sie bewirten und in der Nacht eine Strecke Weges begleiten wollte. Mein kleiner, damals eben vierzehnjähriger Sohn mit langen, fliegenden blonden Locken lief neben uns her und trug den mächtigen Säbel eines der Reiter unterm Arm. Weil er schlank und schön und mit seinen dichten Locken fast jungfräulich anzuschauen war, so liefen die alten und jungen Weiber zu seinem großen Ärger hinter ihm her und schrien: „Wahr-

haftig, es ist ein Mädchen, ein hübsches Mädchen! Und läuft mit den Husaren?" Andere, nachdem sie sich ihn näher betrachtet, schrien wieder: „Das arme junge Blut! Was will der schon mit im Krieg?"

Bald kam auch Talleyrand von Wien, um zu seinem Ludwig XVIII. nach Gent zu eilen. Ich war gerade bei dem Kommandanten Oberst von Ende, einem wackern, etwas barschen Kriegsmann, als eine Stafette von ihm anlangte, der Oberst möge ihm doch für einige Posthalte Gendarmen zum Geleit und Begleit zuschicken; denn dem alten Schelm war bange geworden, als er auf einigen Stellen die Leute den Namen Franzos nicht eben mit Achtung hatte rufen gehört. O, er kannte die deutsche Geduld doch noch nicht genug; einem deutschen Talleyrand, der nach Spielung einer ähnlichen Rolle durch Frankreich hätte reisen müssen, wäre wohl nicht ratsam gewesen, solche Reise ohne starkes Geleit zu wagen. Mein Ende brummte bei der Zumutung, schickte aber doch das gewünschte Geleit, sprechend: „Lieber schlüge ich den alten, bösen Fuchs tot." So zog den ganzen Sommer durch ein Gewimmel von Fremden und von Bekannten von und nach Paris hier durch; denn über Köln ging die große Kriegsstraße. Dies gab dann vielfältige Ergötzung und Kurzweilung. Man fragt hier vielleicht, warum ich in jenen Tagen nicht auch nach Wien und Paris gekommen bin? O, ich kannte meine Stelle recht gut, wohin ich gehörte. Was sollte ich, eine Stimme eines Predigers in der Wüste, da tun? Und wie sollte ich da umgehen, wo die Zierlichen und Feinen die Lose über die Länder warfen und sie zerlegten und wieder zusammenleimten? Mich in Paris aber roh und übermütig über die wieder gebändigten und niedergeworfenen Franzosen ergötzen — der schlechte Spaß konnte mir auch nichts frommen.

Es kamen aber auch die Bedeutendsten diesen Sommer nach Köln. Im Julius, als wir in der Siegeswonne über Waterloo und Belle-Alliance schwelgten, erschienen einen guten Morgen Herr vom Stein und Herr von Goethe. Goethe war von Frankfurt nach Wetzlar und von da längs der Lahn abwärts gezogen, die alten, rührenden Jugendpfade von Werthers Leiden und Freuden wieder nachlesend und das Liedlein bei

sich summend, welches ihm weiland in der Kutsche zwischen Basedow und Lavater entklungen war:

> Prophete rechts, Prophete links,
> Das Weltkind in der Mitten.

So war er ins Städtchen Nassau gekommen und im Löwen abgestiegen. Herr vom Stein dies erfahrend, konnte den großen Mann dort nicht sitzen lassen sondern ging hin und holte den Sichsträubenden auf sein Schloß, ließ den folgenden Tag anschirren und setzte sich mit ihm in den Wagen. So kamen beide über Koblenz und Bonn nach Köln, wo sie mehrere Tage blieben und den Dom und alle andre Denkmäler und Sehenswürdigkeiten musterten, uns Kleine aber bei den abendlichen Tees königlich erfreuten. Diese Reise verglich ich der fabelhaften Reise des eisernen und tönernen Topfes; nur lief sie viel glücklicher ab. Die beiden würdigsten alten Herren gingen mit der aufmerksamsten und vorsichtigsten Zärtlichkeit nebeneinander her, ohne gegeneinander zu stoßen. Dies ist das letztemal, wo ich Goethen gesehen habe. O wie war er viel glücklicher, heiterer und liebenswürdiger als den Frühling vor zwei Jahren in Dresden! Ich sah aber hier wieder, was ich bei früheren Gelegenheiten schon an ihm bemerkt hatte, und was auch aus seinen Büchern hervorgeht, wie er, obgleich selbst nun ein Edelmann und eine Exzellenz, — und obenein welche Dichterexzellenz von Apollos und aller neun Musen Gnaden! — die bürgerliche Blödigkeit und Beklommenheit vor dem gebornen Edelmann nicht los werden konnte. Daß er vor Stein eine Art erstaunter Ehrfurcht gefühlt hätte, wäre auch dem seiner Größe bewußten Mann zu verzeihen gewesen; aber es erschienen sich ihm darzustellen ein paar Leutnante und Hauptleute, junge Adlige, deren Väter oder Oheime Goethe kannte — und siehe da, ich sah den Greis vor den Jünglingen in der Stellung wie des Aufwartenden. Er war übrigens äußerst liebenswürdig und freundlich mit allen und zu allen und eroberte nicht bloß das Herz des alten, wackern Wallraff, der für ihn sich gern zum Cicerone machte, sondern die Herzen aller andern, die in seine Nähe kamen. Stein aber war ungewöhnlich sanft und mild,

hielt den kühnen und geschwinden Atem seiner Natur an und zügelte den Löwen, daß er nimmer herausguckte*).

Nicht lange darauf war Stein nach Paris gegangen und kam im Herbst zurück. Da erschien er im Anfang des Oktobers mit einem ganz andern Gast, mit dem Großherzog von Weimar, und das gab den Ungeweihten eine andere Erquickung, wie er mit Fürsten zu leben verstand. Der Herzog, frisch, lebendig, witzig und unverzagt, wie ein Fürst leicht sein kann, führte die kurze Ware in geschwinder Rede, und mein alter Herr blieb ihm die seinige so wenig schuldig, daß die Anwesenden oft erstaunten, ja erblaßten. Ein Beispiel: Es kam das Gespräch auf den Verfasser der „Söhne des Tales“, den eben zum katholischen Priester eingekleideten Königsberger Werner, welcher auch auf dem weimarischen Olymp den Göttern und Geistern gehuldigt hatte. Der Herzog erzählte mit sehr hübscher Laune mancherlei Wunderliches und Verkehrtes von dem preußischen Dichter und kam endlich auf seine Liebeshistörchen und nannte ihn einen armen Kater, der den verliebten Kätzchen auf allen Dächern seine ohnmächtige Liebe vormiaut habe. „Ja, der wunderliche Kautz hatte“, sagte der Herzog endlich, „seiner Lehre kein Hehl, daß der Mann hier auf Erden seine jammervolle Seelenwanderung als durch das Fegefeuer durch die verschiedenen Leiber der Weiber durchmachen müsse; und, lieber Baron, gestehen Sie nur, daß wir alle auch durch dieses Seelenwanderungsfegefeuer haben laufen müssen.“ Zugleich streute er zum Schluß noch einige leichtfertige Scherze auf diese Worte. Darob erzürnte sich der Freiherr und rief: „Ich weiß nicht, welche Seelenwanderungen durch solches

*) Stein hatte Goethe am 9. Juli in Bieberich getroffen und ihn zu sich eingeladen. Am 24. Juli kam Goethe nach Nassau; von dort fuhren beide am folgenden Tage nach Ems und Ehrenbreitenstein und weiter zu Schiff nach Köln, wo sie bis zum 27. verweilten. Am 29. Juli waren sie wieder in Nassau. Übrigens erwähnt Goethe in seinen Tagebüchern ausdrücklich am 24. Juli „Politische Gespräche“ und am 30. „Im Garten mit Herrn von Stein und den Damen. Gesprochen und kontradiziert“, wonach Arndts Angabe in den „Wanderungen mit dem Freiherrn vom Stein“, wo er dieselbe Geschichte erzählt und hinzufügt, daß man alles Politische sorgfältig vermieden habe, zu berichtigen ist (Goethe, Werke, Sophienausgabe III, Bd. 5, S. 169, 172. IV, Bd. 26, S. 59). (D. H.)

Fegefeuer Eure Hoheit erlitten haben; aber das weiß ich, daß weder Fürst noch Edelmann sich solcher Leiden zu rühmen haben; auch sollten Eure Hoheit sie nicht als etwas Unschuldiges und Lustiges vor diesen jungen Männern bekennen." Es saßen nämlich unter den Anwesenden auch mehrere junge Offiziere. Diese Worte flogen mit solcher Gewalt aus dem Alten heraus, daß der Herzog einen Augenblick verstummte, sich jedoch bald wieder zur Lustigkeit faßte. Oberst von Ende aber und der Oberpräsident Graf zu Solms, welche mit beim Tee saßen, meinten beim Nachhausegehen: das sei gar keine lustige Gesellschaft sondern eine andere Art Fegefeuer, man komme zwischen den scharfen Geschützen, welche die alten Herren führen, ordentlich in die Klemme.

Napoleon war besiegt und an seinen Prometheusfelsen St. Helena geschmiedet. Es saß wieder ein Kongreß der Herrscher in Paris. Diesmal wiegten wir uns mit Hoffnungen, es werden endlich jedermänniglich die Augen geöffnet sein, es werde endlich eine volle und ganze Sündentilgung und Schuldabrechnung mit dem übermütigen welschen Volke abgeschlossen werden. Und dies erfolgte wieder nicht, wenigstens erfolgte es nur zum kleinen Teil. Freilich mußten sie eine bedeutende Geldentschädigung bezahlen, auch die aus allen Landen entführten Bibliotheken, Kunstwerke und Denkmäler zurückgeben, endlich einen Teil ihres Landes und ihrer festen Plätze auf drei, und nach Befinden der Notwendigkeit, auf fünf Jahre von 150000 Mann der verbündeten Heeresmacht besetzen lassen; aber die Herausgabe der deutschen Landschaften, die Stärkung Deutschlands durch festere und sicherere Grenzen wurde nicht erlangt. Was konnte denn dagegen im Wege liegen? Man hatte ja die Erfahrungen so vieler Jahre und die jüngste Erfahrung dieses Winters, daß dieses wankelmütige und prahlerische Volk nicht durch Eidschwüre und Gnade sondern nur durch Furcht und Geiz zu halten und zu binden sei.

Zuerst Ludwig XVIII. mit seinem Talleyrand gebrauchte die gewöhnlichsten Listen und Künste, worin dieses Volk allen überlegen ist. Der alte Ludwig rühmte seine ritterlichen Franzosen, als auf deren Treue und Hingebung er immer gebaut habe und auch jetzt bauen könne; sie seien an dem letzten

Aufruhr ganz unschuldig gewesen, ihn hätten bloß einige Verführer der Soldateska und die trügerischen Vorspiegelungen des Korsen verschuldet. Besonders aber war diese welsche Fuchslist und Hundeschwanzwedelei zu den Füßen des Kaisers Alexanders die tätigste und geflissenste; denn durch ihn war man ja das vorige Jahr für alle Demütigungen und Niederlagen getröstet worden. Sie umsäuselten und umbrausten seine Ohren mit allen möglichen Süßigkeiten und Schmeicheleien. So klang es unter andern in französischen Blättern, als er, eine große Musterung zu halten, mit den übrigen Monarchen auf die Ebene von Vertus abgereist war: „Kaiser Alexander ist auf sein Lieblingsschloß (Tugendfeld) abgereist.“ Doch schien der russische Kaiser etwas abgekühlt gegen sie; indessen war er darum noch nicht erwärmt für das verlassene Deutschland. Das schlaue Volk griff ihn nun von einer andern Seite an; es stieß nicht allein mehr in die Trompete irdischen Ruhms sondern ließ gleichsam Posaunentöne einer andern Welt auf ihn herabblasen. Der Franzose ist einmal der Mensch des Augenblicks, ja der Sekunde und weiß jedes feinste Lüftchen, das zu seinen Gunsten wehen kann, mit seinem vielfarbigen und vielfaltigen Wettermantel aufzufangen. Man schlage nur die Denkbücher seiner Diplomaten auf und lese darin ihre vielgestaltigen proteïschen Künste, wie sie vor den Augen Europas offen daliegen. Statt aller andern schlage man nur die Mémoires du Maréchal Comte de Villars auf. Dieser bekleidete in Wien bei Kaiser Leopold zur Zeit, als bei dem Hinschwinden Karls II. von Spanien ganz Europa durch die bald fällige spanische Erbschaft in Bewegung gesetzt war, den Posten als französischer Gesandter. Er war jung, mutig, schön und tätig, hatte offenbar ein Dutzend der schönsten und gewandtesten Jünglinge aus den ersten französischen Häusern und versteckt unter mancherlei Kappen und Hüllen noch viele andre Mithelfer in seinem Geleit und unter seinem Schutz; daneben ein Gewimmel reizender französischer Tänzerinnen und Buhlerinnen. Die ersten waren bestimmt, die deutschen und ungarischen Damen, die zweiten, die Männer zu fangen; er selbst gab sich in allen möglichen Verpuppungen und Verkleidungen in ähnlichen Unternehmungen gleichen Abenteuern

preis; was in der österreichischen Hauptstadt von schlechtem, feilem und spitzbübischem Volk vollends für Gold und Silber zu erkaufen war, das hatte er als Mäkler, Lauscher und Späher im Solde. So waren sie, so sind die Franzosen bis auf den heutigen Tag. Wozu noch kommt, daß sie durch allgemeinen Gebrauch ihrer Sprache einen leichten Eingang und ein geistiges Übergewicht haben, welche allen übrigen Völkern Europas fehlen. Jetzt also suchten sie sich des Kaisers Alexander auf eine andere Weise zu bemächtigen. Er war ein liebenswürdiger Fürst mit einem leichten Anflug alles Edelmütigen und Hohen, was freilich nicht lange vorhielt; mit einem milden, sanften, fast weiblichen Gemüt, so daß ihm die Männlichkeit, womit er die Jahre 1812 und 1813 bestanden und beharrt hat, doppelt hoch anzurechnen ist; auch mit einer fast weiblichen Eitelkeit, welche um die Gunst und das Wohlgefallen der Menschen zu buhlen schien. Dies hatten sie ihm schon im vorigen Jahre abgesehen und spannten nun die Netze aus, womit sie ihn zu bestricken meinten und ihn im gewissen Sinn allerdings wieder bestrickt haben.

Es war eine Frau von Krüdener, Witwe eines ehemaligen russischen Diplomaten, eine Dame aus der großen Welt, welche in ihrer Jugend, wo sie eine glänzende und berufene Schönheit gewesen, die Wege und Stege derselben, ja auch wohl manche verbotene, durch allerlei Irren gewundene Schleichwege derselben durch Erfahrung kennen gelernt hatte. Diese Dame, jetzt älter geworden, immer noch mit großen Resten von Schönheit und dem zauberhaften Schimmer einer sehnsuchtsvollen Magdalenenbüßerin übergossen, der Eitelkeiten und Nichtigkeiten der irdischen Freuden dem Anscheine nach satt, trat als eine Begeisterte, als eine mit Gesichten und Weissagungen von oben Gesegnete, als eine Predigerin der Lehre von der Gnade und von Reue und Buße auf. Sie hatte diese letzten Jahre am Oberrhein, in Baden, in Basel, in Straßburg gelebt und großes Aufsehen erregt, um so mehr, da sie manche russische und andere Große, Generale, Minister usw. in die sanften Zügel ihrer Frömmigkeit einzuspannen und siegreich wie im christlichen Triumph umherzuführen schien, da sie auch der Gunst genoß, mehrmals stundenlang mit dem

Kaiser Alexander, wie man flüsterte, über die himmlischen Dinge und über himmlische Offenbarungen sich unterhalten zu dürfen. Ich habe sie im Sommer 1814, wo ich mich wohl einen Monat in den Bädern zu Baden, im Elsaß und in dem paradiesischen Murgtale aufhielt, viel und oft gesehen, unter anderm viel in Gesellschaft des lieben, frommen Greises Jung-Stilling, mit dessen kindlicher Einfalt sie herrlich zu spielen verstand. Sie hatte die ganze Unruhe und geschäftige Zudringlichkeit einer Dame aus der hohen Welt, die doch noch nicht zur Ruhe gekommen ist und das eine Auge immer noch für die Lust des irdischen Lebens offen zu haben scheint, während das andere nach dem Frieden der überirdischen Welt schmachtet. Diese Frau machte nicht den Eindruck einer Gauklerin und Betrügerin sondern einer Schwärmerin; sie hatte den sehnsüchtigen und mächtigen Zauber einer Begeisterten, welche sie wirklich war: denn sie predigte ihr neues Evangelium mit gleichem Eifer den Armen wie den Reichen, dem Kaiser wie dem Bettler. Besonders war ihr Lieblingsthema, wie ich es bei alten Weibern unter Männer- und Frauenbildern dieses Standes an den verschiedensten Orten auf gleiche Weise wiedergefunden habe, die Erschütterungen und Umwälzungen, wovon Europa heimgesucht wird, von den Sünden der Völker herzuleiten, welche sie mit unruhigen Trieben umherjagten und sie den Frieden und das Glück, da wo allein ihr Wohnsitz ist, nicht suchen ließen. Sie sprachen hiemit eine unleugbare Wahrheit aus; nur hätten sie nicht unten bei allem Volk anfangen sollen sondern zunächst bei ihrem Volke und Geschlechte, bei der hohen und vornehmen Welt, und in Hinsicht auf Frankreich bei den abscheulichen, sittenlosen und glaubenlosen Regierungen und Hofhaltungen des vierzehnten und fünfzehnten Ludwigs. An diese Dame machten sich nun auch sogenannte fromme diplomatische Franzosen und brachten sie in nächste Seelenverbindung mit der französischen Dame Lezay-Marnesia, Witwe des ehemaligen Landvogts von Straßburg, eines wackern und durch seine Redlichkeit allgemein geachteten Mannes, der im verflossenen Jahre dem Grafen von Artois entgegenfahrend mit seinem Wagen umgeworfen war und den Hals gebrochen hatte. Diese beiden Frauen zogen nun miteinander ins kaiser-

liche Hoflager, und Frau von Krüdener hielt Betstunden und Bußübungen mit dem Kaiser, deren Anfangs- und Endwort war und blieb: Es ist wahr, die Franzosen sind gottvergessen und verrucht, und die schlimmsten Grundsätze haben bei ihnen überhand genommen, sie haben mit Recht die Züchtigung Gottes und der Menschen verdient; aber will man sie nicht mit Gewalt in die Wildheit hineintreiben, will man sie für das Christentum und die alte Herrschaft der Bourbons wiedergewinnen, so darf man nicht mit der Strenge der Gerechtigkeit mit ihnen handeln, man muß sie durch Milde und Großmut allmählich wieder zum Bessern erziehen. Also das Stichwort war hier Gnade und immer Gnade, während man Deutschland sein Recht, sein versprochenes, sein feierlich versprochenes Recht weigerte.

Diese Damen und noch einige andere, welche sie sich beizugesellen wußten, nahmen den Kaiser Alexander in die Mache. In eine andere Mache, welche diesmal viel schlimmer wirkte, gerieten die Engländer oder vielmehr ihr großer Feldhauptmann Wellington und durch ihn und seine Bindung Castlereagh und die andern, welche bei den Verhandlungen mitwirkten. Fouché, der berüchtigte Duc d'Otranto, welcher während so vieler Jahre der Generalfeldmarschall von Napoleons europäischer Späherbande gewesen war, dessen Namen Fusche man Pfuscherer, Verwirrer und Anzettler übersetzen könnte, war, als die Heere diesen Sommer gegeneinander ins Feld rückten, gewiß nicht ohne Napoleons Mitwissen mit dem großen englischen Feldherrn in Verbindung getreten unter dem Schein eines Verräters, welcher den Engländern die Stimmungen und Bewegungen Frankreichs und die Entwürfe Napoleons mitteilen wollte. Durch ihn war es schon geschehen, daß die Verbündeten durch Napoleon überrascht wurden. Schon einige Wochen vor den Schlachten bei Ligny und Waterloo hatte der preußische Feldherr Wellington gewarnt und ihn zu bewegen gesucht, daß die einzelnen Scharen der verbündeten Heere in ihren Kantonierungen, damit sie für jeden Schlag sogleich bereit wären, näher zusammengerückt würden. Vergebens: Wellington verließ sich auf die Berichte seines Fouché, der ihm eingebildet hatte, Napoleon wolle überhaupt nicht

angriffsweise verfahren und werde auf keinen Fall sein Heer vor dem Julius für eine Schlacht beisammen haben. So begab sich, daß die Verbündeten den 16. und 17. Junius von der ganzen französischen Macht gedrängt und zum Teil geschlagen wurden, da bei ihren Heeren 50—60000 Mann nicht sogleich zur Stelle kommen konnten und erst den zweiten und dritten Tag eintrafen. Wenn es Napoleon damals gelungen wäre, einen vernichtenden Sieg davon zu tragen, wie würde ganz Frankreich die verschmitzte Tugend seines edlen Bürgers Fouché gepriesen haben! Aber wie wahr dies ist, Wellington war einmal mit dem Netze umstrickt und blieb fortwährend in Verbindung mit Fouché, der nun freilich, da Napoleon nach der Niederlage bei Waterloo ohne Rettung verloren war und sich selbst auch verloren gab, den Spieß sogleich nach der andern Seite hinwandte und seinen alten Herrn durch die planmäßigsten Verstrickungen endlich auf der Reede von Rochefort den Engländern auf ihren Northumberland auslieferte. Fouché behielt den größten Einfluß bei Wellington und gebrauchte diesen Einfluß für Frankreich gegen Deutschland. Preußen, auch durch Stein noch mehr befeuert, welcher aber von seinem Gewicht auf Alexander schon viel verloren hatte, stellte immerwährend als conditio sine qua non des Friedens mit Frankreich die Auslieferung und Rückgebung der deutschen Landschaften Elsaß und Lothringen mit den Festungen Metz und Straßburg auf und drang um so kühner auf diese Auslieferung, da es erklärte, es handle hier bloß im Sinn der deutschen Ehre und Sicherheit, es verlange von diesen zurückgegebenen Landschaften auch kein kleinstes Dorf. Es war wegen der Engländer nicht zu erlangen, die hier wie in andern Punkten auf Deutschlands Kosten die Großmütigen spielten.

Dies war und blieb die deutsche Klage, als im Herbst dieses Jahres 1815 alles abgeschlossen war und jeder wieder in sein Land zog. Deutschland hätte noch viel mehr zu klagen gehabt, wenn Klagen etwas Verlornes ersetzten und etwas Versäumtes einholten. Es war niemals und nirgends auf einem der Friedenskongresse von einem bestimmten, großen deutschen Kabinette, von einem wirklichen deutschen Minister ein Programm Deutschlands ausgegeben, wie fast alle die

andern Völker dort Programme ihres Daseins, ihrer natürlichen Verhältnisse, Vorteile und Forderungen ausgaben. Nicht nur die Franzosen, auch die Verbündeten hatten von dem schönen, gebildeten, kunstreichen Lande der Franzosen, und daß ihr Staat zum Heil des übrigen Europas mächtig und stark sein und bleiben müsse, uns die Ohren voll geklungen; daß Deutschland eben als der Mittelpunkt des Weltteils, an welchem sich die wilden Wogen aller Völkerbewegungen und Weltaufruhre brechen müßten, stark und mächtig erhalten oder gemacht werden müsse, wer hat es ausgesprochen? Höchstens hatte man von einer Wiederherstellung der alten Zustände von 1790 gesprochen, welche, wenn man die Kraft und Macht des Widerstandes und das Glück der Sicherheit und die Ehre der Unabhängigkeit ins Auge faßte, eben nicht die fröhlichsten Erinnerungen und erbaulichsten Betrachtungen erwecken konnten. Man hätte besonders darauf größere Forderungen und Ansprüche für Deutschland mit Nachdruck begründen können, daß dieses große, in mehr als dreißig größere und kleinere Staaten verteilte und zerstückelte Land schon durch die Schwerfälligkeit und Langsamkeit seiner Bewegung und die Schwierigkeit der Vereinigung seiner Kräfte nimmer die Macht habe, welche seine natürlichen Hilfsmittel und die Menge und der kriegerische Sinn seiner tapfern Bewohner ihm sonst geben würden; daß dasselbe, dessen Einheit seit mehr als sechshundert Jahren nach und nach zerbröckelt sei, nimmer einen Reiz zu Angriffskriegen gegen die Nachbarn habe, wohl aber von der Lüsternheit und Habsucht derselben solchen Angriffen ausgesetzt sei; daß es als ein großes Friedensland zum Heile Europas von Gott in die Mitte gestellt wenigstens durch die Massenhaftigkeit seines Inhalts und Umfangs mit einigem Glanz der Furcht und Majestät angetan werden müsse. — Auch das sprachen die Fremden endlich noch als eine offenbare Verhöhnung unsers Namens aus, daß Deutschland durch seine Siege wenigstens in seinen vollen Besitzstand, wie er im Jahr 1790 gewesen, wiederhergestellt sei. Nein, das war nicht wahr! Eine Menge kleiner Besitzungen im Elsaß und in Lothringen, welche 1790 noch deutschen Fürsten und

Baronen gehorchten, waren den Welschen überlassen, und vier Millionen Seelen hatte man ohne gehörigen Gegenkampf gegen Englands dumme Entwürfe den Holländern hingeworfen, die nimmer Deutsche sein wollen, obgleich sie es sind: die schönen burgundischen Lande und das große Bistum und Fürstentum Lüttich nebst mehreren Reichsabteien.

Ich war in der heiligen Rheinstadt, wie man halb im Ernst und halb im Scherz Köln wohl zu nennen pflegt, sehr fleißig und schriftstellerte auch, indem ich eine Zeitschrift unter dem Titel Der Wächter*) herausgab. In dieser Zeitschrift hatte ich eine Abhandlung geliefert des Namens: Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und Bauern im Sinn einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung; welches Wort ich im Jahr 1820 in Schleswig als ein besonderes Schriftchen habe wieder abdrucken und ausgehen lassen. Ich kehrte damit gleichsam wieder zu meinen politischen Anfängen zurück; denn für die Bauern hatte ich meinen ersten Auslauf getan, für sie meine ersten Sträuße ausgeteilt und zurückempfangen. Sie sind auch bis auf den heutigen Tag ein immer ernsterer Gegenstand meines Nachdenkens geworden und werden es von Tage zu Tage mehr, je weiter die Zeit in der Offenbarung ihrer Richtungen und in der Entwicklung ihrer Bildungen und Veränderungen vorschreitet. Wegen der Wichtigkeit der Sache, und weil ich notwendig andre Ansichten über die Zeit daran hängen muß, gehe ich hier etwas näher auf jenes Schriftchen ein und gebe, indem ich was die Forsten angeht nicht berühre, meine Gedanken über das Bauerwesen teils wörtlich teils im Auszuge, wie sie in jenem Büchlein enthalten sind.

Über die Bauern.

So sind wir durch unsern Wald gewandert und haben uns unter seinen Bäumen umgesehen und auf die Geister gelauscht, die um sie wehen und weben und von ihnen auf die Menschenkinder herabspielen. Wir kommen jetzt auf die zweite große Forst, die wir erhalten und, wo sie verwüstet ist,

---

*) 3 Bde., Köln 1815—17. (D. H.)

wiederhergestellt wünschten, auf die Forst, woraus zum Staatsbau die stärksten und tüchtigsten Stämme und woraus die Masten und Balken der Kraft gehauen werden müssen, nämlich auf die Bauern. Wir lassen uns nicht verdrießen, wenn viele sagen, daß wir immer auf derselben Leier klimpern, auch wenn wir närrisch oder wohl gar rasend genannt werden. Die Wahrheit ist ja selbst ein so närrisches und rasendes Ding, daß sie immer nur **einen** Schein und Klang hat und deswegen von vielen Leuten aus der sogenannten feinen Gesellschaft weggewiesen wird. Auch das soll uns nicht kümmern, daß man uns Bauernfreunde und für die Bauern parteiisch und gegen den Adel feindselig nennt. Weil ich für den Bauer schreibe und ihn verteidige, daraus folgt noch nicht, daß ich den Adel hasse; auch daraus folgt das nicht, weil ich mich hie und da wohl gegen Ansprüche des Adels erklärt habe, die mir ungebührlich dünken. Für den Bauer spreche ich, und haben vor mir viele gesprochen, weil er unmündig ist; für den Adel brauche ich nicht zu sprechen, weil er selbst Mundes genug hat, den er nicht schweigen läßt.

(Betrachtungen über Zeitalter, Länder, Klimate, Urzustände der Völker; dann wird fortgefahren:)

Aber jenseits der seligen Schuldlosigkeit und Unbefangenheit der Jugend der Völker, die sich so frei fühlt, weil sie von der Welt so wenig bedarf und begehrt, und jenseits der gemeinen Menschen, welchen dort alles Glück ausgeschüttet deucht, wo die wenigste Arbeit und der reichste Genuß ist, wird noch nach einer andern Freiheit gefragt, wodurch auch die Geister ihre Weide haben wollen; und dies ist eigentlich die Freiheit, worauf wir hier hinspielen: die politische Freiheit im höheren Sinn. Hätten wir so wenig verderbliche und zerstörende Leidenschaften und Bedürfnisse wie die Kinder, wäre die Natur auch überhaupt gegen die Menschen so liebreich und gütig, als die meisten Menschen es in der Regel doch gegen Kinder sind, so hätte das Menschengeschlecht von der Wiege bis zum Grabe lustig miteinander hinspielen und leben können, denn die kleinen Hader, die wohl einmal entstanden wären, hätten sich fast immer leicht und unblutig beilegen lassen. Dann wäre das, was wir in einem höheren Sinn unter dem Worte **politische Freiheit** verstehen, in einem Menschenkopfe nie zu einem

Begriff geworden. Aber die Not der Natur, die Unbarmherzigkeit der Elemente, der Ungestüm und die Wildheit unserer Lüste und Begierden haben auf Erden frühe Unglückliche und Verbrecher, Tyrannen und Sklaven geschaffen, und die Menschen, der ewigen Unsicherheit und der unaufhörlichen Wechsel eines ungebundenen Zustandes müde, welchen einige die ursprüngliche Freiheit nennen, wo aber eines jeden Hand gegen die des andern aufgehoben ist, haben sich selbst Gesetze gegeben und sich mit vielen freiwilligen Banden gebunden, weil sie ein beschränktes Glück mit Sicherheit einer unsichern Ungebundenheit vorzogen. So sind die Völker einer selbstgemachten Notwendigkeit dienstbar geworden, wodurch den zu kühnen Verbrechen und zu frechen Leidenschaften die Bahn verengt werden sollte. Dieser Zwang, dessen ein vollkommneres Gestirn und vollkommnere Wesen freilich nicht bedurft hätten, hat zuerst den Begriff der Freiheit geboren. Das Wort Unschuld ist durch die Schuld und das Wort Freiheit durch den Dienst in die Sprachen der Menschen gekommen; um das Gesetz, um das, wodurch der Zwang bedingt ist, hat sich die Idee der Freiheit gesammelt und entwickelt.

Der Mensch, wenn er bis auf diesen Punkt der Entwickelung gekommen ist, wenn er die sogenannte ursprüngliche Freiheit bis hieher aufgegeben hat, beginnt nun das Gebiet abzustecken, in welchem er sich noch frei und ungehindert bewegen darf. Grauen vor Gewalt der Natur und vor der schlimmeren Gewalt seinesgleichen machte ihn dem Gesetze dienstbar. Da er nun das Gesetz freiwillig empfangen hat, wohl wissend, daß er eine große und schwere Last auf seinen Nacken nahm, so hat er sie nur aufgenommen, damit er von den Plagen jenes unbestimmten und wüsten Zustandes befreit würde, wo er ohne feste Übereinkunft mit seinesgleichen doch immer rechtlos und schutzlos und also unglücklich war; er hat seinen Stand und seine Stände jegliches an seinen Ort gestellt, jedem seinen Kreis und Umfang gemessen, aus welchen sie nicht ungestraft herausspringen dürfen. So hat er sein Recht und seine Richtschnur gesucht und gefunden. Fichte sagt ganz folgerichtig: Es gibt kein sogenanntes ursprüngliches Recht der Wilden und Ungebändigten, es gibt kein Recht vor dem Staat.

Da der Mensch den einzelnen Willen — ein hohes Gut, das er nur um höhere Güter aufgeben konnte — dreingegeben hat, so verlangt er unerbittlich und unabweislich, daß es keinen einzigen Willen gebe, der über die Übereinkunft hinaus oder gar gegen die Übereinkunft etwas vermöge. Er darf hier auch nicht die geringste Ausnahme zugestehen; denn was dem einen erlaubt und möglich wäre, müßte nach einem ganz gültigen Schlusse ja auch für Millionen erlaubt und möglich sein: wann der Damm erst für Bäche durchbrochen ist, wird er es auch für den Strom werden. Der dem Gesetz unterwürfige Mensch will demnach, daß alle dem Gesetze gehorchen sollen, daß der König wie der Bettler die Majestät desselben anerkennen und ihr gehorchen soll. In diese Majestät des Gesetzes setzt er die eigentliche Freiheit. Wo aber nur die geringste Ausnahme ist, wo gelehrt werden darf, daß der Herrscher über dem Gesetze ist, da trifft er das Gebiet der Sklaverei an, wie mannigfaltig auch die Abstufungen von dem Besseren zum Schlechteren seien. Nach hundert Zufälligkeiten, nach der verschiedenen Beschaffenheit des Landes und der besondern Eigentümlichkeit jedes Volkes werden die Gesetze selbst, welche Menschen sich geben, die verschiedensten sein, strenger oder milder, vollkommener oder unvollkommener; doch wird danach die Freiheit nicht gemessen, sondern nach dem allgemeinen Gehorsam, womit jedermann unter denselben gebunden ist. Und mit Recht halten die Menschen, welche sich auf Freiheit verstehen, den Staat besser und glücklicher, wo schlechten Gesetzen ohne Ausnahme gehorcht wird, als jene andern, wo Eigenmacht oder Mutwille gute Gesetze nur zuweilen überschreiten dürfen.

Der eigentliche Begriff politischer Freiheit ist also: Höchste und ausnahmslose Herrschaft des Gesetzes. Denn wo diese Herrschaft wirklich ist, kann der Bürger sein Leben so einrichten, daß er durch strengen Gehorsam nichts zu fürchten und sich vor keinem einzelnen Willen zu beugen hat, welche Beugung, selbst wenn sie innerhalb der Verbeugungen stehen bleibt, das bitterste Leid ist, welches einem stolzen und mutigen Herzen widerfahren kann. Außer dieser hohen politischen Freiheit

spricht man häufig noch von einer höheren, von der sogenannten geistigen Freiheit, und auch über diese muß hier wenigstens einiges gewinkt werden.

Die Guten und Redlichen, wann sie klagen, daß es auf dieser unvollkommenen Erde nicht so ist, wie es nach dem der Menschenbrust von Anbeginn eingepflanzten Bilde der Gerechtigkeit sein sollte; wann sie klagen, daß Habsucht, Schmeichelei, Lüge und Sklavensinn oft alle Gesetze umgehen oder durchbrechen; kurz wann sie klagen, daß der Mut und die Freiheit tot und der Eigennutz und die Knechtschaft recht lebendig sind, werden von vielen mit der Antwort abgewiesen: Ihr klaget töricht. Wer kann dem Menschen die Freiheit nehmen? Die Freiheit nämlich, welche allein diesen Namen verdient, die geistige Freiheit? Freilich die Teilnahme an den Gesetzen und an der Gesetzgebung kann der Despotismus euch abschneiden, auch das Sprechen kann er euch teuer machen durch Zensuredikte und durch heimliche Späher, die mit dem Verdachte und der Anklage allenthalben lauschen, aber das Denken kann er euch nicht verbieten.

Auf diese oder auf eine ähnliche Weise hat man viele antworten gehört. Sie können mit einer solchen Antwort wohl die Person, aber nicht die Sache abfertigen; denn der gewöhnliche Spruch: Alles mag ein Tyrann den Menschen verbieten, nur nicht das Denken, dieses hat Gott freigelassen, hält nur bis zu einem gewissen Punkte Stich. Wir wissen, daß es bei dem sklavischesten Zustande der Gesellschaft einzelne große Wortklauber und Schriftgelehrte gegeben hat — solche sah man nach dem Untergange der griechischen Freiheit an den Despotenhöfen von Alexandria, Antiochia und Pergamus — aber das arme, unterdrückte Volk dachte nicht mehr mit, und deswegen fehlte den Rednern, Weltweisen, Gelehrten und Künstlern jene erhabene Einfalt und kühne Würde und Hoheit der Seele, welche sterbliche Werke mit dem Zeichen der Gottähnlichkeit stempeln. Deswegen ist auch keine geistige Freiheit im höhern Sinn, wo die politische Freiheit fehlt. So ist der Mensch einmal geboren, daß er äußern leiblichen Reiz haben muß, damit das innere Geistige in ihm lebendig werde und lebendig bleibe.

Also unsere Freiheit heißt Herrschaft des Gesetzes, damit ein würdiger Kampf sei für die Beschützung und Erhaltung des Gesetzes, damit alle durch die Teilnahme an dem öffentlichen Leben das Gesetz kennen und anerkennen, damit die Geister dadurch lebendig und frisch erhalten und gereizt werden zu jeder edlen Kühnheit und zu jedem schweren und unsterblichen Werke. Durch etwas Großes und Gemeinsames, was allen nahe liegt, müssen die Menschen zum Reden und zum Denken geweckt werden. Denn Reden und Denken ist eins, und wer das Sprechen verbietet, der verbietet auch das Denken, ja er verbietet das Reden; denn reden heißt mit Verstand und mit Gedanken sprechen. Die Lippe ist der Wetzstein des Geistes, über die Lippe muß der Gedanke oft hin und her laufen, damit er Glanz, Farbe und Gestalt gewinne. Ein im Innern verschlossener und durch Auflaurer und Späher zurückgescheuchter Gedanke ist eine Sonne und ein Blitz hinter düstern Wolken. Die Zunge muß gelöst werden, damit der Gedanke wärmen und leuchten könne; immer verschlossen erstarrt und erstirbt er allmählich. Der Tag bricht an, und der Mensch spricht. Dies ist so sehr ein Wort und eine Bedeutung, daß die ganze schöne Welt Gottes wüst, tot, dumm und stumm wird, wenn beide nicht mehr hervorbrechen dürfen. Denn die Sprache ist die geistige Sonne auf Erden und muß zuweilen auch der geistige Blitz sein.

Wir finden bei der Betrachtung dessen, was unter dem Worte Gleichheit verstanden und begriffen wird, daß die ursprüngliche Idee dieser Gleichheit dem menschlichen Gemüte so eingepflanzt ist, daß alle Menschen gleichen Genuß der Erde und der Freude haben müßten. So hat Gott dem Menschen sein Paradies gepflanzt, so sind die goldenen und saturnischen Zeitalter einst gewesen und später nur als Fabeln der Dichter geglaubt worden, jene Zeitalter, wo die Menschen ohne Krankheit und schwere Sorgen und Arbeiten jahrhundertelang fortlebten, wo die wilden Leidenschaften der Habsucht und Wollust noch nicht wüteten, wo freundliche Güte und Milde vor Hader bewahrte, wo kein Totschlag und kein Krieg war, und wo die Lebenden glaubten, daß die Gestorbenen, weil sie noch so rein und glücklich waren, unmittelbar zu den Sitzen der Götter

aufstiegen und von ihnen herab als Engel und Schutzgeister den späteren, von jener Reinheit und Glückseligkeit immer mehr ausartenden Geschlechtern beiständen. Aber diese Gleichheit hat auf Erden nicht bewahrt werden können und ist auch nirgends mehr möglich zu machen. Für die Verständigen, welchen Narrheit und Verbrechen nicht gefallen, die aus so törichtem Streben folgen müßten als das Streben nach solcher Gleichheit (Radikalismus) sein würde, hat die Gleichheit endlich den Begriff bekommen, daß das Gesetz, der Schirmer und Strafer, alle gleich richten soll. Obgleich dies nun so ist und wegen der Verhältnisse, Elemente, Anlagen und Triebe der Natur und des Menschen nicht anders sein kann, so sind doch vom Anbeginn der Geschichte große und weise Männer gewesen, welche darauf gesonnen haben, durch eine strenge und feste Gesetzgebung die Gleichheit des Besitzes und der Freude den Sterblichen so zuzuteilen, daß der Unterschied des Glücks und der Glücksgüter der Bewohner eines Landes nicht zu ungeheuer würde. Sie haben wenigstens eine Annäherung zu jener ursprünglichen Gleichheit gesucht, die jetzt eine idealische Gleichheit scheint. Sie waren zu weise Männer, als daß sie nicht begriffen hätten, daß die Ordnung der Natur, die man auch die Ordnung der Notwendigkeit nennen könnte, sich nicht willkürlich verrücken lasse; aber sie meinten, es lassen sich gegen die Gewalt des Zufalls und gegen die menschliche Willkür, damit sie sich nicht zuviel erlauben, durch das Gesetz eherne und unzerbrechliche Riegel vorschieben, es lasse sich etwas setzen, wodurch Glück und Unglück gehindert würden, ein zu freches Würfelspiel mit den armen Sterblichen zu spielen: Die weisesten Völkerstifter und Gesetzgeber des Altertums haben ihre Staaten auf Ackergesetze gegründet. Das wußten sie, daß sie Natur und Glück nicht so binden konnten, daß der Geschwinde mit dem Lahmen, der Starke mit dem Schwachen, der Kluge mit dem Dummen, der Faule mit dem Fleißigen durchaus eine gleiche Bahn des Glücks laufen mußte; aber dahin haben sie gestrebt, und das haben sie zum Teil erreicht, daß wenigstens ein großer Kern ihres Volkes durch die Verfassung selbst in einem gewissen tüchtigen und mittelmäßigen Zustande des ungefähr gleichen Wohlstandes erhalten

wurde. Sie wollten vor allen Dingen dem Unglück vorbeugen, wodurch die Tugend und Herrlichkeit der Staaten endlich unvermeidlich untergehen muß, daß nicht einige wenige durch Glück, Geschicklichkeit und Habsucht allen Landbesitz an sich rissen und die große Masse des Volks zu bloßen Knechten und Tagelöhnern dieser wenigen Reichen erniedrigt würde. Sie hatten hiebei zwei Dinge am meisten ins Auge gefaßt. Erstlich meinten sie — und welcher Verständige meint das nicht mit ihnen? — in den Klassen des Volks, die eine gesicherte, mittelmäßige Wohlhabenheit haben, werde Tugend und Redlichkeit, um derenwillen doch jeder Staat gegründet gedacht werden soll, am reinsten und treuesten erhalten; und zweitens wußten sie, das Vaterland könne keine mutigeren und zuverlässigeren Verteidiger haben als diejenigen, welche Arbeit und Tätigkeit nicht in Weichlichkeit versinken ließen, und welche mit ihrem Vermögen an dem Lande so festgewurzelt säßen, daß sie in Zeit der Gefahr es nicht wie Wechsler und Lombarden einpacken und an sicherere Orte tragen könnten.

Ein großer Mann ist hier vor allen zuerst zu nennen, nämlich der Träger des Alten Testaments, der Seher und Mann Gottes, Moses. Je mehr man das Werk seiner Gesetzgebung betrachtet, desto mehr muß man seine tiefe Weisheit und seinen alle Verhältnisse der Gesellschaft umfassenden Blick bewundern. Der Staat, den Moses stiftete, war eine Theokratie, aber sehr fern von der Unterdrückung und Sklaverei. Der weise Gesetzgeber hatte das Land berechnet, das von den Kindern Israel erobert und besetzt werden sollte, und hatte in dieser Berechnung jedem Stamme nach seiner Volkszahl sein Gebiet zugeteilt. Aber weil sein Entwurf nicht ganz ausgeführt wurde, weil einige Stämme zu frühe zum Besitz des ihrigen kamen und sich bald der Ruhe und Faulheit überließen und den andern, die ihr volles Erbteil noch nicht hatten, mit den Waffen in der Hand nicht dazu halfen, weil unter den verschiedenen Stämmen auch bald Eifersucht und Nebenbuhlerei einriß, und weil auf Josua nicht sogleich ein kriegerischer Feldhauptmann des Volks folgte — so haben Moses' große Gedanken und Entwürfe nimmer völlig zum Leben gelangen können, da der politische Staatsleib, worauf er bei

seinem Entwurf gerechnet hatte, nimmer ganz fertig ward. Und deswegen ist der mosaische Staat früh zerspaltet, darauf wegen seiner Zwietracht, und weil er die Meeresküsten und den Libanon nach Moses' Plan nicht erobert und eingenommen hatte, in den Kriegen neidischer Nachbarn und mächtiger fremder Eroberer jahrhundertelang hin und her geworfen, darauf unterjocht und zinsbar und endlich bald nach dem Anfange unserer Zeitrechnung gänzlich ausgelöscht worden.

In dieser mosaischen Gesetzgebung war der Stamm der Leviten, zu welchem der Mann Gottes selbst gehörte, ein mit vielen Vorrechten begabter und gleichsam adliger Stamm. Aber das übrige Volk war nicht vergessen. Moses hatte das ganze Land stammweise eingeteilt, und jedem freien Obermann in jeder Familie war in jedem Stamm sein Los oder Erbe an Land zugeteilt worden. Dieses Los-Land war unveräußerliches Staatslehen und mußte bei der Familie, der es angewiesen war, von Geschlecht zu Geschlecht bleiben. Besonders aber lag das in dem Plane des Gesetzgebers, daß nicht mehrere Lose unter demselben Besitzer zusammenkommen und auf diese Weise eine zu große Ungleichheit des Landbesitzes entstehen sollte. Man kann dies alles in seinen Büchern von den Gesetzen und Ordnungen der verschiedenen Stände weiter nachlesen, vorzüglich aber ist das Buch Ruth darüber ein Kommentar mit stehenden Lettern. Wie sehr Moses' Gesetzgebung überhaupt die Freiheit begünstigte, beweist nichts mehr als sein treffliches Gesetz von dem Halljahre, welches je alle fünfzig Jahre alle verpfändeten Grundstücke dem alten Besitzer wiedergab, und jenes andere Gesetz, welches denjenigen, der einem andern seine persönliche Freiheit verpflichtet oder verkauft hatte, in jedem siebenten Jahre wieder zum eigenen Herrn seines Leibes machte.

Die Verfassung von Kreta und die, wie die Alten uns erzählen, nach ihr gemodelte lykurgische Verfassung Spartas waren gleichfalls auf strenger Einteilung der Grundstücke unter eine dem Staate angemessene Zahl freier Bürger gegründet. Und Sparta stand gewaltig in seiner rauhen und freilich nicht liebenswürdigen Tugend, bis Habsucht, Üppigkeit und Gesetzesbruch nach Agesilaus die alte Ordnung ganz durchbrachen. Auch

Athen und mehrere Staaten Großgriechenlands hatten Gesetze, die sich diesen annäherten. Die Alten fürchteten überhaupt das Zusammenhäufen großer Güter und Besitzungen in wenigen Familien als der Tugend und Freiheit der Bürger gefährlich: denn wo wenige Männer mit ungeheurem Reichtum sind, findet man gewöhnlich eine Menge blutarmer Menschen nach der Regel: Die tiefsten Sümpfe unter den höchsten Bergen. Sie fürchteten mit Recht, es würde aus diesen ein Pöbel werden ohne Gefühl für Vaterland, Freiheit und Tugend, der weder fremden Angreifern noch einheimischen Vergewaltigern widerstehen könnte. Man kann ihnen hierin wohl nicht unrecht geben. Auch haben mit diesen Gesetzgebern oder vielmehr nach diesen Gesetzgebern die geistreichsten und edelsten Männer des Altertums, welche über Gesetze und Verfassungen geschrieben haben, allgemein den Grundsatz angenommen, daß der Staat, der wohl und gerecht geordnet und sicher gebaut heißen solle, gute Acker- und Feldgesetze haben müsse, d. h. solche, wo nicht zu große Grundstücke von einem einzigen besessen und mäßige Güter nicht in zu kleine Teile unter mehrere zerstückelt werden durften. Wie dieser große Gegenstand bei den Kämpfen zwischen den Patriziern und Plebejern in Rom weiland zur Sprache kam, und wie um die Verteilung der eroberten und dem Staate zinsbaren Ländereien oft blutig gestritten worden, und wie der Geiz der alten römischen Geschlechter, der sich das Meiste und Beste von diesen Staatsgütern mit eigenmächtiger Willkür zugeteilt hatte, die übrigen freien Bürger gar nicht zum Mitbesitz lassen wollte — darüber haben wir in Niebuhrs Römischer Geschichte durch die gründlichsten und lichtvollesten Untersuchungen zuerst Tag erhalten.

Bei den neueren Völkern finden wir die Verfassungen nirgends als ein fest ineinandergreifendes und aus der Idee großartig zusammengebautes und zusammengehängtes Kunstwerk gegründet, wie dies bei Moses, Lykurgus und mehreren großen Gesetzgebern des Altertums offenbar der Fall war. Bei uns ist es eben geworden, wie es hat werden können, viele möchten sagen, wie der Zufall es gewollt hat. Dies letzte sagen wir aber nicht, obgleich wir nicht leugnen können, daß die neueren Völker, auch nachdem sie bessere Einsicht erlangt

hatten, sich mehr als recht vom Ungefähr haben treiben lassen. In die Gesetze und Verfassungen der letzten fünfzehnhundert Jahre hat eine gewaltige Macht mit hineingewirkt, welche den Alten fehlte, die milde und menschliche Majestät des Christentums, welches vieles ergänzt hat und bis diesen Tag ergänzt, was Unvollständiges und Unzusammenhängendes darin sein mag, und welche die Wüstheit und Grausamkeit aller habsüchtigen Triebe der menschlichen Natur im allgemeinen doch auf eine wundersame Weise gebrochen und gemildert hat. Wie diese himmlische und göttliche Kraft des Wortes von der Liebe und Barmherzigkeit gleichsam als ein unmittelbarer Hauch und Atem von dem Herrn die Empfindung der ganzen Welt durchdrungen und alles mit einem zarteren und geistigeren Leben und Streben beseelt und die trotzige und stolze Tugend der Heiden zu Sanftmut und Demut gebeugt und zugleich die meisten Ansichten und Verhältnisse des Lebens und Staates verändert hat — was soll ich hier weitläuftig erzählen, was wir alle wissen, und wovon wir auch ohne Wissen schon innerlich überzeugt sind? Ich wiederhole hier nur, was ich anderswo öfter schon gesagt habe, daß die Staaten des Altertums, wie trefflich auch ihr Grundbau sein mochte, deswegen nicht viele Jahrhunderte überdauern konnten, weil sie von Anfang an einen Todeskeim des Greuels und Verderbens in sich trugen, die Sklaverei, worauf als auf einem morschen Pfeiler die trotzige und oft grausame Freiheit der Freien mit ruhete. Durch dieses Grundübel gingen die meisten Staaten der Heidenzeit geschwinderen Schrittes zum Untergange, als sie getan haben würden, wenn sie diese unselige Beimischung nicht gehabt hätten. Das Christentum hat freilich selten einen so stolzen politischen Schein von sich gestrahlt als jenes Heidentum, aber es hat die Völker und Staaten mit sanfterer und fast immer mit sicherer Hand geführt, und, indem es die Leidenschaften und Triebe der Menschen bändigte und zügelte, hat es oft auch die zu reißende Bewegung, ich möchte sagen, den zu geschwinden Ablauf der Staatsmaschine aufgehalten.

Wie gesagt, die Verfassungen der neueren Staaten im Gegensatz gegen diejenigen Staaten des Altertums, deren Geschichte uns besonders anziehend und lehrreich ist, haben

sich mehr so von selbst gemacht, was man gewöhnlich sich so von selbst machen nennt, als daß sie nach dem festen und in der Zusammensetzung seiner Teile genau abgemessenen Entwurf eines Gesetzgebers gemacht wären. Bei einem solchen Sichselbstmachen zeigen die Völker am besten, was sie wert sind, und was von ursprünglicher Anlage zur Freiheit und Gesetzlichkeit in ihnen ist. Unsre Vorfahren, die Germanen, offenbaren sich da von den Anfängen ihrer bekannten Geschichte als ein edles und freies Volk und als ein solches, das sich auch auf Einrichtungen für die Erhaltung der Freiheit verstand. Es geht ein gewisser Grundtypus für die Feld- und Ackerbauverhältnisse durch die Gesetzgebungen und Gebräuche der germanischen Stämme, welcher die freien Männer im Besitz ihrer Güter in einem gewissen Wohlstande zu bewahren mit Weisheit und Gerechtigkeit berechnet schien. Doch wurden allerdings auch unterworfene und leibeigene Leute beim Ackerbau gebraucht. In ruhigen Sitzen bewohnten sie das Land nach einem gewissen Gleichmaße des Ranges und der Bedürfnisse unter sich geteilt; doch so, daß alle den Fürsten und Vornehmsten, welchen sie im Kriege folgten, Ehrengeschenke gaben, und daß die Leibeigenen gegen Abgaben von Vieh und Getreide an die Freien Zinshöfe bewohnten, deren Grund nicht ihnen gehörte. Tacitus sagt uns ausdrücklich im 26. Kapitel seines Büchleins über Germanien, daß sie, wenn sie neue Stücke Land unter den Pflug nahmen, nach der Kopfzahl der Ackersleute und nach der Würde teilten*). So ward bis zu einem gewissen Grade für eine billige Gleichheit des Besitzes gesorgt.

Auf die Weise, wie sie es daheim im eigenen Lande hielten, wann neues Ackerland unter Dorfschaften oder Gemeinden zu verteilen und anzuweisen war, hielten sie es späterhin auch, als sie im fünften und sechsten Jahrhundert

*) Dies erklärt sich aus dem noch bestehenden Brauch unserer Tage, wenn, wo Markenverfassung herrschte oder eine große Dorf- oder Stadtallmend war, Stücke wüster Heiden oder Gemeinweiden unter den Pflug genommen werden sollten, diese nach der Würde (d. h. nach dem kleineren oder größeren Feldmaße, welches jeder in der Gemarkung oder Allmend besaß) in kleineren oder größeren Losen zugemessen wurden.

als Eroberer über die Donau und den Rhein gegen Süden und Westen oder auf Schiffen zu den Inseln zogen. Die Eroberer teilten die mit dem Schwert gewonnenen Länder und die Bewohner derselben unter sich, so daß von dem Fürsten bis zu dem untersten Freien, der ihm gefolgt war, jeder nach dem Maße seiner Ansprüche oder Bedürfnisse sein gebührliches Los erhielt. Diese Germanen aber arteten nun bald aus, weil sie in den alten Einwohnern der eroberten Länder zuviele und zu verschmitzte und verdorbene Sklaven bekamen. Wie das Gemüt dadurch verdorben ward, verlor auch die Freiheit ihre Kraft, die ohne Tugend nie besteht, und bald entwickelte sich eine eigentümliche Art eines unfreien Zustandes, wohin allmählich viele der Freien hinabgezogen wurden, und welcher von manchen Knechtschaft genannt worden ist. Dieser in vielen Abstufungen und oft mit den seltsamsten Verschiedenheiten ineinander verzweigte und verflochtene Zustand einer vielfältig gebundenen Unfreiheit hat den Namen Lehnwesen bekommen, auch wohl Vasallenwesen.

In dem eigentlichen Germanien, in dem Lande, welches wir jetzt Deutschland nennen, hatte sich in den Gegenden, wo fremde Völker entweder gar nicht oder doch nur eine gar kurze Zeit gehaust hatten, jene Einrichtung am besten erhalten, welche ursprüngliches Gefühl von Recht und natürliche Billigkeit bei der Verteilung der Ländereien gemacht hatten. Diese glücklichen Gegenden waren die Mitte der deutschen Lande und der Westen zwischen dem Rhein und der Elbe, jener glänzende Schauplatz der gewaltigen Römerkriege, aus welchen unsre Altvordern so siegreich geschieden waren. Was von Germanien jenseits der Elbe nordöstlich und jenseits der Elbe und des Fichtelberges östlich liegt, war von Wenden*) (Slawen an der Küste) und Slawen sehr angefressen und in seinen früheren Verhältnissen zerrüttet. Was über der Donau, zwischen Donau, Alpen und Adriatischem Meer lag, war zuerst von den Römern, dann von Slawen, Awaren, Magyaren hart mitgenommen

*) Wend, Wand, Wattn: Wasser, See in vielen Sprachen; daher Vandali, Wenedi, Weneti in Norddeutschland, am Adriatischen Meere, an den Küsten Galliens.

und zerrüttet worden. Auch ist in den Ländern, wo die Slawen jahrhundertelang gehaust haben, und wo zum Teil noch bedeutende Reste von ihnen sitzen, die Freiheit der kleinen und mittleren Grundbesitzer nimmer wieder geworden, was die frühere germanische gewesen. Wenige kleine Freie sind dort übrig geblieben oder haben sich dort später wieder erhoben: die meisten Bauern und bäuerlichen Menschen schmachteten da bis auf die letzten Zeiten entweder in einer armseligen Abhängigkeit oder gar in einer traurigen Leibeigenschaft — so sehr hatte der Sinn und die Art eines fremden Volks das Germanische zerstört oder verschlechtert. Die Länder, worauf ich hindeute, sind Krain, ein Teil von Steiermark, Kärnten und Österreich, Mähren, Böhmen, Schlesien, die Lausitzen, die Marken jenseits der Elbe, Pommern und Mecklenburg.

Aber auch jene glücklicheren Gegenden Deutschlands in der Mitte und in dem Westen des Vaterlandes, welche ich vorher genannt habe, jene, welche nicht von fremdartigen Völkern überschwemmt worden, und welche keine Fremden zu unterjochen gehabt haben, konnten sich des Geistes der Verschlechterung und Verschlimmerung, des Geistes des Übels, nicht erwehren, welcher von den Nachkommen der alten ausgewanderten Germanen aus den südlichen von ihnen eingenommenen und germanisierten Ländern auf sie zurückwirkte. Hier müssen vor allen andern die Franken genannt werden, welche, nachdem sie Gallien erobert, die Westgoten fast ganz über die Pyrenäen getrieben und das Reich der Burgunder zerstört und sich unterworfen hatten, auch die alten Brüdervölker jenseits des Rheins ihre Macht fühlen ließen. Unter dem mächtigsten Frankenkönig aus dem Hause Pipins von Heristall, unter Karl dem Großen, wurde das letzte unabhängige Germanenvolk, das große und mächtige Volk der Sachsen, nach einem dreißigjährigen, blutigen Kampf mit dem weiten Frankenreiche verbunden. Zwar lösten sich nach Karls Tode die straffgezogenen und straffgehaltenen Zügel der Herrschaft unter seinen schwachen Nachkommen, die noch ein Jahrhundert nach ihm in Deutschland regierten, auch löste sich Deutschland (das Land diesseits der Alpen, Ardennen und Vogesen) selbst von dem zu weiten Frankenreiche und ward ein eigner Staat für

sich; aber seine Schicksale die nächsten anderthalb Jahrhunderte waren unlustig unter schwachen und ohnmächtigen Herrschern und unter Einfällen und Verheerungen wilder und roher Völker, welche von Osten und Norden es zu erschüttern und verwüsten kamen. Und so viel hatten in ein paar Jahrhunderten der Verbindung die Art und Einrichtung des Frankenstaates und Befehl und Beispiel gewirkt, nebst neuen Weltverhältnissen und veränderter Staats- und Kriegsordnung, bei der großen Not der Zeiten und den langen und entfernten Feldzügen, daß die Freiheit der kleinen und mittleren Grundbesitzer, die man, wie man will, freie Bauern oder kleine Edelleute nennen kann, und worauf Germaniens alte Freiheit und Wehrhaftigkeit gegründet gestanden hatte, mehr und mehr unterdrückt und gebunden ward. Es hatte sich das fränkische Lehnwesen eingeschlichen, wenige kleine Männer waren freigeblieben zu einer Zeit, wo soviele Mächtige unfrei werden mußten; eine mehr oder weniger fesselnde und drückende Abhängigkeit oder Hörigkeit, die von der schlimmsten Leibeigenschaft bis zur leidlichen Pflichtigkeit hundert verschiedene Stufen, Arten und Namen hatte, umfaßte die Enkel des Volkes, dessen Sendboten, wie einige dafür halten, jenem Alexander von Mazedonien gesagt hatten, daß es sich nur fürchte, wenn der Himmel einfalle.

Also Beispiel fränkischer Ordnung und romanisierter Gallier, Not und Krieg und auch Brauch und Gewohnheit flochten und nieteten dieses wunderliche Wesen zusammen. Gewiß sind manche Herrenhöfe oder sogenannte Oberhöfe, wo die Unterworfenen später Dienst leisten, gewisse Abgaben bezahlen und Recht suchen mußten, früher nur Mittelpunkte der Versammlungen freier Männer in ihren Feld- und Gemeindeangelegenheiten gewesen. Die Freien trugen für die Zeit, wo diese Versammlungen bestanden, Lebensmittel (Butter, Käse, Schinken, Würste, Hühner, Eier usw.) dahin zusammen für die gemeinsamen Gelage und Ausrichtungen. Was auf diese Weise ganz freiwillig und willkürlich gewesen, ward durch Gewohnheit im Laufe des Jahrhunderts Schuldigkeit: aus dem Besitzer eines solchen Hofes ist endlich ein Gerichts- und Oberherr geworden. Wir finden die Andeutung, daß es mit manchen Oberhöfen

bei den westfälischen Sachsen sich wohl so gemacht haben mag, in dem englischen Worte Landlord, welches zugleich einen Gutsherrn und einen Gastwirt auf dem Lande bezeichnet. Auch in Schweden sind noch heute in einigen Landschaften dieselben Höfe Landgastwirts- und Postwirts- und Landgerichtshöfe.

Mehrere Jahrhunderte lag der größere Teil der kleinen Landbewohner, die Bauern, tief in Abhängigkeit versunken und an manchen Orten des Vaterlandes in unwürdiger und jammervoller Sklaverei. Diese Unterdrückten, diese armen Leute, wie die Rechtlosen genannt wurden, waren nicht bloß Abkömmlinge jener Leibeigenen, die schon zu Cäsars und Tacitus' Zeiten in Germanien bestanden, sondern es waren auch die Enkel solcher Männer darunter, die unter Ariovist, Arminius und Wittekind als die Freiesten und Besten gegen die Knechtschaft gefochten hatten. Ihre schlimmste Zeit war die vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert. Seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts wirkten viele Weltverhältnisse und Begebenheiten zur Milderung ihres Joches; viele arbeiteten sich in den folgenden Jahrhunderten wieder zu einem leidlichen und menschlicheren Zustand durch; doch hingen die meisten bis ins neunzehnte Jahrhundert, in dieses laufende Jahrhundert, hinein noch von mancherlei Banden des Lehnwesens umstrickt. Die letzten Jahrzehnte haben diese Bande in den meisten Gegenden des Vaterlandes nicht eben sanft aufgelöst sondern gewaltsam zerrissen; es gibt jetzt nicht viele der Lande mehr, wo das Lehnwesen noch in seiner Fülle blüht.

Man sagt und man liest in hundert Büchern, das wunderliche und vielgestaltige und schwerbeschreibliche Ding, welches man später Lehnwesen nannte, sei eine ganz natürliche Entwickelung gewesen aus den Keimen, die in der ältesten deutschen Verfassung lagen, nichts anderes als eine weitere Ausbildung des Gefolges, wo ein tapferer Fürst oder Edeling sich durch seine Großtaten eine Menge kampflustiger Freien nachzog, welche Schirm, Ehre und Beute bei ihm suchten, und deren Enkel späterhin ganz natürlich seine Vasallen und Mannen wurden. So weit läßt es sich allerdings erklären; aber wie ein solches Verhältnis oder wie nur das Beispiel oder Gleichbild eines solchen Verhältnisses in späteren Zeiten die Menschen,

welche weiland frei waren, fast bis zur allgemeinen und schändlichen Knechtschaft herabdrücken und herabwürdigen konnte oder vielmehr durfte, das begreift man daraus wahrlich nicht, und da man es nicht begreift, so hat man recht, es nicht zu glauben, bis darüber bessere Beweise beigebracht werden, als die sind, welche man gewöhnlich dafür anführt. Denn ein solches Gefolg wie das von Tacitus beschriebene findet sich fast bei allen nichtslavischen Völkern der Erde, wenn sie ungefähr auf der Stufe der menschlichen und politischen Bildung stehen, worauf unsre Vorfahren der ersten christlichen Jahrhunderte standen. Ich muß hingegen nach meiner geschichtlichen Ansicht durchaus behaupten, daß das Lehnwesen, welches in seinen Anfängen ein arges Unwesen und auch in unserer Zeit eben noch kein liebenswürdiges Wesen gewesen ist, sich aus der Mischung des Germanischen und Romanischen gebildet hat. Frankreich, Italien, Hispanien — das sind die Länder, wo es großgewiegt worden. Von dorther ist es uns und andern germanischen Völkern als ein Übel eingeimpft worden. Ich führe meinen Beweis.

Schweden und Norwegen sind echte germanische Länder, die Schweden und Normänner sind echte Germanen, wenn man einige hie und da zerstreute Finnen ausnimmt, die aber in der Masse der beiden Völker ein unbedeutendstes Teilchen ausmachen. Die Schweden und Normänner haben in früherer Zeit auch den germanischen Comitatus gehabt zu Wasser und zu Lande: tapfere und freie Männer hatten sich dem Befehle tapferer Führer in allen Gefahren auf Not und Tod untergestellt; große Tugend, Klugheit und Herrscherkraft haben die Menschen hier gezogen, wie sie dieselben in der ganzen Welt ziehen; so weit ist an den nordischen Fjäll und am Mälare und an der gotischen Elbe der Germane seinem Bruder an der Weser und am Rhein gleich gewesen. Aber Schweden und Norwegen haben bis auf diesen Tag nur einzelne dünne, aus der Fremde hergebrachte Spuren vom Lehnwesen gehabt. Diese Länder sind sehr lange in der echten germanischen Art und Weise geblieben. Die Grundstücke waren unter freie Männer zu gleichem Recht verteilt und von freien Männern bebaut; Leibeigene, sogenannte der Erdscholle Angewachsene und Angefesselte, welche das Land bebauten, hat es dort nicht

gegeben, wenn sie gleich in frühesten Zeiten eigentliche Haussklaven auch wohl mitunter bei der Feldbestellung mitgebraucht haben mögen. Bauern, die auf Adels- oder Krongütern wohnten und in Geld oder in Erzeugnissen des Bodens oder in Diensten ihren Zins abtrugen, sind von jeher bis auf diesen Tag als freie Pächter angesehen, die nach aufgekündigtem Vertrage ziehen können, wohin sie wollen. Freilich haben Schwedens Könige seit Magnus Scheunenschloß, der am Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts lebte, eine Art Adel zu schaffen angefangen nach dem Muster des deutschen Adels, wovon seit jener Zeit viele als Söldner nach dem Norden kamen, und spätere Herrscher haben diesen Adel weiter ausgestempelt, auch den adligen Hauptgütern oder Herrensitzen zum Nachteile der kleinen Freien gewisse Vorrechte und Steuerfreiheiten bewilligt: aber nimmer hat der schwedische Adel leibeigene Bauern oder abhängige, hörige Lehnbauern unter sich gehabt, und ein guter Teil jener Vorrechte und Steuerfreiheiten, die er sich gegen Schwedens Gesetze unter schwachen Regenten erschlichen hatte, hat er in dem letzten halben Jahrhundert durchstreichen lassen müssen. Ich kehre immer mit einer frohen Erinnerung nach dem Norden zurück, wenn ich über die künftigen Schicksale der Völker und über das Glück oder Unglück der Länder nachdenke, welche durch die verschiedenen Verhältnisse der Stände und Klassen zueinander und, wie mir deucht, recht sehr durch die gehörige Verteilung des Grundes und Bodens bestimmt werden. Schweden und Norwegen gehören in dieser Beziehung zu den glücklichsten Ländern Europas, wo die uralten germanischen Bauern, die freien Männer, welche sich nicht schlechter hielten als die Edlen und, weil sie frei waren, Edle waren und blieben, noch in zahlreicher Menge in glücklicher und zufriedener Mittelmäßigkeit nebeneinander auf mäßigen Gütern wohnen und die menschlichen Tugenden in ihrer Einfalt und Echtheit pflegen und erhalten. Wenn weise Gesetze, damit Willkür und Habsucht nicht auch hier zu ihrer Zeit wüten und zerstören, einmal befestigen, was Glück und Tugend des Volks Jahrtausende erhalten haben, eine Verteilung des Grundbesitzes in den meisten Landschaften, worauf Familien sich in Rechtschaffenheit und

Ehrbarkeit behaupten können, so mögen diese Länder kommenden Zeiten getrost entgegengehen.

Dänemark liegt Deutschland näher. Auch seine stolze Bauernfreiheit war seit dem zwölften, dreizehnten Jahrhundert größtenteils verschwunden; nachher hat es wie Deutschland lange einen fast unterdrückten Bauernstand und eine fast sklavische Leibeigenschaft gehabt. Dieses Unglück hatte es über den Sund getragen in die Landschaften, welche es einst von Schweden abgerissen beherrschte. Noch sind in Schonen Spuren genug, daß der Adel dort einst mehr Herr sein durfte, und der Bauer mehr Knecht sein mußte, als dies je in Schweden stattfand. Weil aber der Bauer in Schweden und Norwegen nie als ein von Natur zum Dienen geborner Mensch angesehen sondern immer als ein freier Mann geehrt worden ist, so wundert sich in den Ländern niemand, wenn eines Bauers Sohn Minister, Feldherr oder Landshauptmann heißt; selbst in der Periode Schwedens, wo der Adel über die übrigen Stände fast alle Gewalt an sich gerissen hatte, von dem Jahre 1720 bis zum Jahre 1772, gab es Reichsräte und Herrlichkeiten, deren Väter Bauern gewesen. Wieviele würden in Deutschland vor Erstaunen außer sich sein und glauben, der Jüngste Tag sei da, wenn solches oft erlebt würde!

England ist ein zweiter großer Beweis. Es hielt sich in seiner eigentümlichen deutschen oder sächsischen Freiheit und Unabhängigkeit der kleineren Grundbesitzer und Bauern bis auf die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts, bis auf Wilhelm von der Normandie, den Eroberer. Ich lege hierauf ein großes Gewicht. Gewöhnlich behauptet man, mit der Entwickelung der Verfassung und der Verfeinerung des Lebens habe sich das Lehnwesen aus dem alten germanischen Gefolge ohne weiteres Zutun wie von selbst ausbilden müssen. Nun kann man nachweisen, daß Britannien schon im siebenten, achten Jahrhundert in Hinsicht der Verfassung, der Sittenverfeinerung, der Religion und Gelehrsamkeit wenigstens so gebildet war als Deutschland im neunten und zehnten Jahrhundert, und doch findet sich dort damals noch nichts vom Lehnwesen, sondern wenige adlige Männer wohnten unter dem allgemeinen Volksgesetze, welches König Alfred im neunten

Jahrhundert neu sammelte und ordnete, mit einer Menge kleiner und mittlerer Freien zusammen, die auf ihren Ländereien so sehr Herren waren als jene auf den ihrigen; von einem Lehnbande, welches später häufig ein Lehnstrick ward, ist in der englischen Geschichte vor Wilhelm von der Normandie auch keine Spur, sondern die freien Sachsen und Angeln, die nach der Mitte des fünften Jahrhunderts in Britannien eingedrungen waren, hatten das eroberte Land so verteilt und bewohnten es unter denselben Verhältnissen, unter welchen sie weiland an den jenseitigen Küsten Germaniens und um die Ems, Weser und Elbe gewohnt hatten. Die Normannen, welche aus einem Lande stammten, wo die größtmögliche persönliche Freiheit und Gleichheit herrschte, hatten in der Landschaft, die sie an der Nordküste Frankreichs eingenommen, bald die nordische Freiheit verloren und durch das Beispiel der benachbarten Franken, ihrer Besiegten, verführt, die Knechtschaft des Lehnwesens angenommen. Wilhelm der Normann, als er das große Unternehmen gegen England zurüstete, begriff leicht, daß es den Kräften, die er in seinem Lande aufbieten konnte, weit überlegen war. Er machte es wie alle Eroberer, er lud eine Menge Waghälse und Abenteurer auf die Hoffnung der Beute und der Länder ein, die er ihnen auf der schönen Insel zeigte; und solche Abenteurer strömten in Scharen herbei und schwellten sein Heer aus Frankreich, Flandern, Brabant und allen Nachbarlanden, zu welchen der Ruf des großen Zuges gelangen konnte. Wilhelm gewann im Jahr 1066 die Schlacht bei Hastings und behandelte England wie ein erobertes Land und die Engländer wie seine Sklaven. Er mußte denen, die ihn zu einem so mächtigen Könige gemacht hatten, sein Versprechen halten und Land und Leute unter sie verteilen. Diese Epoche ist der Anfang einer drückenden Lehnherrschaft in England. Das freigesinnte Volk der Angeln, Sachsen und Friesen verstand wohl, sich in den folgenden Jahrhunderten von dem Druck des königlichen Despotismus zu befreien und auch den aristokratischen Druck der Herren und Ritter etwas zu lüften, aber jener herrliche Zustand der früheren Zeit, wo Dreiviertel aller Grundstücke in England mittelmäßigen Freien gehörten, jener Schweden und Norwegen ähnliche Zustand, ist

in England nimmer wieder hergestellt. Der einmal zerstörte freie Bauerstand hat in der Folge seine Zahl und also seine alte Bedeutsamkeit und Wichtigkeit im Staate nie wiedergewonnen. Die Kirche, die Reichen und der hohe Adel besitzen jetzt fast alle Grundstücke in England.

Man könnte hiebei auch an Schottland denken. Der Süden Schottlands bis an das Hochgebirge sowie ein Teil der nördlichsten gegen Schottlands Grenzen sich streckenden Landschaften Englands ist in den stürmischen Jahrhunderten, wo die nordischen Wikingar, die auch wohl Seeräuber heißen, ihre Züge gegen Westen und Süden machten, nach und nach von Normännern (Männer aus Norwegen, Dänemark und Schweden) besetzt und bevölkert worden, die freilich mit Nachkommen der Sachsen vielfach gemischt wohnten. Dies wissen wir aus der Geschichte, und wenn wir es nicht aus der Geschichte wüßten, so sind davon bis auf den heutigen Tag noch Spuren und Denkmäler genug in Grabhügeln, Sagen, Sitten, Art und Sprache der Einwohner; und das sprechendste und unzerstörbarste Zeugnis und Denkmal dafür finden wir in der Dichtkunst dieser Gegenden, in den Romanzen und Balladen des Mittelalters, worin ein von dem südbritannischen ganz verschiedener hochnordischer Geist weht. Diese Gegend ward, wie die Normandie von Frankreich, von dem nahen England zur Verähnlichung in Sprache, Sitten und Einrichtungen hingezogen; es entstand hier auch durch die Nachbarschaft und das Beispiel und die Stammverwandtschaft fast ganz dasselbe Lehnwesen, welches die französischen Normannen nach England gebracht hatten. In Nordschottland, besonders in dem nordwestlichen Teil, dessen meiste Bewohner gälischen Stammes sind, bestand ein patriarchalisches oberherrliches Wesen der Abhängigkeit, das nicht wie das Lehnwesen durch bestimmte Formen und Gesetze sondern durch Herkommen und Sitte getragen ward; bei mildem Charakter des Oberherrn vielleicht der Freiheit nahe, bei hartem Gemüte desselben wenig von Knechtschaft verschieden; nur daß der rauhe und strenge Himmel, der die Leiber stählt, die Unterworfenen nicht so elendig und nichtswürdig werden ließ, wie jeder Sklave in weicheren

Klimaten notwendig werden muß. Wir werden dieses Verhältnis weiter unten noch berühren.

Uns deucht es also die höchste, selbst durch die Geschichte nachgewiesene Wahrscheinlichkeit, daß das Lehnwesen aus den Resten alter Knechtschaft hervorgegangen ist, welche die Franken, Langobarden, Sueven und Westgoten in den von ihnen eroberten und germanisierten Ländern fanden, in welchen sie allmählich neue Staaten ausbildeten. Und nun wollen wir noch etwas aussprechen, was ganz in das Gebiet dieser unserer politischen Fragen und Untersuchungen fällt: die Römer haben in jene Lande nicht bloß die Knechtschaft gebracht, sie haben sie dort schon gefunden. Bei den Galliern wenigstens bestand eine traurige und drückende Lehnknechtschaft, als sie von den Römern bezwungen wurden. Es gab bei ihnen damals nur Fürsten und Adel und Halbfreie und Sklaven: volle Freie, ein starker und unbezwinglicher Kern des Volkes, waren nicht mehr da. Auch in Spanien scheint ein ähnlicher Zustand gewesen zu sein, als nach dem zweiten Punischen Kriege die Römer anfingen, diejenigen zu Sklaven zu machen, welche sie vorher Bundesgenossen genannt hatten. Fürsten, Adel und Volk waren durch eine Art trauriges Lehnwesen zerspaltet und konnten keine gemeinsame Kraft bilden. Es fehlte jenen Ländern der Kern eines freien Mittelstandes, ohne welchen kein Land wirkliche Stärke hat; darum wurden sie so leicht die Beute der Römer. Sie waren damals ungefähr in dem Zustande, worin die Franzosen und Deutschen im neunten und zehnten Jahrhundert standen, als sie von Slawen, Normännern und Magyaren überritten und geplündert wurden; ihre Mannskraft, ihre große Wehrmannschaft war zerstört oder zerstückelt. Da mußten die Enkel der Männer, die 80000, ja 100000 Mann der kriegsgeübtesten Römerheere aus dem Felde geschlagen hatten, sich von 15000 und 20000 Normännern, ihren Stammgenossen, ungestraft verheeren und ausplündern lassen, weil diese noch das waren, was die Ahnherren weiland von jenen, freie und auf ihre Freiheit stolze und zuversichtliche Männer. Wir hören, wie Cäsar dieses gallische Verhältnis zwischen dem Adel und den sogenannten Freien beschreibt, und wir müßten blind sein, wenn wir darin

nicht den Zustand erblicken wollten, wie er sich im sechsten, siebenten Jahrhundert in Frankreich und im achten, neunten Jahrhundert in Deutschland von der alten Freiheit zur Lehnsabhängigkeit entwickelt hat. So lautet es bei ihm Buch 6, Kap. 13 und 15:

„In ganz Gallien sind zwei Menschenklassen, welche einiges Ansehen und Ehre genießen, nämlich die Druiden und die Ritter (Priester und Adel). Denn das Volk (plebs) wird fast wie Sklaven geachtet; es unternimmt durch sich nichts und wird zu keiner Versammlung gezogen. Sehr viele, wann sie von Schulden oder von der Größe der Auflagen oder von dem Übermut der Mächtigen bedrängt werden, geben sich den Adligen in die Knechtschaft; diesen stehen gegen sie alle dieselben Rechte zu wie den Herren gegen die Sklaven. — Die Ritter, wann Aufforderung dazu oder irgend ein Krieg eintritt (was vor Cäsars Ankunft fast alljährlich zu geschehen pflegte, daß sie einander in Angriffs- oder Verteidigungskriegen befehdeten), tummeln sich alle im Kriege um. Und wie jeglicher durch Geschlecht und Reichtum der stattlichste ist, hat er die meisten Ambakten (Dienstleute) und Schützlinge um sich."

In diesen wenigen Worten liest man die Geschichte der Art und die Entstehung der Lehnsabhängigkeit, man liest, durch welche Umstände freie Männer mehr oder weniger Knechte werden. Das kann man bestimmt sagen, hätte Germanien im ersten Jahrhundert der Geburt unsers Erlösers eine Verfassung gehabt, wie es sie später im neunten und zehnten Jahrhundert hatte, Männer wie Drusus, Tiberius und Germanikus würden es von dem Rhein und der Donau bis an die Ostsee und jenseits der Karpathen leicht besiegt haben; wir würden eine andre europäische Geschichte haben.

Das fällt einem bei diesem Hinundherschweifen auf dem unendlichen und unergründlichen Meere der Völker und Jahrhunderte und ihrer Begebenheiten und Schicksale gleichsam von selbst in die Hände, daß von allen germanischen Volksstämmen die Sachsen und die den Sachsen verwandtesten am festesten und hartnäckigsten an der Freiheit gehalten und diese Freiheit in verständigen und weisen Einrichtungen entwickelt und ausgebaut haben. Ich nenne nur die Kriege gegen Augustus

und Tiberius im Anfange unserer Zeitrechnung, welche größtenteils von den Völkern geführt wurden, die sich später Sachsen nannten; ich nenne nur solche, die durch wirkliche Abstammung und durch die Sprachähnlichkeit sich als ihre Blutsfreunde beurkunden, die Niederländer, die Friesen, die Engländer, Schweden, Norweger, Ditmarsen, Siebenbürgen — welche alle sich von jeher durch Streben zu Freiheit und Gesetzlichkeit ausgezeichnet haben. Ich bemerke bei dieser einfachen Angabe jedoch, daß ich hier ununtersucht lassen will, wieviel Landesbeschaffenheit, Örtlichkeit und Himmelstrich zur Hervorbringung dieser merkwürdigen und großartigen Erscheinung bei diesem Stamme und bei seinen verwandten Stämmen mitgewirkt haben können. Auch das muß ich schließlich noch andeuten, daß sich in wenigen Landschaften des Vaterlandes so viele und so große Bauerschaften erhalten haben als in dem rechten Kern des Sachsenlandes, in Westfalen, welche zugleich in ihrer Bauart und in ihrem Wesen uns oft jenes älteste Bild vorzustellen scheinen, welches Tacitus vor siebzehnhundert Jahren von unsern Vorfahren aufgestellt hat.

Wir sind auf diesem Gebiete auf manchen Nebenwegen und Fußpfaden bisher hin und her geirrt, ehe wir zu der breiten, großen Straße gelangten, wohin wir eigentlich wollten. Jetzt sind wir darauf, und nun können wir kurz und gerade darauf fortgehen.

Ich weiß, es wird nicht an solchen fehlen, die mit einer gewissen Erbitterung sagen werden, ich sei ein Feind des Adels und des Lehnwesens insgemein und habe es durch diese Darstellung von neuem bewiesen. Ich muß mir das gefallen lassen. Ich will klar bekennen, daß mir das Lehnwesen kein erfreulicher Zustand der Menschen deucht, daß ich mir viel bessere Zustände der bürgerlichen Gesellschaft denken kann, daß ich selbst bei unsern Stammverwandten, den Schweden und Normännern, in Epochen der Entwicklung, die den unsrigen ähnlich waren, mit Freuden diesen Zustand nicht gefunden habe. Aber persönliche Erbitterung spricht hierin gar nicht sondern bloß das natürliche Menschengefühl, daß ein Zustand, der durch Gesetze verteidigt wird, glücklicher ist als derjenige, den fremde Willkür verschlimmern oder verbessern darf. Wie

könnte ich auch ergrimmen über etwas, das sich in der Geschichte der meisten Völker findet, vorzüglich in den Zeiten, wo die politische Gesellschaft und die verschiedenen Klassen des Volks zwischen alter Roheit und neuer Bildung und Entwickelung hin und her schwanken? Aber wie sollte ich loben, was tausend Mißbräuche und Frevel in sich getragen hat und in sich trägt, und was in einer Zeit, wo jeder von dem Gesetze sein billiges und gleiches Recht verlangt, nicht mehr bestehen kann? Wir dürfen nie behaupten, daß dieses wunderliche Staatsverhältnis an sich je ein gutes und gerechtes Verhältnis gewesen sei — die Geschichte stellt gegen solche Behauptung zuviele Zeugen auf — wir können nur sagen, daß es bei gutmütigen und rechtlichen Völkern, wie z. B. die Deutschen sind, die Hilflosigkeit und Rechtlosigkeit der Abhängigen und Unterdrückten nie so schreiend gezeigt hat als bei vielen andern; und doch oft schreiend genug.

Wenn ich mich so erkläre gegen einen Zustand, der zur Zeit seiner Entstehung vielleicht unvermeidlich und notwendig war, der alle Klassen und alle Stände des Volks, die hohen wie die niedrigen, umfaßte und band, der aber am schwersten auf die untersten drückte und sie in den meisten Ländern bis zu leibeigenen und hörigen Knechten erniedrigte, so will ich ehrlich gestehen, daß mir das neue und neueste Wesen auch nicht gefällt, wo man nicht allein die Personen frei läßt und von ungebührlichen Zwängen und Banden löset — was recht ist — sondern wo man Land und Häuser und Güter und Gewerbe, gleichsam als wäre die ganze Welt ein liederliches Spielhaus, dem Würfelspiele des Zufalls preisgibt; was dumm ist. Dieses neue Wesen, weil die Franzosen mit ihrer großen Umwälzung die Anfänger und fast die Urheber desselben sind, könnte man das französische Wesen oder Unwesen nennen. Es deucht mir ein Unwesen, und ich will es denn ein Unwesen nennen, weil es durch die Leichtigkeit des Wechsels der Besitze den größten irdischen Schwerpunkt im Staate aufhebt, der ihm als Ballast so notwendig ist, damit er in Gefahren nicht von jedem kleinsten Winde umgeworfen werde, und weil es eben durch diese ewigen Wechsel den Menschen nichts Festes und Bleibendes zeigt, ihre Liebe und Treue an nichts Festes bindet

und sie selbst auf diese Weise leichtfertig und wankelmütig macht. Also daß mir diese neue Freiheit, wie sie einigen deucht, eben nicht besser gefällt als die alte Gebundenheit.

Hören wir einmal, wie einige, welche das Alte preisen, das Neue, was wir eben mit dem Namen das französische Neue getauft haben, tadeln und das Alte loben. Sie sagen:

Gott selbst, der Weise und Fromme, trägt die Natur nur durch ein Gesetz der Abhängigkeit: die höchsten Zwecke und Ziele derselben werden nur dadurch erreicht, daß eins dem andern untergestellt ist. Nur durch Dienst wird das All erhalten, der Gehorsam ist die höchste Idee der Freiheit, d. h. der Gottähnlichkeit und der Gottgefälligkeit. Dieses Gesetz der ganzen Natur geht auch auf die menschliche Gesellschaft über: denn der Mensch ist gleichsam der geistige Abdruck, das geistige Bild der Natur: er stellt in sich alle Triebe, Neigungen, Verschiedenheiten, Ähnlichkeiten und Ordnungen derselben mit Bewußtsein dar, er macht das große und allgemeine Naturgesetz gleichsam zu einem sich selbst erkennenden und wissenden Gesetze. Daher die verschiedenen Ordnungen der Gesellschaft und daher der Staat der naturgemäßeste, sittlichste und vollkommenste Staat, in welchem die verschiedenen Stände nicht nebeneinander sondern untereinander gestellt sind. Das Lehnsverhältnis war ein solches von der Natur selbst gegebenes und gebotenes Verhältnis, es war ursprünglich nicht ein Verhältnis der Abhängigkeit sondern des Schutzes. Auf dem Lande, wo dieses Verhältnis am meisten gefühlt wird, wohnen, wie auch in der Stadt, zwei Arten Menschen: Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Gebildete und Ungebildete, Adel und Bauern — die einen zum Befehlen und Regieren, die andern zum Gehorchen und Dienen bequem. Schon ihr Zustand bildet von selbst, man möchte sagen von Natur, ein wechselseitiges Verhältnis der Herrschaft und der Abhängigkeit. Der Reichere, Vornehmere, Gebildetere ist der geborne Helfer, Schützer und Rater des Ärmeren, Geringeren und Ungebildeteren. Aus Dankbarkeit leistet dieser ihm Dienst für Dienst, gesteht ihm freiwillig gewisse Leistungen, Abgaben und Huldigungen zu, kurz, er erkennt seine Abhängigkeit als ein Glück und eine Wohltat. Daß seine Person an einen gewissen festen Ort

gebunden ist, macht ihn still und sittlich und beschränkt Wünsche und Begierden, welche ihn, einen ungeschickten und ungebildeten Menschen, nur wüst und unglücklich machen würden. Daß er auf der einen Seite seine Kräfte nicht, wie ihm gefällt oder einfällt, für sich gebrauchen und für sich nicht immer die möglichst größten Zinsen tragen lassen kann, daß ein Teil seiner Kräfte und seines Vermögens sogar von dem Schirmherrn abhängt, der den freiesten Gebrauch derselben einschränken darf, hält ihn auf der andern Seite von vielen törichten Unternehmungen ab, wobei sein Wohlstand und seine Sittlichkeit gleich große Gefahr laufen würden. Und laß diesen Zwang der Abhängigkeit zuweilen sogar drückend sein, in wie vielen Fällen ist er des beschränkten Mannes Glück! Er hat einen politischen Halt und Schirm, er hat in Not und Verlegenheit einen treuen und zuverlässigen Hort, den lange und liebe Gewohnheit durch viele Geschlechter mit ihm und seinem Schicksal verbindet, und dessen eigener Vorteil ihn auffordert, seinen Mann nicht verderben zu lassen. Auf diese Weise ist dieses Verhältnis zwar ein herrliches und oberherrliches, auf der andern aber mehr ein patriarchalisches und verwandtschaftliches Verhältnis. Sie fühlen in sovielen Fällen und durch soviele Erinnerungen und innige Verflechtungen, welche sie verbinden, durch gemeinschaftliche Nöten, die ihre Vorfahren miteinander bestanden, durch gegenseitige Dienste und Wohltaten, die sie einander getan, häufig etwas, was weit über das Gefühl des Herrn und des Knechts hinaus liegt, sie fühlen etwas Menschlicheres und Höheres, das man gleichsam eine edlere Blutsfreundschaft nennen möchte. Und wenn gleich einige Lehnherren und Schirmherren gegen ihre Unterworfenen und Hörigen hie und da härter und strenger als recht gewesen sind und das natürlichste und freundlichste Verhältnis in ein unmenschliches und despotisches verwandelt haben, so soll man einzelne Frevel und Greuel, welche von der menschlichen Gebrechlichkeit überhaupt unzertrennlich sind, nicht als eine notwendige Folge des Lehnsverhältnisses hinstellen. Kurz dieses Verhältnis hat für die Sitten und den Wohlstand der niedrigeren Klassen und für die Ruhe und das Wohlsein des Staats die wohltätigsten Folgen

gehabt. — Nun aber die beliebte und belobte französische Freilassung?!

Es klingt so lustig das Wort für den kleinen Besitzer und für den Bauer: „Juchhe! Jetzt sind wir des Edelmanns Gleiche! Keine Patrimonialgerichte, keine Leistungen, keine Fronen, keine Zehnten mehr, jeder in seine ursprünglichen Menschenrechte eingesetzt, alle künftig mit einem Maße gemessen und über einem Kamm geschoren.“ Wie sollte eine so lustige, wohllautende und schmeichelhafte Lehre der leicht betörlichen und verblendlichen Menge nicht gefallen, welcher Advokaten und Schwindler so leicht einbilden können, jede noch so billige Abhängigkeit sei eine Unterdrückung, und jedes wohlbegründete Recht auf sie eine hinterlistige Beschleichung und Überdrängung? Und was erfolgt bei der völligen Freilassung der Personen und bei der Befreiung der Güter? Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß einige dieselbe zur Verbesserung ihres Wohlstandes zu gebrauchen verstehen, aber die Menge geht offenbar in Sittlichkeit und Wohlstand zurück, wie sehr der äußere Schein auch das Gegenteil zu bezeugen scheint. Wir haben es ja an mehr als einem Orte gesehen, wo alle höhere Aufsicht über diese unmündigen Menschen, alle Beschränkung ihrer sogenannten Freiheit von ihnen genommen ist, wohin es sie getrieben hat. Zwar mehr Tätigkeit und Gerührigkeit hat sich bald gezeigt, auch wohl mehr Gewandtheit und Geschicklichkeit hin und wieder entwickelt, aber wo ist der stille und fromme deutsche Bauersinn und endlich auch, wo ist der alte Wohlstand geblieben? Die alte, unstörbare Sicherheit des Besitzes? Denn hat das unruhig und gescheit gemachte Geschlecht durch größere Gerührigkeit und Umsicht auch in manchen Gegenden gegen das Frühere das Doppelte hervorbringen und gewinnen gelernt, so hat es noch häufiger das Dreifache vertun gelernt, und der gepriesene erhöhete Wohlstand, der aus dem neuen, glücklicheren Zustand hervorgegangen sein soll, ist nur ein barer, blanker Schein und nichts weiter. Denn sehr wenige aus diesen unteren Klassen der Staatsgesellschaft sind so mäßig oder gescheit, daß sie ihr Glück selbst zu verwalten und zu erhalten verstehen. Das schon ist sehr schlimm für die Sitten und für den Cha=

rakter des Landmanns, daß die Güter nun ungehindert von einer Hand in die andere gehen können; schlimmer ist das, daß kein Aufseher, Hüter und Schirmer da ist. Juden und Judengenossen geben Anleihen darauf und setzen sich in den ganzen oder halben Besitz. Stirbt ein Besitzer auch im Wohlstande und hinterlässet mehrere Kinder, so teilen sich diese in das Gütchen oder die Hufe, oder sie bleiben auch in Gesamtwirtschaft darauf sitzen und wirtschaften sich auf einem Grundstücke an den Bettelstab, auf welchem vor zehn oder zwanzig Jahren ein durch Untertänigkeit und Lehnbeschränkungen gebundener Hufner in sicherer, geborgener Mittelmäßigkeit lebte. So verschwindet endlich ganz die alte Einfalt, Frömmigkeit, Treue und Ruhe des deutschen Bauers; er wird klug, schlau, tätig, auf geschwinden Gewinn grübelnd und diesen Gewinn geschwind wieder vertuend, bei der Wandelbarkeit des Besitzes an keinen festen Ort, an keine festen Gewohnheiten und Sitten geknüpft, endlich ein Mensch ohne Heimat, unstet an Trieben, unstet in Gesinnung, leichtfertig und vagabundisch.

Ein solcher ist euer deutscher Bauer vom jüngsten Gepräge, euer französisch erlöster und gelöster Bauer. Das einzige, was bei dieser ganzen vornehmen Bauerfreiheit, bei dieser sogenannten Wiedereinsetzung der Unterdrückten in die ihnen entrissenen Menschenrechte, bei der Wandelbarkeit der Güter und bei ihrer Zerteilung und Zerstückelung herauskommt, ist vielleicht, daß mehr Menschen gezeugt werden — eine Plusmacherei, welcher verständige Staatsverwalter lange die gebührliche Schätzung gegeben haben. Wer einen Staat nicht gleich einem Taubenschlag oder Hühnerstall schätzt, weiß, daß wenige gute und wohlhabende Menschen ihm mehr wert sind als viele schlechte und betteliſche. Ein ordentlicher Staatsrechner sollte bei der Volkszählung die Bettler nicht nur von der ganzen Summe der Volksmenge abziehen sondern auf jeden Bettler wenigstens noch ein Drittel Seelen Defizit rechnen; so daß, wenn ein Staat z. B. eine halbe Million Bettler hätte, diese 500000 Seelen nicht nur nicht mitgezählt, sondern außer ihnen noch 166666 $^{2}/_{3}$ Seelen abgezogen werden müßten; welches von dem Ganzen einen Abzug von 666666 $^{2}/_{3}$ Seelen geben würde. Die Bettlerzahl

selbst würde sich ergeben durch Zusammenrechnung der Bettlerbrüche zu ganzen Zahlen oder zu vollen Bettlerseelen, und man würde bei dieser feinen Staatsrechnung die Bettlerwürde nach Sechzehntel-, Achtel-, Viertel-, Drittelbettlern bestimmen, so daß der Mensch, der ein Viertel weniger hervorbringt, als er verzehrt, ein Viertelbettler, der aber die Hälfte weniger, ein Halbbettler genannt werden würde. In Staaten, wo ungeheure und unmäßige Reichtümer einzelner und die Zerstörung der kleinen Grundbesitzer die Menge des Pöbels und der Bettler auf eine erschreckende Weise vermehren, wie z. B. in Großbritannien, wird bei einer Bettlertaxe, welche Summen beträgt, wovon ein ganzes Reich getragen werden könnte*), wohl so gerechnet werden müssen. Darum soll jeder Staat bei allem, was er tut, wohl zusehen. Nichts ist leichter, als ein Volk von Bettlern und Streunern machen, aber nichts ist schwerer als diese wieder in ordentliche und fleißige Menschen zu verwandeln. Wir könnten uns durch unweise Einrichtungen gleich den Briten mit Bettlern überladen, aber sie zu füttern möchte uns so leicht nicht werden als ihnen, und totschlagen dürfen wir sie nun einmal doch nicht.

Auf diese Gründe, die nicht ganz ohne Grund sind, und auf diese Darstellungen, die teils ihre gute Wahrheit und auch teils ihren guten Schein haben, und die man ungefähr auf diese oder doch auf ähnliche Weise in Gesprächen und Büchern herumtragen hört, muß ich einiges zur Antwort sagen, indem ich mich zuerst gegen den Lobredner des Lehnwesens überhaupt äußere, dann zweitens mich über die sogenannte neue oder französische Bauernfreiheit erkläre. So zwischen zwei entgegengesetzte, einander feindselige Punkte gestellt, möchte man vielleicht am ersten eine Mitte finden, die von der Wahrheit nicht zu fern läge.

Natürlich, ja der natürlichste soll der Zustand und das Verhältnis der Lehnsabhängigkeit sein, allen Frieden, alle Sitte, allen Wohlstand, alle Treue und Rechtlichkeit in sich haltend; wie der Weise zu dem Unweisen, der Starke zu dem Schwachen, der Mündige zu dem Unmündigen, ja wie der Vater zu dem

*) Damals über sechs Millionen Pfund Sterling.

Kinde — so in Rat, Tat, Fürsorge, Liebe und Freundlichkeit steht der Schirmherr zu dem Vasallen, der Herr zu seinem Hörigen; es ist das natürlichste, menschlichste, patriarchalischeste Verhältnis, dessen Zwang und Schranke für den Gezwungenen und Beschränkten nur wohltätig ist. Also stellt man es uns auf.

Wenn das Verhältnis immer ein solches wäre und sein könnte, so würden wir es allerdings für das größte Unglück der Gesellschaft erklären müssen, wenn es jemals aufgehoben würde. Aber man kann gegen diese Schilderung ein Gegenbild halten, wo sie etwas anders ausfallen muß. Wir wollen zur Ehre der menschlichen Natur glauben, ja wir wissen es zur Ehre der menschlichen Natur, daß es Lehnherren und Schirmherren, ja Leibherren gegeben hat, welche wahre Väter ihrer untergebenen und hörigen Leute gewesen sind, tapfere, fromme und gerechte Patriarchen, welche die unter ihrem Schirm Stehenden wie eine Familie Gottes verwalteten und gebrauchten. Aber wenn wir die Geschichte und Erfahrung fragen, so werden uns der Frevel und Greuel, welche die Willkür sich gegen die hörigen und leibeigenen Leute erlaubt hat, leider zuviele erzählt, Frevel und Greuel der Gewalt, der Habsucht, Wollust und Grausamkeit, daß uns schaudern würde, wenn ich sie hier aufzählen sollte. Die Urkunden und Chroniken des Mittelalters wimmeln davon, und selbst in jüngeren fehlt es davon an Belegen nicht. Zwar war das Lehnsverhältnis in seinen Arten und Stufen das mannigfaltigste und verschiedenste; von der drückendsten Leibeigenschaft bis zur leidlichen Zinspflichtigkeit und Hörigkeit war ein unendlicher Weg — aber wir wissen aus uns selbst und aus dem täglichen Gefühle unsrer sündlichen Natur, daß die Herrschsucht der süßeste Trieb ist, daß die meisten unsers Geschlechts die Willkür schlimm gebrauchen, wenn sie von der Gewalt des Gesetzes nicht zurückgehalten werden; und wir wissen auch, daß alle unklare und unbestimmte Verhältnisse von der Willkür gemißbraucht werden.

Der Mensch, wenn Leidenschaften und Habsucht ihn nicht aus der Ruhe der Besonnenheit herausreißen, wenn er still und heiter ist, strahlt in seinen Gefühlen und Gedanken immer noch den Spiegel der Freundlichkeit, Frömmigkeit und Ge-

rechtigkeit von sich; es ist ihm so natürlich, an das Gute und Gerechte zu glauben, auch wenn er selbst nicht immer gut und gerecht ist. Daher glauben wir so gern mit einer menschlichen Täuschung, der Mensch und die Erde waren nicht bloß in jener frühesten Zeit sondern auch zu den Zeiten unserer Urgroßväter und Großväter viel glücklicher und besser als jetzt. Wenn wir jetzt auch sehen, wie wilde Leidenschaften und Gelüste das Recht durchbrechen und das Glück zerstören, so nehmen wir so gern an, daß es vor fünzig oder hundertfünfzig Jahren so ganz anders war, daß die Menschen einfältiger und frommer und bei geringeren Bedürfnissen und schwächeren Reizen zum Bösen und Ungerechten, als jetzt da sind, freundlicher und barmherziger waren. O der schöne Glaube! Aber leider ist es wahr: von hundert Menschen, welche Willkür haben, werden fünfundneunzig sie immer mißbrauchen. So ist es schon zu den Zeiten unserer Väter gewesen, was wir aus Geschichten und Gesetzen jener vergangenen Jahrhunderte dartun können. Freilich ist das Verhältnis unbestimmter Herrschaft und Dienstbarkeit in dem Maße schlimmer geworden, wie mit der wachsenden Entwickelung der Gesellschaft auch die Bedürfnisse der Menschen vermehrt und ihre Leidenschaften mehr gereizt und gestachelt sind. — Ich habe früher oft reizende Schilderungen gelesen von den Verhältnissen der schottischen Schirmherren und ihres Gebietes; sie sind mir wie rechte Patriarchen erschienen und ihre Untergebenen wie ebenso viele Kinder und Kindeskinder, die gern unter dem freundlichen Vater und Großvater standen. Der schottische Laird ist der Herr, der Richter, Beschützer und Vater des Clans, er ist das Haupt einer großen Familie, deren Kleinster und Ärmster doch sein Kind ist und nimmer von ihm gemißhandelt, verstoßen und verlassen werden kann; denn er führt ja seinen Namen, und niemand entehrt doch gern sein Geschlecht. Wenn der geborne Herr, wie die Verteidiger des Lehnwesens uns sagen, seine Untertanen lieben lernt durch eine Verbindung, welche schon seit undenklichen Zeiten zwischen den beiderseitigen Vorfahren bestand, wenn die Gewohnheit dieser Verbindung endlich eine Art Verwandtschaft und Rücksichten dieser Verwandtschaft erzeugt, so muß er, dessen Namen seine Leute und

Mannen führen, mit ihnen in ein wahrhaft väterliches Verhältnis kommen; es muß das Gefühl einer Blutsfreundschaft entstehen, wo der eine sich als Vater und die andern sich als Kinder fühlen. So meinen wir gern, weil wir Gerechtigkeit und Tugend von Natur lieben. Aber gar anders steht auch hier die Wirklichkeit. Die schottischen Lairds waren vor ein paar Jahrhunderten bei roherer und genügsamerer Einfalt der Sitten vielleicht freundlichere und mildere Herren als ihre jetzigen Urenkel. Jetzt muß man die Klagen der edleren Briten und die Berichte der Reisenden hören, welche in dem letzten Halbjahrhundert Nordschottland und die westlichen und nördlichen Inseln besucht und sich um das Schicksal ihrer Bewohner bekümmert haben. Die Herren bringen in London, in den Bädern, bei den Wettrennen, in den schönen Südländern jenseits des Meeres ihre Zeit und ihr Vermögen in Üppigkeit durch, und Rentmeister und Verwalter sind die herzlosen Stellvertreter des Patriarchen des Clans; jedes Jahrzehnt bringt neue Plackereien und erhöheten Pachtzins der Ländereien, die als des Lairds Eigentum betrachtet werden; ja die Inhaber werden auch wohl von den kleinen Höfen abgetrieben, um spanischen Schafherden, deren Wolle mehr einbringt, Platz zu machen; und dem Druck und der bittern Armut zu entfliehen, segeln jährlich Tausende in einen andern Weltteil, wo sie wenigstens keine solche patriarchalische Schutzherrschaft zu fürchten haben.

So bist du, o Mensch, und so bin ich Mensch, so sind die meisten unsers Geschlechts, daß es im Staate nimmer wohl bestellt steht, wenn das mit Beilen und Ruten bewaffnete und um das Zepter des Herrschers geflochtene Gesetz das ungeschriebene Gesetz in unsrer Brust, welches uns von selbst alle Pflichten der Menschlichkeit zu üben befiehlt, nicht ergänzt und verstärkt. Ich habe eben gesagt, daß es was Schönes und Erhebendes ist um den poetischen Glauben, der immer unwillkürlich aus unserm Innersten hervordringt, als sei in den Zeiten vor uns alles glücklicher, besser und gerechter gewesen. Außer diesem poetischen Glauben, der in der Brust des Königs wie des Tagelöhners wohnt und ein mattes Bild des hellen Urbildes der Gottheit ist, gibt es einen andern

poetischen Glauben, den poetischen Glauben der Poeten selbst, den Glauben der Dichter, der uns ebenso heilig ist als jener erste.

Wir haben das hohe und heilige Bild einer europäischen Ritterschaft, von welcher uns das Mittelalter so schöne Muster zeigt. Die Dichter, deren Leben in der Vergangenheit und in der Zukunft ist, und die sich die Gegenwart, selbst wenn sie schlecht und armselig ist, gern mit einem verhüllenden, ja mit einem verschönernden Schleier bedecken, haben recht, wenn sie die edelsten und hehrsten Gestalten der Vorzeit vor die Augen der Mit- und Nachwelt stellen, ja sie würden eine Sünde begehen, wenn sie anders täten. Was Wunder nun, wenn sie uns einen rechten frommen, tapfern, milden und christlichen Ritter malen, wenn sie uns ihn auch in seinem Verhältnisse zu seinen Leuten und Hörigen als einen über das Gewöhnliche und Gemeine weit hinausschreitenden, mit christlichem Ernst und christlicher Liebe alles umfassenden und haltenden Mann zeigen? Was Wunder, wenn wir uns daraus ein noch reizenderes Ideal im Hintergrunde unsers Herzens bilden und meinen, es könne für das Glück und den Frieden der Gesellschaft und für die Sittlichkeit und das Glück des kleinen Volkes unmöglich eine trefflichere Einrichtung geben als diejenige, welche die Bauern und die kleineren auf dem Lande wohnenden und gewerbenden Menschen unter eine solche beschützende und bewahrende Schirmherrschaft und Obhut stellte? Daß wir uns ein so herrliches und menschliches Bild jener Vergangenheit, wo die Ritter ohne Furcht und Tadel lebten, entwerfen können, ist schön; auch das ist verzeihlich, daß viele die gedichtete Herrlichkeit in allen ihren Teilen sich zu einer geschichtlichen Herrlichkeit machen und fest überzeugt sind, es sei das Lehnverhältnis im Mittelalter wirklich ein so hoch menschliches und ritterliches Verhältnis gewesen. Aber die Dritten, welche trocken den Beweis führen wollen, es sei wenigstens diesem Bilde ein ähnliches, es sei beinahe ein solches Verhältnis gewesen, müssen wir, weil sie sich den Schein geben, aus der Geschichte zu sprechen, mit der Geschichte selbst widerlegen. Es hat solche Ritter gegeben, wie die hohen Bilder, welche die Dichter uns aufstellen, und ich bekenne mit Freuden, es gibt noch solche; aber sie sind immer selten ge-

wesen und sind auch heute noch sehr ungewöhnliche Vögel. Frevel gegen die Abhängigkeit und Dienstbarkeit habe ich mehr gesehen als Wohltaten derselben, obgleich mir auch einzelne solche Schirmherren und Lehnherren begegnet sind, welchen ich ohne alles Gesetz die Seelen und Leiber von Hunderttausenden ganz hörig übergeben würde mit der festen Zuversicht, sie würden unter solcher Pflege und Hut nur glücklicher und besser werden. Ich nenne dich hier, ehrwürdiger Greis, General von Dyke*) auf Rügen, Priester, Vater, Patriarch der Deinigen, ohne daß ich weiß, ob diese Worte je zu dir kommen werden; ich nenne dich, trefflichsten aller schwedischen Bürger, Freiherr Friedrich Maclean, Vater und Schöpfer von zweihundert Bauerhöfen und von zweitausend glücklichen Menschen. Aber weil die weisen, frommen und christlichen Ritter nimmer die Mehrzahl der Herren ausgemacht haben, so wollen wir lieber das allgemeine Gesetz haben als die einzelne Willkür.

Die Art, wie die neue Bauernfreiheit, die einige auch die französische Bauernfreiheit zu nennen belieben, sich in vielen Gegenden, wo man Frankreichs Beispiele vielleicht zu nahe gefolgt ist, gemacht hat, kann demjenigen unmöglich gefallen, der einen Begriff vom Recht hat, und der den geschichtlichen Weg kennt, auf welchem viele Rechte und Verbindlichkeiten entstanden sind. Mochten immerhin manche Verhältnisse der Herrschaft und des Dienstes entweder der Idee des Staates überhaupt oder der Entwickelung der Staatsgesellschaft, wie sie nun ist, widersprechend und nicht mehr angemessen sein, immer mußte eine Ausgleichung der Rechte, eine billige Ablösung und Abfindung stattfinden; man durfte den Knoten nicht so zerhauen, der doch nicht allenthalben ein gordischer Knoten war, und der sich meistens sanfter hätte lösen lassen. Man hat bei der Heftigkeit und Geschwindigkeit, womit man zugegriffen hat, dem einen Teile wahrlich nicht immer gegeben,

---

*) Dieser ritterliche, fromme Vater seiner Hörigen und Zugehörigen hatte übrigens die Ritterlichkeit seines edelmütigen, menschlichen Herzens nicht von einem durch viele adlige Geschlechtsreihen (wie manche uns gern einbilden möchten) gereinigten und veredelten Blute, sondern schier von Gottes Gnaden; er war aus rügenschem Bauerstamm.

was man dem andern Teile genommen hat; oft haben beide Teile dabei verloren. Und das ist der größte und schlimmste Verlust, wenn man das Volk gewöhnt, daß ohne Form Rechtens Recht gestiftet werden kann. Welche Folgen für Sittlichkeit und Glück der kleinen Landbesitzer und des Staates überhaupt die Leichtigkeit des Wechsels des Besitzes, die Veräußerlichkeit und Wandelbarkeit aller Grundstücke und die Erlaubnis, mit ihnen zu schalten und zu walten, wie jedem gefällt, haben müssen, ist oben angedeutet und wahrlich nicht mit Übertreibung; so daß wir darin ganz der Meinung der Verteidiger des alten Lehnsystems, ja selbst einer drückenden Hörigkeit sein müssen und mit ihnen bekennen, daß es das Gefährlichste ist, wenn der Staat den Landbesitz und seinen Wechsel so ganz dem Zufall und der Willkür überläßt. Die Personen müssen frei sein, aber wenn Stöcke und Steine und Wälder und Berge aus einer Hand in die andere hin und her fliegen wie Federn im Winde, wenn selbst das Festeste beweglich und flüchtig wird, dann bleibt bei dem Menschen auch in dem nichts mehr fest, was die Gesetze unerschütterlich machen sollten, wie die ewigen, alten Berge Gottes, in der Gesinnung und in der Liebe. Die beiden Stände aber, welche diese Kernkraft eines Volkes am einfältigsten und innigsten bewahren, sind auf dem Lande die Bauern und in der Stadt die Handwerker. Diese aber verlieren alle festhaltende Gediegenheit und alle sittliche Haltung, wenn man auf dem Lande die Hufen und Höfe des Bauers leicht veräußerlich, wechslich und teilbar macht, und wenn man durch die Auflösung der Zünfte und die Einführung der belobten allgemeinen Gewerbefreiheit die letzte alte Strenge und Zucht der Handwerke durchbricht. Man kann einem im verblendeten Freiheitsschwindel hintaumelnden Zeitalter nicht genug sagen, daß nicht alles Freiheit ist, was den Schein und Namen davon hat.

Aber um das Rechte einzurichten und zu erschaffen, dazu bedarf es weder Hörigkeit noch Leibeigenschaft, welche der Willkür und Ungerechtigkeit häufig Tür und Tor geöffnet und einen Teil der Landbewohner in Spartaner, den andern in Heloten verwandelt haben, sondern der Staat kann einen Weg gehen, den die Zeit ihm sehr gebahnt hat, er kann durch ihr

angemessene Einrichtungen den Zufall und die Willkür einschränken, welche, wenn man sie frei schalten läßt, zuletzt Natur, Land und Menschen verderben — er kann sich zum Oberlehnsherrn und ein festes Gesetz zum Lehnrichter machen; denn dem Gesetze sollen alle hörig und leibeigen sein. Ich sage mit vielen andern, die es mit dem Vaterlande redlich meinen, Gott gebe uns bald die Männer, welche diesen höchstwichtigen Gegenstand einmal mosaisch und lykurgisch ins Auge fassen und dann festhalten!

Wir haben oben ungefähr gesehen, was die Gesetzgeber des Altertums mit ihren Ackergesetzen wollten. Sie wollten die zu große Wandelbarkeit des Landbesitzes hemmen; sie wollten auch hindern, daß nicht zu große und zu kleine Güter und Höfe entstünden; sie wollten die zu große Zerstückelung und Zerschlagung der Grundstücke hindern, weil in beiden für die unteren Volksklassen das Verderben der Armut und Sittenlosigkeit liegt, welche der besitzlosen und heimatlosen Armut immer auf dem Fuße folgen. Das bezweckten sie damit, daß sie durch ihre Gesetzgebung viele Landbewohner mit mittelmäßigem Vermögen schufen, und daß Tugend und Wehrhaftigkeit bei dem Volke nicht ausstürben. Solche Einrichtungen als diese durch Gesetze befestigten machen sich in den Anfängen der Gesellschaft bei freien Völkern oft von selbst, gleichsam durch einen Instinkt der Vernunft und der Tugend, welcher Instinkt ein Instinkt angeborner Billigkeit und Gerechtigkeit ist. Auch unsere Altvordern hatten das Land so unter sich geteilt, wie oben erwähnt ist, und hatten dabei recht sehr an die Wehrlichkeit der Menschen gedacht und an die Verteidigung des Vaterlandes. Die Hufe eines freien Mannes und der Mann selbst trugen deswegen mit der Waffe einerlei Namen; die hieß die Wehr, weil ein bewehrter Mann von ihr ausziehen sollte. Dieses Wort ist in den westlichen und nordwestlichen Landschaften Deutschlands bis auf den heutigen Tag geblieben. Man fragt nach dem Tode eines Bauers: Wer von den Kindern hat die Wehr bekommen? Man fragt: Ist das Gut wohl in der Wehr? d. h. ist Vieh, Saat, Feldgerät, Feldbestellung, wie sie sein sollen? Und wer weiß nicht aus Erfahrung, ja wer fühlt nicht, wenn er an

seine eigene Brust klopft, daß in Nöten und Gefahren das Vaterland am sichersten auf diejenigen rechnet, welche Besitz haben, seien sie Edelleute, Bauern oder Bürger? Wen aber Häuser und Äcker nicht festhalten, der mag seine leichte Habe und sein leichtes Herz wohl anderswohin tragen und sich bald einbilden, es sei auch da ein Vaterland. Vor allen aber sind viele freie Bauern die rechte Stütze, ja der rechte Eckpfeiler eines Staats, nicht nur weil sie auf das innigste an die Erhaltung des Vaterlandes geknüpft sind, sondern auch weil ihre Arbeiten und Geschäfte Leibesstärke und frischen Naturmut nähren, wodurch der rechte, tüchtige Kriegsmann wird.

Ich habe Länder gelobt und werde sie je und je loben, wo über die Hälfte, ja wo oft Zweidrittel aller Grundstücke unter mittelmäßige Besitzer verteilt sind, wo viele freie Bauern wohnen. Wer Schweden, Norwegen, Ditmarsen, Ostfriesland, die Grafschaft Mark, das Havelland und das Herzogtum Magdeburg gesehen hat, fühlt und weiß, warum ich sie lobe. Der Mensch, welcher weiß, was die Herrlichkeit eines Staates ist, fährt mit einem unbehaglichen Gefühl durch die schimmernden adligen Herrensitze hin, die aus zerstörten Bauerdörfern*) aufgeführt sind, und auf welchen Haufen wandernder Tagelöhner und Lohnknechte in kümmerlichen Katen zusammengepreßt wohnen. Auch wird er nicht geblendet durch den vergänglichen Glanz und Reichtum, welchen Fabriken geben, die auf gewisse Weise immer einen Teil des Menschengeschlechts leiblich und geistig verderben. Ihn kann allein das Bleibende freuen, das durch die Zeiten dauert, die bleibende Tugend und das bleibende Glück. Diese sieht er nirgends so befestigt als bei dem freien Bauer, der mit mittelmäßigem Vermögen seinen eignen Acker pflügt. Die Länder, wo wenige Menschen im Besitz ungeheurer Reichtümer endlich fast alle Grundstücke ihr Eigentum und fast alle Landbewohner ihre Pächter, Tagelöhner und Knechte nennen, und auch die, wo eine übertriebene Verteilung und Zerstückelung der Hufen herrscht, mangeln des tapfern, gediegenen

*) Ich kann aus diesem Gefühle sprechen. O schönes Land meiner Heimat, wer wird die zerstörten Bauern in dir wieder erschaffen? Woher soll dir ein Wiederhersteller kommen?

Kerns eines Volks und werden auf die Länge nicht würdig und glorreich bestehen können.

Wir wollen einmal England betrachten. Dieses große Land schimmert durch seine Macht, seine Freiheit und seine Reichtümer über ganz Europa, ja über die ganze, weite Erde hin als eine bewunderte Erscheinung, aber wahrlich, es steht drinnen nicht so glücklich, als sein Glanz nach außen fällt. Fast aller kleine und mittlere Landbesitz (die Yeomanry) ist in den meisten Landschaften verschwunden, und die Großen und Reichen besitzen das Land, und ihre Pächter bebauen es. Auch offenbart sich hier, welche Folgen die zu große Ungleichheit des Vermögens, besonders insofern sie die kleinen Besitzer verschlingt, und ein die Welt umfassendes Fabrikwesen hat. Wieviele Strecken Land in England, worauf glückliche Bauern wohnen, und wovon reiche Ernten in die Scheunen gebracht werden könnten, hat die durch kein Gesetz eingeschränkte Laune der Großen in Wildbahnen und Tiergärten verwandelt! Welch eine Überschwemmung von Bettlern aus dieser Verdrängung der geringen Leute vom Grundbesitz, aus diesem mächtigen Fabrikwesen! Jetzt trägt sich dies alles noch einigermaßen, weil England über den Handel und über die Schätze der Welt gebietet; aber Weltumwälzungen und vorzüglich Handelsumwälzungen können kommen — und sie sind vielleicht nicht so fern, als manche glauben — wodurch die Engländer mehr auf sich selbst zurückgeworfen und zurückgewiesen werden; dann werden sie die Verwirrung und Regellosigkeit der Verhältnisse und die Furchtbarkeit des Übels, das sie jetzt verkleistern und versalben aber nicht heilen können*), in ihrer ganzen Häßlichkeit erblicken.

In unserm Vaterlande, in Deutschland, sind wir so weit noch nicht, am wenigsten ist uns jetzt der Reichtum gefährlich. Doch sind Landschaften, wo das alte Verhältnis der Hörigkeit und Leibeigenschaft, über dem und über dessen Mißbräuchen die Regenten nicht immer die gehörige Hut und Wache hielten,

*) Bald ist es ein Vierteljahrhundert, als dies geschrieben ward. Nun frage ich, wieviele sind, welche Englands gegenwärtige politische Stellung, vorzüglich in Hinsicht auf die unteren Volksklassen, glücklich preisen?

die Bauern zu sehr zerstört hat. In andern Landschaften möchten sie durch die sogenannte französische Freiheit untergehen, kraft welcher sie — was früher durch mancherlei Bande gebunden war — verkaufen, vertauschen, verpfänden, versetzen, ja zersetzen und zerstückeln dürfen, wie ihnen beliebt; so daß jetzt Krämer und Juden und Judengenossen zum Besitz von Hufen und Höfen gelangen, oder diese Höfe auch unter drei oder sechs Teilhaber und Erben zerteilt und zerstückelt werden können. Also daß durch eine übel verstandene Freiheit das Verhältnis des Grundbesitzes, welches ein festes und ehrbares Verhältnis sein sollte, ein krämerliches und jüdisches und fast vagabundisches Verhältnis wird.

Solche Übel nun, welche die Staatsgesellschaft in ihren edelsten Teilen angreifen und verletzen, müssen abgewendet werden und können abgewendet werden durch eine weise Gesetzgebung, welche den Staat nicht wie ein kolleriges Pferd von dem lieben Ungefähr und Zufall, die oft auch den Koller haben, zu Tode reiten läßt, sondern welche ohne Rücksichten auf die Bedürfnisse und Vorteile des Augenblicks allein das Bleibende und Notwendige sucht.

Das Land und der Landbesitz dürfen nicht freigelassen werden wie die Personen. Das haben alle Gesetzgeber gefühlt, die sich auf ihr großes Werk verstanden. Der Mensch, der in sehr entwickelten und verwickelten Zuständen der politischen Gesellschaft die Ordnung der Natur und also auch die Ordnung der Gesellschaft verkehrt, muß der zu großen Willkür, die endlich einem baren Zufall gleich wird, ein Maß und ein Ziel setzen. Er muß Ackergesetze geben: der Bauer und kleine Grundbesitzer muß ein unmittelbarer Lehnmann, er muß der Hörige des Staats werden.

Das haben wir genug angedeutet und bewiesen, daß es auf die Länge nur in solchen Ländern wohl stehen kann, in welchen die Hälfte, wo nicht Zweidrittel der Grundstücke von Bauern oder kleinen bauerähnlichen Besitzern besessen und bewohnt werden. Wo dieses Verhältnis ungefähr noch besteht, da hat der Staat nichts weiter zu tun als es durch verständige Gesetze zu befestigen und zu erhalten; wo es aber durch

Sorglosigkeit der Regierungen oder durch Mißbräuche einer zügellosen Freiheit verrückt oder gar zerstört ist, da muß man es wieder herstellen. Zu dieser Wiederherstellung könnten in den Ländern, wo das ordentliche Verhältnis aufgehoben ist, die öffentlichen Staatsgüter angewandt werden, die man Krongüter oder Domänen nennt. Ich will sagen wie. Ich kann die Sache durch ein wirkliches Beispiel erklären.

In dem ehemaligen schwedischen Pommern und Rügen, welches jetzt mit dem preußischen Staat verbunden ist, waren durch einen Mißbrauch der adligen oder städtischen Herrenrechte die meisten Bauerdörfer zerstört und in große Güter von 600—2000 Scheffel (Berliner Maß) jährlicher Aussaat verwandelt. Gustav IV. Adolf, König von Schweden, damals Oberherr jenes Landes, ein Herr, dessen wechselvollen und verhängnisvollen Schicksalen meine Augen immer mit Mitleid folgen werden, weil er die Gerechtigkeit und das kleine Volk liebte, hatte in seinem Vaterlande zuviel Bauernglück und Bauernfreiheit gesehen, als daß er den Unterschied zwischen diesseits und jenseits des Wassers nicht hätte fühlen sollen. Diese Landschaft, vorzüglich Pommern, hatte viele und große Krongüter, zum Teil von dem eben angegebenen Maße Aussaat. Diese beschloß der König, welcher sah, wie wenig Bauern hier noch übrig waren, nach und nach in mehrere kleine Teile zu zerschneiden und auf längere Jahrespacht oder auf Erbpacht an einzelne Landbauern auszutun. Dieser Entwurf war nun freilich unvollkommen, weil er keine vollkommenen Landbesitzer sondern nur Landgenießer machte, aber es war doch ein Entwurf, der aus dem Gefühle entsprang, daß neben den großen Besitzern auch kleine und mittelmäßige Landbesitzer wohnen sollten.

Auf eine ähnliche Art würde ich, wenn ich die Macht hätte, ein Macher zu sein, es mit den Krongütern machen, wo solche noch sind. Ich würde sie nämlich nach den Örtlichkeiten und nach ihrer verschiedenen Lage und Fruchtbarkeit zu Gütchen von einer, zwei bis drei Hufen Land einteilen; aber ich würde sie nicht auf Zeitpacht oder Erbpacht weggeben sondern sie ordentlich verkaufen, aber unter folgenden Bedingungen:

1. Diese Güter würden gleichsam Lehen des Staats. Sie gehörten freilich dem Käufer und seinen Erben eigentümlich, aber folgende Bedingungen und Verpflichtungen hafteten darauf:

2. Sie gingen für alle künftige Zeiten zu Bauernrecht. Bauern und Bauerngenossen könnten sie nur besitzen und bewohnen, kein Edelmann, kein Kaufmann, kein Fabrikant usw.; auch könnte kein Pächter oder Zinsgeber darauf wohnen oder gehalten werden (es sei denn während einer Minderjährigkeit), sondern der Eigner müßte selbst darauf sitzen oder sonst, wann er ein anderes Geschäft ergreifen wollte, sie an seine Verwandten oder Bauerngenossen überlassen.

3. In der Nachfolge gingen die Söhne den Töchtern vor. Damit das Gut in Wehr bliebe, und der Besitzer nicht durch Schulden an tüchtiger Wirtschaft gehindert würde, hätte der Antreter, wenn das Gut schuldenfrei wäre, seine Geschwister und Miterben nur mit einem Sechstel des Wertes der Grundstücke abzufinden; die bewegliche Habe aber, außer dem durch das Gesetz bestimmten notwendigen Gerät und Vieh, würde unter alle gleich geteilt. — Ein einziger Sohn wäre immer der Erbe; unter mehreren Söhnen bestimmte vielleicht das Los über die Nachfolge; hinterließe der Lehnbauer nur Töchter, loseten diese ebenfalls. Unmündige Geschwister hätte der Nachfolger bis zum achtzehnten Jahre zu verpflegen und zu erziehen, Mütter und Großmütter ehrlich zu erhalten und zu verpflegen bis an ihren Tod. Die Art und das Maß würde das Gesetz bestimmen.

4. Die bewegliche Habe, welche Ehegatten zusammenbrächten, würde, wenn Kinder geboren würden, gemeinschaftliches Vermögen. Wären keine Kinder da, und der Lehnbauer stürbe vor der Frau, so nähme sie ihr Eingebrachtes wieder und räumte dem Erben das Gut. Hätte sie Kinder gehabt, die vor ihr gestorben wären, so erbte der überlebende Teil die ganze bewegliche Habe des Verstorbenen.

5. Solche Güter möchten auch, z. B. wenn eine Familie durch schlechte Wirtschaft oder Unglück sie so heruntergewohnt oder verschuldet hätte, daß sie sie nicht behaupten könnte, auf andre Art immer veräußert werden, aber nur mit Einstimmung der Berechtigten und mit der Bedingung, daß sie wieder an

Bauerngenossen kämen. Ein Besitzer ohne Kinder und Lehnsverwandte, die da Ansprüche auf ein solches Gut hätten, möchte es veräußern bei seinem Leben und darüber verfügen nach seinem Tode, versteht sich innerhalb der Genossenschaft.

6. Wie ein Bauer nicht mehrere solcher Güter besitzen dürfte, so dürften auch die Felder mehrerer solcher Güter nicht zu einem Gute zusammengezogen werden. Ebensowenig wäre ein solches Bauergut in mehrere kleinere teilbar.

Unter eben dieses Gesetz, das ich über meine gemachten Bauerlehne walten lasse, stelle ich die Bauergüter, die sich in meinem Staate noch finden, damit sie dem Bauernstande in ordentlicher Wehr bewahrt werden, und damit der so wichtige Bauerstand dem Vaterlande erhalten werde.

Wie groß ein Bauergut sein müsse, damit eine Familie in bescheidener Mittelmäßigkeit des Daseins davon leben könne, läßt sich nicht von vornher bestimmen. Das hängt von dem Himmelstriche, von der Fruchtbarkeit des Bodens und von den Gewerben der Gegend ab, wo die Güter liegen. Aber da die zu kleine Ackerwirtschaft durchaus nichts taugt, da die zu große Zerstückelung der Grundstücke den Bauerstand in allerlei treibendes, luftiges und vagabundisches Gesindel verwandelt, so muß ein Kleinstes gesetzt werden, bis zu welchem man hinabsteigen darf. Das hat man auch in Ländern getan, wo man die wahren Begriffe von Freiheit hat, z. B. in Schweden, wo die zu sehr verkleinernde Zerstückelung der Höfe in mehreren Landschaften durch Gesetze verboten ist.

Diese meine Bauerordnung würde vorzüglich für das eigentliche Bauerland, für die Ebenen, gelten. Wo Waldbau, Weinbau, Obstbau, Bergbau das Hauptgeschäft der Menschen sind, da sind die Verhältnisse anders, und die Geschäfte beschränken sie selbst auf einen kleineren Raum. Auf den weiten Feldern und Ebenen aber, wo das Sichabründen so bequem ist, werden, wenn der Staat gar keine Beschränkung setzt, die einzelnen Höfe und Hufen entweder von den Reichen verschlungen, welche sie in große Hauptgüter und Herrensitze verwandeln, wie wir dies in vielen Gegenden des Vaterlandes sehen, oder der Bauerstand verarmt und verdirbt auch durch die zu große Zersplitterung der Ländereien. Und überdies

benutzt der Reiche diese Zersplitterung, um die einzelnen verarmten, zersplitterten Besitzer allmählich auszukaufen und ihre kleinen Lose zu großen Gütern abzurunden; wie z. B. in England und Italien täglich der Fall ist, was man aber auch schon bei uns sehen kann.

Wenn der Staat auf diese Weise den Bauerstand an seiner Erdscholle befestigt hat, bleibt, je nachdem jedes Land eingerichtet und gelegen ist, noch die Hälfte oder wenigstens ein Drittel aller Ländereien für jeden anderen beliebigen Besitz frei. Ich sage beliebig, obgleich ich wünschte, daß der Adel ebenso wie der Bauer allein auf Landbesitz gegründet und an seinem Lande festgebunden würde, daß es allein einen Majoratsadel gäbe nach dem Erstgeburtsrecht.

Ich weiß, sowohl gegen die angedeutete Art Nachfolge in meinem Bauerlehen als auch gegen diese adligen Majorate werden sich viele entrüsten, die einen, weil es ihnen eine Unfreiheit, die andern, weil es ihnen eine Grausamkeit deucht. Diese letzten sprechen aus einem einzelnen Familiengefühl; der Staat aber muß aus einem allgemeinen Familiengefühle handeln. Er hat Millionen Kinder; er hat sie nicht bloß heute und morgen oder dreißig und fünfzig Jahre, sondern auf dreißig und fünfzig Jahrhunderte muß er seine Rechnung machen, ja auf alle Zeiten ohne Grenze und Ziel, wie der Gedanke, wenn er wahr und richtig ist, als Kind der Ewigkeit geboren wird. Wenigstens müssen die Gesetze des Staats die allgemeine Liebe und Gerechtigkeit in sich tragen, daß sie durch ihre Gesinnung und Weisheit würdig wären, ewig zu dauern. Das einzelne Familiengefühl spricht: „Es ist doch unrecht, daß des Bauern und des Edelmanns Kinder bei seinem Tode sich in die hinterlassene, feste und liegende Habe nicht gleich teilen; warum soll einer allein so viel haben und all die andern so wenig?“ Der Staat antwortet ihm: „Ich handle aus einem höheren Rechte und einer höheren Pflicht; ich muß das bessern, was eure unzeitige Torheit, ja eure törichte Liebe zu eurer eignen Zerstörung immer tun will. Ihr mit euren Gefühlen würdet aus dem Bauer und Edelmann Bettler und Streuner machen; ich muß sorgen, daß die beiden Stände in Wohlhabenheit, Rechtlichkeit und Ehre erhalten werden; ich muß auch durch

meine Gesetze und Ordnungen vor allen Dingen den Grundsatz zu dem lebendigsten machen, daß Silber und Gold und was ihr Vermögen nennt, von mir nicht als das erste hingestellt und gesucht werde sondern festes Glück und bleibende Tugend."

Ja, es ist meine feste Überzeugung, daß, wenn der Adel in alter Ehre, Würde und Unabhängigkeit und ohne den Neid der andern Stände bestehen soll, er auf festem, bleibendem Besitz und auf Majoraten gegründet sein muß. Es müßte auch überhaupt kein Edelmann gemacht werden, der nicht entweder schon durch Reichtum bedeutend wäre oder die Würdigkeit hätte, daß der Herrscher oder das Volk ihn so mit liegenden Gründen begabten, daß die Unabhängigkeit seiner Familie nach ihm gesichert wäre. Arme Familien adeln, wie leider täglich in Deutschland geschieht, deucht mir ein großes Unwesen. Wenn ich gesagt habe, daß arme, hungrige Bauern ein Unglück und Verderben des Staats sind, so meine ich dies noch weit mehr von einem armen, hungrigen Adel. Ein Land kann viel zuvielen Adel haben; und es ließe sich nach der Volksmenge und den Verhältnissen und Hilfsmitteln eines jeden Landes wohl die Zahl bestimmen, die es tragen könnte. Es ließe sich für jedes Land ein goldenes Buch machen, wie weiland in Venedig, und zwar ein geschlossenes Buch, und es sollte gemacht werden — auf die Weise, daß nur beim Erlöschen eines Stammes ein neuer adliger Stamm gepflanzt werden könnte, und daß selbst die Kinder und Enkel der größten Helden der Tat, Wissenschaft, Kunst und Erfindung (welchen allein so Hohes vorbehalten sein müßte; denn wenn man den Adel hoch hielte, wäre er etwas Hohes), die eines Blücher, Leibniz, Goethe, Dürer, auf der Warte stehen bleiben müßten, bis Gott eine leere Stelle gemacht hätte. Doch werden diese seltensten großen Männer nicht so dicht ausgesäet, daß es bei solchem gewissenhaften Verfahren jemals viele Wartende geben würde. Daß den Kindern solcher Sehrmänner von dem Volke, das von ihnen mit Glück, Macht und Ruhm bekränzt worden, für die würdige Tragung und Erhaltung ihres Adels nach englischer Sittte eine angemessene Begabung und Begründung gemacht werden müßte, folgt durch-

aus aus unserm Bilde vom Adel. Wir kennen Polens Geschichte und kennen seinen wimmelnden, hungrigen Adel; auch Schweden ist mit zuvielem und armem Adel überschwemmt; und in manchen deutschen Landschaften ist es nicht viel besser, und immer fährt man fort, auf die alte, traurige Weise leicht und leichtsinnig durch Adelsbriefe alljährlich arme Junkerfamilien zu stiften. Es ist lange ein trauriger Haß gewesen zwischen dem Mittelstande und dem Adel, und er ist leider noch nicht ausgestorben und hat seine bösen Folgen auf das Ganze, da durch diesen unseligen Neid so manches Gute gehindert und durchkreuzt wird. Dieser Haß und Neid stammt zum Teil aus dem alten Soldatenwesen, wie es vor zwanzig, dreißig Jahren noch bestand; er stammt wohl mehr aus der Herabwürdigung und wirklich unanständigen und fast schimpflichen Vermehrung des Adels durch die Reichskanzeleien, wodurch der alte Adel, worunter diese Neugestempelten sich allmählich doch mischten, sein glänzendes Gepräge verlor. Krämer, Roßtauscher, Lieferanten usw., ohne ein anderes Verdienst als das einer gefüllten Tasche, kauften des heiligen Römischen Reichs adlige Wappenehre oft um 80 und 100 Dukaten in der Kanzlei zu Wien; ja während der Ledigkeit des Kaiserstuhls wie wohlfeil und wie schmutzig verschacherten die Beamten in den Kanzleien der Reichsverweser oft die Würden von Freiherren und Grafen!

Soll also Adel sein, so muß er reich und unabhängig sein, damit er in freier Ehre und Würde im Staate stehen und durch seine selbständige Haltung wohltätig auf das Ganze wirken könne. Ein armer Adel löscht bei dem Volke die Idee des ganzen Standes aus. Er hat durch seine Geburt Ansprüche, die er ohne Vermögen schwerlich erfüllen kann. Er muß also dienstbar, glücksuchend, ja oft glückjagend sein wie Menschen aus den untersten Klassen; er muß für sein Fortkommen Künste gebrauchen, die wenigstens solche nicht zieren. Darum lobe ich mir die englische Art, wo der Älteste des Hauses das Haupt und der Vertreter aller Mitglieder desselben und der Besitzer der Güter ist, wo aber die Jüngeren und die Seitenverwandten meistens zum ganzen übrigen Volke gerechnet werden und ohne Erniedrigung und Befleckung ihres

edlen Bluts meistens allen Gewerben und Geschäften der andern Klassen ihre Tätigkeit zuwenden mögen. Und darum ist der Adel auch nirgends so wirklich vornehm und geachtet als in England. Auch in Schweden hat man in den letzten Jahrzehnten die Einsicht gewonnen, daß zu zahlreicher Adel den Stand verkleinert und dem Staate schadet. Auf dem Reichstage zu Stockholm im Sommer 1809 ist ein Gesetz gegeben, daß bei neugeadelten oder um eine Stufe erhöheten Familien der Älteste dem Vater oder Erblasser immer in Besitz und Rang folgen soll, die jüngeren Brüder aber zu der unter dem Range des Erblassers stehenden Klasse gerechnet werden sollen.

Wir leben in einer Zeit des Streites der Gefühle, Ansichten und Meinungen, und auch der Redlichste wird durch die allgemeine Bewegung, welcher er sich nicht wohl entziehen mag, oft wider Willen von dem ruhigen Standpunkte der Betrachtung weggetrieben. Auf der Höhe des wilden Meers gründen die Anker nicht, und am Strande braust die Wellenbrandung zu gewaltig, als daß die Gedanken sich vor Anker legen könnten. So viel indessen haben wir alle begriffen, daß der Ruf nach Freiheit und Gesetzlichkeit dieser Zeit sehr natürlich war und ist, daß aber von vielen eine Freiheit begehrt worden, welche auf Erden nimmer sein kann noch sein darf. Das haben wenige bedacht, daß, wenn man alles frei läßt, nichts frei bleibt, sondern die verschiedenen Lebenskreise sich ineinander verlaufen und verwirren, wodurch notwendig ein Zustand der Auflösung und Ausschweifung entstehen muß, der die Freiheit in ihren Keimen tötet. Denn das ist das Geheimnis der wahren Freiheit, daß der Mensch durch viele sächliche Bande, durch Einrichtungen, die sich zunächst auf Dinge außer ihm und erst in der dritten, vierten Instanz auf ihn beziehen, gehalten, getragen und zur Zucht und Ordnung und zu dem heiligen Gefühle des Stetigen und Bleibenden, ohne welches keine guten Bürger sein können, angehalten werde. In dieser Hinsicht wünsche ich meine vorgeschlagene Bauerordnung oder wenigstens eine ähnliche, ich wünsche den Adel auf Majoraten gegründet und bei den Handwerken die Erhaltung oder Wiederherstellung der Zünfte und Innungen, von welchen man die

Mißbräuche wegtun, und welchen man eine der Zeit angemessene, weniger sklavische Einrichtung geben muß.

Unser Zeitalter ist ein Saturnus, der seine eignen Kinder auffrißt und sich dann im Taumel seines blutigen Rausches an den dicken Bauch schlägt und den Leuten zuruft: Seht hier die Folgen der Freiheit! Seht hier das von Wahn und Knechtschaft erlöste Menschengeschlecht! Die Franzosen haben damit angefangen, sie haben das Kapital von Jahrhunderten in einem Vierteljahrhundert aufgefressen; andere Regierungen haben es ihnen in manchen Ländern aus Not nachmachen müssen; hie und da haben sie es ihnen in verblendeter Torheit nachgemacht. Alle Verhältnisse wurden aufgehoben, alle Bande zersprengt, gute und böse, nützliche und schädliche; die Sachen wurden so freigegeben wie die Personen, und die Stürme und Vulkane der Zeit weheten und spritzten beide wie Funken und Asche umher. Und das ist noch das Schlimmste — was freilich vor fünfzig und sechzig Jahren schon in einigen Ländern galt, daß diese ungebührliche Freilassung die verwünschte Fabriksüchtigkeit und Fabrikflüchtigkeit in die Menschen und in ihre Einrichtungen gebracht hat, und daß die ganze Erde und der Staat selbst von vielen Staatsverwaltern und Staatseinrichtern fast nur wie eine Fabrikanstalt gewürdigt und verwaltet wird. Was man heute bedarf, was ein Mensch und ein Ding morgen einträgt, das fragt man mit hungriger Gier, und deswegen kann man mit den kurzen Augen nicht sehen, was die künftige Zeit bedürfen wird, und was die künftigen Menschen sein und tragen werden, ja was sie in aller ewigen Zeit sein und tragen sollen. Es gibt gewisse natürliche Verhältnisse in der Verwaltung und Einrichtung der Erde und des Staates und unter den verschiedenen Klassen der Staatsgesellschaft, welche nimmer hätten gestört und gebrochen werden sollen, und für deren Erhaltung und Wiederbelebung der Staat sorgen muß, wenn er selbst sicher und lebendig bleiben will. Wir wollen die Fertigkeit und Geschicklichkeit der Menschen immer loben, welche durch künstliche Geräte und Maschinen einem Menschenarm die Kraft von hundert Armen und einer Hand die Verrichtung von fünfzig Händen geben können; aber wir sagen es geradezu,

lieber wollen wir keine einzige Maschine als die Gefahr, daß dieses Maschinenwesen uns die ganze gesunde Ansicht vom Staate und die alle Tugend, Kraft und Redlichkeit erhaltenden einfachen und natürlichen Klassen und Geschäfte der Gesellschaft zerrütte. Wenn alle Handwerker Fabrikanten werden, wenn der Ackerbau selbst endlich wie eine Fabrik angesehen und betrieben wird, kurz, wenn das Einfältige, Stetige und Feste aus den menschlichen Einrichtungen weicht, dann steht es schlecht um das Glück und die Herrlichkeit unsers Geschlechts. Wenn wir dahin kämen, daß Axt, Säge und Senkblei von selbst Häuser zuschnitten und aufrichteten, daß der Pflug und die Sense von selbst den Acker pflügten und aberntcten, wenn wir endlich auf Dampfmaschinen über Berg und Tal fahren und auf Luftbällen in die Schlacht reiten könnten, kurz wenn wir neben unsern künstlichen Maschinen, die alle Arbeit für uns täten, nur so hinzuschlendern brauchten — dann würden wir ein so entartetes, nichtiges und elendes Geschlecht werden, daß die Geschichte ihre Bücher auf ewig von uns schließen würde.

Ende.

Diese Betrachtungen und Ansichten aus den Jahren 1815 und 1820, wie sind sie bestätigt worden, und wie werden sie jeden Tag mehr und mehr bestätigt durch die Begebenheiten und Entwickelungen der letzten zwanzig Jahre! Es wälzen sich, ja es dampfen die ungeheuersten und unberechenbarsten neuen Kräfte und Lebensreize und Lebenstriebe über die Welt hin. Und dies ist nur der Anfang des Neuen; denn da der menschliche Geist sich selbst und die Entdeckungen und Erfindungen der Wissenschaft mit dem größten Ernst und Eifer auf das Praktische gewendet und gerichtet hat, so werden nach dieser Seite hin durch Chemie, Physik und Statik in den nächsten Menschenaltern noch ganz andere Veränderungen und Umwälzungen erfolgen. Der Dampf und das Feuer, die leichten und flüchtigen, beflügeln und verflüchtigen das Menschengeschlecht schon jetzt beinahe zu sehr, so daß es mit seinen Sohlen immer mehr von dem Boden der alten mütterlichen Erde in die Region der Wolken und Nebel hinaufgeschnellt wird. Um so notwendiger also wird es werden, einen guten

Teil der Bürger wenigstens durch verständige und haltende Bande in einer gewissen bleibenden Stetigkeit an den Boden der Erde zu binden.

Fichte, dessen ganzes Wesen ethische Strenge, ja ethische Begeisterung war, und der eben dadurch auf so viele Tausende von Männern und Jünglingen den mächtigsten und schönsten Einfluß hatte, sieht in seinem geschlossenen Handelsstaat, dessen Idee er in sein sogenanntes Staatsrecht aufgenommen und etwas anders verarbeitet hat, Fichte sieht den Ackerbau vorzüglich von der sittlichen Seite an. Wer wollte und wer könnte sich dieser Ansicht abkehren, auch wenn er ihn mehr von der politischen Seite ansieht? Denn wenn der Staat als solcher freilich fast immer nur mit der Errichtung und Schirmung des Rechtszustandes zu tun hat, so muß die sittliche Idee doch von oben herab seine Einrichtungen und Gesetze beleuchten und durchleuchten. Wir können und dürfen ja nicht schlechter sein als die Heiden, deren weisere Gesetzgeber immer unumwunden aussprechen, daß alle Staatseinrichtungen dahin streben sollen, daß die besten, rechtschaffensten und sittlichsten Bürger dadurch geschaffen werden. Fichte, indem er einen strenge geschlossenen Rechtsstaat stiften wollte, war doch immer von der Idee begeistert, jedem seiner Bürger eben durch die genau geschlossenen Grenzen und bestimmten Kreise seiner verschiedenen Stände nach vollendetem Tagewerk den Genuß einer höheren geistigen, zur Veredelung und Versittlichung hinstrebenden Muße zu verschaffen. Es entging ihm nicht, daß die Idealität seines Staatsbaues für die gegenwärtige Weltlage und für den Stand des gegenwärtigen europäischen Staatssystems in den meisten Punkten wohl nicht passe, ja daß er allenthalben scharfe Stöße und Gegenstöße veranlassen werde. Seine Gesellschaft wäre, wie er sie dachte, höchstens kaum in dem engen Umfange von fünf bis zehn Meilen möglich gewesen; aber woher die Ungestörtheit seiner Anstalten und den Frieden nehmen, daß die andern mächtigen Umgeber ein solches wundersames Werk nicht alsbald umstießen? Er verhehlt sich selbst in vielen aufgeworfenen Fragen die Zweifel nicht, ob und wie sein Entwurf ein Werk werden könne; aber der Philosoph kann der Folgerichtigkeit seiner Ideen nichts abdingen lassen. Das war über=

haupt das Tragische dieses edlen Menschen, daß er selbst in die gemeinsten und gewöhnlichsten Verhältnisse und Entwickelungen des Lebens und Staates immer mit den Sonnenstrahlen seines Olymps hineinschauen und sie nach dieser Beleuchtung nicht allein beurteilen sondern auch ordnen wollte. So stand er zum Erstaunen der Alltäglichen und Undenkenden nicht nur, sondern auch zum Erstaunen und Erschrecken seiner Schüler oft wie vor einem Berge still, wo ein Strohhalm im Wege lag, worüber er mit seinem philosophischen Rosse nicht meinte hinsetzen zu können. Bei jedem aus der guten, gewöhnlichen Ansicht, wonach auch gar nicht verkehrt noch unsittlich gelebt und gehandelt wird, ausgesprochenen Darum hatte er sein gewaltiges Warum? bereit mit dem Ausspruche: „Was soll ich mit allen euren Darum, ich muß ein bestimmtes Warum haben.“ Doch ist es wahr, sein überfliegender Geist, welcher anfangs das Nichtich der irdischen Dinge mit zu dicken und häßlichen Nebeln verschleiert gefunden hatte, fand sich durch das religiöse Gefühl der Liebe und Freundschaft und vorzüglich des Vaterlandes in seinen späteren Jahren so mächtig in die untere Welt und ihr Treiben hinabgezogen, daß er auch eben durch die religiöse Vermittelung sich darin viel sicherer und behaglicher als früher empfand und wiederfand.

Wir müssen nun aber eben mit diesem Großmeister der sittlichen Ansicht und Würdigung aller Dinge vor allem auf dem sittlichen Boden stehen bleiben und alle jene Gründe, welche man solcher Würdigung der Staatseinrichtungen entgegenzustellen pflegt, ohne Umstände totzuschlagen suchen. Die Liberalen des Tages, welche der Welt den weiten, fliegenden, von allen Winden und Lüften durchwehten Freiheitsmantel umwerfen, sagen: Lasset nur frei, hemmet nur keine Kräfte! Wenn ihr sie frei walten lasset, wird sich nach den Bedürfnissen und Entwickelungen jedes Zeitalters alles von selbst in Ordnung und ins Gleichgewicht setzen. Deine Ansichten sind im Grunde doch nur mittelalterige Ansichten der Unfreiheit. Der Finanzminister vollends wird sagen: Ei! ei! wie soll der Staat sich tragen, wenn wir wieder Zünfte haben, wenn wir den Acker und Besitz fesseln? Wenn wir die Vermehrung der Menschen und der Kräfte hemmen? Auch wäre es höchst

18*

verkehrt, auf die Hälfte oder gar auf Zweidrittel der Oberfläche eines Landes kleine Bauergüter hinzusäen. Die großen Güter geben mehr Ertrag und können, da der Ackerbau sich immer mehr an die Fabriken lehnen, ja fabrikartig betrieben werden muß, allein zweckmäßig und so eingerichtet und bewirtschaftet werden, daß man alle Vorbereitungen und Vorarbeiten gehörig benutzt, alle Kräfte und Geschäfte nach fest bestimmter Regel ineinander eingreifen läßt. Spanische Schafzucht, Brauerei, Brennerei usw., welche den Staat so mächtig tragen helfen, wo willst du damit bei deinen Bauern hin?

Solche und ähnliche Gründe und Ansichten, die gegen jegliche sittliche Einsicht und Erkenntnis sprechen, hört man alle Tage. Ich muß aber auch den politischen Punkt berühren, und der deucht mir so gewaltig, daß selbst der Herr Finanzminister sich vor ihm wird neigen müssen. Wir sehen die Proben von der allgemeinen Fabrikation der Dinge und von der Schätzung des Staats bloß nach blind fortschießenden und blind wirkenden Kräften und Massen, welchen gar kein politischer Zügel angelegt wird. Daß bei Fabriken, daß in den großen Städten und Hauptstädten eine Menge elender, unruhiger, hungriger Menschen, daß diese gefährliche Brut, die Pöbel heißen muß, da entsteht, läßt sich nicht wenden. Das sind die unvermeidlichen Krebsschäden und Auswüchse der wachsenden Bildung und Verfeinerung des Menschengeschlechts, welche selbst ein Fichte auf einem Königstuhl nicht würde wegschaffen können. Aber, aber — wenn wir auch auf dem Lande mit der allgemeinen zerstückelnden Freiheit so fortgehen, wie es sich jetzt anläßt, so wird bei der durch die Zerstückelung in Gütchen und Höfchen bis auf zwei, ja bis auf einen Morgen Land und noch tiefer vermehrten Zeugung und bei der Unmöglichkeit, den Menschen Arbeit und Gewinn zu verschaffen, in einigen Menschenaltern auch der Landpöbel vollendet dastehen, ein hungriges, unruhiges, sittenloses Gesindel. Wann wir auf solche Weise den gedoppelten und verdoppelten Pöbel fertig haben werden, wird von einem Rechtsstaate kaum noch die Rede sein können: China wird fertig sein, Despotismus und Knechtschaft an den beiden Spitzen der Gesellschaft, der Schrecken drohende Stock des Schergen für das Milde und

Gnade winkende Zepter des Königs. Solche Menschen können nicht mehr durch die Liebe und die Gerechtigkeit regiert werden, sondern Furcht und Schrecken allein können die reißenden Tiere bändigen. Seht euch einmal um, ihr Posaunenbläser einer tollen Freiheit, seht euch einmal um nach dem Pöbel von Paris, Manchester, Birmingham und Irland. Muß nicht König Ludwig Philipp, obgleich Paris eine Besatzung von 40—50000 Mann hat, täglich vor einzelnen Scharen solcher reißenden Wölfe zittern? Und Irland? Ich sage noch einmal Irland?

Das irländische Elend kann kaum ein Gott mehr bessern, auch nicht einmal eine Auswanderung. Das Geschrei, Irland sei so elend durch fanatische Unterdrückung der Katholiken durch die englische Hochkirche, gilt nur für einzelne Zweige der Verwaltung und für einzelne Stände. Das Hauptübel sind ein paar Millionen Menschen zuviel. Wie ist dieses Plus oder vielmehr Nimium entstanden? Gerade auf demselben Wege, worauf wir in Deutschland auch immer weiter vorwärts schreiten, nämlich durch die Zerstückelung größerer Landgüter in viele zu kleine. Diese Zerstückelung, in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts vollbracht, hatte einen örtlichen, politischen Grund, der in den Erfolgen, die heute zutage liegen, für alle Staaten warnend sein sollte. Es ging diese Zerstückelung nämlich von den großen Landherren aus, welche aus großen Gütern von tausend und fünftausend Morgen Land eine Unendlichkeit kleiner Gütchen von fünf, zehn bis fünfzehn Morgen schnitten. Und warum? Um in ihren kleinen Pächtern abhängige Wähler zu gewinnen, die ihnen bei der Bewerbung um eine irländische Parlamentsstelle ihre Stimmen geben mußten. Dies Unglück hat die Einwohnerzahl Irlands in sechzig, siebzig Jahren mit unglaublicher Geschwindigkeit über alles Maß vermehrt und zeigt sich nicht bloß als ein irländischer Jammer sondern drückt durch die nach England und Schottland überwandernden irländischen Arbeiter an vielen Stellen auch die englischen bis zur verzweifelnden Hilflosigkeit herab.

Dies ist in Irland die tiefe Krankheit der Zeit; dies wächst von Tage zu Tage immer mehr in der Schweiz und in Frankreich. In dem unglücklichen, durch Gott so paradiesisch

gestalteten und geschaffenen Italien ist es schon lange gewesen; dort gibt es fast gar keine kleinen Grundbesitzer und Bauern mehr sondern nur große Herren und Pächter und Tagelöhner; daher die Kraft und Tugend des einst so großen und kühnen Volkes längst gebrochen und erloschen.

Also was meine ich zum Schluß? Ich meine die Notwendigkeit der Erhaltung und, wo sie nicht erhalten sondern zerstört sind, der Wiederherstellung der ordentlichen Bauerschaften so gewaltig, daß ich behaupte, die Regierungen müssen ihre letzten Kräfte anwenden, um wieder welche zu schaffen. In Mecklenburg z. B. und in meiner Heimat müßten, wenn die Staats- oder Krongüter nicht hinreichen, um Bauern zu schaffen, die Regierungen einen Geldstock stiften — wie sie ja oft für andere viel kleinere Zwecke tun — um gelegentlich große Güter zu kaufen, und diese Güter in angemessene Größen zerlegen und Bauerlehen daraus machen und auf diese Weise allmählich ein Gegengewicht und ein Gegenmittel gegen die allgemein drohende Pöbelei zu erschaffen, deren Getümmel an dieser im Staate stehenden Felsenfeste sich zerschellen würden. Beiläufig gesagt, würde durch die mäßig großen Bauerngüter auch die übertriebene Zeugung von Hungerleidern gehemmt; so daß diese dem Anscheine nach rein politische Anordnung und Wiederherstellung auch die tiefste sittliche Grundlegung würde.

Ich habe auch des Adels und seiner Majorate erwähnt, obgleich ich nur für die Bauern zu sprechen hatte; denn die Edelleute und Großherren werden sich schon wehren und in der Welt nicht vergehen, wenn auch alle freie Bauern in Europa verschwinden sollten. Aber auch die Edelleute werden in demselben Maße schlechter, verdorbener, übermütiger werden, als alle Landbewohner neben ihnen mehr und mehr zu Tagelöhnern und Knechten erniedrigt werden. Man schaue nur in den Spiegel des italienischen Adels. Ich habe aber bei dem Wörtlein A d e l nach meiner Ansicht ungefähr nur dasselbe in demselben Sinne denken können wie bei dem Wörtlein B a u e r. Ich würde es vielleicht für hart halten, so vielen guten Häusern, die vor ihren Namen das Von und das Zu führen, mit diesen Wörtchen Erinnerungen zu rauben, die ihnen von dem höchsten Wert sind, aber, indem ich von Majoraten geredet

habe, hat mir doch etwas der englischen Nobility Ähnliches vorgeschwebt. Des unbegüterten kleinen Adels, dessen nach den gegenwärtigen Weltverhältnissen und Weltansichten bei uns schon viel zuviel ist, sollte kein König und Fürst künftig mehr stempeln. Bei meinem Adel nun, oder was ich eigentlich allein als Adel von Gewicht im Staate ansehe, bei dem reichen hohen Adel würde ich die englische Weise nun auch nicht loben, nach welcher der König deren schaffen kann, wieviele ihm gefällt; nur daß er stillschweigend an die Bedingung des Reichtums gebunden ist, denn einen armen Mann zum Pair machen, würde in England beide unrecht und lächerlich dünken. Es wäre nämlich wohl eine Berechnung möglich, wonach sich die Zahl großbegüterten Adels, welche jeglichem Lande angemessen wäre, ungefähr bestimmen ließe. Auch müßte nach den Verhältnissen eines jeden Landes das Minimum und das Maximum von dem Güterumschluß eines Majorats gesetzt werden. Denn es ist wohl kein Zweifel, daß zu große und mächtige Majorate selbst der Regierung als etwas Mißliches und Gefährliches dastehen könnten, zu geschweigen, daß bei großem Reichtum auf der einen und großer Armut auf der andern Seite die Großgüterei die schlimmsten Mißverhältnisse und Übelstände mit sich führen könnte.

Wenn ich hier darauf hinzuweisen scheine, daß mir nur der hohe Adel ein wirklicher Adel deucht, und daß ich die leichten Schöpfungen des kleinen, güterlosen Adels nicht billige, so bin ich doch weit entfernt, in das Gedankengebiet derjenigen hinüberzuschweifen, welche den Adel gleichsam als die einzige sicherste Stütze der Monarchie, ja als teilweise Mitträger und Mitinhaber der Majestät darstellen und ihn also in hohe, sonnenscheinige Regionen mit hinaufrücken, wo den Blicken und den Begriffen zu schwindeln anfängt. Denn wie groß, glänzend und mächtig der Adel auch sei, er bleibt nur ein Stand im Staate, und der Kreis seiner Wirksamkeit und Untertanenschaft muß so genau und leicht abzugrenzen und zu bestimmen sein als die Kreise, innerhalb deren der Bauer und Bürger steht. Die Majestät des Regierers und Herrschers ist ein so hoher und unermeßlicher Glanz, daß der ärmste Bauer und der erste Baron des Reichs als gleich tief unter ihrem

Himmel stehend gedacht werden müssen. Denn wenn auch einige Gebiete und Verhältnisse des Herrschers in Beziehung auf die Untertanen abgegrenzt sein mögen, so reicht diese Hoheit und Größe in tausend andern Beziehungen, wo Welt- und Lebens-, Bildungs- und Staatenverhältnisse frei wie Luft und Licht schweben und innerhalb keiner Rechtsgrenzen eingepfählt werden können, vorzüglich aber in Beziehung auf fremde Nationen, gleichsam in ein ewig flutendes, schwebendes und werdendes Planeten- und Sonnenleben hinauf, wo das gewöhnliche Maß und Richtscheit fehlt, und wo nur mit ungefähren und bildlichen Zahlen und Größen gerechnet werden kann. Dieses Bild der Majestät deute ich hier nur an.

Von diesem meinem so wichtigen Staatslehnbauern komme ich nun endlich einmal wieder auf meine eigne bäuerliche Wenigkeit zurück. Ich habe den ganzen Sommer und Herbst 1815 und den Winter 1816 in Köln gelebt, die politischen Schmerzen und Wehen abgerechnet, wohl gelebt. Ich fand die alte Reichsstadt und ihre Bewohner ganz anders, als sie mir in früherer Jugend, vor beinahe zwanzig Jahren, gedeucht hatte, wo sie (nämlich im Sommer 1799) freilich durchaus ein totes und wüstes Ansehen hatte und finstere und trübselige Eindrücke machte*). Köln war weiland die erste Reichsstadt am Rhein und lebte das ganze Mittelalter hindurch, fast in sich geschlossen, ja verschlossen und versperrt, im eigentlichen Sinn fast ganz innerhalb ihrer Türme und Mauern beschränkt, häufig im Kriege, immer im Argwohn und auf der Warte gegen den Geistlichen Kurfürsten, der sich nach ihr nannte, und ringsum von kriegerischen und mächtigen Fürsten umgeben, die ihr nur die Herrschaft und Schiffahrt auf dem Rhein lassen mußten. Dies hat in ihr eine Erscheinung hervorgebracht, wie ich oben schon bei Stralsund erwähnt habe, nämlich eine Eigentümlichkeit in Sitte, Charakter und Sprache, welche die Stadt auch von der nächsten Umgebung unterscheidet. Der Charakter hat im ganzen das Niederdeutsche, Ruhigkeit und satirisch-ironische Selbstbespiegelung, und in dieser Spiegelung

*) Vgl. Arndts Schilderung von Köln in seinen „Reisen durch einen Teil Deutschlands usw." Bd. 4, S. 342—367. (D. H.)

ein gar heiterer und lustiger Widerschein der Personen und Sachen, jedoch viel lebendiger als bei dem westlicheren Holländer; eine große Gutmütigkeit bei tüchtiger Derbheit und Gradheit; vieles, was in den Menschen von dem alten, freien Reichsbürger noch übrig ist, ein gewisses sicheres Selbstgefühl bürgerlicher Ehre und Gleichheit, das ja selbst der Bürger von Straßburg unter dem leichten und spielenden Franzosen nicht verloren hat: alles dies mit einem eigentümlichen Witz und Humor übergossen, den man nicht beschreiben kann, sondern der schlechtweg der kölnische heißen muß. Hier ging es mir denn inmitten deutscher Gastlichkeit und Freundlichkeit sehr wohl, und ich konnte mir auch die kölnischen Witze und Späße über mich schon gefallen lassen. Denn im Karneval bekam ich meinen Teil ab. Es war von einer andern Seite her schon ziemlich ernsthaft gegen mich geplänkelt. Ein zurückwehender Sturm, welchen der Geheime Rat Schmalz und der Geheime Staatsrat von Bülow in Berlin*), ein Vetter des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, gegen die Verderber und Verführer der Zeit brausen ließen, blies mit rücktreibender Kraft auch in meine Federn. Indessen es kam mir als nichts Neues; ich war darauf vorbereitet und ließ es mich also nicht anfechten; nur daß ich es aus diesem Quartier nicht erwartet hatte. Doch als ich mich im Winter 1816 mit meinem Freunde Schenkendorf einige Tage in der Kölner Karnevalslust umhertummelte, wurden mir meine demagogischen Konterfeie, wie jene Herren die Farben dazu gemischt hatten, lustig parodisch in allerlei Gestalten vorgeführt.

Im Frühling des traurigen Hungerjahres 1816 brachte ich meinen Sohn auf das Gymnasium nach Düsseldorf und wanderte dann den Rhein hinauf über Koblenz, Mainz, Frankfurt und Kassel nach Berlin und von da in die Heimat. Ein

---

*) Schmalz zog in seiner Schrift „Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik von 1808", die im Herbst 1815 erschien, gegen die angeblich noch bestehenden Geheimen Verbindungen zu Felde und richtete speziell gegen Arndt die gehässigsten Verdächtigungen. Der Geheime Staatsrat v. Bülow, der unter Wittgenstein das Ressort der Geheimen Polizei verwaltete, gehörte ebenso wie dieser zu den Führern der reaktionären Partei. (D. H.)

Teil des Sommers ward in Dänemark verlebt, um einige notwendige nordische Anschauungen zu ergänzen. Darauf ordnete ich im Herbst und Winter meine Sachen in der Heimat und packte für den Rhein ein, für welchen ich bestimmtere Versprechungen hatte. Im Frühling des Jahrs 1817 ward in Berlin, im Sommer am Rhein gelebt, an dessen Gestaden ich mich im Herbst 1817 in Bonn ansiedelte, der künftigen Universität wartend, an welcher ich lehren sollte.

Ich stand nun nur noch einige Jahre vor dem fünfzigsten Lebensjahre und sollte in mir den alten Spruch der Weisen bestätigen, welcher aussagt, daß das Glück mit der Jugend ist, und daß das Alter auf sein Geleit nicht mehr zählen darf. Bis hierher hatte mich das Glück auch durch mißliche Lagen und Verhältnisse meistens leidlich durchgeleitet und mich ohne mein Zutun in Verhältnisse hineingestellt, die ich sehr glückliche nennen durfte. Hier erwies es mir nun eben in diesem Jahre 1817 noch eine letzte, große Gunst und nahm dann gleichsam Abschied oder lief höchstens zuweilen noch ein wenig nebenher, da es sonst vorangelaufen und Bahn und Quartier gemacht hatte. Diese Gunst war ein tapferes, treues Weib, das ich gewann, und die mich bis hieher, mich selbst und meine Geschicke, redlich hat durchtragen geholfen: Nanna Maria Schleiermacher aus Oberschlesien, Schwester des Professors Dr. Friedrich Schleiermacher*) in Berlin, deren Vater an den

*) Anmerk. zur dritten Auflage. Freunde haben gefragt, warum ich bei manchen Namen, z. B. bei dem Namen dieses bedeutendsten, mir sehr teuren und in der bösen Zeit mutigsten und wirksamsten Mannes, bei dem Namen Niebuhr und anderer Würdigsten, die gleichsam nur zufällig genannt scheinen, so wenig zu sagen gewußt habe? Es ist das wohl geschehen in dem Gefühl, welches, wo man viel von sich selbst sprechen muß, ein sehr natürliches Gefühl ist, daß mir vor der schwer zu umschiffenden Klippe geschaudert hat, ich möchte meine Kleinheit durch solche Großheiten heben zu wollen scheinen. Ich war in dieser Hinsicht durch meine demagogische Untersuchung genug gewarnt worden, wo ich bei lobenden Meinungen und Äußerungen würdiger Männer über mich, welche man in beschlagenen Briefen gefunden, ordentlich befragt worden bin, wie sie zu solchen Meinungen und Äußerungen wohl gekommen seien? Worauf ich nur ein: Ich weiß nicht, oder: Fragt sie selbst antworten und in meiner Verteidigungsschrift höchstens das horazische Principibus placuisse viris haud ultima laus est anführen konnte.

Gestaden des Rheins geboren war, wohin sie als zu ihrem Ursprunge zurückkehrte. Hierauf schlug mich der erste Schlag: Ich verlor gute Zweidrittel meiner Büchersammlung, welche von Stralsund zur See auf Köln geschickt waren. Ich hatte mir eine hübsche Auswahl der alten Klassiker und eine nordische Sammlung zugelegt. Diese waren, von Seewasser durchnäßt, fast alle unterwegs verfault nebst manchem, was ich in den letzten zwanzig Jahren für mich gesammelt und aufs Papier gebracht hatte. Durch einen Zufall, indem bei der Versicherung dieser Bücher ein Versehen begangen war, bekam ich für diesen schweren, guten Teils nicht einmal durch Geld ersetzlichen Verlust auch nicht die geringste Entschädigung; ja da man sonst wohl mit Abgebrannten und Schiffbrüchigen Mitleid zu haben pflegt, mir ist bei dieser Gelegenheit auch nicht ein einziges Buch zur Wiederherstellung geschenkt worden. Auch ein Zeichen des beginnenden Alters, welches, mit meinem lieben Dr. Martin Luther zu reden, kein Wohlgefallen mehr bei den Leuten hat. Doch war ein Glück bei diesem Unglück, nämlich, daß mit manchen wertvollen Papieren auch dicke Stöße von abenteuerlichen Schnurrigkeiten verloren gingen, die ich mir zur Ergötzung gesammelt und aufgehoben hatte von jenen obenerwähnten Entwürfen, Ratschlägen und Vorschlägen von Vaterlandsrettern, welche bei dem Minister vom Stein einzulaufen und dann oft in meine Hände zu gelangen pflegten. Wären diese erhalten worden, sie hätten bei den später erfolgenden Untersuchungen mich in manche schwere Not stellen und um noch manche gute Stunde bringen können. Denn natürlich das tollste und abenteuerlichste Zeug hatte ich aufbewahrt, und da hätte es allerdings den Schein geben können — zumal da ich bei manchen Papieren Zeit, Ort und Verfasser nicht mehr anzugeben gewußt, — als sei ich mit düstersten Abenteurern und Tollhäuslern jeweilig verbunden gewesen.

Im Jahr 1818 ward Bonn zur künftigen rheinischen Universitätsstadt erklärt und ich an dieser Anstalt zum Professor der neueren Geschichte ernannt.

Im Frühling 1819 hatte Sand den Herrn von Kotzebue ermordet. Dies hätte hier in Bonn oder in der Nähe ge-

schehen können, was für die neugeborne Universität wohl ein schlimmstes Zeichen gewesen wäre. Er hatte nämlich nicht übel Lust gehabt, sich in Mannheim, in Bonn oder Godesberg anzusiedeln und hatte mit einem namhaften Gelehrten für diesen Zweck hieher gebriefwechselt. Ich, wie guter Dinge getrost, baute mir eben ein Haus am heiligen Rhein, welches die Schönheit des herrlichen Siebengebirges gerade aufs Korn nahm. Meine Frau hatte mir an dem großen deutschen Siegestage, den 18. Junius, meinen ersten Sohn geboren; der Tag war hier von Lehrern und Schülern noch mit großer öffentlicher Lust gefeiert worden, wie denn in jener noch warmen Zeit auch die Feuer des 18. Oktober noch hell und mächtig auf den deutschen Bergen zu lodern pflegten. Wenige Tage später*) erschienen die Männer, welche Haussuchung bei mir hielten und meine Papiere zusammenpackten und versiegelten. Im Herbste des folgenden Jahrs 1820 bin ich in meiner amtlichen Wirksamkeit stillgestellt und einer langen gerichtlichen Untersuchung unterworfen worden. Ich habe durch sie und ihre Folgen mehrere schöne Jahre verloren, wohl die letzten, wo mir noch einige Kraft übrigblieb. In meiner Wirksamkeit gehemmt bin ich geblieben, Wiederherstellung in meine Amtstätigkeit habe ich nicht erlangen können, bin endlich mit Beibehaltung meines vollen Gehalts in den Ruhestand gesetzt worden. In dieser schweren und jeden menschlichen Stolz demütigenden Prüfungszeit habe ich Gott und meine Freunde kennen gelernt; und das war freilich eine große Freude im Leide. Aber es sind auch gewesen, die mich unter dem Titel, ich sei in diesen Gegenden ein gefährlicher Mann, wohl gern irgendwohin wie ins Elend geschickt hätten. Doch habe ich die Gnade und Gerechtigkeit meines Königs dafür zu preisen, daß ich in meinem Gärtchen am Rhein habe wohnen bleiben dürfen.

Die Geschichte dieser Untersuchung darf und kann ich, wie der Tag steht, nicht schreiben. Die allgemeine Anklage lautete auf Teilnahme an geheimen Gesellschaften und bösen Umtrieben, die dem deutschen Vaterlande gefährlich werden könnten.

---

*) Am 14. Juli. (D. H.)

Ich bin davon freigesprochen. Aber meine trotzige und harte Natur durch wieviele Demütigungen hat sie lernen müssen, daß ich für das liebe Vaterland auch noch meinen Marterweg von Leiden zu laufen, daß ich auch noch meine Wunden zu holen hatte, da ich mich auf Schlachtfeldern nicht unter Kugeln und Schwertern umgetummelt hatte! Ich habe es, nachdem ich mich über die ersten Plagen besonnen und gefaßt hatte, wirklich so hingenommen als ein Verhängnis des ausgleichenden und gerechten Gottes, der mich für manche trotzige und kühne Worte hat bezahlen lassen wollen; und dies hat mich — wofür ich Gott noch mehr danke — vor jener Erbitterung und Verfinsterung behütet, wodurch die meisten in solche Geschichten verflochtenen Männer traurig untergehen. Doch habe ich in den langen, in Ungewißheit und Schweben zwischen Furcht und Hoffnung hingeschleppten und verlornen Jahren den Vers sprechen und singen können:

Wem vom Kanonenmund sein letztes Schicksal blitzt,
Den nimmt ein sel'ger Tod im frischen Mut der Stunden;
Doch auf wem Lilliput mit tausend Nadeln sitzt,
Stirbt Millionentod mit Millionen Wunden.

Zwar schien ich während dieser Untersuchung und während der Folgen und Nachfolgen derselben mich nach dem Urteile meiner Freunde mit leidlicher Gleichmütigkeit und Besonnenheit zu benehmen; aber doch habe ich die langsame Zerreibung und Zermürsung meiner besten Kräfte bis ins Mark hinein nur zu tief gefühlt. Man sieht dem Turm, solange er steht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen seine Fugen und Bänder allmählich gelockert und gelöst haben. Das Schlimmste aber ist es gewesen, daß ich schöne Jahre, welche ich tapferer und besser hätte anwenden können und sollen, in einer Art von nebelndem und spielendem Traum unter Kindern, Bäumen und Blumen verloren habe. Ich erkenne und bereue es jetzt wohl, aber es ist zu spät; diese Zeit und überhaupt meine Zeit ist vergangen und verloren. Ja, ich bin ein geborner Träumer, ein Fortschweber und Fortspieler, wenn nicht irgend ein festes Ziel, irgend eine Arbeit oder Gefahr, die plötzlich kommt

und plötzlich reizt und treibt, mich aus der nebelnden Träumerei herausreißt. Ich kann auch nach dieser meiner Natur, wenn ich mich als Gelehrten*) oder Schriftsteller betrachte, zu fast gar nichts kommen, wenn mir nicht gegeben wird, durch irgend ein bestimmtes Handeln, Reden und Vortragen einige helle und klare Funken des Erkenntnisses und Verständnisses hervorzulocken. Ich bin so geboren, daß ich sprechen und reden muß, damit meine Gefühle und Gedanken sich ordnen: ich bedarf der umrollenden und gegeneinander Funken schlagenden Kieselsteine des Gesprächs und der Rede, damit mein bißchen Geist aus mir herauskomme. Die Sperrung meines Katheders war für die Universität wohl kein Verlust, aber für mich ein Unglück, für mich, für einen Menschen, der in persönlicher Eigentümlichkeit stecken blieb und es nimmer bis zur vollen Gegenständlichkeit brachte, d. h. zu dem ruhigen, sicheren, bewußten Stande den Sachen gegenüber und zur immer heiteren und sonnenhellen Beschauung des Allgemeinen, sondern der nur in dem Besonderen, Eigenen seine einseitige Stärke hat.

Ich muß hier nun doch einige Worte sagen über die Beschuldigungen, die damals gegen mich und manche andere deutsche Männer gemacht worden sind: Geheime Gesellschaft und Bündelei, Verführung der Jünglinge, Träume von republikanischer Aufbauung und Wiederherstellung des Vaterlandes — diese Überschriften hat man auch über mein kleines Haupt gesetzt.

Geheime Gesellschaften und Bündeleien. Napoleon, damals von Gottes Gnaden — ich habe immer gesagt von Gottes Zorn — war gleichsam Kaiser Europas. Auch Deutschland war nicht mehr da, es war von 1806—1813 völlig dienstbar und zinsbar. Alles war gelöst und aufgelöst, auch die Strebungen und Gedanken der meisten Menschen; alle Gefühle und Gedanken der Sterblichen flogen unstet wie Vögel umher, welchen die Wälder abgehauen und die Nester zerstört sind, und die neue Sitze suchen, wo sie sich niederlassen können. Die Zeit war losgelassen, die Menschen ließen sich

*) Verzeihung! Wir führen einmal alle in Bausch und Bogen diesen Namen, wie wenige ihn auch verdienen.

los, und vor allen Dingen auch Narren und Abenteurer genug glaubten ihren Wind zu haben und setzten ihrem Narrenschiffe alle Segel bei. Wie sollte es wohl gefehlt haben, daß solche leichte Windvögel mit ihren Albernheiten, Gaukeleien und Tollheiten, besonders mit ihrer Geheimniskrämerei in dem damaligen Gewirr und Strudel der Dinge nicht auch mich zuweilen angeflogen hätten? Aber doch haben sie mich wenig geplagt. Vielleicht mochte der Instinkt, der als ein feiner, geistiger Atem zwischen den Menschen hinweht, ihnen sagen, daß ihre Irrlichtfeuerchen an meinem Eise erlöschen würden. Ich kann und darf hier sagen, daß auch kein einziger solcher Toren oder Gauche mich nur eine Stunde getäuscht hätte. Denn wie neblicht und träumerisch es auch oft in meiner inneren Welt aussah, für die äußeren Dinge hat mir Gott den klaren Blick und leichten Verstand verliehen, und ich habe nimmer schwer gehabt, Schwarz und Weiß und schwarze und weiße Menschen zu unterscheiden. Der Geheimnisse und geheimen Gesellschaften aber bin ich selbst in der Jugend nicht lüstern gewesen, wo doch die Geelschnäbel so leicht von blanken Dünsten und Schimmern gelockt werden, und habe sie in den männlichen Jahren aus Überzeugung und Gewissenhaftigkeit fern von mir gehalten. In Orden bin ich freilich gewesen, zuerst als Knabe in dem obenerzählten Grobbrotesserorden; zweitens als Student in Greifswald in einer Verbindung, welche auch bloß auf Tugend lautete und wirklich keine andere Mysterien haben wollte als sittliche Reinheit und unbescholtene Tapferkeit. Es war eine Gesellschaft von zehn bis zwölf Jünglingen, zu welchen ich, mein Bruder Fritz, der Dichter Karl Lappe usw. uns gesellten; sie nannten sich die Verbündeten Brüder, Fratres Conjuncti. Leider kühlte sich bei mir die Begeisterung für diese Verbrüderung bald ab, indem ich bald bemerkte, daß ein paar Jünglinge, welche darin fast obenan standen, schon in andern geheimen Verbindungen mit verbuhlten Dirnen standen. Doch deklamierte ich ihnen bei meinem Abgange zur Universität Jena über einer Bowle Punsch noch ein bombastisches Abschiedslied vor, aus welchem folgender Vers noch in mir haftet:

Brüder, fester als der Brocken
Sollt ihr stehen und bestehen,

Bis des Alters weiße Flocken
Schnee euch in die Locken wehen.

Dies war auch meines Ordenswesens Ende; denn dieser Tugendbund war in Jahr und Tag in sich selbst erloschen. Von allen andern landsmannschaftlichen und Ordensverbindungen, wie sie genug auf den Universitäten lebten, habe ich mich frei erhalten, sogar mit Gefahr, diese meine Freiheit gelegentlich verfechten zu müssen. Späterhin, als in Deuschland der Tugendbund, der ja edelste vaterländische Zwecke gehabt haben soll, als ein gefürchtetes Gespenst vor Napoleon und den Franzosen stand, ist auch mir, wie wohl vielen andern Biedermännern, die Ehre angetan worden, daß man mich für ein Mitglied desselben gehalten hat. Ich erinnere mich noch meines herrlichen Grafen Geßler, wie er einmal des Morgens, gleichsam wie mich überraschen wollend, mit freundlich schelmischer Miene mich aufs Korn faßte, sprechend: „Und Sie sitzen hier und sind nicht nach Schweidnitz? Der Stein ist ja heute früh dahin gefahren; der Tugendbund wählt sich einen Obermeister für den verstorbenen Scharnhorst.“ So war die Meinung und der Glaube der Menschen davon verbreitet. Ich aber habe so wenig um diesen Tugendbund gewußt und mich so wenig um ihn gekümmert, daß ich nicht einmal seine späterhin gedruckten Gesetze gelesen habe. Aber freilich, das kann und will ich nicht leugnen, in einem sogenannten formlosen Männerbund — denn so hat die Anklage später gelautet, als man keinen wirklichen Männerbund entdecken konnte — in einem formlosen Männerbund bin ich gewesen und bin wohl, wie mir deucht, noch darin. Solcher Bund schloß sich damals in der schweren, gefährlichen Zeit ohne alles Zutun der einzelnen von selbst; ein solcher Bund ist in allen Zeiten dagewesen, schließt sich aber in böser Zeit durch einen Instinkt der wirklichen Tugend enger und wärmer aneinander; solcher Bund wird ja gottlob! auch wann ich und meine Kurzlebigkeit lange vergessen sein wird, noch unter den Menschen bestehen. Was edel, wahr und tapfer ist und mit Knechtschaft, Weichlichkeit und Lüge keinen Vertrag eingehen will, was die Kraft hat, aus sich und andern Funken herauszuschlagen, findet sich im sicheren aber unbeschwornen Bunde zusammen. Dieser

Bund hat damals lebendiger bestanden, weil alle Geister durch ungeheure Sorgen und Hoffnungen erweckt waren. Man hat damals gerade das Gemeinsame, das Tapfre und Vaterländische in Art und Gesinnung, was einer für seinen Teil vielleicht haben mochte, durch jenen Instinkt leicht herausgefühlt. Diese Gemeinsamkeit hat damals die allerverschiedensten in Meinungen nämlich und Ansichten verschiedensten Männer, miteinander verbunden. Durch solche Gemeinsamkeit der Gesinnung, welche damals die einzige Tugend war, welche man verlangte, bin auch ich mit vielen würdigsten Männern, denen ich nicht wert bin die Schuhriemen aufzulösen, in Verbindung gekommen; sie haben mich redlich und tapfer für das Gute geglaubt. Drei dieser mich weit überragenden Männer muß ich mit Dankbarkeit hier als solche nennen, welche durch Bezeugung und Bekennung, daß sie mich einen redlichen Mann glaubten, mein Schicksal, das mich sonst vielleicht tiefer hinabgestürzt hätte, im bösen Laufe gehemmt und an höherer und höchster Stelle eine bessere Meinung von meiner Persönlichkeit gestärkt haben. Sie waren: der Freiherr vom Stein, Niebuhr und Friedrich Albert Eichhorn.

Ich habe hier nicht zu untersuchen, wann und ob es erlaubt ist, sich zu verschwören und zu verbündeln; ich spreche nur meine ehrliche Meinung aus, daß ich nach meiner Kenntnis von dem deutschen Charakter selbst in der böseſten Zeit, wo wir von dem schändlichen welschen Joche unter allen verschiedensten Titeln der Knechtschaft belastet waren, von geheimen Verbindungen nichts Großes erwartet habe sondern allein von der allgemeinen, in alles Volk durchdringenden Gesinnung. Ja, ich bin aus Grundsätzen so sehr ein Feind alles Geheimen, daß ich in der Zeit meiner Jugend zwischen den Zwanzigen und Dreißigen, wo die Freimaurer in meiner Heimat alles für sich mauerten und zumauerten und oft über Würden und Stellen verfügen konnten, wo nahe Verwandte, die in diesem geheimen Orden mächtig waren, viel in mich drangen, allen Lockungen und Zumutungen der Art tapfer widerstanden bin. Ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn ich König oder Fürst wäre: ich glaube, ich würde gegen die armen Freimaurer nicht mit Feuer und Schwert wüten wie

die Jesuiten in Spanien und Portugal, weil sie fühlten, daß jene in ihren verbotenen, verborgenen Kram hineinpfuschen könnten, mit blutiger Grausamkeit getan haben; aber das weiß ich, daß eine Gesellschaft, die auf Geheimlehren und Geheimweihen beruht, der Idee des Staates und vollends der Idee des protestantisch christlichen Staates widerspricht, welche auch im Christentum alle geheimen Gesellschaften und vornehm geheimen Lehren verabscheuen muß; denn nach unserer heiligen aus der Bibel geschöpften Lehre gehört alles Überschwengliche und Geheimste des Göttlichen und Himmlischen dem Schuster ebenso wie dem Bischofe; wir dürfen nichts Esoterisches dulden, das einzelne Geweihte und Geheimnisträger vor den kleinen, gemeinen Leuten gleichsam vornehm voraus oder für sich haben wollen.

Aber dein Gedächtnis ist hier zu kurz, wird mir einer einwenden, du hast ja oben erzählt, wie du mit fremden Namen sogar auf Pässen gereist bist, unter fremden Namen in Berlin und Breslau gelebt hast — und das wäre nicht Geheimniskrämerei? Freilich. Aber ich frage jeden Billigen und Verständigen, ob solches in der Zeit der Unterjochung und Gefahr oder des Kriegs nicht eine ganz natürliche und unschuldige und deswegen auch bei Großen und Kleinen gewöhnliche Not ist, versteht sich, wenn diese Not nicht für Verbrechen sondern gegen Erbrechen und Verbrechen gebraucht wird. Denn den Mann will ich noch sehen, der sein Leben so um nichts hinwirft. Ich wäre bei all meiner deutschen Unschuld und Redlichkeit, welcher ich mir heute im Jahre des Heils 1840 bewußt bin, wie ich mir ihrer in den Jahren 1809 und 1812 und 1819 bewußt war, wohl ein prächtiger Gimpel gewesen, wenn ich gemeint hätte, mit meinen auf E. M. Arndt lautenden Pässen durch Franzosen und Franzosengenossen und ihre an allen Orten lauernden Späher reisen und neben ihnen weilen zu können. So habe ich mehrere Namen mit A geführt (denn in diesem Buchstaben bin ich stets geblieben), als da sind Allmann, Amsberg, vielleicht andere, deren es mich nicht mehr erinnert*).

*) Arndt irrt hier in seiner Angabe, daß er nur mit A beginnende Namen geführt habe; einige seiner Briefe sind auch mit Holmquist und Düben unterzeichnet (Meisner und Geerds, E. M. Arndt, S. 57. 58. 80). (D. H.)

Auch in der Zeit des Kriegs habe ich in Briefen, welche mit der Post liefen, nur die alleralltäglichsten Dinge mit meinem wirklichen Namen unterschrieben. Da man weiß, daß unter solchen Verhältnissen Freund und Feind die Briefe erbricht, daß viele derselben nimmer an die rechte Stelle sondern in wildfremde Hände kommen, hütet man sich, auch selbst durch ganz unschuldige und gleichgültige Nachrichten, die doch einer falschen oder bösen Ausdeutung unterliegen können, sich selbst oder seine Freunde und Briefwechsler bloßzustellen. Auch wenn man aus dem Herzen oder Hause ganz unschuldige Dinge zu melden hat, wozu man keine Fremde als Beiständer und Mithorcher wünscht, ist es wohl begreiflich, daß man durch echte Namensunterschrift sie nicht in Persönlichkeiten, die sie nichts angehen, einführen will. Ich meine, hierhinter stecke kein dolus malus, sondern es sei ein erzwungener dolus bonus, der dem fremden dolus malus, der verbotenen bösen Lust der Neugierigen oder Späher, ausweichen will.

Und Jünglinge hätte ich verführt? Ich will vor Gott und vor allen Redlichen verloren sein, wenn man mir einen einzigen nennt, den ich zu böser Bündelei oder nur zu dummer Narrheit verleitet hätte. Habe ich in ungestümer, wilder Zeit, wo alles aus seinen gewohnten Ufern trat und daraus treten mußte, auch mitunter ungestüme und wild hinfliegende Worte gebraucht, wie sie der ordentliche oder matte Friedenszustand nicht hören mag, so waren sie an Männer gerichtet und nicht an unbärtige Jünglinge, auf das Ziel der Abschüttelung und Zerbrechung fremder Tyrannei gerichtet. Jünglinge, wo sie in meinen Kreis geraten sind, habe ich immer in ihre gebührlichen Grenzen des Wartens und Hoffens gewiesen und auf eine Zukunft hin, wo ihnen der Bart der Kraft und des Verstandes gewachsen sein würde. Keiner ist auch weniger gemacht als ich, breite Kreise um sich herum zu ziehen oder sich in solche Kreise hineinziehen zu lassen, vollends Genossenschaften oder große Verbündungen und Verbrüderungen zu stiften. Ich bin nimmer ein Mensch der öffentlichen, großen Gesellschaften und Gelage, des Schaugepränges und der Schaurednerei noch irgend einer Prangerei, Schauerei und Rednerei gewesen, wieviele tausend Namen ihre Arten tragen mögen,

und wieviele unbescholtene Männer an solchen Lärm- und Schaugerichten auch ihr Behagen stillen mögen. Ich bin von Natur ein einsamer Vogel, eine fringilla caelebs, dem am liebsten in der Einsamkeit ist, oder dem in Gesellschaft von zweien oder dreien zu fliegen und sein kurzes, eintöniges Finkenlied zu pfeifen immer am fröhlichsten gedeucht hat; bin nimmer ein Mensch der rauschenden und schimmernden Gesellschaften, der Klubs, Kasinos und Ballhäuser gewesen sondern lieber die stillen Fußpfade des verborgenen Lebens gewandelt, wo das bißchen kurze Menschenglück sich am sichersten und fröhlichsten ergehen mag.

Doch es bedarf hier keiner breiten Erörterungen. Wie sehr ich die Achtung und Ehrfurcht, welche jeder Gewissenhafte der Jugend schuldig ist, immer anerkannt habe, wie fern ich von der Narrheit gewesen bin, sie vor der Zeit aus ihrem dunkeln und schönen Blütentraumdasein auf die gewöhnliche kalte und oft kahle Landstraße des Lebens hinauszutreiben, ja gar für ein politisches Streben und Wirken, wofür sie noch keine Reife haben, sie zu fanatisieren, darüber habe ich mich schon vor fünfunddreißig Jahren unverhohlen ausgesprochen, und die Ansichten, welche ich im Jahr 1805 darüber hatte, hatten die Jahre 1813 und 1815 nicht verändern können und sind noch jetzt, im laufenden Jahre 1840, die meinigen. Ich rücke darüber folgende Stelle hier ein, die sich in einem damals von mir ausgegebenen Buche findet*):

„Aber die Staatsverfassung — sollte sie nicht ein wichtiger Teil der Musik (der Herzens- und Geistesbildung) sein? Und nicht einmal hast du sie genannt. Welche sonderbare Vernachlässigung! — Das ist es keineswegs. Sie gehört noch gar nicht hieher und wird künftig für jeden, dem sie etwas Ernstes dünkt, ein eignes, ernstes Studium ausmachen müssen. Was ein Staat ist und nicht ist, was er war und sein kann, das haben meine Jünglinge durch die Kunde der alten Sprachen, Geschichte und Erdkunde, kurz durch die vollständigste Archäologie, schon gewissermaßen abgesehen. Wer sich damals durch diese

*) Fragmente über Menschenbildung. 2. Teil, S 200—202. Altona 1805.

allerdings großen, menschlichen Gegenstände angezogen fühlte, der ward, ohne daß ich es hindern konnte, ein Politiker und hatte den reichsten Stoff zu verarbeiten. Übrigens will ich nicht gern, daß meine Jünglinge Politiker sein sollen, zufrieden, daß sie die höchsten Begriffe von menschlicher Kraft, von kosmischer und politischer Größe, vom poetischen und heroischen Leben mit allem Größten und Schönsten des Altertums empfangen. Sie sollen die Blüte noch nicht verlieren, die Wahrheit der Dichtung und des Mythus soll ihnen noch die höchste bleiben. Wer politisch wird, nimmt eine bestimmte Richtung wie der Falke, der auf den Raub schießt, und bindet sich irdisch an die Erde fest, um so unseliger, je weniger das Leben ihn noch bindet. Ich breche damit nicht den Stab über die politischen Männer; sie wissen, wo sie stehen, und was sie sollen; auch kann ihr Wollen überirdisch oft über alle Formeln und Schranken fliegen, selbst in der gebundenen aber edlen Wirksamkeit kann ihr Leben frei bleiben. Was soll aber aus dem Jünglinge werden, dessen Leben noch nirgends eingreift, und der seinen Geist fesselt, ehe der Leib es ist? Ich sage daher geradeaus: Alle politische Erziehungen taugen nichts und machen halbe Barbaren. Die Sparter, die Kreter, die Römer hatten eine solche. Wann und wo haben sie liebenswürdige und menschliche Tugenden gezeigt? Wann und wo sind sie über die Gerechtigkeit des Gesetzes in Milde hinausgegangen? Waren sie glücklich und machten sie Glückliche? Wie kann dies ein Volk, das nur Disziplin hat?“

(Nun folgt ein nicht ganz unrichtiges, doch zu hartes Urteil über England und die Engländer; dann heißt es weiter:)

„Es ist schön, sein Vaterland lieben und alles für dasselbe tun, aber schöner doch, unendlich schöner, ein Mensch sein und alles Menschliche höher achten als das Vaterländische. Der edelste Bürger kann auch der edelste und unbefangenste Mensch sein; aber um dies sein zu können, muß man keinen zum Bürger machen, ehe denn er Mann ist. Wohl aber werden meine Jünglinge so gebildet in das politische Leben eintreten, daß sie des besten Staates und der einfachsten Gesetze am würdigsten sind; daß sie nicht gern etwas tun noch

dulden an sich und andern, was eines freien Mannes unwürdig ist: daß ihnen als Beamten und Bürgern keiner mit unreinen Absichten und Händen nahen darf, ohne sie blutig zu erzürnen. Sie werden den Mut haben, lieber edel zu entbehren als schändlich zu haben, und ihr kühner und unschuldiger Sinn wird sie immer mit den besten Bürgern und Herrschern verbinden, das Beste zu tun."

Und republikanische, demagogische Aufbauung und Wiederherstellung des Vaterlandes? Es war, als alles niedergerissen und zertreten lag, als alle die blutigen aber losen und schlechtverbundenen Arbeiten und Anstrengungen der Jahre 1805, 1806 und 1809 uns nur noch tiefer in Schmach und Jammer hinabgedrückt hatten, wohl jedem deutschen Herzen erlaubt, indem es aus dem bittern Elend flehend zum Himmel emporblickte, in weite, unbestimmte Fernen der Hoffnung zu schauen, ob sie nicht irgendwo den Schimmer einer Rettung durchblicken ließe. Wie die Hoffnung selbst ja eben dadurch nur Hoffnung ist, daß sie uns ungewisse und schwebende Bilder, Gestalten und Güter vormalt, die wir kaum mit den Augen, geschweige mit den Händen ergreifen können, so war es in jenen Tagen des Jammers und der Schmach wohl natürlich, daß auch die Besonnensten und Verständigsten viel mit Phantasien spielten. Ich habe auch die meinigen gehabt, auch meine schimmernden Flatterbilder der das arme Leben vergoldenden Hoffnungen: doch glaube ich nicht, daß sie zu den närrischesten und abenteuerlichsten gehört haben, blutdürstig und mordsüchtig, wie man manche der späteren Jünglingsverbrüderungen gescholten hat, sind sie nicht gewesen. — Aber ich habe eine gefährliche Einheit des deutschen Volks gepredigt. Ich bin da aber nur ein kümmerlicher Spätling, ein armseliger Nachprediger, wenn ich an soviele berühmte Vorprediger denke, die aus ganz anderem Herzen und Munde geredet haben: ich meine, diese Predigt ist so alt als die Geschichte unsers Volks. Bei der Zerspaltung der Stämme und Herrlichkeiten desselben ist sie auch fast immer nötig gewesen: und wie sollte sie selbst heute noch nicht nötig sein, heute, wenn wir der Evangelisten gedenken, welche die Russen und Franzosen uns immer ungebeten über die Weichsel und den

Rhein zuzusenden belieben? Ich habe allerdings, indem ich nur im Herzen und im Auge hatte, wie die Mächtigsten in Deutschland, damit sie den fürchterlich hinterlistigen und habsüchtigen Nachbarn besser widerstehen und unsern deutschen Namen beschirmen und erhalten könnten, noch mächtiger und stärker gemacht werden müßten, den Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen, es möchten bei der Zerbrechung der fremden Bande und der Wiederherstellung der deutschen Freiheit, wie es ja bei den letzten Friedensschlüssen genug geschehen war, noch mehrere kleine Fürstentümer in den mächtigsten deutschen Staaten verschwinden. Da habe ich ungefähr so empfunden und gedacht wie der Reichsfreiherr vom Stein, als seine Reichsherrlichkeit zerbrochen und dem Fürstentum Nassau unterworfen ward, welcher damals, sich gegen solche Gewalt sträubend, öffentlich erklärte, er sehe weder Not noch Nutzen für das liebe deutsche Vaterland darin, daß der Fürst von Nassau durch Verschlingung seiner Reichsherrlichkeit um ein paar Quadratmeilen wachse, habe aber nichts einzuwenden sondern werde es mit Freuden erleben, wenn sein Ländchen nebst Nassau mit vielen andern kleinen Fürstentümern zur Mehrung deutscher Stärke und Wehrhaftigkeit in den mächtigen Staaten des Vaterlandes untergehe. Es ist des breiteren und weiteren in meinen Büchern zu lesen, wie ich es empfunden und gemeint habe. Wir hatten die Beispiele und Vorgänge schon vor zwei Jahrhunderten in und nach dem Dreißigjährigen Kriege, wir hatten sie in den Jahren, wo unsre Schmach begann, in den Jahren 1802 und 1803 zu Luneville und Regensburg und von 1805—1812, wo Napoleon und seine Länderschneider und Ehrenverkäufer Talleyrand und Bassano die Einziehung und Unterstellung und Unterschiebung — denn man stellte nicht sondern man schob — der kleineren deutschen Reichsherren oft mit der verhöhnendsten und ausgerechnetsten Hinterlist und Grausamkeit machten. So waren Erzfürstentümer, Fürstentümer, Reichsstädte und wieviele Grafschaften und Ritterschaften, wieviele prächtige und reiche Abteien und Stifter plötzlich durch einige Federstriche wie durch einen alles wegfegenden, bösen Wettersturm weggeblasen. Ich hatte diese Beispiele ganz jung vor mir, sie waren ja endlich sogar durch

deutsche und europäische Verträge bestätigt und besiegelt — wehe meinem deutschen Herzen und meiner deutschen Ehre, wenn ich auch mitten in der Aufregung der schlimmsten Stunden jener Jammerzeit, mitten in der Erbitterung und Empörung über manches Gelittene und Getane so Ungerechtes und Grausames hätte denken und entwerfen können als jene Fremden, die über die uralten Herrlichkeiten des verwitterten Deutschen Reichs die schrecklichen Lose warfen! Ich meinte keine Ehren zu schänden und keine Höhen zu erniedrigen sondern hoffte, indem ich sie mit größerer Ehre und Hoheit auf das innigste zusammenband, mit dem also gestärkten und vergrößerten Deutschland alle vergrößern und erheben zu können. Mögen ihnen nur künftig keine schwereren und gefährlicheren Vereiniger kommen! Denn nach den europäischen Entwickelungen wird ihr Tag einmal kommen, wie der Tag für die stille Hinlegung des Zepters und Schwerts Karls des Großen gekommen ist.

Und endlich mein demagogischer Republikanismus für das wiederherzustellende Deutschland? Wahrlich, solche Tollheit als der Gedanke einer deutschen Republik oder gar mehrerer deutscher Republiken ist auch nicht einen Augenblick in meinem Leben nur über mein Gehirn hin, geschweige in mein Gehirn hineingelaufen. Ich hatte mich von Kind auf (ich glaube durch meine historische Leserei, auch wohl durch den politischen Sinn und Glauben meiner Familie) an das Königtum und die Monarchie so gewöhnt, ja in dasselbe hineingelebt, daß ich auch der besten Republik in ihrer besten Zeit kaum mit Gerechtigkeit gewogen war, und daß ich namentlich für die Engländer gegen die Amerikaner, für die Könige und Fürsten gegen die französische Republik schon in frühester Jugend immer Partei nahm. Später, als ich über die Dinge und Einrichtungen dieser Welt auch denken lernte, war mein Fazit: daß große Freistaaten ein Unding sind, das von Erschütterungen zu Erschütterungen fortzitternd bald seinen glücklichen und listigen Einfänger und Vogelsteller finden wird, der damit durchgeht wie Cäsar mit Rom und Napoleon mit Frankreich; daß kleine Republiken jetzt zwischen den großen Monarchien sich kaum selbständig behaupten können; daß aber ein wohl-

geordnetes, gesetzliches und in der Majestät seines Herrscherstammes verehrtes Königtum alle möglichen Vorteile eines Freistaates darbietet und aller seiner Erschütterungen und Gefahren durch einzelne ungeheure Männer oder wilde Rotten glücklicher und stiller ermangelt. Ich bete in dem Bilde meines Königs vorzüglich die schöne Vorstellung der altnordischen Sprache an, worin er der Stiller heißt. Es ist in der Monarchie, die allerdings oft in zu tiefen Schlaf und Schlummer fallen kann, doch leichter die nötige Lebensbewegung hervorzubringen, als es in der Republik ist, die zu stürmische Bewegung zu hemmen.

Ich habe denn, wie ich bekannt habe, seit jenem Unglück, das mich aus meiner akademischen Wirksamkeit setzte, Jahre durch mehr geträumt und gespielt als recht ist, habe auch bei einer zahlreichen Familie und bei manchen andern Verlusten, welche die Zeit mit sich gebracht hatte, da mir nun jährlich eine Einnahme von Vorlesungsgeldern von 500—700 Talern abgeschnitten war, mich nach meiner Decke strecken und zusammenziehen lernen müssen; wodurch auch wohl eine gewisse Bäuerlichkeit und bäuerliche Einfalt und Einfachheit, welche gewisse Gönner allein meiner Lust und meinem Geschmack daran beigelegt haben, noch mehr in mein äußeres Leben gekommen sein mag. Das hat manche Klemmen gegeben und gibt es ja noch; aber ein braves Weib, gesunde, wohl geborne Kinder und viele herzige, treue Freunde haben mich aufrechterhalten und meine Schwächen und Gebrechen durch Freundlichkeit und Liebe getragen und übergetragen. An den großen oder fürchterlichen Erscheinungen und Entwickelungen der Zeit, dem griechischen und spanischen Aufruhr, dem deutschen Zollverein, den drei großen Pariser Tagen, wie die Franzosen sie nennen, dem belgischen Aufstand, den traurigen hannöverschen Händeln, den preußischen Zerwürfnissen mit seinen katholischen Erzbischöfen und mit Rom habe ich mit doch noch nicht ganz stumpfen Sinnen teilnehmen und über einzelnes auch meine Papierschnitzel ausstreuen müssen. Aber mitten unter diesen großen Weltbegebenheiten hat auch mich in jenen Jahren aus heitrer Luft ein Schlag getroffen, wie ich noch keinen auf Erden gefühlt hatte. In dem schönsten Sommer 1834 an einem

schönen, hellen Nachmittage, den 26. Junius, nahm der Rhein mir meinen jüngsten sechsten Sohn, ein Kind von neun Jahren, unter so grausen Umständen und Zeichen, daß sie nicht erzählt werden können. O wir arme Sterbliche! Gott hatte gewinkt und gewarnt; aber was hilft uns Blinden Warnung und Wink? Wir müssen seine Verhängnisse erfüllen. O es war ein so schöner und feuergeistiger Knabe, auf welchen ich große Hoffnungen gebaut, über welchem ich am meisten gedankt und gebetet hatte! Warum dieses Opfer dem Rhein, und dieses Opfer gerade von mir? War meine Wonne über die Wiedergewinnung desselben zu irdisch, mein Dank zuwenig himmlisch gewesen? Hatte ich das süße Kind zu sehr geliebt? Kindische Fragen! Gott weiß es allein, der uns liebt und uns richtet. Ich aber muß diese Wunde nun fühlen, solange ich hier unter den Schatten umherwandle; der alte Stamm, der bis dahin noch ziemlich grad in allen Stürmen gestanden war, fühlt sich erschüttert und neigt seine gesenkten Äste und Zweige dem Grabe zu; der Geist aber, der noch unter seiner Rinde zuckt, muß für die irdischen Freuden immer tiefer in das Spiel mit den Geistern der oberen und der unteren Welt hinein. Ich kann mir nun das alte Liedchen des alten Äsopus*), das ich mir vor vierzig Jahren übersetzte, zum Morgen- und Abendrot der untergehenden Tage vorsingen:

Ohne den Tod wie entflöh' einer dir, o Leben? Zehntausend
  Sind deiner Plagen, nicht leicht weder zu tragen noch fliehn:
Süß und hold ist, was die Natur trägt, Land und Gewässer
  Und die Gestirne, die Lichtkreise der Sonn' und des Monds;
Alles andere aber sind Schrecken und Schmerzen, vergeltend
  Schreitet dem Glück, was du hast, eilend die Nemesis nach.

Doch verleiht der gnädige Gott zwischen diesen Tönen und Gesichten des alten, frommen Heiden dem Greise zuweilen auch christliche Klänge und Gesichte.

Hier ist eigentlich schon das Ende des Endes. Denn über alle die großen Erscheinungen und Entwickelungen der letzten zwanzig Jahre hier auch noch meinen Senf auszuschütten,

*) Anthologia graeca, hg. von Jacobs, I, S. 52. (D. H.)

wäre an dieser Stelle teils etwas ganz Unangemessenes teils auch nach meiner Weise etwas Unmögliches. Auch das Verschwiegene hat seine Anmut*) (oder seine Gunst) singt schon Pindar. Wer mag auch immer auf Dornen spazieren oder Dornspitzen auf die Köpfe der Leute säen? Doch dringt mich mein Herz, hier zu guter Letzt in wenigen kurzen Strichen anzudeuten, wie die Zukunft und die Not meines deutschen Vaterlandes den andern großen Mächten Europas gegenüberzustehen scheint, und welche Ergebnisse, Entwickelungen und Bereitungen der Dinge in den nächsten Menschenaltern wahrscheinlich eintreten werden oder eintreten sollten.

Schon oben habe ich an vielen Stellen geklagt, daß man auf den Kongressen zu Wien und Paris und bei den Verhandlungen über die Einrichtung, Wiederherstellung und Befriedigung Europas auf das Herz des Weltteils, auf Deutschland, zuwenig Rücksicht genommen habe; daß ihm mehrere seiner notwendigsten und natürlichsten Vorteile damals nicht bloß verweigert sondern wieder aus den Händen gewunden seien, und daß man diesen Bundesstaat mit mehr als dreißig verschiedenen Herrschaften recht absichtlich (wenigstens die drei fremden Hauptmithändler und Mitentscheider, wie es scheint, absichtlich) ohne seine ihm von Gottes und Rechts wegen gebührenden Grenzen und gebührende Macht habe so liegen lassen, damit er bei nächstausbrechenden Kriegen für alle Völker wieder der blutige Tummelplatz werden könne. Denn o je! wie tüchtig, fleißig, tapfer unser Volk auch sei, wie vieles fehlt uns, als ein Ganzes betrachtet, um ein ordentlicher, wehrhafter Staat zu sein? Ich winke nur auf einiges hin:

1. Unsre ganze Westküste ist flankiert oder abgeschnitten und in fremder Gewalt, und im Fall eines Krieges sind wir an jener Seite sehr gelähmt. Belgien und Holland haben unsre Küsten besetzt und können unsern Hauptfluß, den Rhein, mit allen seinen größeren und kleineren Zweigen sperren. Ebenso steht es auf der Nordwestküste: Elbe, Weser, Ems sperrt uns der Engländer, wann er will, zu jeder Stunde. Sein Leopard hat sich in Helgoland auf die Lauer hingelegt

*) *Καὶ τὸ σιγώμενον χάριν ἔχει.*

und kann von dort leicht von dem einen Fluß zu dem andern hinspringen. Es ist in Wien, während man mit unzeitiger Gelindigkeit und Sorglosigkeit den Engländern für sich und für Hannover alles, was sie begehrten, nur zu leicht hingab, von der Zurückgabe Helgolands an Deutschland nicht einmal die Rede gewesen. Helgoland aber hat die Elbe und Weser unter seinen Augen liegen.

2. Unsre lange Nordküste längs der Ostsee ist leider in jedem Kriege ebenso bloßgestellt; denn wir haben auch nicht ein einziges Orlogschiff. O du altes, kriegerisches Germanien, dem einst die Völker sich verneigten, wohin? — —

3. Und doch, wenn wir die erste beste Landkarte auflegen und betrachten, finden wir, daß Deutschland so viel Küsten hat als Frankreich, wenn wir längs der Nordsee von Dünkirchen bis zur Eider und an der Ostsee von Kiel bis Tilsit messen. Die Bucht der Adria, die wir in unserm Südwesten berühren, will ich gar nicht einmal mit einrechnen. Was fällt uns dabei ein? Vieles fällt uns ein, woran diejenigen nicht gedacht haben, die vor einem Vierteljahrhundert das Los über die Länder warfen, woran aber unsre Enkel und Urenkel denken müssen, damit wir nicht wieder in welthistorische Jämmerlichkeit und Ohnmacht und in die Verachtung der Völker zurücksinken. Denn:

4. erschrecken wir nicht und schämen wir uns nicht im Angesichte Europas, selbst im Angesichte des kleineren Skandinaviens und Neapels, daß wir nicht ein einziges deutsches Kriegsschiff haben? Wie stand es vor vierhundert Jahren? Damals beherrschten die Ostseestädte mit ihren Kriegsschiffen die ganze Ostsee, die Städte des Niederlandes und der Nordküste die ganze Nordsee. An skandinavische und russische Kriegsflotten war damals kaum gedacht; die damalige französische und englische Seemacht hätte sich mit der Hälfte der deutschen nicht messen können. Ist also das Gegenwärtige nicht ein tiefes Weh? Wir haben noch die kühnsten und besten Schiffer und Matrosen von der Welt — jeder Germane ist auch ein geborner Seemann — welche die englischen und amerikanischen Flotten für alle ihre Siege stärken helfen; wir

haben die besten, reichsten Eichenwälder — und wir haben kein Kriegsschiff.

5. Will ich denn etwa, daß Preußen auch eine Kriegsflotte bauen soll? — denn es beherrscht ja die längste Strecke der deutschen Ostsee — daß Preußen, welches schon seiner Lage nach für so viele andre deutsche Fürstentümer stehen und einstehen soll, seine Kräfte durch einen Flottenbau noch mehr zersplittern soll? Nein, das will ich nicht — denn was sollte uns selbst eine Flotte von zehn bis fünfzehn Orlogschiffen und zwanzig, dreißig Fregatten dort Großes frommen schon den skandinavischen und russischen Flotten gegenüber, geschweige den Flotten der westlichen Mächte? — sondern ich drücke auf diese unsre Blöße nur so sehr, um auch den Einfältigsten klar zu machen, was Deutschland seit Jahrhunderten und in unsern Tagen alles verloren, versäumt und vergessen hat, und was von den Fremden mit wohl berechneter, listiger Absichtlichkeit für Deutschland alles versäumt und vergessen worden ist.

6. Fichte in seinen Grundzügen des Staatsrechts hat idealisch wundersame Ansichten von dem Handel und Verkehr der Völker. Auf der einen Seite fürchtet er das Gefährliche und Verderbliche, was in zu großer Ausdehnung und in zu großem Reiz des Handels liegen kann; auf der andern Seite aber begegnet ihm auch die Notwendigkeit, daß ein Volk, welches nicht ganz in Barbarei und in erstarrender und verstockender Absonderung stecken bleiben will, durchaus Handel und Verkehr mit Fremden und also auch die Macht haben muß, diese zu behaupten und zu verteidigen. Er trifft da auf seltsame Resultate, da er allen Verkehr mit Fremden und alle Verteilung der überflüssigen Luxusartikel, ja gleichsam die ganze Führung und Leitung des Handels, unmittelbar in die Hände von Staatsbeamten überliefern will; aber er winkt bei allem dem doch, zum Teil im Widerspruch mit seinem System, auf jene eben angedeutete Notwendigkeit hin.

7. Es entsteht denn das notwendige, unvermeidliche Unglück für unsre mächtigen deutschen Staaten und für ganz Deutschland bei dem Ausbruche eines Krieges:

a) daß unsre Küsten und unser Handel schutzlos und von Freund und Feind verletzlich und angreiflich sind;

b) daß, wann wir selbst in Krieg verwickelt werden, wir der Gunst von Seemächten bedürfen, deren Mitwirkung wir, wann wir selbst seemächtig wären, aus andern Gründen nimmer suchen noch annehmen würden; und daß wir

c) bei Beendigung solcher unserer Kriege bei den sogenannten Friedensschlüssen die Bundesgenossenschaft solcher Seemächte meistens sehr teuer bezahlen müssen. Bedenkt nur ein bißchen die Friedensverhandlungen und Friedensschlüsse von Ryswik, Utrecht, Luneville, Paris usw.

Was soll man hieraus lernen?

8. Das soll man daraus lernen und soll es immer und ewig in unsre Geschichtstafeln, ja in die zu leicht verlöschlichen Erinnerungstafeln unserer Herzen schreiben, wenn das Gedächtnis unserer besseren Vorzeit, als Deutschland wirklich noch glücklich, glorreich und mächtig war, jemals wieder in dumpfe, gefühllose Dämmerung versinken will, daß die Küsten Hollands und Belgiens und der Wachtposten, den England sich auf Helgoland angelegt hat, einst so wahrhaftig unser sein müssen, als ihre Ströme das Herzblut unseres Fleißes und unserer Bildung, Kunst und Macht dem Ozean und den Weltteilen zuführen. Wir hatten Holland und Belgien mit unserm besten Blute wieder befreit und erobert. Niemand erinnerte sich der Vergangenheit; kaum einzelne bedachten die Notwendigkeiten der Gegenwart. Für einen kleinen deutschen Fürsten blieb ein Stückchen Land im Ardenner Walde und an der Maas mit dem deutschen Bunde verknüpft; das übrige ließen wir uns durch den Neid und die Dummheit der Engländer zur Freude der Welschen alles wieder wegnehmen. Was mußte damals geschehen?

9. Ganz Belgien und der ganze Inhalt der hinzugetanen deutschen Lande mußten den früheren Bünden gemäß als Anschluß unserer Küsten (keine welsche alluvion oder allusion, wie Napoleon anspielte sondern eine deutsche) deutsches Bundesland bleiben und Bundespflicht leisten. Ferner mußte

10. durch den natürlichen Notzwang der Dinge Schritt vor Schritt auch Holland von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auch näher an uns heran. Es wird doch einmal wieder zu Deutschland heran müssen; es kann sich zwischen den mächtigen Westreichen England, Frankreich und Spanien, wie jetzt die Weltlage

ist und besonders wie die Welthandels- und Kolonienverhältnisse sind, ohne Deutschland, wenn wir gegen dasselbe nicht immer die Uneigennützigen und Dienstfertigen spielen, auf die Länge nicht behaupten. Hatten wir nun

11. auf diese Weise durch das Gewicht von Belgien und durch andre Züge und Gewichte, welche politische Weisheit gegen Holland anwenden konnte, dieses Holland, eine alte, deutsche, von friesischen und sächsischen Stämmen bewohnte, jetzt noch die sächsische, leider wunderlich latinisierte Mundart sprechende Landschaft zu uns herangezogen, bis zu dem Gefühl der Gemeinsamkeit herangezogen, daß Sieg oder Niederlage am Rhein oder auf dem Meere Deutschland und Holland gleiche Macht und gleiche Gefahr bedeute, dann konnten wir an unserer Westnordwestküste, die Kräfte der Küsten von der Ems bis zur Eider mit eingerechnet, eine Flotte von 40 Linienschiffen und ebenso vielen Fregatten halten. Und dann erst verlohnte es sich der Mühe und verlangte es die Politik, daß wir auch unsre Ostsee mit der gleichen Zahl von Orlogschiffen und Fregatten bewehrten. Holstein, Mecklenburg, Pommern, Preußen bauten diese Schiffe aus deutschen Eichen. Unsre Ostseematrosen und die von Norwegen sind anerkannt die ersten europäischen Seeleute. Was diese deutsche Ostseeflotte an Bau, Unterhaltung und Rüstung kostete, ward jenen benannten Staaten der Ostseeküste in den Bundesleistungen an Mannschaft und Geld angerechnet und vergütet.

Aber wie? Wenn du nun auch endlich eine Ostseeflotte hast, woher nimmst du die Häfen für Orlogschiffe? Die südliche Ostseeküste hat deren bekanntlich eben nicht sehr gute. Ei, ich will mir in dem Kieler Busen schon etwas zurechtmachen, und einen vortrefflichsten Kriegshafen bei Wismar hinter seiner Insel Pöl, der mir hunderte von Schiffen halten soll — aber freilich Arbeit, Kunst und Geld wird zu solchen Bereitungen und Bauten gehören. — Auch sind Stellen an der rügenschen Küste zwischen Rügen und Pommern, Greifswald und Wolgast gegenüber, wo sich ein Schiffshalt machen läßt.

Mit diesen beiden Flotten stünden wir ganz auf gleicher Höhe mit Frankreich, in Hinsicht des Bauholzes und der Schiffsmannschaft wären wir den Franzosen vielfach überlegen, noch

mehr überlegen wären wir ihnen in Hinsicht der Winde und geographischen Lage: denn das ist Frankreichs Mißlichkeit in Hinsicht seiner beiden Flottenstationen zu Brest und Rochefort am großen Ozean und zu Toulon am Mittelmeer, daß die Pyrenäische Halbinsel mit einem gewaltigen Buckel zwischen jene beiden Stationen ins Westmeer ausläuft. Es bedarf seiner weiten Umsegelung wegen beinahe zweimal soviel Zeit zur Vereinigung seiner beiden Flotten, als wir im Falle eines Krieges für die unsrigen bedürfen würden.

12. Die Einrichtungen und Bestimmungen für unsre Heers- und Kriegsordnung bedürfen notwendig bis in alles Kleinste hinein einer größeren Gleichmachung. Aus mancherlei kleinlichen Rücksichten und einer übel angebrachten Zartheit gegeneinander scheint man in so vielen Friedensjahren manche hieher gehörige Fragen gar noch nicht einmal berührt oder absichtlich umgangen zu haben. Im Frieden muß aber alles bereitet und geordnet werden, was der Krieg auf den ersten Glockenschlag der Not erfordert. Wir könnten uns dabei in Napoleon spiegeln, der das Kriegshandwerk verstand. Darin duldete dieser gewaltige Uniformist keine Mannigfaltigkeit. Wie geschwind hatte er in dem Heere des Rheinbundes Bewaffnung, Rüstung, Kleidung — alles, alles seinen Welschen ähnlich gemacht! Solche Gleichmachung ist um so notwendiger, weil Bundesheere im Fall eines Kriegsausbruchs doch nimmer so geschwind auf den ersten Wink der Not beisammen sind als Heere, welche der Gebieter und Lenker einer vollständigen Einheit der Herrschaft mit einem einzigen Wink zusammenschnellen kann.

13. Ein anderes großes Gebrechen, das man wohl ein großes Unglück nennen kann, darf hier durchaus nicht verschwiegen werden. Wir haben es die verflossenen Jahrhunderte mehrmals blutig und mordbrennerisch fühlen müssen und könnten es in dem gegenwärtigen und in den künftigen nur zu bald wieder fühlen. Wir deutsches Volk entbehren jeglichen pragmatischen Staatsgesetzes, welches die Einheit der deutschen Länder im Zusammenhalt und Zusammenband deutscher Fürsten, namentlich bei Vermählungen deutscher Fürsten und Fürstinnen in mächtige, fremde Herrscherhäuser sicherte und böse und

verderbliche Ansprüche der fremden Herrscher oder der fremdgewordenen Fürsten aus unsern Stämmen zurückwiese. Fast alle europäische Reiche sind durch dergleichen Grundgesetze gegen Zersplitterung ihrer Lande und gegen verderbliche Einmischung fremder Mächte geschützt. Ein solches Gesetz müßte auch für Deutschland da sein, ein Gesetz, welches besagte, daß in dem Falle, wo dem Fürsten eines fremden Staates durch Vermählung mit einer deutschen Prinzessin das Erbe eines deutschen Landes zufiele, oder wo ein deutscher Fürst durch Vermählung oder Wahl auf einen fremden Thron erhoben würde, deutsche Lande durch solche Verbindungen und Ergebnisse nimmer als Provinzen oder als von fremden Thronen her regierte Landschaften an fremde Herrschaften fallen könnten, sondern daß sie dann dem nächstgebornen Vetter oder Sohn so vermählter oder entfremdeter Häuser zufallen müßten. Wir wollen hier nicht an den Jammer zurückdenken, welchen die Verbürgung der deutschen Freiheit von Frankreich und Schweden über unsere Urgroßväter gebracht hat. Wir wollen nur an die Auguste, Könige von Polen, an die George, Könige von Großbritannien, und an Kriege und Verheerungen denken, welche dergleichen Verbindungen deutscher Lande mit fremder Herrschaft und fremden, uns oft feindseligsten Vorteilen und Strebungen über unser Vaterland zusammengezogen haben. Wahrscheinlich wäre z. B. der Siebenjährige Krieg nicht als ein vorzüglich deutscher Krieg in unsere Jahrbücher eingeschrieben, wenn Georg II., König von Großbritannien, nicht auch Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg gewesen wäre. Erinnern wir uns auch an die Ansprüche und Vorwände, welche Ludwig XIV. weiland in Deutschland greulichsten Gedächtnisses für die unmenschlichen Greuel, Scheußlichkeiten und Mordbrennereien in der Rheinpfalz und am Oberrhein vorhielt, weil eine pfälzische Prinzessin mit seinem Bruder, dem Herzog von Orleans, vermählt gewesen war. Wir können bei allem diesem unsern ungeschützten Zustande immer noch Gottes Glücke danken, daß die Bourbons mit ihren vielen Seitenlinien in früheren Jahrhunderten nicht mehr in unsre Fürstenhäuser hineingeheiratet haben; aber ein

Hüts eng!*) dürfen wir uns wohl zurufen, zumal wenn von möglichen oder wirklichen Verbindungen mit den treulosen Welschen die Rede ist. Was würden z. B. in der jetzigen Weltstellung Frankreich und Rußland darum geben, wenn sie auch unter dem Titel irgend eines deutschen Fürstentums unter den deutschen Bundesgliedern mitsitzen, stimmen und mischen könnten! Darum rufe ich noch einmal: Hütet euch!

14. Obgleich wir als Bundesstaat ein Friedensstaat sind, der keinen Reiz haben kann, aus Kriegslust und Eroberungssucht Krieg anzufangen, so können wir uns doch darauf gefaßt machen, daß die unruhigen und eroberungslustigen Nachbarn westlich und östlich uns nimmer als einen Friedensstaat achten sondern mit List und Gewalt an uns bohren und brechen werden. Da ist die Gefahr denn allerdings eine viel größere und die Arbeit eine viel schwerere als die der beiden Großstaaten im Westen und Osten, welche als eine gewaltige Einheit durch einen Wink in einer gleichen fortdrückenden Bewegung fortgeschnellt werden können, die auch durch den Geist der volkstümlichen Einheit viel mächtiger erregt und zusammengehalten werden als wir Verteilte. Nur in dieser Beziehung, nur im Hinblick auf unsre Wehrhaftigkeit hat mir die größere politische Einigung Deutschlands in den Jahren 1813 und 1815 so wichtig gedeucht. Denn das will ich nicht leugnen, daß die Vielherrschaft neben manchen anderen Vorteilen, die ich hier verschweige, schon den Vorteil hat, daß sie durch die vielen Mittelpunkte, welche zwanzig, dreißig Hauptstädte und Fürstensitze bilden, für Bildung, Kunst, Wissenschaft und Mannigfaltigkeit der Entwickelungen und Gestaltungen eines großen Volkes einen glücklichen und belebenden und das Verderbnis zu großer Massenanhäufungen verteilenden Einfluß übt. Aber vor allen Dingen, daß ein Volk sich wehren und verteidigen könne, daß es nicht jeden Schimpf und Jammer geduldig auf sich sitzen lassen müsse, das ist und bleibt das erste Gebot. Ich springe von dieser großen Wahrheit, die uns Deutschen endlich wohl genug

*) Maria Hüts eng, gewöhnlich Maria Hitzing genannt, in Wien. Hüts eng! Hütet euch!

eingebleut sein sollte, wieder auf das Wort und den Begriff Friedensstaat zurück.

15. Dieses fromme Wörtlein Friedensstaat und dieser politische Ausspruch Friedensstaat soll der Bundesstaat sein und kann er seiner Idee nach nur sein, macht eine sehr ernste Mahnung an die deutschen Fürsten. Da eben ihre Vielherrschaft allerdings eine große politische Schwäche mit sich führt und die Verteidigung und Erhaltung der Lande viel schwerer macht als bei konzentrierter Einheit des Befehls, so müssen sie die Ersetzung und Vergütung der Geschwindigkeit und Beweglichkeit der Macht, welche die Einheit des Befehls mit sich führt, durch die alleredelsten und göttlichen Herrschertugenden, durch Mildigkeit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit zu gewinnen und durch solche fürstliche Herrlichkeit und Mächtigkeit die Fremden zu überbieten und zu überwältigen suchen; sie müssen sich bestreben, im wahren Sinn des Wortes Könige der Gerechtigkeit und des Friedens zu sein, wie Melchisedek von Salem in seinen Tagen, und durch solche erhabene deutsche Fürstlichkeit ein so hehres Bild der Majestät in dem Volke erschaffen, daß dies für jedermänniglich ein Mittelpunkt der Kraft, Stärke und Liebe wird. Denn dadurch allein wird die Erhaltung der Fürstenhäuser möglich sein bei den Stürmen, die in dem Zeitalter drohen, und deren immer näheres, dumpfes Heranbrausen allen feineren Ohren vernehmlich genug ist; dadurch allein wird es möglich sein, daß eine gemeinsame deutsche Liebe, eine gemeinsame, feste und stolze Liebe des Vaterlandes, eine innige Liebe und Achtung der erhabenen Güter unserer Art, Sitte, Kunst und Wissenschaft erzeugt werde, welche dem, was Russen, Franzosen und Engländer in so reichem Maße besitzen, einen meinethalben dummen und verkehrten, aber doch wirksamsten Nationalstolz, mit einer noch edleren und mächtigeren Kraft begegnen können.

Mit goldenen Buchstaben möchte ich es in alle deutsche Fürstenherzen schreiben, ja mit Gold einbrennen, damit die Farben ewig leuchtend blieben, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, ein offener, fröhlicher Mut und Sinn — diese hohen, deutschen Tugenden sind bei der gegenwärtigen Weltlage und Weltentwicklung, bei dem ernsten Aufschauen und Auflauschen aller

Völker viel notwendiger als in früheren Menschenaltern; in diesen muß ein Fürst dem andern vorleuchten, der eine den andern, wenn Gewalt, Übermut und Rechtzertretung irgendwo und irgendwie aus der Bahn übergleiten und überschreiten wollten, durch das erhabene Beispiel und die schöne Selbstüberwindung zu warnen suchen. Woher anders sollte uns das tapfre, stolze Gesamtgefühl kommen, das die Herrscher und das Volk unverletzt den kommenden Zeiten entgegenführen könnte? Denn auch das muß ich sagen, durch Erscheinungen aufgeschreckt, die nun schon einige Jahre wie schwarze Donnerwolken durch uns hingrollen dürfen, ohne daß die rechten Blitzleiter gebraucht würden, wir Deutsche können weniger als andre Völker Gewalt und Ungerechtigkeit ertragen, ohne tiefer in unser altes Unheil der Gleichgültigkeit und Zwietracht hinabgerissen zu werden. Die Freudenlächler und Hohnlächler darüber fehlen an der Seine und Newa nicht; gebe Gott, daß sie ewig unter den Eigenen fehlen! Völker aber, die seit vielen Jahrhunderten einer zusammenbindenden, ja zusammentreibenden Einheit gewohnt sind, mögen allenfalls Tyrannen verdauen und viele Erschütterungen, ja selbst schreiende Ungerechtigkeiten und Greuel überdauern, welche unsern weniger gebundenen Zustand unheilbar zerrütten würden.

16. Und ich spreche hier Mahnungen, Wünsche und Gelübde aus, welche jeder deutsche Mann, der seinem Vaterlande noch bei den Enkeln und Urenkeln einen guten Klang wünscht, gewiß warm im Herzen trägt, für Einigung, Belebung, Begeisterung deutschen Mutes und deutscher Gesinnung — und eben lodert, wie einige meinen, eine neue Flamme auf, welche nicht bloß mit Dampf und Gestank sondern mit Brand und Verwüstung das Vaterland bedrohen könnte*). Ich meine nicht so, ich fürchte diese Flamme nicht, wenn man sich durch den Dampf, den sie verbreitet, nur die Augen nicht trüben läßt sondern ihr grad und besonnen in das funkensprühende Gesicht schaut. Das arme, verkommene Volk in Italien und

*) Gemeint ist der Streit über die gemischten Ehen, der 1837 zwischen der preußischen Regierung und den Erzbischöfen Droste zu Vischering von Köln und Dunin von Gnesen=Posen ausgebrochen war. (D. H.)

Rom will im neunzehnten Jahrhundert die gutmütigen Deutschen wieder wie die Dummen und Albernen hänseln, als welche es sie immer ausgelacht hat. Unter dem gleißenden Mißbrauch des herrlichen Verses: Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen, fangen selbst einige deutsche Nachtraben und Eulen an mit ihren heiseren Kehlen durch diesen Dampf zu schreien und hätten gar nicht ungern, daß Aufruhr und Empörung um einiger fanatischen Plattlinge willen, die den alten ultramontanischen Teufel im Leibe haben, unsern vielköpfigen deutschen Leib wieder zerhaderten, und daß die lauernden Welschen über Alpen und Ardennen herbeiliefen, die Zerspaltenen und Zwieträchtigen nach ihrer Weise zu schützen und miteinander zu befrieden. Ich denke hier nicht sowohl an die Anfänge als an die Enden solcher Hader; auch frage ich nicht, wo in dem einzelnen Falle eben Recht und Unrecht liegt; im Streite zwischen Staaten wird das Recht auf andere Weise gesucht und gefunden als zwischen Sonderleuten. Der Papst und seine Kardinäle bilden einen Staat; der Papst ist, mit Herrn von Görres Erlaubnis, kein geborner deutscher Papa noch Großpapa, er ist ein fremder Herrscher, und weder ein Kaiser von Österreich noch ein König von Preußen wird diesem fremden Italiener das deutsche Herz aus der Brust herauszufühlen suchen. Ich meine, die deutschen Herrscher haben die Wärme italienischer Priesterherzen genug gefühlt. Ich habe hier auch über den Streit des Kirchenfürsten in Rom und des Königs von Preußen nichts zu erörtern — ich will nur auf die Finsterlinge und auf die Hadernfetzer hinweisen, welchen der deutschen Ehre und des deutschen Glücks schon wieder zuviel deucht. Wehe ihnen! Wehe jedem, der über dem Kleinen, über unauflöslichen Fragen, die den Erdenfrieden nun nicht mehr stören sollten, über einem bißchen Pfaffenehre und Pfaffenhoffart das heilige Vaterland vergisset! Ich meine, wir brauchen nur unsre deutsche Reichsgeschichte vom Jahre des Heils 1070 bis zum Jahre 1650 ein bißchen zu durchblättern, um mit blutigen Tränen zu empfinden, welchen Jammer uns die mit Himmel und Seligkeit, wie es heute wieder am Tage ist, verzierten Greuel der Gregore, Innozenze und Urbane und die süßen Loyolaiten eingetragen haben. O die süßen, freundliche

Mordlisten lächelnden Jesuiten, wie sie sich wieder mit leisen Kratzfüßen bei uns einschleichen möchten! Aber wie? Sollen wir uns von diesen Mördern der letzten deutschen Majestät und Herrlichkeit zum hundertsten und tausendsten Male etwas vorlächeln und vorlügen lassen? Was sie sich doch einbilden! Wie sie uns dummen und gutmütigen Deutschen doch das allerkürzeste Gedächtnis zutrauen! Wie? Wir sollten vergessen haben, wie sie uns zuerst mit den Spaniern in die burgundischen Lande kamen und beinahe ein volles Jahrhundert hindurch mit ihren Hinterlisten und Mordbrennereien in dem alten Francien und Lotharingien von Dünkirchen bis Trier deutsche Freiheit, Wissenschaft, Glück und Macht abfingen und erwürgten? Wie sie zu derselben Zeit im Herzen unsres Reiches die Flammen schürten, die von Wien bis Stralsund und vom Neckar bis zur Eider unser Vaterland in Blut und Schande verzehrten und unter den Säbeln der Fremden unsre letzte Herrlichkeit unter Schutt und Asche begruben? Wie sie unter Ludwig XIV. von Frankreich — doch wohin? Ich denke, es ist der Erinnerungen schon zuviel für ein deutsches Herz. Doch, indem ich mir auch den Spruch vorbete: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen und menschlichen Rücksichten, spreche ich hier vor katholischen und evangelischen Christen meinen Abscheu kühn aus: Die Jesuiten sind der Fluch unsrer Geschichte, sie mögen mir mit ihrem Pater Lorenz in Lüttich oder ihrem Pater Rothahn — ein Name bösester Bedeutung — in Rom kommen. Ich hoffe, wir Deutsche lassen uns im neunzehnten Jahrhundert den Roten Hahn nicht wieder aufs Dach setzen.

In allem Ernst von unserm deutsch-polnischen, neuen Pfaffenrumor gesprochen, ist es meine volle Überzeugung, daß dieser böse Wurm, wenn man ihn nicht für mehr gelten läßt, als was er ist, wenn man ihm mit dem Licht der deutschen Ehre, Wissenschaft, Frömmigkeit und Tapferkeit begegnet, endlich in seinem eignen Gestank und Dampf ersticken wird. Doch muß ich hiebei zugleich eine andere Überzeugung aussprechen, daß ich den Staat noch will geboren werden sehen, in welchem ein gesetzliches und edelsinniges Königtum und eine in sich abgeschlossene, fest zusammengekettete und zusammengeklettete

Priesterschaft, die ihren engen Weg zum Himmel mit tausend künstlichen Hornwerken und Basteien verschanzt und gesperrt hat, nebeneinander bestehen können. Bis jetzt hat die Erfahrung der Geschichte dies verneint. Ich glaube, es gibt viele Wege und auch Fußpfade zum Himmel, die aber zuletzt freilich alle in dem einen engen Weg zusammenlaufen müssen, wovon der Heiland geredet hat; aber das Maß der Enge und Weite desselben ist ein ganz anderes als das des gesperrten engen Weges der Hohenpriester und Pharisäer. Ich spreche nicht von frommen Priestern sondern von jenen, die sich fromm gebärden und schreien, der Himmel leuchte allein in Rom, und nur von Rom aus könne Deutschland erleuchtet werden. Es muß ja Streit sein auf Erden, und auch christlicher Streit. Auch schütteln wir den Vorwurf wie Federn ab, als ob wir Protestanten losere und leichtere Christen wären als die römischen und schon an unsern Straußenfedern*) zu schwere Last trügen. Läßt uns Gott nur die einzige Bibel, so werden wir uns, wenn ja mal eine Verirrung und Verdunkelung eintritt, immer wieder zu Licht und Wahrheit durchkämpfen und die flatternden Straußenfedern und die ganze Hohepriesterschaft Roms dazu als eine leichte Last abschütteln, indem wir singen: Das Wort sollen sie uns lassen stehn. Ja das Wort sollen sie uns Deutschen lassen stehn. Das Christentum und Evangelium wird wohl bleiben in seiner unvergänglichen Schönheit und Wahrheit und wachsen von Ewigkeit zu Ewigkeit; aber eine herrschsüchtige Priesterschaft wird mit der Macht dieser Welt, die allerdings von dieser Welt aber darum noch nicht vom Teufel ist, d. h. sie wird mit dem Staate immer zusammenstoßen, weil sie begehrt, was er begehren muß und sie nicht begehren soll. Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sprach der Reinste und Demütigste, aber was sprechen und wollen die Servi Servorum Dei?

17. Drei große Staaten umlagern uns, und auf diese drei, da sie, wann sie sich erheben, die Welt rücken und auch unsre Zustände mit rücken und verrücken können, muß ich noch einen letzten flüchtigen Blick werfen. Dies sind die drei mächtigen

*) Anspielung auf Strauß' Leben Jesu. (D. H.)

Reiche der Russen, Engländer und Franzosen, den Fremden gegenüber so eines Sinnes und Mutes, als wir oft durch die heilloseste Zwietracht zerrissen gewesen sind. Komm ihnen nah und wage an ihrer Einheit dich zu erproben, du wirst es fühlen, was lange, uralte Gewohnheit tut, selbst wenn solche einmal von einem Tyrannen mit der Geißel getrieben würden. Sie haben das jungfräulichste, verletzlichste noli me tangere.

Rußlands geschwindestes Wachstum ist etwas über ein Jahrhundert alt; es beginnt mit Peter I. und ist seitdem unter schwachen wie unter starken Regierungen instinktartig fortgeschritten, und indem es alle Blößen, die ihm gegeben werden, benutzt, alle Lücken, die vor ihm gebrochen sind, geschwind und listig gefüllt hat, steht es nun seit zehn Jahren an unsern Grenzen. Es hat starke Beine und gute Zähne und wird nicht freiwillig aufhören, weiter gegen Westen vorzugehen und jeden dargebotenen Raub zu fassen. Es könnte, wenn ein Unheil des Nordens fortwucherte, welches das ganze achtzehnte Jahrhundert und das unsrige fast bis diesen Tag schwarz bezeichnete, Herr der Ostsee werden, und dann sähe es auch für Deutschlands Unabhängigkeit sehr schlimm aus. Dieses Unheil ist die Zwietracht unsrer nordischen Stammverwandten, die sich zu Rußlands Vergnügen, welches meisterlich verstanden, sie aufeinander zu hetzen, vielfältig geschwächt und zerhadert haben und wahrscheinlich auch jetzt eben noch nicht des freundlichsten Sinnes zueinander sind. Am meisten ist hier jedoch Dänemark anzuklagen, welches im achtzehnten Jahrhundert leider des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts noch nicht vergessen konnte und, sobald von der Newa ein Wink kam, als russischer Bundesgenoß den Schweden in die Fersen biß. Hätten diese der früheren Zeiten zu rechter Zeit vergessen können, so wäre Finnland noch schwedisch, Norwegen noch dänisch und die Russengrenze vielleicht noch der Dniepr. Rußland ist sehr mächtig, aber glücklicherweise sind weder die Russen noch die Polen Seeleute; das vereinigte Skandinavien, ein echtes Seevolk, hält beim Vormarsch der Russen gegen Westen ihre rechte Flanke im Schach. Nach der Lage und Stellung der Stämme und Völker zueinander ist Rußland im Osten Deutschlands natürlicher Feind, die skandinavischen Völker sind unsre

natürlichen Freunde und Bundesgenossen. Preußen müßte also, wenn Europa jetzt in von der Natur gegebenen und gebotenen Verhältnissen und Verbindungen stünde, da wir Deutsche keine Flotten haben, Skandinaviens Bundesgenosse sein. Durch diese politische Verbindung, welche alle verständige Notwendigkeiten gebieten, sollte den Russen, die nicht bloß mit leisen Winken nach dem Muster Napoleons auf eine slawonische Weltherrschaft anspielen, die Lust, nach Westen vorzudringen, wohl teuer zu stehen kommen, ja es könnte gelegentlich recht sehr in seinem äußersten engen Ostseewinkel eingesperrt werden.

Aber, wird man sagen: Haben wir nicht England? Können wir, wenn Rußland jemals böse Entwürfe gegen deutsche Lande brütete, nicht auf Englands Flotten rechnen? Gut. Aber England mit seinen Flotten ist zu fern; es hat in der Ostsee keine gegebene Station; es scheut jeden ernsten Zusammenstoß mit Rußland schon seiner Handelsvorteile wegen wie die Pest; es würde uns auch jede Hilfe, wie es bis jetzt getan, teuer bezahlen lassen; es hat auch mit uns nimmer so sehr einerlei Vorteile gegen die Russen als die Dänen und Schweden, wenn diese ihre unseligen Zwiste stillen und versöhnen könnten. Sie waren nach dem Tode des schwedischen Kronprinzen, Herzogs von Holstein-Augustenburg, im Jahr 1810 auf einem guten Wege dazu, ja sogar zu einer Vereinigung beider Reiche unter demselben Haupte. Wie glücklich, wenn die damals von klugen und weisen Männern bereiteten Entwürfe auf dem Reichstage von Örebro wären ausgeführt worden! Denn durch die allerlosesten Vorspiegelungen und durch die wunderlichsten Kleinlichkeiten und Persönlichkeiten ist es damals geschehen, daß die Schweden nicht den ersten Fürsten von Holstein sondern einen französischen Marschall auf den Wasathron erhoben haben.

England, aber England — sollen wir das endlich gar beargwohnen und fürchten? Das will und bedarf ja nichts von unsern Landen; es ist ja auch unser natürlicher Bundesgenoß, besonders gegen Frankreich, und ist es in den letzten Kriegen wieder gewesen. Allerdings war es das; denn Not und Gefahr war für uns beide eine gemeinsame. Aber wir müssen es sagen, es ist ein ungroßmütiger Bundesgenoß gewesen,

und hat uns ungefähr behandelt wie nach Pitts Sturz das elende Ministerium Bute weiland den großen König: auf unsere Kosten, um unser edelstes Blut hat es Frankreich, den gemeinsamen Feind, nachdem es ihm sein Beliebiges abgenommen, gegen unsre gerechtesten Ansprüche und Rückforderungen geschützt, in unsern inneren deutschen Verhältnissen aber auf das emsigste für die Schwächung, Teilung und Spaltung gearbeitet. Welche unwürdige Eifersucht und Neid gegen Preußen, weil das schien etwas Großes werden zu können! Welche dreifache Eifersucht würde es sogleich offenbaren, wenn Deutschland je in die würdige Stellung kommen könnte, nur den Anfang einer Seemacht zu bilden?

Aber wir wollen auf diesen großen, freilich oft kleinlich neidischen Kaufmann, der nach Sinn und Art doch in vielem so nah mit uns verwandt ist, nicht zu scheel hinsehen. Wir werden ihn noch lange nötig haben für unsre politischen Lehrjahre. England ist und bleibt doch ein Land europäischen Beispiels, doch groß durch seinen echten Freiheits- und Bürgersinn und wird dadurch die Gefahren und Erschütterungen überwinden, welche es bedrohen. Ja, wenn die Irländer nicht gleich den Polen bloß die Feldliebe hätten, wenn sie einen Seemannstrieb im Leibe hätten, dann könnte von ihnen eine Zersprengung des großbritannischen Kaisertums kommen — denn Kaisertum (Empire) nennen die stolzen Briten ihr Reich, während ihr Herrscher sich König nennt. — Die Flotten beherrschen Irlands Schicksale.

Anders stehen wir zu den Franzosen. Das waren die alten deutschen Reichsfeinde, sie sind jetzt die Bundesfeinde. Sie haben es kein Hehl, daß sie unter uns und lieber noch über uns mitsprechen und herrschen wollen. Für sie gibt es uns gegenüber keine Heiligkeit der Verträge, keine politische Schonung, keine Wohlanständigkeit, welche in Zeit des Friedens wenigstens in öffentlichen Verhandlungen die Völker einander schuldig sind. Denn von der Rednerbühne ihrer beiden Parlamentshäuser sprechen sie jeden Tag gegen uns nur Treulosigkeit und Verachtung und die Hoffnung aus, von uns gelegentlich wieder Beute zu machen. Ja sie sprechen über unsre Lande und Fürstentümer mit einer offenen Frechheit, die man über Indien, die Türkei und Polen zu hören wohl gewohnt ist, wie sie am

bequemsten zu verteilen und zu zerschneiden sind. Und es wären unter uns noch so gutmütige Toren, die sich von diesen Prahlern immer noch aufbinden ließen, daß sie die Führer der europäischen Bildung, Menschlichkeit und Freiheit seien? „Der Rhein ist Frankreichs natürliche Grenze, die kleinen deutschen Fürsten sind Frankreichs natürliche Bundesgenossen, welches sie gegen Preußens und Österreichs Despotismus in Schutz nehmen muß; die Schweiz und Belgien sind Frankreichs Brückenköpfe" — dies und viel Schlimmeres klingt und schnurrt uns von der Seine als die alltägliche Musik entgegen. Man kann dies Volk immer noch mit vier, fünf Worten beschreiben, wie die römischen Geschichtschreiber es schon geschildert haben: es ist neuerungssüchtig, herrschsüchtig, eitel und prahlerisch und des Wechsels und Aufruhrs lüstern. Sie werden, sobald sich eine günstige Gelegenheit zeigt, sich wieder auf ihren Rhein versuchen und auch von ihren Brückenköpfen heraus zu uns herüberspringen. Der Freudentaumel, den ihr Freiheitsruf weiland erregte, hat sich im Laufe eines halben Jahrhunderts sehr abgekühlt. Das Gute, was darin war, schwimmt als Gewinn der Zeit aus so vielem Schmutz und Blut noch oben, aber das meiste ist versunken und ein Spott der Verständigen geworden. Aber dieses Volk, ein echtes Bienenvolk, kann nur zu bald wieder ins Schwärmen kommen und dann in fürchterlichen Massen sich gegen uns stürzen. Denn in Frankreich halte ich die greulichen Bewegungen der unteren Klassen viel gefährlicher für die europäische Ruhe als in England. Der Engländer versteht sich auf Freiheit; der Franzose will nur Gleichheit. Er ist darin, wenn man will, ein Türke und Moskowite und nennt das Aufbauung und Wiederherstellung der Menschenrechte, wenn einer da ist, der den Feldmarschall wie den Korporal gleich tief mit der Stirn in den Staub drücken darf. Daher ward Napoleon ein französischer Götze, nicht bloß, weil er ein gewaltiger Kriegsfürst war. De Serre aus Metz, Niebuhrs Freund, der sein Volk kannte, hat das köstliche Wort darüber gesprochen*): „Wenn die Freiheit

*) Si la liberté est pour les Français une corde détendue, l'égalité est une corde toujours frémissante. (Wohl aus einer Parlamentsrede des

für die Franzosen eine erschlaffte Sehne ist, so ist die Gleichheit eine immer schnurrende Sehne."

Ja von den drei Furienbremsen der Habsucht, des Stolzes und des Übermuts gestochen, werden sie wieder heranbrausen, die wilden Massen, und mit ihrem Geschrei Egalité et liberté zu betören suchen. Uns aber, damit wir mit gutem Gewissen und im festen, gewissen Mut mit ihnen streiten können, verleihe Gott, der nach dem Sprichwort keinen Deutschen verläßt, in unsern Fürsten die Melchisedeke der Gerechtigkeit, Gesetzlichkeit und Wahrheit, damit nicht allein die Unsrigen tapfer und heldenmütig für das liebe Vaterland in den Kampf gehen, sondern damit auch unsre Brüder, die Bewohner der deutschen Länder, welche die Welschen ihre Brückenköpfe gegen uns nennen, Lust haben im Bunde gegen sie mit uns zu stehen und zu fallen. Wenn die Übermütigen uns aber zuschreien: Der Rhein, Frankreichs Naturgrenze, so wollen wir ihnen antworten: Heraus mit dem Elsaß und Lothringen! So stehe und bleibe der politische Haß, weil sie ihn haben wollen, und weil wir ihn als Wehr gegen ihre Gaukeleien und Treulosigkeiten bedürfen.

Grafen de Serre, der 1817—18 Präsident der französischen Deputiertenkammer war; als Schriftsteller ist er nicht hervorgetreten. D. H.)

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Ernst Moritz Arndts
ausgewählte Werke

in sechzehn Bänden

Herausgegeben

und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Heinrich Meisner und **Robert Geerds.**

Mit 5 Bildnissen und 4 Abbildungen, sowie einem Briefe als Handschriftprobe.

Achter Band.

Einleitung. Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

Meine Wanderungen und Wandelungen

mit dem Reichsfreiherrn

Heinrich Karl Friedrich vom Stein

von

Ernst Moritz Arndt.

Mit einer Einleitung herausgegeben von Robert Geerds.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.



Einleitung des Herausgebers.

Am 29. Juni 1831 war der Freiherr vom Stein gestorben, und im September desselben Jahres widmete Arndt seinem großen Freund in der Allgemeinen Zeitung einen Nachruf, der, wie er an Hans von Gagern schrieb, natürlich nur „eine kurze Übersicht der Lebensmomente des ehrwürdigen Heimgegangenen" enthalten konnte, den er aber doch für wert hielt, später als Anhang zu seinen „Erinnerungen" wieder abdrucken zu lassen. Bald nach dem Erscheinen des Nekrologs scheint der Buchhändler Karl Reimer, der Sohn von Arndts altem Freunde, ihn aufgefordert zu haben, eine ausführlichere Lebensbeschreibung Steins zu verfassen, und anfangs mit seinem Vorschlage auch bei Arndt Entgegenkommen gefunden zu haben. Dieser hat, wie er am 16. Januar 1832 an Reimer berichtet, schon mit Steins Töchtern, bei denen auch Bunsen ihn als den berufenen Biographen ihres Vaters in Vorschlag gebracht hatte, gesprochen und ihre Unterstützung erbeten, ja er begann sogar schon einzelnes niederzuschreiben. Bald aber müssen allerlei Bedenken die Oberhand gewonnen haben. Die Aufgabe, „den Menschen und den Staatsmann in den größten und schönsten Momenten seines Lebens zu malen", reizte Arndt wohl, aber er meinte, „diesen großen Charakter nicht mit matten Farben pinseln zu dürfen, ohne selbst als ein Pinsel oder als ein halber Lügner zu erscheinen," und fürchtete, daß „ein solches Leben das Licht nicht sehen könne, ohne gewaltiges Geschrei zu machen und ihm vielleicht neue demagogische Umtriebe zuzuziehen." Kurz, er glaubte die Zeit für eine wahrhafte Lebensbeschreibung Steins, wie er sie plante, noch nicht gekommen und vertröstete Reimer auf später. Inzwischen hatte aber Pertz, der dem Verstorbenen als Herausgeber der Monumenta Germaniae nahegestanden hatte, sich ebenfalls erboten, dessen Lebensgeschichte zu schreiben. Er erhielt von Steins Töchtern dessen schriftlichen Nachlaß und veröffentlichte nach langen Vorarbeiten während der Jahre 1849—55 sein sechsbändiges Werk, das Arndt jedoch nicht befriedigte, denn er fand, „Pertz habe viele zum Teil sehr gewöhnliche Masse

gehäuft und auch die Persönlichkeiten meistens nicht im lebendigen Handeln gesehen noch gekannt." Mittlerweile hatte Arndt 1840 seine „Erinnerungen" erscheinen lassen, worin seine Beziehungen zu Stein, ihr gemeinsamer Aufenthalt in Petersburg, ihre Reise nach Königsberg und ihre weitere unermüdliche Tätigkeit zur Befreiung des Vaterlandes zwar einen breiten Raum einnehmen, aber natürlich nur eine Episode bilden. Damit hatte er jedoch wohl die Absicht, Steins Wirken dem deutschen Volke zu schildern, als erfüllt angesehen, denn als ihn 1849 der Professor Jacob, der im Verlage der Leipziger Firma F. A. Brockhaus eine populärwissenschaftliche Volksbibliothek herauszugeben beabsichtigte, aufforderte, eine volkstümlich verfaßte Lebensbeschreibung Steins dazu beizusteuern, lehnte er seines Alters und anderer Arbeiten wegen ab. Eine Reihe von Jahren verging abermals, bis es endlich Bunsen gelang, durch wiederholte briefliche Verhandlungen, die er durch seinen Sohn Georg mündlich befürworten ließ, den 88jährigen Greis zu bestimmen, seine Erinnerungen an Stein niederzuschreiben. Etwa ein Jahr später, im Januar 1858, konnte Arndt die Vorrede des vollendeten Buches unterzeichnen und es darauf im Juli Bunsen überreichen; ein zweiter unveränderter Abdruck erschien noch in demselben Jahre.

Ebenso wie seine „Erinnerungen" sollten auch die „Wanderungen" Arndt heftige Angriffe, ja noch Schlimmeres eintragen. Seine Erzählung von dem Silberdiebstahl in Öls, der angeblich von dem bayerischen Feldmarschall Wrede begangen sein sollte, zog ihm eine Anklage wegen Beleidigung der bayerischen Armee zu, und da er sich weigerte, vor einem bayerischen Gericht zu erscheinen, wurde er am 6. Dezember 1858 von dem Schwurgericht in Zweibrücken in contumaciam zu zwei Monaten Gefängnis und zu einer Geldstrafe von 50 Gulden verurteilt. Trotzdem hielt Arndt in dem sich daran anschließenden Zeitungsstreit an der Wahrheit seiner Erzählung fest und äußerte die Vermutung, der Raub möge im Februar 1807 begangen worden sein, als die Division Wrede auf dem Durchmarsch nach Polen Öls passierte. Ein Anonymus, angeblich Major Ehrhard, wies in seiner Schrift „Die Beschuldigung Wredes durch E. M. Arndt" (München 1860) nach, daß Wrede damals seine Division gar nicht geführt habe sondern wegen Krankheit in Bayern zurückgeblieben sei, und glaubte damit Arndts Angabe widerlegt zu haben. Seine Argumente wiederholte im wesentlichen Generalmajor Heilmann in seiner

Biographie des Fürsten Wrede*). Da aber beide Arndts Vermutung über den Zeitpunkt des Raubes als feststehende Tatsache annahmen, ohne den Beweis dafür zu erbringen, daß er wirklich damals stattgefunden habe, so war damit die Unwahrheit der Erzählung, die übrigens lange vor dem Erscheinen des Arndtschen Buches in Schlesien allgemein verbreitet war, nicht erwiesen. Erst Treitschke ist der Nachweis**) gelungen, daß der Raub im Dezember 1806 begangen wurde, und daß Wrede damals in Bayern weilte, daß er also unmöglich der Täter gewesen sein kann. Auf welche Weise Arndt zu seinem Irrtum gekommen ist, ist nicht zu ermitteln gewesen. Der Bericht macht den Eindruck, als ob er von Stein selbst herstamme und von Arndt nur nacherzählt worden sei, so daß also jenem die Personenverwechselung — denn eine solche scheint vorzuliegen — zur Last fallen würde. Jedenfalls darf man deshalb nicht die Zuverlässigkeit des Arndtschen Buches im allgemeinen in Zweifel ziehen. Es gibt keine Memoiren, die frei wären von ähnlichen Irrtümern und Versehen. Arndts „Wanderungen" werden neben seinen „Erinnerungen" immer zu den wichtigen und wertvollen Quellen für die Zeit der Freiheitskriege gerechnet werden müssen und sind auch von Max Lehmann, dem neuesten Biographen des Freiherrn vom Stein, der uns endlich die abschließende Biographie des großen deutschen Staatsmannes gegeben hat, gern und oft für sein Werk benutzt worden.

*) Leipzig 1880.

**) Preußische Jahrbücher, Bd. 48 S. 320, wieder abgedruckt als Beilage 1 zu Bd. 2 seiner „Deutschen Geschichte".

Des Freiherrn
Dr. Christian Karl Josias Bunsen,
Exzellenz.

Hier, verehrter Freund, haben Sie endlich Ihren Bothwell von Auchinleck*) mit und über Stein. Sie sind schuld daran, Sie haben es gewollt und befohlen, und ich gehorche. Sie meinen, ich sei auch post Pertzium am besten imstande, von unserm tapfersten, unüberwindlichsten, deutschen Ritter ein kleines Schattenbild zu entwerfen. So mögen denn diese leichten Vögel der Erinnerung nun längst verschienener Tage in die Welt hineinflattern. Mögen, die sie fliegen sehen, finden, daß sie nicht bloß Sand sondern auch einigen Blütenstaub von ihren Flügeln herabschütteln! Mögen sie nicht weniger Lustiges und Ergötzliches darin finden als diejenigen, welche vor achtzig, neunzig Jahren die wunderlichen, abenteuerlichen Irrfahrten und Inselfahrten des schottischen Ritters von Auchinleck und seines dicken Doktors Samuel begleitet haben! Es wird bei der Flügelschüttelung eines leichten Reisegefolges wohl einige dünne Spreu mitfliegen, welche, auf andern Tennen anderswo von mir gedroschen und zerdroschen, hin und wieder schon gutes, hungriges Vieh gefüttert hat. Da werden Sie nicht ungeduldig werden, wenn Ihnen alter Staub in die Augen zu fliegen scheint**). Es fliegen

---

*) Arndt vergleicht sich mit James Boswell von Auchinleck, dem Verfasser einer Biographie des Lexikographen Samuel Johnson (2 Bde. Lond. 1791, neue Aufl. ebd. 1889) sowie der Schilderung einer gemeinsamen Reise beider nach Schottland und den Hebriden (**Journal of a tour to the Hebrides with Johnson, Lond. 1774**). (D. H.)

**) Manches in den Erinnerungen aus meinem Leben wird man hin und wieder neu angeklungen, auch wohl einzelnes wiederholt finden. Doch nach meinem Gefühl gehörte es an seiner Stelle für ein volles Bild des Ganzen hieher. A.

mit der Spreu doch immer einige Körnlein mit durch die Luft und fallen hie und da auf einen guten Boden. Kurz, Sie haben es gewollt und sollen die Verantwortung tragen.

Doch genug! Sonst könnte der alte Mann zu bothwellisch geschwätzig werden. Ade! Ade! Gebe Gott uns allen ein gutes Jahr und Ihnen frischen Mut und tapfre freie Gedanken!

E. M. Arndt.

Bonn, Mitte des Wintermonds 1858.

Das Kometenjahr 1811, welches heute noch durch seinen Wein berühmt ist, leuchtete in dem Sinn der europäischen Menschen und auch in meinem Sinn mit der Erwartung und Hoffnung auf von gewaltigen Entscheidungen und Umwälzungen der Dinge, die da nächstens erfolgen würden. Das kleine und dumme Volk träumte und schwatzte sich mit Ungeheuerlichkeiten von Krieg und Pest müde; die Frommen und die Gescheiten schauten mit sehr verschiedenen Gedanken, Gelübden und Gebeten zum Himmel empor, nicht in ihren Anfängen aber wohl in ihren Enden der Gebete und Gedanken miteinander einstimmig. Ich, damals ein kleiner Professor in Greifswald, hatte mit vielen Tapfern schon spanische und tirolische Gedanken. Ich empfand und wußte, daß ein sogenanntes allgemeines, alle Welt in Frieden und Faulheit zugleich begrabendes zweites römisches Imperatorenreich, wie der große Attila Europas es verkündigen und weissagen ließ, eine Unmöglichkeit war. Ich hatte zuvielen Zorn und Haß in der Brust; ich wußte, daß gottlob! viele, ja die meisten davon noch genug im Herzen trugen: es mußten noch gewaltige Kämpfe kommen. Das große Gewitter im Osten über den polnischen und russischen Sümpfen, Wäldern und Wüsten dunkelte düster am Horizont auf. Ich nahm in diesem Kometensommer des Jahres 1811 Abschied von meiner

Stelle in Greifswald, fuhr im Herbst jenes Jahres nach Berlin*) und holte mir von dem dortigen russischen Gesandten Pässe für Rußland, jenem Gesandten, einem Grafen Lieven, besonders empfohlen durch zwei alte, schwedische Stockholmer Gönner und Freunde, durch den General Armfelt, damaligen Statthalter Finnlands, und durch den früheren, schwedischen Oberhofmarschall Freiherrn Munck. Mit diesen Pässen hatte ich mich für allen Notfall versehen, und solcher Notfall trat bald ein. Im Winter 1812 ging ich nach Berlin und wartete dort ein paar Monate das näher heranziehende Gewitter ab. Dann ging es nach Schlesien, um von da beim Kriegsausbruche sogleich weiter gegen Osten fliehen zu können. Denn von meinem Napoleon durfte ich mich freilich nicht einholen lassen. Dieser Bruch und Ausbruch kam und fand mich gerüstet. Ich fuhr dann durch Böhmen und Polen gen Moskowien, noch besonders eingeladen von einem großen Vorausreisenden, dem Reichsfreiherrn vom Stein, der, gleich mir von Napoleon geächtet, durch einzelne meiner Schriften auf mich aufmerksam geworden war. Ich zog nicht allein gegen den Osten, ich ein armer, antinapoleonischer Federheld, der gegen den Gewaltigen nur Gänsespulen wetzte, sondern es zogen viele tapfre Degen aus deutschen Landen, besonders manche preußische Offiziere dahin, um die Glut des gerechten deutschen Zorns gegen den großen Überlister und Dränger der Könige und Völker im welschen Blute abzukühlen. Da half es freilich nicht, es mußte dieser Zorn auch in deutschem Blute, das für Napoleon mitfließen sollte, abgekühlt werden. Napoleon war schon Attila, der die dick zusammengerollten Haufen bezwungener Völker und auch die Scharen deutscher Könige und Fürsten über Oder, Weichsel und Dniestr mit sich und hinter sich hertreiben ließ. Von den Abenteuern dieser meiner Hedschra, von meiner durch Böhmen und Galizien, durch Moskau und durch Rostopschins des Hauptstadteinäscherers Siegesfeste und Tedeums hin bis zur zweiten russischen Hauptstadt an der Newa habe ich anderswo**)

---

*) Arndt reiste erst im Januar 1812 nach Berlin, s. Erinnerungen S. 103. (D. H.) **) Erinnerungen S. 111—130. (D. H.)

breiter erzählt. Gegen Ende Augusts des Jahrs 1812 stand ich vor dem berühmten Minister Freiherrn vom Stein.

Er empfing mich freundlich mit den Worten: „Gut, daß Sie da sind. Wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen." Ich sah einen Mann vor mir gedrungenen, mittleren Wuchses, schon mit ergrauendem Haar und etwas vornüber geneigt, mit leuchtendsten Augen und freundlichster Gebärde. In bester, getreuester Meinung hatte er mich zu sich gewünscht und gerufen, und ich, wie ich vor ihm stand, schien einem Bilde solches Wohlwollens zu entsprechen. Er empfing mich wirklich mit solcher fröhlichen Zärtlichkeit, als hätten wir uns schon Jahre gekannt, und ich, mit welcher hohen Verehrung ich auch vor den berühmten Mann getreten war, deuchte mir fast wie vor einem alten Bekannten vor ihm zu stehen. Die Jugendblödigkeit des gebornen Plebejers, die auch nie sehr demütig gewesen war, war in dem dreiundvierzigjährigen Mann, der vor dem fünfundfünfzigjährigen Freiherrn stand, schon vor einem Vierteljahrhundert abgerieben und abgeklopft. Ich hatte in großen Hauptstädten schon genug Welttreiben gesehen und war unter Grafen und Baronen und weiland Staatsministern und Fürsten kein Fremdling mehr, hatte die letzten bösen Lehrjahre meines Lebens mit solchen Menschen und unter schlimmen, verworrenen Dingen am Staats- und Hoflager in Stockholm durchgemacht. Kurz, ich ward auf das allerfreundlichste empfangen und für den nächsten Morgen wieder berufen, um gleichsam meine Anweisung und Einweisung in meine Petersburger Stellung aus seinen Händen überliefert zu erhalten. Ich mußte sogleich mit ihm zu Mittag essen; dann beschied er mich auf den morgenden Vormittag. Ich war im Hotel Demut abgestiegen, wo er wohnte; wenige Wochen darauf bezog er ein stolzeres, ministerlicheres Palais.

Ich ging gerührt und bewegt durch die Haltung, Art und Rede des ritterlichen Mannes in mein eignes Kämmerlein und mußte grübeln über eine Anwandlung von Erinnerungen, wo mir eben die Menschen und Dinge der Erinnerungen nicht kommen wollten. Diese Anwandlung von Erinnerungen und Ähnlichkeiten und meine Grübelei nahm die folgenden Tage noch zu, bis ich es einmal plötzlich hatte und rufen mußte:

Fichte! Ja mein Fichte, mein alter Fichte war es fast leibhaftig: dieselbe gedrungene Gestalt, dieselbe Stirn, die auch bei Fichte zuweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieselbe mächtige Nase bei beiden, nur mit dem Unterschiede, daß dieser mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinstieß, als die da noch suchte, bei Stein aber wie bei einem, der sein Festes, worauf er stoßen sollte, schon gefunden hatte. Beide konnten freundlich sein, Stein noch viel freundlicher als Fichte; in beiden ein tiefer Ernst und zuweilen auch eine schreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohn des deutschen Ritters gelegentlich doch viel schrecklicher war als bei dem Sohn des armen Lausitzer Webers.

Stein wies mir nun ungefähr die Stellung an, welche ich mit und an und unter ihm haben sollte. Das Unter aber hat er niemals gegen mich gebraucht. Über seine Stellung zu dem hohen Zaren sprach er nimmer ein Wort, sondern schloß das kurz mit den Worten ab: „Sie wissen ja, warum und wozu ich hier bin, so gut Sie es wissen, warum Sie so weit nach Osten ziehen gewollt haben. Unsre kleinen Geschäfte werden sich finden.“ Und dann nannte er mir das Nächste und die nächsten Personen, welche ich sehen müsse, und bei welchen ich schon angemeldet sei. Ich habe nur hinzugehen und meinen Namen zu nennen. Ihre Namen hießen: der alte Herzog von Holstein-Oldenburg, Graf Lieven, jüngst noch russischer Gesandter in Berlin, Graf Kotschubey, Oberst Arentschild und einige et cetera. Hier die Erklärung über dieses Nächste:

Wie gesagt, über sein Verhältnis zum Kaiser Alexander, also noch weniger über etwanige Gespräche und Verhandlungen mit ihm hat er außer freundlichem Lobe, welches er dem Autokrator reichlich spendete, fast nie ein Wort mit mir gesprochen. Diese seine Wirksamkeit und Arbeit ist begreiflich immer unter vier Augen geblieben, und von eigenen Taten und Werken erzählte er überhaupt fast nie; in der äußerlichen, sichtlichen Stellung aber stand er hier in Petersburg gleichsam als Stellvertreter Deutschlands und der möglichen Entwickelungen und Erfolge und der Vorbereitungen und Rüstungen der Dinge, die sich auf Deutschland beziehen und

für Deutschland ergeben könnten, gleichsam ein noch sehr in der Luft oder vielmehr in dem Lichte des Gedankens schwebender deutscher Diktator. In der Ferne schwebte allen uns Deutschen, die noch ein heißes, zorniges Herz für unser Vaterland hatten, die Wiederaufrichtung desselben aus dem Jammer und der Schande, die Vernichtung des scheußlichen Rheinbundes und die Zertrümmerung der französischen Macht vor. In der Nähe, hier in Rußland, fochten unter Napoleons Fahnen wenigstens 150000 Deutsche, seine Soldaten, aus eroberten deutschen Landen ausgehoben, die heranbefohlenen Rheinbundstruppen, endlich die Hilfsscharen Österreichs und Preußens. Es war die Meinung und Hoffnung, wenn das Kriegsglück des gewaltigen Attila etwa wanke, die Herzen dieser über alle Ströme und Wüsten so weit gegen Osten aus der Heimat fortgetriebenen Jünglinge zu erschüttern und sie zu erinnern, daß sie jenseits ein großes Vaterland haben, für dessen Glück und Ehre sie lieber in den Streit gehen sollten als sich von dem fremden Überzieher in den Tod treiben zu lassen. Viele tapfre Männer, welche von edlem Zorn und heller Hoffnung brannten, waren unter diesem Zeichen deutsches Vaterland nach Rußland gegangen, unter Alexanders Fahnen gegen Napoleon zu fechten und aus allen Kräften deutsche Jünglinge für die Erlösung ihres Vaterlandes zu einer Gegenschar zu waffnen. Dies war der Gedanke der deutschen Legion. Für die Errichtung und Gründung derselben ward in Petersburg zunächst geplant und gearbeitet, und hierfür bekam ich gleichsam meines Eintritts erste Tätigkeit und Beschäftigung.

In Beziehung auf die Errichtung dieser Legion hatte Stein mir die obengenannten Namen ausgesprochen. Ich muß also hier über sie ein wenig erzählen.

Der Herzog von Oldenburg war vor zwei Jahren von Napoleon von Land und Leuten verjagt, nächster Vetter und Gefreundter des Kaisers von Rußland. Er sollte gleichsam der Feldmarschall dieser Hoffnungsschar sein und hatte den alten Obersten Arentschild, einen hannöverschen Bremenser, als seinen Generaladjutanten mitgebracht. Er stand an der Spitze für die Angelegenheit dieses Ausschusses und neben

ihm Stein und die Grafen Kotschubey und Lieven. Stein sagte zu mir: „Sie können sich mit Ihrem Namen ihm nur vorzeigen, sich verneigen und ihn sprechen lassen. Er steht da wie ein langbeiniger Storch und wird Ihnen stans pede in uno ein Examinatorium über die ganze deutsche Reichsgeschichte und deren Fürstenstämme zumuten." Ich ging hin, fand in der Tat die Bestätigung in steifer, fürstlicher Freundlichkeit, habe nur dieses erste, einzige Mal Gelegenheit gehabt, mich persönlich vor ihm zu verneigen, mit seinem Sohne*) aber hatte ich in Smolensk im Feldlager an dem Generalstisch des Herzogs Alexander von Württemberg vier, fünf Tage mit meinem Freunde, dem Grafen Chasot, am gemeinsamen Mittagstische gesessen. Später erkannte ich wohl, daß Stein und der Herzog in demselben Gespann zusammen nimmer gut ziehen konnten. Sie haben zu verschiedene Gründe und Anfänge der deutschen Dinge gewollt, also auch zu verschiedene Aufforderungen und Verkündigungen für die deutschen Angelegenheiten. Der Herzog wollte alles allein mit, durch und für die Fürsten anfangen und in ihrem Namen Deutschland! rufen, Stein aber meinte mit einem sehr spanischen Gefühl, auch den Fürsten müsse man erst lehren, wieder deutsch zu gehorchen und nicht zu glauben, daß Gott allein für sie die Welt geschaffen habe: nur durch alle, durch alles Volk, Große und Kleine, werde die Zerbrechung des welschen Joches möglich sein. Die beiden Herren, der Weserfürst und der Rheinritter, sind demnach immer weiter auseinandergekommen; der Herzog von Oldenburg als Haupt der Legion ist zuletzt bloßer Name geblieben, die Legion selbst ist ein ganz andres Ding geworden, als man bei ihrem Anfange gemeint hat. Begreiflich, daß der Herzog mich, ein Steinsches Nachtschaden- oder Landschadenkraut, nur ein einziges Mal angesehen hat.

General Graf Lieven war eben als russischer Gesandter aus Berlin angekommen, ein wohlwollender und der guten Sache freundlicher, aber kein bedeutender Mann; der Mann

---

*) Dem späteren, 1829—53 regierenden Großherzog August, Erinnerungen S. 125. (D. H.)

aber hatte einen Mann hinter sich. Dieser Hintermann war die Macht und hieß Gräfin Lieven, eine kurländische Freiin von Benkendorf. Sie war eine echte, lebendige, bewegliche Kurländerin, ich möchte sagen, von der schlanksten Beweglichkeit und Geschmeidigkeit, welche den kurländischen deutschen Adel auszeichnen; obgleich die erste Jugendblüte von ihr abgeblasen war, doch noch mit angebornen Reizen und mit einer leichten, ungelernten Anmut. Diese beiden empfingen mich sehr freundlich, einen Bekannten schon von Berlin her, wo ich einige Male bei ihnen eingeladen gewesen war und meine Pässe für Rußland empfangen hatte. Bei den späteren Sieges- und Freudenfesten in Petersburg bin ich bei der allgemeinen Freude, welche in der Hauptstadt alle Stände und Geschlechter damals mischte, von der schönen Kurländerin oft mit zärtlichsten Händedrücken und Umhalsungen beglückt worden. Noch in ihrem Alter ist diese Gräfin Lieven in den Marmorsälen von London und Paris eine leuchtende und mitspielende diplomatische Gestalt geblieben.

Ich habe eben nicht umsonst von der echten, lebendigsten Kurländerin gesprochen; ich hätte sie auch eine halbe Polin nennen können. Bei den Kurländern — ich meine bei dem kurländischen Adel — muß man immer an die Polen denken, unter deren Herrschaft und Einfluß das reiche, fruchtbare Land Kurland ein paar Jahrhunderte gestanden hat. Ich kenne ja meine leichtfüßigen, leichtzungigen, leichtlispelnden Kurländer, habe vor manchen längstverschienenen Tagen in Jena manche liebenswürdige kurländische Rittersöhne (Korfe, Mirbache, Sacken usw.) zu lustigen Kameraden gehabt. Bei dem ersten Anblick des Kurländers und der Kurländerin fällt einem in ihrer Art und Sitte und in der leichthin säuselnden und lispelnden deutschen Sprache derselben die Beweglichkeit, Geschmeidigkeit, Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der Polen und Polinnen in vielfältigen Ähnlichkeiten sogleich auf. Die weiland reizende, berühmte Herzogin von Kurland und ihre Töchter*) und diese Kurländerin Gräfin

*) Anna Charlotte Dorothea, geborene Gräfin Medem, die Gemahlin des Herzogs Peter, der 1795 Kurland an Rußland abtrat. Von ihren Töchtern sti besonders Dorothea, Herzogin von Sagan, bekannt.

Lieven haben ganz die Leichtigkeit und Anmut der schönen Polinnen gehabt. Dies alles ist nicht wunderbar, aber doch sonderbar genug. In solcher Weise wirkt schon die Nachbarschaft, wie vielmehr aber die Herrschaft mit ihren mitgebrachten Verbindungen und Beziehungen eines verschiedenartigen Volks auf ein ganz anderes. Ich weise dies sogleich in einem Beispiel nach. Der livländische deutsche Bürger und Edelmann war ursprünglich während der Herrschaft der deutschen Ritterschaften zwischen dem dreizehnten und sechzehnten Jahrhundert ganz derselbe Stoff und die gleiche Art des kurländischen und preußischen, aber Livland und Estland haben über ein Jahrhundert unter Schweden gestanden, haben manche schwedischen Familien und noch mehr schwedische Art und Sitte bei sich eingebürgert, leben jetzt bald anderthalb Jahrhunderte unter den Russen, und wie verschieden in Haltung und Gebarung sind die Männer und Frauen von dem Kurländer und der Kurländerin! Dies war mir schon klar unter meinen Jenenser Burschen, es ist mir in Petersburg noch viel klarer geworden. Bei den Livländern, deucht mir, ist noch manches von schwedischer Schwere und Ruhigkeit aber gottlob! auch von schwedischer Geradheit und Derbheit, wovon der leichtere Kurländer viel weniger zeigt. Dies sind so Schatten und Bilder der Länder und Völker, welche dem Auge wie leichte Schimmer und Schatten vorschweben, welche man sich aber hüten muß mit zu dicken und festen Farben zu malen.

Der Russe Graf Kotschubey und seine Gemahlin. Ich bin mit Stein in diesem Hause oft eingeladen gewesen und habe ihre Art und ihr Leben also kennen gelernt. Kotschubey war Stein bei seinen Arbeiten zugeordnet, und Stein hatte den Mann bald sehr lieb gewonnen. Wenn man diese Familie und ihr Wesen betrachtete, ihre schlichte, einfache, prunklose Weise, so konnte man wohl fragen: Von welchem Planeten sind diese in dieses starre Schneeland Moskowien gefallen? Können solche Pflanzen auch an der Newa wachsen?

Arentschild! Klingt ja mein eigner Name in diesem Namen wieder. Er stammt wirklich wie ich aus Schweden. Nach Gustav Adolf in der zweiten Hälfte des siebenzehnten

Jahrhunderts kamen infolge schwedischer Besitzungen und der Besteigung des schwedischen Königsthrons durch Fürsten deutschen Bluts (des Wittelsbachischen) nach Pommern und an Elbe, Weser und Rhein manche schwedische Kriegsmänner, Landvögte und andre Beamte, die ihre Geschlechter dort hinpflanzten, deren Kinder und Enkel dort nun halbverdeutschte Namen führen. Arentschild ist die schwedische Ritterfamilie Örnsköld (Adlerschild). Unser alter Oberst schien mir in der Tat viele, fast zuviele schwedisch-nordische Ruhigkeit und Gelassenheit in sich zu tragen. Sein Adjutant Major Stülpnagel klagte sogar über ihn: „Der Alte ist nicht bloß ruhig, nein, er kann nichts mehr; unter ihm werden wir keine geschwinde Schwerthiebe führen." Er ist später, als es wirklich Schwerthiebe geben sollte, gar nicht zum Oberkommando gekommen*). Dazu war von Stein zuerst der edle Graf Chasot ausersehen, der aber in Rußland an der schrecklichen Kriegslazarettseuche starb, nach ihm Gneisenau, der aber sogleich nach seiner Rückkehr aus England eine höhere Bestimmung erhielt; endlich ist Steins Schwager, der österreichische General Graf Wallmoden, ihr tapfrer Führer geworden.

Bei den Geschäften, die mir von dem Minister aufgetragen wurden, hatte ich auch häufig mit den Obersten und Offizieren der Legion zu tun, auch zuweilen Hader zu schlichten und Händel beizulegen, wie es bei der Zwiespaltigkeit der Ansichten von Stein, Oldenburg und Arentschild denn auch an allerlei Außerordentlichkeiten und Abenteuerlichkeiten nicht fehlen konnte. Die meisten Offiziere der Legion waren Preußen, welche Abschied oder Urlaub genommen hatten, um in Rußland ihre Säbel an Franzosenköpfen zu erproben, manche derselben adligste und zugleich edelste Männer, die wir später als Feldherrn und Generale in ihrem alten preußischen Kriegsrock wiedergesehen haben: Grafen Dohna, Freiherren Horste, Goltze, Horn, Alvensleben usw. Mit vielen ist mir bis in

*) Wilhelm von Arentschild, der ehemalige Kommandeur der oldenburgischen Truppen, 1812 übrigens erst 52 Jahre alt, erhielt zwar nicht den Oberbefehl über die deutsche Legion, führte aber anfangs die erste Brigade, später die Infanterie-Division derselben. (D. H.)

meine späten Jahre frohe Erinnerung unsrer Petersburger Tage und treue Genossenschaft und Freundschaft geblieben.

Hier ein paar Proben:

Major von Stülpnagel war erster Adjutant Arentschilds, ein Ukermärker, ein feiner, sehr tätiger und geschickter Offizier, dem Minister durch seinen Schwager, den Grafen Arnim-Boitzenburg, ganz besonders empfohlen, wie denn auch der Graf Arnim in seinem brennendsten Franzosenhasse mehrere auf Rußland gegen Osten fahrende preußische Offiziere mit seinem Golde reichlich befördert und ausgerüstet hatte. Stülpnagel klagte nun oft über Steins unerträgliche Grobheit, der ihn manches Verkehrte empfinden lasse, was in verzwickten Verhältnissen und Persönlichkeiten liege; und dann seinen Ärger darüber auf ihn gleichsam ablade. Ebenso hatte Stein vor mir, wann ich den Stülpnagel lobte, sich wohl so ausgesprochen: „Gehen Sie mir mit Ihrem Stülpnagel! Das ist ein blöder Zuckler und Bücklingmacher.“ Da riet ich nun auf seine Klagen dem Stülpnagel einmal: „Nun fassen Sie sich mal einen Ochsenmut gegen den Löwen und werden Sie wieder grob.“ Und das hatte er getan. Als ich nach solcher seiner Erkühnung den folgenden Morgen zu Stein kam, sagte er: „Sie hatten nicht ganz unrecht, ich hatte mir den Stülpnagel doch falsch vorgestellt; er ist doch so übel nicht, aber er sollte nur nicht so fein sein wollen und ein wenig mehr soldatisch auf die Menschen losgehen.“ Ich hatte Stein bald abgemerkt, daß man auf ihn wirklich ein wenig soldatisch losgehen mußte, daß er, die zu schüchtern oder zu fein vor ihm auftraten, für Tröpfe oder gar für Schleicher und Schelme hielt.

Dies war eine Stülpnageliade, aber es gab ganz andere Abenteuerlichkeiten bei der Legion. Wie gesagt, die Mehrheit der Offiziere waren treue, edle Preußen, aber auch einige Kurländer und Livländer (Rönne, Simolin usw.) traten ein, und ich selbst brachte einen Schwedisch-Pommern von Mühlenfels hinein, der in zwei Feldzügen vom Leutnant bis zum Oberstleutnant im russischen Dienst vorgerückt ist; aber Abenteurer aus allerlei Volk und mit allerlei Namen vornehmsten Klanges meldeten sich genug. Petersburg ist ein

rechtes Posthalt der Abenteurer, die auf Fortunas Flügeln durch die Welt fliegen, ein europäisches Absteigequartier. Aus Frankreich, England, Deutschland fliegen hier alle Tage solche Vögel zusammen. Gelingt es ihnen hier nicht, so läuft die Reise auf dem freien, lockern Wege Fortunens gewöhnlich über Jassy und Bukarest auf Konstantinopel und von da wohl auf Smyrna oder Alexandria weiter.

So kam uns unter andern einer mit dem großen Namen Baron Douglas, der aber, da wir ihn scharf faßten, dunkel und still verschwand; so ein zweiter mit der Aufschrift Baron Loen=Taxis, ein schönes, stattliches Gewächs mit einem prächtigen Rundkopf und einem jugendlich schwarzen Schnurrbart. Er wollte preußischer Offizier gewesen sein und trug Sterne und Orden an der Brust. Er brachte aus russischen Häusern Empfehlungen, besonders von vornehmen Damen, wobei Stein etwas prustete, war auch bei Stein eingeführt, der mir seine Papiere zur Durchsicht gab. Unsere Offiziere munkelten allerlei hin und her über ihn und wollten ihn nicht zum Kameraden haben; einer von ihnen, mein' ich, sprach auch von einem Gerücht, ein Loen sei im Jahr 1807 unter Blücher und Marwitz in Rügen gewesen, aber bald wegen unlöblicher Geschichten verschwunden und verschollen; mit dem Titel Herr Major, den er sich gab, und dem Orden pour le mérite militaire, den er trug, möge es wohl nicht viel richtiger sein als mit dem Brustschmuck, womit Douglas glänzte. Er aber machte den Kühnen, wollte alle auf die Klinge fordern. Sie riefen mich mit in ihren Kriegsrat. Unser Bedenken fiel dahin aus, daß man kein Ehrengefecht mit ihm eingehen könne, bis er sich erst besser ausgewiesen habe. Es mochte ihm endlich wohl schwul werden. Genug, auch dieses glänzende Meteor verschwand plötzlich, ohne daß jemand Kunde geben konnte, wodurch und wohin. Nun habe ich zehn, zwölf Jahre später aus den Tagebüchern eines französischen Offiziers, welcher bei Mehemet Ali*) in Janina Oberst eines Regiments gewesen sein wollte, in Zeitungsblättern gelesen, er habe dort einen

*) Gemeint ist wohl der Albanesenhäuptling Ali Pascha von Janina; sein Zeitgenosse Mehemed Ali war Vizekönig von Ägypten. (D. H.)

Preußen namens Loen-Taxis als Kameraden gehabt. Er war also mit seiner europäischen Abenteuerlichkeit zur rechten Stelle, zu den Türken, hin verschlagen.

Die Legion hatte jetzt ihr Standquartier in Petersburg; dieses ward später nach Finnland verlegt, wohin nach den großen Schlachten die Menge deutscher Gefangenen zu Tausenden abgeführt wurden, aus welchen die Legion gemehrt werden konnte. Sie wuchs allerdings auch dadurch aber nimmer in dem Maße, wie wir nach der Zahl der Gefangenen gehofft hatten. Zuerst wollten freilich alle Gefangene nicht sogleich diesen Dienst nehmen, aber die meisten waren dazu in ihrer traurigen, jedem rohen, russischen Jammer ausgesetzten Lage, die sonst sogar nach Sibirien versetzt werden konnte, begreiflicherweise sehr willig. Man träumte also nun bald den Anwuchs zu einer Zahl von Zehn- und Zwanzigtausenden, aber, aber — Gott sahe drein, oder vielmehr Gott hatte schon drein gesehen. Die Gefangenen waren durch Märsche, Kälte, Mangel und durch harte, grausame Behandlung ihrer russischen Treiber bei der Wegführung auf Schnee- und Eiswegen in Mark und Gebein welk, dürr und lahm und starben wie die Fliegen dahin. Ich habe ja genug Exemplare dieser unglücklichen, verhungerten und erfrornen Jünglinge gesehen. So ist wenig Frisches und Gesundes für die Legion übrig geblieben. Späterhin als das Glück sich mit so wunderbarem Umschwung und Umschlag gewaltig gegen Napoleon wandte, ward bei dem geschwinden Lauf der Dinge gegen unsern Westen hin der Gedanke, aus der Legion in Rußland ein Heer zu machen, natürlich aufgegeben. Was da unter Waffen fertig war, marschierte indessen, an Männern, Waffen, Pferden trefflich gerüstet, im Winter 1813 in Königsberg auf: Fußvolk, Reiterei, Artillerie etwa 5000—6000 Mann. Sie haben im russischen, dann im englischen Sold den großen deutschen Krieg tapfer mit durchgefochten und sind endlich, meist als besondere Regimenter und Geschwader, in den preußischen Dienst übergegangen, welchem fast alle ihre Oberbefehlshaber angehört hatten.

Hier ward ich also sogleich, wenn nicht mit hineingestellt, doch hinangestellt und habe auch für die Bestimmung und

Verteidigung dieser deutschen Legion in zwei Jahren manchen Tintentropfen aus der Feder laufen lassen müssen*). Hier erzähle ich nun beiläufig, daß Stein mich als einen literarischen Mitläufer oder Beiläufer in dem Budget seines Departements mit aufgeführt hatte. Er brachte, als er die hiesige Art kennen gelernt, den lächelnden Scherz an mich: „Hören Sie, Sie müssen ein russisches Zeichen, das hier jedermänniglich trägt, einen Orden haben. Das ist hierlandes eine Einlaßkarte; sonst läßt kein Pförtner Sie ein." Worauf ich lachend erwiderte: „Ich und ein russischer Orden? Ich werde in keinen Schlössern und Palästen zu tun haben, wo E. E. nicht eintreten, und Ihr Name ist Marke genug." Es ist also dabei geblieben.

Wundersamer Wechsel der menschlichen Dinge und Geschicke! In den Jahren 1807 und 1808 hatte ich in Stockholm aus dem Kabinette des Vierten Gustavs und aus dem Kabinette meines Herzens Verkündigungen und Pamphlets, harte und bittere, gegen die Russen und den Kaiser Alexander geschrieben**), und jetzt in Petersburg schrieb ich für denselben Kaiser Alexander und für mein Deutschland, das wir für den Krieg fertig machen wollten. Hatte ich Haar und Farbe gewechselt? Nein. Stein ließ mir meine Reisekosten, die ich aus eigenem Beutel bestritten hatte, und die einige hundert Taler ausmachten, ersetzen und Diäten, etwa einen Friedrichsdor für den Tag, anweisen. Diese sowie manche andre Summe in seinem Auftrage hatte ich aus dem wundersamen und grauenvollen Labyrinth des Kaisers Paul von einem Oberzahlmeister Worotschenko abzuholen, dem längsten und schlankften Russen, den meine Augen gesehen haben, und, wie mir deucht, einem der freundlichsten und ehrlichsten. Er ist in diesen Jahren 1840 und 1850, die wir schreiben, russischer Finanzminister gewesen und auch schon unter den Verstorbenen gemeldet.

---

*) Arndt schrieb „Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion" s. Bd. 13, S. 99—115. (D. H.)

**) In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Der Nordische Kontrolleur". (D. H.)

In diesem Paulslabyrinth*), wo die wundersamsten, durcheinander gewundenen und verschlungenen Rundgänge und Durchgänge mit einer Menge Treppen, Treppchen und Türen sich befanden, bin ich viel aus und ein gegangen und habe hier, obgleich mit einem vorzüglichsten Orts-, Namen- und Zahlensinn von der Natur begabt, seine vielverschlungenen und verworrenen Wege und Stege doch nimmer richtig gehen lernen gekonnt. Ja bei hellem Tage, nach manchen Tappungen, Hin- und Herläufen, Stampfungen und Klopfungen an Türen, Türchen und Pförtchen war das gewöhnliche Resultat, daß Worotschenko, durch das Gepolter aufgeweckt, mir fast immer zu Hilfe kam. Diesem Russen, er war damals ein Jüngling, dessen feines, redliches Gesicht mir noch heute hell vor Augen steht, mußte ich, ich weiß nicht wodurch, das Herz abgewonnen haben. Er ließ sich gern in Gespräch mit mir ein, wollte auch über die Westlande und Südlande, welche ich besser kannte als er, von mir gern etwas lernen und erzählte mir dann gebeten und ungebeten wieder, was ich als Gegengeschenk zu empfangen wünschte. So stehe denn hier einiges über Pauls Labyrinth und die zu ihrer Zeit über ganz Europa als eine blutige Mär hingeklungenen Begebenheiten dieses grauenvollen Baugeflechtes:

Kaiser Paul, ein seltsamer Fürst, der einen orientalisch-tatarischen Charakter aus Turan mit europäischer Gesittung und Bildung im wunderlichsten Gemisch verband, der von Jugend auf in den gewaltigen, oft mordlichen moskowitischen Geschichten und in der Geschichte seines eigenen Vaters, die er wohl kannte, viele natürlichste Spiegelungen buntester und dunkelster Phantasie erblickt hatte, der auch nimmer hatte vergessen gekonnt, wie seine Mama, die große Katharina, seine Jugend und sein Mannesalter bis an ihr Ende von Wächtern und Auflaurern hatte belauschen lassen — dieser Kaiser Paul hatte sich sein künstlichstes Elsterneft gebaut, in welchem Eingänge und Ausgänge auf eine ganz besondere Weise berechnet und durcheinander verwirrt waren. Dieser Palast steht da als ein ungeheurer, rundester, dickster Bienenkorb, von oben

*) Dem alten Michaelspalast. (D. H.)

bis unten ein vollständiges Rund. Es gab einen Haupteingang mit einer mächtigen Treppe, welche noch da ist, aber auch einige kleine Seiteneingänge, welche jetzt vermauert sind. Dieser künstlichste Fuchsbau, worin aber kein Fuchs sondern ein ganz eigentümlich gestalteter, bald gutmütiger, bald grimmiger Bär saß, war mit seinen vielen Rundläufen, Hallen, Treppen und Türen absichtlich so berechnet und gebaut, daß nur einer, der lange darin gewohnt und die bunte Karte des Ganzen wohl studiert und auswendig gelernt hatte, sich darin hatte zurechtfinden können. In diesem seinem Labyrinth wollte Kaiser Paul niemand bestricken und fangen, und doch ist er selbst darin gefangen und abgefangen worden. Hier stehe über diese Abfangung aus meiner Erinnerung darüber, was der treffliche Stettiner Pommer, der weiland kaiserliche Staatsrat und Petersburger Akademiker Adelung, und mein zutraulicher Labyrinthleiter Worotschenko mir darüber erzählt haben.

Pauls wunderlichste und phantastischeste Hin- und Herschwankungen, auch die Schwenkungen und Lenkungen, wodurch mancher seiner geliebten Untertanen von der gewöhnlichen Straße ab gelegentlich auf die Straße gelenkt werden konnte, welche über Nischney-Nowgorod und die Wolga bis nach Tobolsk und Irkutzk immer weiter in den verschneiten und verwüsteten Osten läuft, sind noch sehr in dem allgemeinen Gedächtnis der Zeitgenossen. Als er angefangen hatte, dieses, sein Wunderlabyrinth zu bewohnen, war Rostopschin sein Generaladjutant und Nebenschläfer, ein treuester, tapferster Wächter. Weil die, welche mögliche Ablenkungen von dem gewöhnlichen Wege auf den Straßen des Reichs von Paul fürchteten; diesen gewaltigen Cerberus des kaiserlichen Palastes kannten, so brachten sie es durch vielfache Zettelungen und auch durch Palastdamen zustande, daß Rostopschin zu einem Oberbefehl in einer entfernten Landschaft befördert und versetzt ward. Kaum war er fort, so schritten sie zur Tat, vier Männer, von welchen die Namen Graf Pahlen, General Bennigsen und Subow mir im Gedächtnis geblieben sind.

Generaladjutant Graf Pahlen führte den Tagesbefehl und hatte die Wachen am Tor und an den Pförtchen teils geändert, teils weggeschickt. Mitternächtlicherweile brachen die Ver-

schwornen in des Kaisers Schlafzimmer, er erwachte sogleich und wollte entfliehen, mit schwerem Ringen warfen sie den starken Mann auf sein Bett zurück, der Riese Subow stürzte sich auf ihn, mit Bennigsens Schärpe ward ihm die Kehle zugeschnürt*). Kaiserin und Söhne in den Nebenzimmern waren durch das Geräusch des Kampfes aus ihrem Schlaf aufgestört, man hat ihnen schweigen geheißen, und sie haben geschwiegen. Es schien zunächst weder Hund noch Hahn danach zu krähen, wie laut die schwarze Mär auch über alle Meere und Länder klang. Ich habe zu dieser gemachten Leiche von englischen Kanonengrüßen gleichsam die Glocken läuten gehört; als ich den ersten April des Jahres 1801 in Rostock einfuhr, segelte Nelson mit seiner siegreichen Flotte in dortiger Reede mit Kanonendonner auf, und bald nach ihm kam dort von der am 23. März vollbrachten Tat die Nachricht an. Der Riese Subow übrigens hatte ein ganz gutes, gewöhnliches, breites Gesicht, woraus doch ein paar listige Augen blinzelten. Mit diesem Riesen habe ich in guten Häusern, namentlich ein paarmal bei dem Banker Severin, einen Rubber Whist gespielt. So unschuldig lebt sich's in Petersburg miteinander.

Meine Stellung war also die eines Schreibers, an der Hand und unter dem Schirm des großen Steinschen Namens, wenn man vornehmer sprechen will, die Stellung eines deutschen Schriftstellers, der einige Stellen in Europa kannte, wo sein Kopf vor den Klauen des allgewaltigen Vogels Roch des Tages nicht sicher war. So hatte er die Reise nach Petersburg machen gewollt; aus ähnlichen Gründen hatte auch der Minister Stein dahin gewollt. Hier war er nun in reichster Beschäftigung, teils aus dem eignen Herzen, teils im unmittelbaren Auftrage des Kabinetts und des Kriegslaufes hin und her einzelnes durch den Druck ausfliegen zu lassen, kleine Pamphlets, Aufforderungen, Verkündigungen, Gegenschriften und Widerlegungen napoleonisch-französischer Verkündigungen und Berichte — einiges, wie es aus russischem Sinn und

*) Dieser kaiserlich-russische Feldmarschall hat nach manchen Schlachten und Siegen noch mehrere Jahre nach dem allgemeinen Frieden ein Jahrgeld von 36 000 Silberrubeln bezogen.

Sprache geflossen, gemessen und zugeschnitten war, das meiste jedoch mehr im deutschen — darf ich sagen? — im Steinschen Sinn. Solches ward gelegentlich deutsch gedruckt und hin und her ausgegeben, auch wohl ausgeworfen oder versandt; zuweilen hat man's auch in französischer Übersetzung laufen gelassen*). Solche Blätter fliegen wie ausgestreute Funken, von welchen gehofft wird, sie werden hie und da ein pulvergefülltes Herz finden und zünden, damit es weiter zünde.

Bei dieser Schreiberei hatte ich mit Leuten des russischen Kabinetts durchaus nichts zu tun; nur kriegte mich zuletzt ein alter Russe heran, der nach des Ministers Speransky Fall eine Zeitlang eine Art Minister des Innern war. Er hieß, wenn ich den Namen recht schreibe, Admiral Schischkow. Er war ein stattlicher, mit echtester russischer Mimik und Pantomimik begabter Greis, welchem mitten in den schwersten Wechseln der Erscheinungen und Entwickelungen des Herbstes von 1812 das Lachen und Scherzen doch immer viel näher war als das Klagen und Wimmern der Verzagten. Ihm war von mir wie von einer schallenden Kriegsposaune erzählt worden, er hatte dann einige meiner gedruckten Kleinigkeiten teils deutsch — was er doch kaum halb verstand — teils in französischen Übersetzungen gelesen; und es geschah demzufolge, daß, wann er Aufrufe und Meldungen für das russische Volk in Beziehung auf den Reichsfeind und den Krieg erlassen wollte, er mich zu Hilfe rief. Das gab, weil ich den echten, alten Moskowiten in seiner beherzten, treuen, patriotischen Herzhaftigkeit bald recht lieb gewann, oft recht lustige Unterhaltung miteinander, obgleich zuweilen, wenn er mich zu lange festhalten wollte, auch ungeduldige. Wir radebrechten da, zumal da er wenig Deutsch, ich gar kein Russisch verstand, wir beide aber mit dem Französischen uns nur mittelmäßig aushalfen, zumal wo es die höhere und feinere, diplomatische, französische Sprache gelten sollte; wir radebrechten, sage ich, in deutschen und französischen Phrasen oft stundenlang, ehe wir das rechte

*) Arndt schrieb während seines Aufenthalts in Petersburg: „Kurzer Katechismus für deutsche Soldaten", „Die Glocke der Stunde in drei Zügen" und „Historisches Taschenbuch für das Jahr 1813". (D. H.)

Wort finden konnten; denn mächtige und gewaltige Worte wollte der Alte gegen Napoleon schleudern*).

Mit andern Männern habe ich mit meinem Gehirn und meiner Feder nichts zu schaffen gehabt, wohl einzelne Schriften und Aufsätze von solchen auf Steins Befehl mit ihm durchmachen und seine und meine leisen notulas darüber den Verfassern mitteilen gemußt. Die meisten dieser Aufsätze kamen, wie mich's erinnert, aus den Händen und Federn jüngerer Männer, welche nach Romanzoffs Entfernung mit Stein und für Stein im Kabinett arbeiteten. Von solchen sind mir sowohl in Gesellschaft als im Kabinette Steins zwei öfters zu Gesicht gekommen, über deren Aufsätze er mich zuweilen zu Bemerkungen und Gegenbemerkungen aufforderte; in Gesellschaft mit ihnen etwas geschaffen oder gearbeitet habe ich nimmer. Beide, die in ihren Personen und Arbeiten mir oft erschienen, waren geborne Deutsche; ihre Werke wurden mir auch oft zur Begutachtung und Beurteilung zugestellt. Sie hießen von Anstett, ein geborner Elsasser, und Graf Nesselrode, auch ein Rheinländer, aber vom Niederrhein im Norden von Köln und Bonn; der erste ein stattlicher, wohlleibiger und wohllebiger Halbfranzos, der zweite ein feiner zarter, noch sehr jugendlicher Jüngling, der Sprößling eines alten, Stein sehr befreundeten Geschlechts, dessen Ahnen mit Steins Ahnen auf den Höhen des Westerwaldes oder auf den Feldern der Wetterau und in den Reichsstädten Wetzlar und Limburg in Festen und Turnieren weiland wohl miteinander buhordiert haben mochten. Wie dem sei, Nesselrodes Vater war in beklommenen Umständen und Verhältnissen in Petersburg gestorben und hatte dort einen Sohn als hilfloses Kind hinterlassen. Dieses Kindes hatte sich die große Katharina angenommen, und es war nach Berlin zur Erziehung geschickt und, als es fertig war, später als ein brauchbares Gerät des Kabinetts angestellt worden. Er schien jetzt im Kabinett seine

---

*) Arndt lieferte für die von der russischen Regierung herausgegebene Wochenschrift „Syn Otetschestwa“ (Sohn des Vaterlandes) einige Beiträge, darunter „Stimme der Wahrheit“, später in „Die Glocke der Stunde“ aufgenommen. (D. H.)

diplomatischen Lehrjahre zu machen und hatte eines Steins mächtiger, ungestümer Gewalt gegenüber etwas zu Blankes und Geschmeidiges, was der starke, gewaltige Mann leicht zu blöder Beschränktheit oder schlimmer zu schleichender Listigkeit auszulegen pflegte*).

Aus späteren Auftritten, als das Glück des Kriegs mit uns in das Jahr 1813 hineinlief und es galt gegen Westen vorzudringen, und aus den Aufrufen und Verkündigungen, welche jetzt an die deutschen Könige, Fürsten und Völker und gegen den fliehenden Napoleon losgelassen wurden, merkte ich, ja es ward oft vor meine Augen gelegt, daß Nesselrode von russischer Seite den Auftrag hatte, die Schriften und Aktenstücke für Deutschland zu überbringen, auch wohl zu bearbeiten. Ich sage, ich merkte und mir deuchte; denn im geheimen Rat habe ich nicht mitgesessen. Da hatte sich denn wohl oft begeben, daß er (der Überarbeiter oder Durcharbeiter) mächtige Gedanken oder ungestüme Worte Steins nach Höherem oder Höchstem Kaiserlichen Willen bei der Ratschlagung hatte ablenken oder doch mehr stillen und sänftigen müssen. Kurz gesagt, für unsre deutschen Aufrufe und Verkündigungen, auch für die Verkündigung aus Kalisch vom Frühling 1813 war er mit beigezogen und hatte mit darin gesessen. Er war noch nicht in der Stellung, ein Mann eignen, mächtigen Entschlusses oder Wortes zu sein, sondern mußte wohl noch nach fremdem Willen und Befehl dem gewaltigen Löwen Stein in die fliegenden Zügel seiner Entschlüsse und Worte fallen. So ward er ihm natürlich oft sehr mißfällig, und dann schalt er seinen rheinischen Vetter aus den Bergen der Agger und des Siebengebirgs nur den kleinen, blanken, kriechenden Taschenkrebs.

Solche wie die hier geschilderten waren im Sommer und Herbst auch wohl meine kleinen politischen Beziehungen, aber viel nähere bekam ich zu Stein selbst, wozu vorzüglich Briefwechsel mit England und Deutschland gehörte, besonders mit dem Grafen Münster, damals in London sitzend für die

---

*) Nesselrode war 1780 in Lissabon geboren, also 1812 bereits 32 Jahre alt. Sein Vater, der auch schon in russischen Diensten gestanden hatte, starb 1810 in Frankfurt a. M., 14 Jahre nach Katharina II. (D. H.)

englisch-deutsch-hannoverschen Angelegenheiten. Der englische Briefwechsel war der heißeste und schwerste für mich, so daß mir bei der Zurechtstellung und Anordnung der Briefe und Papiere, welche ich häufig zu versiegeln und dem in Petersburg angekommenen englischen Gesandten Lord Cathcart der Sicherheit wegen immer in Person und zu eigner Hand zu überbringen hatte, oft der Kopf geraucht hat, was denn freilich durch den freundlichsten Blick und das wiederholte Streicheln des edlen Mannes über meine Wangen hin immer auf das reichlichste belohnt ward.

Ja das war Arbeit, wenngleich durch die erlangte Einsicht in den Gang der großen laufenden Dinge mitunter erquicklich, doch häufig eine sehr unerfreuliche Arbeit. Es galt nämlich England, welches noch den gewaltigen Kampf in Spanien gegen Napoleon kämpfte, und Rußland wieder zu verbinden und ein von Großbritannien mit Recht gehegtes Mißtrauen in Alexanders Treue zu heilen. Da machte Stein für England zunächst die Mitteilungen und Erörterungen erst an Münster, noch öfter an den General Gneisenau, der im Frühling für Preußens und Deutschlands Zwecke mit Hardenbergs und Steins Wissen und Willen nach London gegangen war.

Dies gab mir wirklich oft eine Schwerenotsarbeit, Steins Aufsätze, Briefe und Verhandlungen mit Kaiser Alexander, in deutscher oder französischer Sprache, oft aus der flüchtigen, undeutlichen Kladde zu enträtseln, klar abzuschreiben und obenein — was oft zehnfache, ja hundertfache Zeit erforderte — nach unserm in mehreren Büchern nachzusehenden Chiffernschlüssel in die diplomatische Hexensprache zu verwandeln. Stein schrieb nie, wie sein Kollege Hardenberg, eine klare, in seiner sogenannten Kladde aber (ich bekam fast immer nur seine Kladde oder Kopien von Kopien abzuschreiben) meist eine abscheuliche und unleserliche Hand mit mancherlei ihm eignen Verkürzungskrücken, die ich allmählich lernen mußte, und deren Entchifferung und Berichtigung meinen Augen oft ebenso viele Mühe machte als das Nachschlagen und Nachsuchen unseres Chiffernschlüssels; aber inhaltreich, lehrreich für mich, oft entzückend erfreulich waren diese Steinschen Aufsätze

und Briefe durch die Einblicke in das ganze, volle, stürmische Herz des Mannes und in die Großartigkeit, womit er die Dinge vor dem Kaiser Alexander behandelte, um das ganze seit dem Tilsiter Frieden befolgte, zugleich ebenso schwächliche als treulose System zu lockern und zu brechen und den zähen Träger und Stützer desselben, den Minister Graf Romanzoff, vom Staatsruder herunterzustürzen.

Wenn ich nun in diesen Papieren und Briefen Steins Art und Rede zu Alexander las, und wie er die Politik der letzten fünf Jahre malte und den schleichenden, honigsüßen und honigweichen Charakter jenes Ministers gleichsam an den Galgen der Schande hängte, bei welcher Malung und Hängung doch einige Schmutzflecke auf den Kaiser selbst abspritzen konnten, so erkannte und bewunderte ich die ganze Herzhaftigkeit und Mutigkeit Steins, bekam aber für den Augenblick, wo Stein in dem Herzen und Rat Alexanders auf höchster Stelle zu stehen schien, von Alexander selbst eine viel höhere Meinung, als ich bisher gehabt hatte. Der endliche Aussprung der Steinschen Reden und Briefe mit und an den Kaiser war doch bald, daß es um Romanzoff und seinen ganzen Klüngel getan war und andre Männer, Stein an der Spitze, nebst Kotschubey, Lieven usw., oben zu schweben schienen.

Für den Augenblick galt es jetzt, Großbritannien zu voller Teilnahme und auch Schweden und Wenigermächtige zu gewinnen. Ich habe die Namen Graf Münster und General Gneisenau genannt. Für das englische Kabinett ging alles an Münster. Begreiflicherweise stand er mit Stein auf dem allerfreundlichsten Fuße. Stein war überhaupt mit seinen Gefühlen und Ansichten ein so ohne alle Berechnung voll natürlicher Mensch, daß, wo Großes auf dem Spiele stand, alles Kleine und alle kleinen, alltäglichen Rücksichten bei ihm zusammenfielen, und nur ein großer Grundgedanke herrschte. Wer mit ganzer Seele die Franzosen und Napoleon und ihre Herrschaft haßte und verabscheute, den umhalste er sogleich mit voller Herzenswärme. So ward Münster ihm jetzt eine Zeitlang ein politischer Liebling, und in solcher Gesinnung waren auch die Briefe an ihn gefaßt. Mir aber, der die Briefe beider zu lesen bekam, und der etwas kühler zwischen

den Zeilen lesen konnte, entging nicht, wie grundverschieden die eigentliche Grundlage der Charaktere der beiden Männer war.

In Stein erkannte ich den stolzen, freien Reichsritter, welchen noch hohenstaufische Kaisererinnerungen umleuchteten, und welcher alles deutsche Volk groß und frei haben wollte; in dem Grafen Münster schaute mir doch der hoffärtige, aristokratische Junkergraf des achtzehnten Jahrhunderts entgegen. Er machte in seinen Briefen schon häufig Einwendungen gegen Steins Ansicht, daß es nimmer anders gehen könne, daß der Krieg als ein Aufstand gegen die Welschen, damit ihnen die Haare zu Berge stünden, in spanischer und tirolischer Weise geführt, daß alles Volk mit allen Kräften der Herzen und der Fäuste zu den Waffen gerufen werden müßte. Ja er sprach es nicht undeutlich aus, es werde am Ende besser getan sein, das welsche, napoleonische Joch allenfalls noch ein zehn, zwanzig Jahre länger zu tragen und die Zeit abzuwarten, als das Gefühl der Stärke zu sehr an die Kleinen zu bringen, spielte schon auf gefährliche Volksdemagogen hin. Diese Ansichten Münsters bezeichnete Stein mir selbst als kleinlich und junkerlich mit den Worten: „Er ist einmal ein Westfale, und diese langsamen Plattdeutschen wägen alles zu sehr und wollen in dem eben gelegten Ei sogleich den Hahn mit den vollen Sporen sehen; auch hat er zuviel hannoversche Hofluft der Junkerei eingeatmet — aber er ist doch ein braver, zuverlässiger Mann." Diese Meinung Steins über Münster änderte sich sehr in den folgenden Jahren. Schon in den Briefen aus Petersburg warnte und schalt er Münster zuweilen als einen ungerechten und verbissenen Gegner und Hasser Preußens; als aber in den späteren Jahren 1814 bis 1816 Graf Münster mit allen Feinden deutscher und preußischer Größe sich zusammenschlug und für Preußens Schwächung und Verkleinerung und für die Vergrößerung solcher Staaten strebte und arbeitete, welche doch als Halter und Stützen des Vaterlandes durch alles das nicht mächtig genug werden konnten sondern desselben wahre Macht nur zersplitterten, da war alles Frühere unter ihnen sehr erkaltet.

Bei dieser meiner Stellung und Beschäftigung, die vorzüglich in meinen ersten zwei Petersburger Monaten eine

sehr lebhafte und mühevolle war, bekam ich auch den Einblick in die laufenden englischen Verhältnisse und in die Personen, welche sie in Petersburg vertraten. Diese waren der Botschafter Lord Cathcart und sein Gesandtschaftssekretär, der Engländer Walpole, Großneffe des bekannten großen Ministers unter Georg I. und Georg II., Robert Walpole, und Neffe jenes Robert Walpole, der nicht so als Staatsmann sondern mehr als feiner Glossenmacher und Witzbold und Tagesblättler der Londoner und Pariser Jahre 1760 und 1770 bekannt ist.

Diese beiden Männer nun waren Stein aus zwiefachem Grunde unangenehm, der Lord wegen einer gewissen unzugänglichen, frostigen Steifheit, welche sich durch gewaltige Gefühle und mächtige Gründe nimmer fortreißen ließ, weswegen er ihn auch den schottischen Eiszapfen schalt, und Walpole vielleicht des bloßen Namens wegen, auch wohl wegen eines gewissen glatten, abgeschliffenen Wesens, worin mehr List als Geist zu lauschen und zu lauern schien. Menschen mit solchem Schein fielen aber in Steins Urteil immer sogleich zu Boden. Es war aber wohl noch mehr der bloße Name Walpole. Sein Oheim, jener witzige, französelnde Robert Walpole der erwähnten Jahre 1760 und 1770, eine der bösesten, giftigsten Zungen seiner Zeit, hatte gleichsam die Chronique scandaleuse des Großbritanniens und des englischen Hofes der ersten beiden George in seinen jetzt gedruckten Tagebüchern der Welt überliefert*). Steins Gemahlin war des hannoverschen Feldmarschalls Grafen Wallmoden Tochter, Wallmoden selbst ein Bastard Georgs II. Es füllen aber die Geschichten und Hebungen und Senkungen der Weiber und Beischläferinnen jener welfischen Könige die Tagebücher Walpoles mit einem gewissen englischen Hohn und Übermut gegen alles aus Hannover und Deutschland Herübergekommene: Ärgerliches mit lügenhaften Fabeln gepaart. Dergleichen tut weh, und auf dem Punkt der Familienehre war unser edler Reichsfreiherr sehr reizbar und schalt jenen Tagebuchführer wohl einen verliederlichten Franzosen und Voltairianer. Das zweite war gewiß wahr.

*) Es sind Horace Walpole und seine „Memoirs“ gemeint.

Und die Schweden? meine Schweden? Es war ein schwedischer Gesandter da, Graf Löwenhaupt. Es galt jetzt das schwedische Kabinett für den Kampf gegen Napoleon zu gewinnen. Man wußte, Bernadotte, der in Schweden eigentlich schon regierte, war von Napoleon vielfältiglich verletzt; es wurden von Petersburg aus für den Beitritt Schwedens Unterhandlungen gepflogen. Mit diesen Dingen hat Stein nichts zu tun gehabt; er setzte überhaupt auf Schwedens Hilfe geringes Vertrauen. Ich habe einzelne zur Gesandtschaft gehörige Männer zufällig nur zuweilen in Salons gesehen; wir hielten uns artig, höflich voneinander; sie kannten mich als einen Franzosenfeind und als einen alten Gustavianer.

Nur ein Schwede werde hier erwähnt, der aber eigentlich jetzt kaum noch Schwede heißen konnte, der General Graf Moritz Armfelt, den Titel russischer Statthalter Finnlands führend und gegenwärtig in Petersburg anwesend. Armfelt, ein geborner Finne, war in seiner Jugend mit apollischer Schönheit und auch mit apollischem Geist gerüstet gewesen, durch Liederklang und Waffenklang berühmt. Er hatte, wie auch der Königsmörder Graf Gustav Horn, als Jüngling Lieder gedichtet, welche heute noch gesungen werden, und war im schwedischen Kriege Gustavs III. gegen die große Katharina der Jahre 1790 bis 1792 glänzend unter den Vordersten immer voran gewesen. Also ein Gustavianer, Genoß der Feste, Gelage und Reisen Gustavs III. aber auch der Fehler und Gebrechen desselben. Der Greis trug in seiner stattlichen, nordischen Länge, seinen prächtigen, blauen Augen und seinem noch vollen, blonden Gelock noch die Spuren der jugendlichen Schönheit. In ihm traf ich einen alten Bekannten von Stralsund und Stockholm her. Wir hatten wenigstens den Haß gegen Napoleon gemein, und deswegen hatte er mich als unbekannten Dozenten an der Hochschule Greifswald schon aufgesucht. Ich hatte ihn in Stockholm viel gesehen, war oft in seinem Hause gewesen. Auch hier in Petersburg war der lebendige, unruhige Mann allenthalben, wo große Festlichkeiten standen und für Zungen- und Herzenskämpfe gegen Napoleon patriotische Säle geöffnet waren. Dieser Haß gegen Napoleon und sein System hatte schon in

früheren Jahren den Alten durch Italien und Deutschland begleitet, er hatte im Herbst des Jahres 1805 mit Gentz und Genossen, namentlich mit dem Comte d'Entraigues*), in Olmütz den Gang und den traurigen Auslauf der Dinge beobachtet.

Jetzt ward nun Armfelt hier natürlicherweise über die schwedischen Angelegenheiten und ihre Behandlung und Verhandlung viel zu Rate gezogen, kam auch bei Gelegenheit mit Stein in Besprechung und Verhandlung, aber Stein hatte diesen leichten und immer etwas abenteuerlichen Windvogel, der in allen seinen Lebensverhältnissen politisch in Hinsicht auf Gesinnung und Treue doch nie ein Windvogel gewesen war sondern bis ans Ende als der treueste Gustavianer ausgeharrt hatte, bald gänzlich von sich abgestoßen. Stein, der streng sittliche, einfache deutsche Ritter, trug doch in Rede und Gebärde das Antlitz eines christlichen Zeno oder Kleanth und konnte so scherzhafte, leichtfertige Naturen wie Armfelt nicht ertragen; denn Armfelt, ein sehr geistreicher Mann, war doch von unerschöpflicher Lustigkeit und Scherzhaftigkeit, welche er auch bei Verhandlung über die ernsthaftesten Dinge nicht verleugnen konnte, und sein für Gefühl und Genuß aller sinnlichen, irdischen Lebensgüter ausgeprägtes Gesicht konnte vor Stein keine Gnade finden, zumal da er dabei auch Ansprüche des vornehm gebornen Mannes hatte. Solche Ansprüche machte Stein äußerlich selten, aber innerlich verlangte er von Hochgebornen doppelte Strenge in sittlicher Haltung, die ja leider soviele Hohen fehlt.

Ich will hier von Armfelts Scherzen und Witzen, die ihm leicht von der Zunge flogen, keine erzählen, aber aus allen seinen Worten und Zügen schien die Leichtfertigkeit und die bewußte Sieghaftigkeit, womit er weiland die Weiber bezwungen hatte, unverkennbar hervor. In Schweden habe ich den Überfluß von Geschichten solcher Schlachten und Siege gehört, „daß diesem schönsten Jüngling vor dreißig Jahren kaum ein Weib habe widerstehen gekonnt". Mir zeigte er noch in Petersburg eine Probe davon. Einen Vormittag

*) Graf d'Antraigues, ein politischer Agent der Bourbonen. (D. H.)

kam ich ihn besuchen und ward in sein gewöhnliches Zimmer geführt. Da trat er aus einer Seitentüre herein, und was erblickte ich? Vier, fünf der schönsten, jungen Blondköpfe, die mit einer sogenannten Gouvernante an einem Büchertisch in der Schule saßen, seine Kinder von acht bis zwölf, vierzehn Jahren nach meiner Gischung, blondeste, blühendste Mägdlein. Ich fragte: „Euer Exzellenz Enkel?“ — „Nein,“ antwortete er lächelnd, „meine Kinder. Meinen Sie, weil ich krumm einherzugehen beginne, daß ich so junge Kinder nicht haben könne?“ Ich hörte später von einem seiner Hausvertrauten, dies seien Erzeugnisse des Südens, aus der Zeit seiner schwedischen Gesandtschaft in Neapel, von ihm mit einer schönsten Herzogin und zwei, drei ihrer Töchter erzeugt. Sei das, wie es sei, politisch war dieser Mann nie ein leichtfertiger Schelm und Flatterer gewesen und hatte der Treue und Freundschaft immer redlichste Opfer gebracht.

Ich habe angedeutet, wie ich im Zuge war, wie Stein mich im Zuge hielt, und was zunächst um und mit ihm stand. Mein Petersburger Leben fing lustig an und ward durch Gottes Gnade noch lustiger. Ich ward, als wäre ich fast sein Familiengenoß gewesen, mit größter Freundlichkeit in die Paläste und Häuser eingeführt, die von seinen Gesinnungsgenossen bewohnt wurden. Ich weiß nicht, ob in ihnen immer so gelebt worden, und glaube das kaum: aber es war in den Sälen der Minister, Grafen und Barone dort eine solche Ungezwungenheit, Leichtigkeit und Freiheit, als ob es in Gesellschaft und Rang keine Unterschiede und Stufen gäbe; es ward offen, frei und fröhlich gelebt, offen, frei und fröhlich gesprochen und geredet. Man kämpfte ja für die Freiheit gegen die allgemeine europäische Sklaverei. Indessen der Ton, welchen der vornehmste Vogel des Tages in Petersburg sang, lockte und bestimmte auch wohl die Töne der andern Vögel. Stein aber ging nur über die Schwellen der Paläste von Gleichgesinnten, und ich hörte auch zu meinem Erstaunen den gewaltigen Mann über viele Dinge, worüber man in Kaiser- und Königshäusern wohl meistens kaum zu flüstern wagt, sich mit solcher Offenheit aussprechen, als hätte man in Petersburg nimmer die Lauscherohren einer geheimen Polizei gekannt.

Aber nicht bloß in solche Range; zu welchen Stein gehörte, ward ich eingeführt, sondern fand mich, wann ich nicht durch Arbeiten abgehalten ward, gesellschaftlich mehr angetastet und eingeladen, als mir gut war. Stein war in Petersburg ein hoher Namen geworden, der meine Kleinigkeit mit hob, und in der Art und Weise, wie die Menschen mich aufnahmen und einluden, begriff ich, daß sie mich auch für etwas hielten, weil ein solcher Mann mit mir zugleich die Treppen hinaufstieg oder auf den Gassen umherspazierte. Aber außer diesen Zufälligkeiten waren einige natürlichste Wirklichkeiten da, die mich zu sich zogen. Zuerst mehrere Familien, die meiner Heimat angehörten, der berühmte Astronom Schubert und Staatsrat Adelung*) voran, und außer ihnen mehrere angesehene Handelshäuser, welche pommersche Städte ihr Vaterland nannten. Zweitens kam ich, obgleich kein Hochberühmter, doch auch bald in die Kreise der dortigen Gelehrten und Akademiker, unter welchen ich einige recht herzige und herzliche Freunde gewann, die oder deren Kinder in späteren Jahren auf vaterländischem Boden mich zuweilen durch Händedruck und Erinnerung noch erfreut haben.

So begann, so stand mein Petersburger Leben. Mit meinem lieben Minister kam ich in wenigen Tagen auf einen Fuß, als hätten wir jahrelang miteinander gelebt und verhandelt. Er hatte mich, der doch schon für Rußland segelfertig war, zu sich gerufen, weil die Art Gesinnung und Weltansicht, wie sie in meinen politischen Schriften ausgesprochen waren, mit den seinigen übereinstimmten. Bei Schriften und Aufsätzen, welche ich bei ihm oder nach seinem Wink und Befehl machte, gewahrte ich bald, daß ihm selten etwas fremd und mißfällig oder solches deuchte, das da geändert werden müsse. Ich hatte meistens seinen Ton getroffen. Da sagte er denn wohl in seiner kurzen, schneidigen Weise: „Recht so! Sie sind immer kurz und gradaus; ich

*) Friedrich Theodor von Schubert war 1758 in Helmstedt geboren, aber schon als sechsjähriges Kind mit seinen Eltern nach Greifswald gekommen, dagegen war der Orientalist Friedrich von Adelung 1768 in Stettin geboren. (D. H.)

mag die Wortschnitzler nicht, die weitschweifigen Umwickler, Entwickler und Auswickler der Dinge; sie hauen meist in die Luft, statt die Sache zu treffen."

Es war hier im Jahr 1812 ein schöner Sommer, es war Ende Septembers in Petersburg noch ein recht heller, warmer Sommer. Wir hatten die ersten Wochen, wo weder auf dem Kriegsfelde noch auf dem diplomatischen Gebiet keine entscheidende Schlachten vorgefallen waren, noch nicht viel zu tun, und Stein machte nachmittags oft kleine Rundläufe und Spaziergänge mit mir, wo denn über die Stadt und die Menschen Betrachtungen angestellt und Glossen gemacht, auch wohl einzelne Merkwürdigkeiten und Seltsamkeiten beschaut wurden. Von diesen Spaziergängen erinnert's mich, wie wir auch die asiatischen und europäischen Völker, von welchen alle möglichen Muster uns hier vor Augen umherwandelten, durch die Musterung laufen ließen. Wir wurden durch Augen und Haarlocken wie durch Kleider und Monturen genug auf solche Betrachtungen und Unterhaltungen geführt, namentlich bei den eingekleideten Soldaten und aufziehenden Landwehren zu Fuß und zu Pferde kam das Gespräch auf die verschiedenen Grundstämme der Menschen, wie sie in dem weiten russischen Reiche zusammengewürfelt und in den vielfältigsten Mischungen und Gestaltungen durcheinander geworfen sind. Da wies ich denn darauf hin, indem ich auch männliche und weibliche Exemplare anführte, die von unsrer Petersburger Salonsbekanntschaft waren, wie man in den Köpfen und Leibern, besonders in der Haltung und Gestaltung des Wuchses, leicht entdecken könne, ob einer von tatarischer und kalmückischer oder von slawonischer und germanischer Abstammung sei. Für das Mongolische und Kalmückische standen uns die platten Köpfe und schiefen, geschlitzten Augen, besonders aber der Wuchs ohne recht gehörige, volle Flanken, durch welche und durch breite Schultern der germanische Stamm sich zu seinem Vorteil nicht nur von den Mongolen und Kalmücken sondern meistens auch von den slawischen und romanischen Stämmen auszeichnet. Breite Schultern und rundgespannte Brust und gefüllte Flanken zeichnen Kraft und Stärke. Bei den leichten, gewandten Franzosen zum Beispiel, wenn man nur einmal ihre

aufmarschierten Regimenter mit deutschen Augen mustert, findet man bei übrigens wohlgeordnetem unteren Körperbau in den Oberteilen oft eine auffallende, unschöne Schmalheit und die Menge sogenannter Heringsrücken. Indem man nun eben durch Polonien und Moskovien gepilgert hat und in Petersburg auf den Straßen und in den Palästen genug Russen und Polen und Russinnen und Polinnen begegnet ist, stößt man auf die geschichtliche Sage von den Sarmaten, als von edlen Medern, in ältesten Tagen von weiland aus den kaukasischen südlich auslaufenden Bergen Mediens gegen Nordwesten nach Europa, nach Pannonien und Sarmatien (Polen) ausgewandert. In der Tat, in Polen kommt es einem oft vor, als erblicke man in den höheren, älteren Adelsgeschlechtern und in dem gemeinen Volke und dem geringeren Adel zwei sehr verschiedene Volksarten, indem der vornehmste polnische Adel mit prächtigen Adlerschnäbeln und schwarzen Augen und Haaren, fast wie mit einem unverkennbaren asiatischen Gepräge, von den Geringen oft ausgezeichnet ist, bei den Russen dagegen Adel und Volk in Gesichtern und Haaren meistens ganz aus einerlei Holz gehauen zu sein scheint. —

Solche Unterhaltung ergötzte meinen lieben Herrn, und er sprach dies wohl scherzend aus: „Nun wahrhaftig, man sollte sich vor Ihnen in acht nehmen, Sie müssen wirklich in früherer Zeit, ehe Sie in die gegenwärtige Form gegossen worden, durch viele Leiber und Wiegen gewandert und gewechselt sein.“ Also im gutmütigsten Sinn machte er mich doch zu einer Art hin und her umgetauschten Wechselbalg.

Ja, was ich früher und in andern Ländern schon häufig bemerkt hatte, ward mir hier zum hundertsten und tausendsten Male gleichsam auf die Nase gedrückt, nämlich das mongolische Zeichen bei vielen Russen, auch bei vielen vornehmsten Russen: die Leiber ohne tüchtige Flanken und die S c h l a n k h e i t über den H ü f t e n gleich dem weiblichen Wuchse. Wer russische Regimenter, vollends wer russische Heere gesehen, wer die russischen Offiziere in ihrer Staatsuniform gesehen hat, dem muß diese Schlankheit an der Stelle, wo des Soldaten Gürtel um den Leib gewunden wird, aufgefallen sein. Man hat

wohl von unsers seligen Königs spartanischer Ansicht gehört, welche man in der Tat nur loben kann, wegen welcher die dickelnden Herren Majore und Obersten, welche seine Augen erwarteten, weil sie wußten, daß der Herr bei Offizieren die dicken Bäuche nicht leiden konnte, sich den Bauch oft bis zur halben Ohnmacht mit einem Schmachtriem zusammengeschnürt haben sollen. Da hat denn die Bosheit, welche weder Könige noch Obersten verschont, geflüstert, der König habe sich in jene unschöne Schlankheit der russischen Offiziere über den Hüften verliebt und wolle daher die möglichste Knappheit und Geschlossenheit der Montur. Der Herr hatte doch auf die dicken Bäuche den früheren hohenzollernschen Spartanerhelden gleich ein Kreuz machen wollen, als müsse er diese Dicken in Ruhestand setzen.

Also neben den ernsten, heißen Tagen, wo uns heiße Arbeit an Tischen gefesselt hielt, wurden auch scherzhafte und lustige Umläufe und Umschaue gemacht. Ja unverkennbar ist in vielen Petersburger Gestalten und Gesichtern der große, tiefe Einfluß, welchen eine dreihundertjährige Herrschaft der Tataren und Mongolen auf die Russen geübt hat, und es begegnen einem zu Hunderten Gestalten, welche treue Abbilder jener Hunnenbilder sind, die Ammianus Marcellinus uns vor fünfzehnhundert Jahren so vortrefflich gezeichnet hat. Wenn man die vielen slawischen Volksstämme an der Donau und Adria gesehen hat, wenn man die Böhmen und Polen gesehen hat, so findet man bei den sprach- und stammverwandten Russen vieles, ja das allermeiste, gar anders; sie sind im eigentlichsten Verstande ein großes Volk für sich mit eigentümlichsten Sonderlichkeiten.

Ich hatte vor vierzig, fünfzig Jahren ja etwas schärfere Augen zum Sehen als jetzt; ich hatte von jeher viel Reiz und Lust, mir die verschiedenen Geschlechter der vielsprachigen Menschen*) zu betrachten, aber die scharf ausgeprägte Eigentümlichkeit der Moskowiter hat sich mir unvergeßlich eingedrückt, am meisten aber die Sonderlichkeit, daß ich bei keinem Volke so viele Köpfe gesehen habe, welche man Steinköpfe oder Klotz-

*) *μέροπες ἄνθρωποι.*

köpfe nennen könnte, ohne die gewöhnliche schlimme Nebenbedeutung, die man mit diesen Wörtern verbindet. Ich meine Köpfe solcher massenhaften Breite und Rundheit, wie etwa ein Eichenblock oder ein Marmorklotz, welche zur Ähnlichkeit eines Kopfes erst aus dem Groben gehauen werden sollen. Dies gilt nicht bloß von den gemeinen Russen mit den langen Bärten und den asiatischen Kaftanen sondern auch von vielen Edelleuten. Die Polen, Böhmen, Serben und Kroaten zeigen in dem Bauer und Edelmann freilich eine große, oft auffallende Verschiedenheit von den Menschen germanischen Stammes, aber ihre Gesichter sind, kann man sagen, doch schon fertig; sie sind in den unteren Klassen häufig schärfer gezeichnet und fast mehr fertig als bei unsern deutschen untersten Volksklassen. Ein gewöhnlicher Bauer und seinesgleichen in Polen, Böhmen, Österreich und Ungerland hat zwar in Wuchs, Art und Haltung und auch in Gesichtszügen und Gebärden genug, was ihn von dem deutschen und schwedischen Bauer unterscheidet, aber der Schnitt und die Form der Köpfe und Gesichter dünken einem, im allgemeinen gesehen, im ganzen doch sehr ähnlich; hier aber, wie gesagt, erblickt man bei vielen Köpfen das Unfertige, beinahe Klotzige. Ich habe mir nicht bloß auf den Gassen und Märkten, sondern in Feldlägern und auf Heerstraßen die Menschen darauf angesehen und habe die dicken Breitköpfe und Klotzköpfe fast ohne Nasen nicht allein bei den gemeinen Russen sondern bei vielen Offizieren guten Adels gefunden. Hier schaue und winke ich zur Erklärung aus der Ferne der Jahrhunderte her. Alle Reste ältester Völker, die man noch sieht (Hebräer, Parsen, Hindus) haben meistens ein Hauptstück des Gesichtes scharf ausgeprägt, die Nase, welche gerade im Mittelpunkt des Vorderkopfes sitzt, und um welche als um einen Hauptteil die Gesichtszüge sich gleichsam herumgestalten und versammeln. Der romanisierte Spanier unsrer Tage nennt darum das ganze Gesicht meist nur el rostro. Dieser Schnabel, der dem Menschenantlitz am meisten eine bestimmte Form zu geben scheint, fehlt fast bei vielen Russenköpfen oder ist wenigstens fast wie eine Hundeschnauze platt eingedrückt. Solches ist nun auf jeden Fall, wenn nicht gerade eine Häßlichkeit, doch eine Ungestalt. Das ist über-

haupt etwas Ausgemachtes, daß bei höherer Bildung und mächtigem, lebendigen Streben des Menschen von innen heraus das Gesichtsgepräge schärfer hervortritt, daß der Schnabel bestimmter gezeichnet hervortritt; sprechen ja die alten Geschlechter deswegen so gern von Adlernasen, die sie mit einem eignen Stolz Adlergesichter nennen, worüber die erzürnten Plebejer sich denn häufig mit der Bemerkung rächen: Ja, Raubtiere, Raubvögel, Raubritter waren ihre Ahnen. Wahr ist es, die stattliche Nase, die scharf und spitz hervorspringende Nase bezeichnet Verstand und Stärke, mehr noch Witz und Scharfsinn, aber die Adlerschnäbel ältester Völker oder alter Adelsgeschlechter, welche häufig schon zu spitz und scharf sind, sollen sich hüten, daraus für sich eitel feine Schlüsse zu ziehen. Papa Sokrates war ein Breitkopf mit eingedrückter Nase; ich habe mächtige, geistbegabte Rund- und Breitköpfe mit kürzestem Schnabel oder mit fast gar keinem gesehen, deren gewaltiger Geist Dutzende Geisterchen schönster Adlernasen und schärfster Spitznasen verschlingen konnte. Ich schaue hierbei auch auf Schellings Büste hin und erinnere mich des weiland Präsidenten des Obertribunals der Rheinlande, Daniels, dessen allmächtiges Gedächtnis und wundersam entwickelter, ulpianischer Scharfsinn zu seiner Zeit von jedermänniglich angestaunt worden ist. Sein Rundkopf war aber ein breiter, fast naseloser Pudelkopf. Das steht freilich fest, ohne eine fertige Nase kann kein Gesicht je ein schönes Gesicht heißen. Aber man schaue nach einer andern Seite hin; da steht es wenigstens auch fest, wann bei den sogenannten verfeinerten und veradligten Geschlechtern die Nasen zu lang und die Füße zu schmal und kurz werden, da ist irgendwie und irgendwo auch wieder der Teufel los, da ist in der Regel des Mutes und Witzes und der Kraft und Stärke zuwenig, da kann man oft drüber schreiben: hic finis generis humani.

Wie habe ich mich wie von meinem Wege ab zu dieser Betrachtung verlaufen? Was will ich damit sagen? Ich will damit wohl sagen, wenigstens deucht es mir so, daß, wo bei einem Volke die Klotzigkeit und Dickköpfigkeit vorherrscht — was wohl wieder Kindsköpfigkeit heißen kann — wo der Geist noch nicht ins Antlitz des Menschen herausgetreten ist, solches

wohl in jedem Fall auf etwas sehr Rohes und Ungebildetes hinweist. Wir wissen nicht, ob unsre alten Sigambern und Cherusker, welche die römischen Adlerköpfe nebst den Adlerfahnen der Legionen an den Eichen ihrer heiligen Haine festnagelten, schon zu Adlerschnäbeln herausgebildet waren; wir haben auch keine Gleichbilder weder in Münzen noch in Gemälden von unserm Karl dem Großen, Heinrich dem Vogler oder seinem Sohn Otto und können also nicht sagen, ob ihre Köpfe einem breitschnäbligen Sokrates oder einem schönsten Perikles und Alcibiades glichen, aber wahrscheinlich gab es in unserm ersten Jahrhundert wie in unserm achten und neunten und zehnten auch unter den vornehmsten Freien und Adligen weit mehr Dickköpfe und Kindsköpfe als heute.

Ich las jüngst mit großer Erbauung und Erheiterung meiner Gedanken in einem französischen Tagesblatte eine hübsche Beurteilung einer Künstlerreise durch Frankreich, nämlich der Reise eines Malers, der die alten Denkmäler seines Vaterlandes zu beschauen ausgefahren war und ringsumher in den Landschaften die Bilder der Kirchen und Schlösser in Augenschein und Betrachtung genommen hatte. Das Resultat seiner Rundschau in Hinsicht auf die Menschenbilder war dahin ausgefallen, daß die Geschlechter — das hatte er vorzüglich in den Familienbildern der Schlösser erschaut — von Jahrhundert zu Jahrhundert sich aus dem Klotzigen zum Gestalteten, aus dem Häßlichen zum Schönen fortgestaltet, daß sie sich immer mehr verfeinert und verschönert haben. Der berühmteste Connetable Frankreichs Duguesclin war in seiner vierschrötigen Gliederung und seinem mächtigen Klotzkopf ein echtes Muster des gröberen Mittelalters — wie möchte sein verfeinerter Enkel, wenn er einen hinterlassen hätte, sich heute in den Sälen Napoleons III. und seiner Kaiserin Eugenie ausnehmen? — O Schatten und Geister der Dinge! In ähnlicher Weise ist es auch wohl in unserm Germanien ergangen. In unsern Tagen freilich kann man das Maß der menschlichen Schönheit, der Gestalt und Bildung überhaupt auch wohl zu fein stellen, wo das zu Feine und zu Schmale, was schon auf Nichtigkeit und Untergang hindeutet, häufig für Schönheit genommen wird.

Doch weg von dieser Schnabelbilderei und von der Bilderleserei wieder zur lebendigen Wirklichkeit, wie sie im Leben, im Volke und in den Palästen und Gassen lebendig erschien. Als erstes Bild voran wird auch hier mein lieber Reichsfreiherr stehen. Ich hatte mir die Russen seit Monaten schon sehr betrachtet, auf den Zügen und Märschen, in dem Heerlager bei Smolensk, in der alten Hauptstadt Moskau und in Peters Hauptstadt hier an der Newa. Ich war aus Not, weil mir im Westen die Welt wirklich zu eng werden wollte, doch auch mit Erwartung und Hoffnung großer und neuer Dinge gen Osten nach Rußland gezogen. Bei der Lage der Dinge, wie sie war, und bei meiner Gesinnung war in Europa nirgends mehr eine sichere Stätte für mich als in Rußland und Großbritannien. Ich hatte, wie die Würfel der Entscheidung jetzt aus dem Glücksbecher Fortunens ausgeschüttelt werden sollten, einstweilen Rußland vorgezogen, aber nimmer mit der Absicht oder Hoffnung, dort meinen Wohnsitz aufschlagen zu können. Als ich nun Volk und Land und die Weise, wie und wo es eben auf dem Pfade der Weltbahn steht, auf welcher unser neunzehntes Jahrhundert einherwandelt, und wie es von oben, von seinem Zar und von seinen Knesen, Bojaren, Bischöfen und Priestern geleitet und getrieben wird, noch mehr und näher und tiefer gesehen und betrachtet hatte, hätte mich nimmermehr die Lust anwandeln können, auf solchem Boden meinen Kohl pflanzen zu wollen.

Aber auf diesem Boden wohnen doch Menschen, die Christen sind, und nebenbei unter vielen Knechten und Sklaven doch viele sehr gute und tapfere Menschen. Ich sollte hier vieles sehen und erleben, was mich zur größten Achtung des russischen Volkes als eines einigen, großen Volkes hinriß — etwas, was wir bei uns in Deutschland seit einem halben Jahrtausend als unsern verlornen Schatz vergebens suchen — aber anderes trat mir auch sogleich vor Augen und schlug mir ins Herz, was mir zurief: Nein! Hier dürftest du nimmer lange weilen. Ich hatte es sogleich in den ersten zwei Wochen, ich hatte es in den vier Monaten, die ich in Petersburg verweilte, hell genug vor mir. In den ersten acht Tagen meines Aufenthalts hatte ich schon Proben eines oft ganz stummen

(NB. was auch ganz stumm und dumm macht) und verschwiegenen asiatischen Regiments.

Ich gewann mir einen Deutschen, Doktor Trinius, einen gebornen Mansfelder, Leibarzt bei dem Herzog Alexander von Württemberg, einen wichtigen Genossen und Freund für mein Petersburger Leben. Es war die Zeit, als Minister Stein und der Wechsel der Ansichten im Kopfe des russischen Kaisers anfing an Romanzoffs System zu schütteln — da führte mich Trinius in das Haus der Frau eines Freundes, die und deren Kinder er trösten ging. Ihr Mann war plötzlich verschwunden, und es hatte gemunkelt, er sei nach Sibirien abgeführt. Zu derselben Zeit war Speransky, Minister des Innern, ein Mann, welchen die Redlichen lobten, wenn er gleich an einer für Rußland am wenigsten tauglichen und brauchbaren Schwärmerei leide, wirklich nach Sibirien abgeführt*). Beide hatten bei dem ungeheuren politischen Wendepunkte, auf welchem die Wage des Augenblicks schwankte, an den Kaiser Eingaben gemacht und angedeutet, es wehe ein neuer Weltwind, und man müsse die Segel anders spannen. Noch war der Reichskanzler Romanzoff mächtig genug gewesen, mit ihnen abzufahren.

Der erstere, der Freund meines Trinius, war ein ehrlicher Thüringer, Geheimer Staatsrat Beck, der als Jüngling in der Eigenschaft eines Utschitels oder Lehrers in das Haus eines Grafen von Pahlen nach Livland gekommen war und jetzt unter Romanzoff das geheime Chifferdepartement der auswärtigen Angelegenheiten regiert hatte. Er war, als er mit seinem Portefeuille unterm Arm aus dem kaiserlichen Schlosse gegangen war, ergriffen und abgeführt, und zwar nicht nach Sibirien sondern als Gefangener in die Newazitadelle, die in geradester Richtung etwa nur fünfhundert Schritt von seinem Hause und Garten liegt; und Frau und Kinder trauerten um ihn, als fahre er schon durch die Eiswüsten des Oby und Jenisei. In seiner Zitadelle hat er etwa sechs Wochen gesessen, dann ist er eines Tages wieder plötzlich bei den Seinigen

*) Speransky wurde nur nach Nischni=Nowgorod, später nach Perm verbannt. (D. H.)

erschienen. Über seine Einkerkerung gab es begreiflicherweise nach russischer Art weder Untersuchung noch Erklärung; genug, er trat in sein Amt wieder ein und ward, wie mich's erinnert, zur Entschädigung in seiner Besoldung um 500 Silberrubel gemehrt. Ich habe den wackern Mann öfter gesehen, und er hat mich später auf Badereisen hier in Bonn ein paarmal besucht; jetzt wandelt er seit ein paar Jahren schon in den Gefilden der Seligen.

Solches und ähnliches hatte ich mit meinen Augen und Ohren sogleich als russische Probe, und manches desgleichen bekam ich später öfters zu sehen. Bei hellem, lichtem Tage sah ich mehrmals Schergen der Polizei auf feine und wohlgekleidete Leute (es hätten diese allerdings auch Spitzbuben sein können) Jagd machen und sie unter allem Volk umherjagen und einfangen. Um Mitternacht, wann ich mit fröhlichen Genossen aus dem Winterpalaste, wo mein Trinius wohnte, oder von andern Stellen heimging, sah ich Männer in Pelzen verhüllt zwischen vier, sechs Soldaten über den Schnee fortknirschen, wobei denn ich und meine Genossen durch einen schon gewöhnten Instinkt stumm und still seitwärts auswichen; da wurden die Worte geflüstert: Dergleichen Gepelzte wandern meistens in Staatsgefängnisse.

Solche Anblicke und Flüsterungen konnten mir wahrlich keine russische Lust wecken, auch wenn ich sie sonst hätte haben können; nein, lieber tot als sich freiwillig zu solcher Flüsterung verdammen. Über Gefängnisse und über das Geschäft und die Verrichtung des Knutens und oft Totknutens von Verbrechern war mir auch schon allerlei erzählt. Meine Freunde erboten sich, mir die Gelegenheit zu verschaffen, eine solche Ausrichtung einmal mit anzusehen. Die blutige Geißelung wird gewöhnlich in einem inneren Hofe des Gefängnisses vollbracht. Ich weiß nicht, ob Geschäfte oder eine Empfindsamkeit, die ich hier als eine übel angebrachte schelten muß, mich um dieses schauderhafte Augenspiel gebracht hat. Lernen soll der Mensch alles, was zur großen Geschichte gehört. Ich hätte hier in der fürchterlichen, russischen scutica und in dem Führer derselben das treueste Bild eines carnifex romanus kennen lernen gekonnt; denn auch das Ähnliche hat der

russische Knuter mit dem römischen von weiland, daß er selbst ein Verbrecher ist, der in den Gefängnissen gehalten und für solche Lederarbeiten abgerichtet ist.

Dies war nichts Lockendes und Appetitliches, aber das Volk, der geringe Bürger und der eingekleidete Soldat oder Landwehrmann, der zu Tausenden aus dem Norden und Süden gegen den Feind auszog, der Mut und die Lust der Gemeinsamkeit und der wirkliche Jubel, mit welchem er von allen Daheimbleibenden für den Kampf begrüßt, gesegnet und begleitet ward, kurz das Gefühl eines tüchtigen, tapfern, bei allen seinen Gebrechen sehr ehrenwerten Volkes ließen mich still in den Jubel einstimmen, wenn ich auch nicht mit ihnen joste und toste.

Hierbei stehe eine Episode, die Episode von der Ankunft der berühmten Frau von Stael und August Wilhelm Schlegels in Petersburg, mir in der Erinnerung immer noch merkwürdig, weil der Stand der Dinge und Personen im Herbste des Jahrs 1812 sich auch darin zeigen sollte. Diese berühmte Tochter des berühmten Genfers Necker, die mit kindlicher Treue in ihren Schriften den Vater gern zu einem großen Mann hätte stempeln mögen, war eine hochgebaute Schweizerin mit mächtigen Beinen und Füßen, aber mit herrlicher Stirn und gewaltigen Augen, wobei man leicht vergaß, daß ihr Bau nicht schön, ihre Haltung und Bewegung nicht anmutig, ja nicht einmal ihre Kleidung für anmutige Darstellung mit Geschmack gewählt war. Mit ihr war ein hübscher, junger Schweizer, ein Waadtländer namens Fontana*), den sie als Kriegsverwundeten einst freundlich bei sich gepflegt hatte, und den sie später geheiratet hat, und unser deutscher Wilhelm Schlegel, den sie an sich herangezogen hatte, um durch den gelehrten Mann in die Kunde der deutschen Literatur und in andres schönes Wissen von ihm eingeführt zu werden.

Er trat vor den Russen und vor uns Deutschen eben nicht deutsch auf sondern erschien, wo wir andern nach Zeitart und Kriegsart meist gestiefelt und gespornt einhertraten, wie

*) Der Begleiter der Frau von Stael, mit dem sie übrigens damals schon heimlich verheiratet war, hieß Rocca. (D. H.)

ein blank geschniegelter, französischer Abbé in Schuhen mit goldnen Schnallen und schneeweißen, seidenen Strümpfen und flüsterte meist sehr leise, was wohl in einer gewissen Furcht seinen Grund hatte, als flüstre man hier überall über dionysischen Ohren, indem er mir, der gewöhnlich wohl zu laut spricht, einmal zuflüsterte: „St! St! Hier in Rußland sind hinter allen Türen und Tapeten Ohren.“ Leider wahr, das mochte aber in jener Zeit der Tyrannei und Spionerei wohl in den meisten Hauptstädten Europas ebenso sein. Die Töchter und zwei Söhne der Stael waren auch mit.

Die lebendigste und politischeste Französin und unsern lebendigsten Stein miteinander zu sehen, das war dir ein Leben. Sie waren einig in ihrem Haß gegen Napoleon; sie mußte sich schon einige starke Steinsche Ausfälle und Aushiebe gegen ihre Franzosen gefallen lassen, er dagegen war entzückt durch einzelne Kapitel, welche sie ihm aus ihrem Manuskript sur l'Allemagne vorlas, und ich hatte die Not, daß er mir die Kapitel zum Abschreiben für Frau und Töchter gab. Ja eine Lust war es, diese beiden lebhaftesten, leidenschaftlichsten Menschen an Tischen und auf Diwanen in ihren lebendigsten Bewegungen gegeneinander stoßen und karambolieren zu sehen.

Diese Frau, in welcher Schönheit nie gewesen und die Jugendblüte verwelkt war, übte durch den treuen, klaren, liebenden Ausdruck ihrer Gebärde, ihres Antlitzes doch auch auf mich eine solche Gewalt, daß ich in ihr die Französin ganz vergaß; es war ein Spiegel hellesten Geistes und klarster Treue und Redlichkeit. Ich habe ihr wenigstens eine kleine Förderung im Gebrauche der französischen Sprache zu verdanken. Als nämlich Stein oder ein andrer mich als einen Halbsoldaten, als einen einmal im Zweikampf Verwundeten und Niedergeschossenen*), ihr darstellte und ich auf eine Frage von ihr antwortete: „Oui, Madame, j'ai été percé par un boulet,“ erwiderte sie mir lachend: „Comment, Monsieur? Vous avez eu un boulet dans le corps, et vous vivez encore?“ Ich will's gleich deutsch übersetzen, um die Spitze

---

*) S. Erinnerungen S. 90.

zu zeigen: „Wie, mein Herr? Sie haben eine Kanonenkugel im Leibe gehabt, und Sie leben noch?" Da lachte alles, und ich lachte mit. Ich hatte das verkehrte boulet für balle (Flintenkugel) gegriffen. Dies war praktischester Unterricht.

Ein Zeichen der Zeit, wie damals die Gemüter der Völker zueinander standen, und wie ein französisches Weib den Glanz und die Herrlichkeit seines Volkes immer empfinden wird, gab uns diese Frau auch. Sie war mit dem Waadtländer und ihrem Sohn ins französische Theater gegangen, um zu sehen, wie Racines Phädra auf den Petersburger Brettern gespielt würde. Und was hatte sich dort diesen Abend begeben? Es waren eben die Wochen, wo die ersten blutigen Schlachten und Gefechte vorgefallen waren, welche in unsern Berichten natürlich immer als Siege prangten, in welchen denn auch immer viel von den durch die Franzosen verübten Greueln, Verwüstungen und Brandstiftungen erzählt ward. So war alles Volk bis auf das alleräußerste aufgereizt und aufgestachelt, und gerade als die Stael auf den Petersburger Brettern die süßen, melodischen Töne Racines hatte deklamieren hören wollen, war auf dem Theater ein Zischen, Schreien, Fluchen und sogar ein Drohen: „Fort! Fort mit den verfluchten Franzosen!" ausgebrochen, das Stück hatte mitten im Spiel abgebrochen werden müssen, die Schauspieler hatten sich, um Mißhandlungen zu entgehen, durch Hinterpförtchen geschwindest und stillest fortmachen müssen. Ja dieser Russenzorn war so mächtig, daß von dieser Phädra ab das französische Theater lange geschlossen bleiben mußte. Da, an diesem Phädraabend, erblickte man nun die ganze, volle Französin, wie man in den Russen die vollen Russen erblickt hatte. Sie kam mit einer Verstörung nach Hause, als habe sie nicht nur eine Tragödie gesehen sondern selbst eine erlebt; sie zerwarf sich auf dem Sofa, weinte, ja schluchzte, obgleich es doch nicht zum Haarausraufen kam, und rief ein Mal über das andre: „O, ces barbares! O, mon Racine*)!" Das erstaunte uns, es kam uns von einer stattlichen Vierzigjährigen doch fast mehr

*) Etwas anders erzählt Arndt die Geschichte in den Erinnerungen S. 146.

als verwunderlich vor. Darin waren wir Deutsche. Sollte wohl eine deutsche Frau oder Jungfrau, wenn sie ein Stück Schillers oder Goethes von einer Bühne Londons oder Paris' mit Fluch und Hohn auszzischen und wegjagen hörte, solche Tränen und Stöhner und Schluchzer ausschütten und solche Jammerworte ausrufen? Ein wenig Französisches und Russisches der Art könnte uns bei Gelegenheit doch nicht schaden.

Hier, wo die Bilder soviel er Menschen und Völker wieder durch meine Erinnerung und aus ihr wieder aus meiner Feder gelaufen sind, stehe nun auch das Hauptbild, wie solches im Sommer des Jahres 1812 vor mir stand.

Der Freiherr Karl vom Stein war mittlerer Größe, dem Kurzen (ein rechter Kurzbold) und Gedrungenen näher als dem Hohen und Schlanken, der Leib stark und mit breiten, deutschen Schultern, Beine und Schenkel wohl gerundet, die Füße mit scharfer Rist, alles zugleich stark und fein wie von altem Geschlecht, dessen er war; seine Stellung wie sein Schritt fest und gleich. Auf diesem Leibe ruhte ein stattliches Haupt, eine breite, sehr zurückgeschlagene Eselsstirne, wie die Künstler sagen, daß der große Mann sie häufig haben solle; seine Nase (el rostro, wovon oben schon gefabelt worden) eine mächtige Adlernase, unter ihr ein fein geschlossener Mund und ein Kinn, das wirklich ein wenig zu lang und zu spitz war.

Hiebei sei ein für allemal gesagt, und zwar gegen diejenigen, welche immer mit der feinsten, weißen Haut und den silberklarsten, blauen Augen als dem Urstempel des edelsten Menschen und dem echtesten Geniezeichen herankommen, daß die beiden größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, Goethe und Stein, aus braunen Augen die Welt anschauten, mit dem Unterschiede, daß das Goethische Aug' breit und offen meist im milden Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, das Steinsche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr blitzte. In der Regel sprach dieses Aug' Freundlichkeit und Treue, aber wenn der Mann in sehr ernster oder gar, wenn er in zorniger Stimmung war, konnte es auch fürchterlich blitzen. Das war das Besondere bei dem edlen Ritter, daß sich auch bei der heftigsten Seelenbewegung auf seinem Gesichte gleichsam zwei verschiedene

Menschen abspiegelten. Seine Stirn, meistens auch sein Blick, wurden von dem Nebelgewölk des Verdrusses oder vollends von den düstern Donnerwolken des Zorns selten überzogen, dort leuchtete fast immer der klare, heitre Olymp eines herrschenden, bewußten Geistes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die heftigen, empörten Triebe, die wohl an einen Löwengrimm mahnen konnten. Fast immer trat er die Menschen, auch die gewöhnlichen, die nur Gewöhnliches zu bringen und vorzutragen hatten, mit sehr freundlichem Ernst an, aber seine Gebärde erfüllte doch die meisten mit Blödigkeit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Mensch des Sturmwinds, der reinfegen und niederstürzen sollte, aber Gott der Herr hatte in den treuen, tapfern, frommen Mann auch lieblichen Sonnenschein und fruchtbaren Regen für die Welt und für sein Volk gelegt.

Ich erinnere mich, was Savigny in Reichenbach, wo er ihn zuerst gesehen hatte, kurz von ihm sagte: „Welch ein prächtiges, herrliches Sultansbild habe ich in Stein gesehen!" In diesem Ausspruch mochte wohl ein wenig von dem Urteil seines Freundes Niebuhr mitsprechen. Ja es war ein imperatorischer, ein königlicher Mann, meinethalben ein Sultansgebild — alle Sultane sind doch nicht Menschenwürger gewesen. Er erschien mir auch oft so, daß er schwer werde dienen können und also herrschen und immer in erster Stelle stehen müsse. Seiner Sturmwindsnatur und daß es in ihm oft zu wild brausen und stürmen wolle, daß er in seinem Ungestüm zuweilen dem Jähzorn preisgegeben sei, und daß es dann mit ihm durchgehen könne, dieses Mangels war er sich wohl bewußt und klagte sich dann zuweilen wohl über alle Gebühr an, wie es denn seine Art war, als ein wahrhaft demütiger und rechtschaffener Mann seine Fehler nicht nur anzuerkennen sondern auch wieder gutzumachen, wo er glaubte, gute Menschen durch zu große Geschwindigkeit und Heftigkeit verletzt zu haben. Das habe ich an mir selbst und an vielen andern genug erfahren. Wie oft hat der fromme, tapfre Mann, von längst verschienenen Jahren, besonders von seinen Jugendjahren sprechend, im Bewußtsein dieser seiner natürlichen Leidenschaftlichkeit und anderer angebornen Feuertriebe, wie

solche in gewaltigen Herzen strudeln und sprudeln, gesagt: „Glauben Sie mir, der Mensch soll mit seiner Natur nimmer prahlen, wir sind, wie Dr. Luther sagt, alle arme Sünder; aus mir hätte ein Bösewicht werden können, hätte eine fromme Mutter und eine noch frommere, ältere Schwester meinen Knaben- und Jünglingsjahren nicht Zügel angelegt." — Und sein Geist? Wer kann das Wunder Geist, in einem jeglichen Menschen immer eine andere neue Erscheinung, beschreiben?

Er hatte in seiner Jugend zu Hause und auf der Göttinger Hochschule gute Studien gemacht, auch seines Volkes und Vaterlandes Geschichte und der Völker Geschichten durch Lesen und Reisen gelernt und später, da er als Beamter in Preußen dienen wollte und sollte, mit großem Fleiß und edler Sorge stracks zu erobern und zu erkunden gesucht, was Amt und Pflicht von ihm forderten, aber doch mochten manche, die sonst tief unter ihm standen, ihn an Kenntnissen und an erworbener Geschicklichkeit übertreffen, selbst seinen Zeitgenossen und Nebenbuhler Hardenberg nicht ausgenommen, aber es war ein Etwas in diesem Geist, etwas Unbeschreibliches und nur Andeutbares. Stein war in jedem Augenblick ganz und voll, was er war, er hatte in jedem Augenblick sein Gerät und Waffen immer fertig, ganz und voll immer bei sich, die Revolvers, die Umroller und Ausroller seines Geistes, hatten die Kugeln immer zum Abdruck bei der Hand; in hellen, frischen Stunden blitzte nicht bloß Verstand sondern auch Witz auf Witz aus seinem Munde.

Solcher Natur gemäß war Sprache und Rede; festgeschlossen und kurz floß es ihm von den Lippen, selbst in heftiger Aufregung und im zornigen Mute purzelten und stürzten seine Worte nimmer unordentlich durcheinander. Gradaus! und Gradddurch! war sein Wahlspruch; Mut und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede, diese hätten nimmer krumme, verschlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt ja und nein nimmer willkürlich wechseln können. Wenn dieser Mann als Minister ein offenes freies Parlament vor sich gehabt hätte, gewiß würde er für einen alles niederdonnernden, zerschmetternden Redner gegolten

haben mit seinem unbezwinglichen Mute und seiner Tugend und Kraft.

Dieser Mann, durch die jammervollen Geschicke seines Volkes seit fünf, sechs Jahren durch die Welt umhergejagt und ein Land der Freiheit und Ehre mit der Seele suchend, saß nun in Petersburg, saß und stand da bald als ein von vielen beneideter und gefürchteter Mann, im Rat des Zaren Alexander der Erste und Oberste; er hatte die letzten Fäden des Systems zerrissen, wodurch Romanzoff und andere seit dem Tilsiter Frieden für Napoleon und die Franzosen den Kaiser verstrickt gehalten hatten; Romanzoff selbst war gefallen, neue Verhältnisse waren mit England, Schweden usw. nach allen Seiten angeknüpft, neue Ansichten und Einsichten waren gewonnen und neue politische Gesichtspunkte gezeigt. So war Stein der erste Mann des Augenblicks, er bei den Seinigen, das heißt bei allen, welche seine Gesinnungen teilten und etwas von seinem Mut in der Brust hatten, der bewunderte, ja von vielen der angebetete Mann. Ich habe diese seine hohe Stellung in der russischen Hauptstadt für meinen kleinen Teil wenigstens als Augen- und Ohrenzeuge mit geteilt und genossen und in denselben Kreisen viel mitleben gedurft; durch ihn waren mir die Paläste geöffnet. Wenn ich nun zurückdenke an alle die Orte, wo ich den Gewaltigen habe wirken und wandeln gesehen, an Petersburg, Königsberg, Breslau, Dresden, Frankfurt usw., so ist er mir nie und nirgends als ein Glücklicherer und Mutigerer erschienen als in unserer Newaburg. Auf seinem Antlitz, in seiner Gebärde und Rede, in Schritt und Tritt schien er wie von frischer Jugendkraft neu durchschossen und mit einem Glanze des Mutes und der Hoffnung durchleuchtet und umleuchtet, daß ich alle seine kleinen, mitspielenden Zufälligkeiten, sein schon ergrautes Haar, seine durch Podagra zuweilen gehemmten und gekürzten Schritte darüber vergaß. Mit solchem Glanz und solcher Frische durchschritt er die Säle der Fürsten und die Paläste der Knesen, jetzt schon gleich einem glücklichen, triumphierenden Sieger. Ich habe ihn freilich mit dem Kaiser nicht gesehen — so hoch reichte in Petersburg meine Kleinheit nicht — aber ich kann doch mit einigen Strichen

zeichnen, wie er in der Gesellschaft von Prinzen und Bojaren sich trug; ich zeige es nur an zweien, an zwei solchen, wo er oft fröhliche Abende beim Teetisch zubrachte, und wo ich unter andern mitsitzen durfte. Man kann sich kaum vorstellen, und wenn man ihn in späteren Jahren wiedersah, konnte man seiner eignen Erinnerung kaum trauen, mit welcher Leichtigkeit und Witzigkeit dieser ernste, strenge Mann durch seine Gespräche und Einfälle auch die Freude schöner Frauen sein konnte oder vielmehr, wie schöne Frauen seine Freude sein konnten.

Den ersten Platz nehmen hier billig ein die herrlichen, mir unvergeßlichen Abende am Teetisch der Herzogin Antonie von Württemberg, gebornen Herzogin von Sachsen-Koburg. Ihren langen Herrn Gemahl, den Herzog Alexander, den Befehlshaber einer russischen Kriegsschar, hatte ich im Feldlager bei Smolensk nicht nur gesehen sondern war durch meinen Freund, den General Graf Chasot, bei ihm und, was viel lustiger war, bei seinem Generalstisch eingeführt worden, wo ich unter Prinzen und Obersten aller Art und allerlei Volks des Mittags bei Braten und Weinen, des Nachts auf Stroh und Heu mitgelebt habe. Antonie war die Tochter einer schönsten Prinzessin Reuß-Vogtland und die Schwester des jetzigen Königs der Belgier*), wie alle ihre Geschwister stattlich und schön und glückliche Mutter von einem halben Dutzend Söhne und Töchter. Ihre Mutter, die Reußin, war in ihren Tagen die schönste Prinzessin unter der Sonne genannt worden.

Diese edle Frau Antonie war nun ganz von den deutschen Gefühlen für Freiheit und Vaterland durchglüht und von Stein und von dessen Wollen und Wirken begeistert. Bei ihr erging man sich nicht nur in frohester Hoffnung sondern auch in freiester Rede, wie sie in Kaiserschlössern wohl selten erklingt, über Fürsten und Völker, wozu Stein wahrscheinlich zuerst den Ton angegeben hatte, und welcher sich in gleichem Sinn oft so ungezwungen fortsetzte, als wäre man im Hause eines guten Edelmanns oder reichen Plebejers gewesen. Hier

*) Leopolds I. (D. H.)

saß mein Minister mit heiterer Miene, in einer oder andern Ecke irgend ein Bojar oder Diplomat; auch der Schwede Armfelt war oft da, fast immer aber ein kleiner, dicker Mann, der seine eigne dunkle Ecke hatte, von wo heraus er mit freundlichsten Augen wie ein stiller Späher lauschte; er schien russisch schweigen gelernt zu haben. Dies war Oubril, der im Jahr 1805 vor dem Kriegsausbruche der sogenannten dritten Koalition auf deutschem Boden viel umhergefahren war und zwischen Napoleon, Rußland, Österreich, England usw. unterhandelt hatte.

Aber außer diesen stehenden Gästen waren oft auch einige nicht hochbetitelte Plebejer da, Gelehrte und Akademiker, unter ihnen der lebendigste, der Leibarzt Trinius. Da ward denn auf eine in Petersburg bis jetzt gewiß unerhörte Weise, wie die Welt frei und glücklich werden solle, freiestes Gespräch geführt, und freieste politische Lieder in deutscher, französischer, englischer Sprache, wie es sich gab, wurden oft angeklungen, wozu die Herzogin oft eigenhändig das Klavier schlug. Kurz, bei dieser edlen Herzogin war seit Steins Ankunft gleichsam ein kleiner politischer Klub, wo, als der Sieg die russischen Waffen zu krönen anfing und die Freude und Freiheit des Lebens von Tage zu Tage mehr wuchs, oft die wunderlichsten Gestalten und Persönlichkeiten eingeführt wurden. Hier erschien, um Menschliches und Natürliches auch einmal vernehmen und empfinden zu können, in der Schar der Hofdamen meistens im hinteren Inkognito versteckt zuweilen die regierende Kaiserin Elisabeth. Die beiden hohen Damen waren nach dem Gerücht ganz besondere Freundinnen, hatten sich auch beide über Ehefreuden manches Untröstliche zu vertrauen. Hier stehe ein Scherz, welchen der lustige Schwede Graf Armfelt der Kaiserin und uns allen einen fröhlichen Abend machte:

Unter andern seltsamen und hin und wieder abenteuerlichen Personen — unsereiner war ja auch als ein lauschender Abenteurer des Glücks an die Newa gekommen — erschien daselbst im Herbst ein Tiroler, weiland Adjutant des Tiroler Helden Andreas Hofer von Passeyr, des Namens Franz Fidelis Jubile, ein stattliches, schönes Mannsbild, ein Dreißiger. Er kam aus England und zeigte gern mit triumphierender

Miene eine prächtige, goldgefütterte Dose vor, aus dem Holz des Nelsonschen Admiralschiffes in der Schlacht bei Trafalgar, Victory, gemacht und dem tapfern Tiroler mit Dukaten gefüllt als Abschiedsgeschenk von dem Prinzen Regenten gegeben. Dieser echte tirolische, höchst lebendige, frische Mann ward in Petersburg wohl über einen Monat hin und her in vielen guten, patriotischen, deutschen und russischen Gesellschaften gefunden, war vom General Armfelt auch bei der Herzogin Antonie eingeführt, wo er seine Tiroler Schlachten und Gefechte erzählen und Volks- und Kriegslieder, auch Schimpf- und Schandlieder auf den Rheinbund und auf die Franzosen und Bayern singen mußte, wozu die Herzogin in ihrer Freundlichkeit und Begeisterung für die tirolische und deutsche Sache auf dem Klavier wohl die lustige Begleitung spielte.

Von diesem tirolischen Wunder war auch der Kaiserin Elisabeth erzählt, sie wollte den prächtigen Tiroler Schützen sehen und hatte sich einen Abend eingefunden und die kaiserliche Majestät unter den übrigen Damen und Hoffräulein versteckt. Armfelt war bestellt und befohlen, den Jubile mitzubringen, der in seinem Hause wirklich wie ein alter Kriegskamerad aus und ein ging. Der Tiroler ward nun für seine Erzählungen und Lieder durch die Herzogin gehörig in den lebendigen, lustigen Ton gesetzt und ihm Herz und Zunge durch reichlich gereichten und zugeklungenen Wein und Punsch in glühenden Silberfluß gebracht. Nun geschah gegen den Schluß der Belustigung, daß die Kaiserin aus der Reihe der Damen hervortretend über Tirol und die Könige von Bayern und Württemberg und die Höfe von Darmstadt und Karlsruhe, gleichsam als wenn sie von daher eine deutsche Landsmännin und Hoffräulein sei, sich mit dem Tiroler in ein lebendigstes Gespräch einließ und ihn absichtlich reizte, sich über die Fürsten, ihre Schwäger, Brüder und Vettern, frisch auszusprechen, was er auch ohne alle Umstände tat, und namentlich über Bayern, Württemberg und Baden gar nicht in den glimpflichsten Ausdrücken.

Als dieses Gespräch ein Ende haben und die Teegesellschaft sich erheben und auseinandergehen sollte und der Tiroler noch wie Abschied nehmend vor der hohen Frau dastand, faßte

ihn der Schalk Armfelt und sprach: „Vergessen Sie diesen Abend nicht, Sie sollen wissen, daß Sie heute mit der regierenden Kaiserin von Rußland gesprochen haben.“ Bei diesen Worten lief es dem armen Tiroler eiskalt über die Gänsehaut und sich allertiefst bis zur Erde verneigend stotterte er zur allgemeinen Ergötzung heraus: „Halten Euer Majestät meine Worte zu Gnaden, ich glaubte halt, Sie seien nur eine Hofmagd.“ Das Schrecken und die Angst bei der plötzlichen Enthüllung der kaiserlichen Majestät war dem wackern Tiroler nach seinem eignen Ausdruck so auf die Brust gefallen, daß er den Arzt hatte holen lassen und einige Tage im Bette liegen müssen.

Nach dem kaiserlichen Palast und seiner hohen Bewohnerin, der Herzogin Antonie, war eine Frau, welche von Stein wie von einem höheren Geist angeweht schien, und welche auch ihn wie ein Frühlingswind voll Maimondduft und Jugend wieder zu durchwehen schien. Dies war eine Gräfin Orloff, geborne Prinzessin Soltykow, nach der Überlieferung aus altem Zarenblute, wozu mehrere andere Häuser, z. B. die Gallyzin, Dolgorucky usw. gezählt zu werden pflegen. Es war wirklich eine lebendigste, reizende, durch und durch geistreiche Frau, zugleich von der allerliebenswürdigsten Einfachheit und einer natürlichsten Natürlichkeit, wie Gott der Herr einzelne seiner Lieblingskreaturen zur Freude der Menschen zu machen pflegt. Sie schoß aus ihren Augen, welche wirklich blaue Thusneldaaugen (eine russische Seltenheit) waren, mutige und gefährliche Strahlen und verstand auf die liebenswürdigste Weise mit unserm edlen Ritter zu spielen. Versteht sich, bei beiden war die gleiche tapfere Gesinnung auf Leben und Tod gegen den Reichsfeind Napoleon.

Dies war das erste Band, welches beide zueinander zog, aber das zweite war ihr funkelnder, blitzender Geist. Geist gesellt sich immer zum Geist, und eine geistreiche Frau hat vor dem Mann den Vorteil, daß sie sich sogleich, sei sie Baronin, sei sie Fürstin, frisch und kühn neben und über jeden Rang stellen darf. Dieser liebenswürdigen Frau sah man es aber an jeder Gebärde an, daß sie an dem vollen Mut und der tapfern Wahrhaftigkeit unseres deutschen Ritters in

der Tat schwelgte; sie war von der Kraft und Tugend des Mannes, welche in jedem Lande selten ist, in Rußland wohl seit Suworows Tode gewiß die seltenste ist, wirklich entzückt, ja sie war in sie verliebt. Es war eine Lust, diese beiden beisammen zu sehen, wie sie Witz und Rede wechselten. Da sprach auch Stein unverhohlen aus, daß es schade sei, daß ein solches Weib in Rußland leben und sterben müsse. Er war von dieser ganz anders ergriffen als von der französischen Neckerstochter.

Ich bin in diesem Hause oft und viel wie zu einem häuslichen Mittagsessen gewesen, wie solche Mittagsessen in Palästen in Petersburg sind, aber ich habe im Lande Moskowien keine einfältigere und natürlichere Seele gesehen, als diese vornehmste Knesin in ihrem Leben und Wesen war. Ihr Gefühl tändelte nicht, einen Stein hätte sie wohl nimmer vertändelt, obgleich er in solchen geistigen Naturspielen oft wieder ganz jung werden konnte, wenn auch das Spiel immer mit edlem Ernst anfing und mit edlem Ernst endigte. O sie fielen, ohne zu wissen, wie, oft in die allerernsthaftesten Dinge hinein. Ich führe hier nur eines an, wo er durch den Ernst des Gegenstandes so ergriffen ward, daß er ganz Rußland und auch seinen Liebling schalt, so daß sie ihre Tränen zu verbergen zum Schnupftuch greifen mußte und in weiblicher Verzweiflung beinahe in sich versinken wollte.

Sie hatte das Gespräch, ein ernstes, begonnen, über den Krieg und seine Erfolge, über den Mut und Patriotismus des russischen Volkes und dabei über viele Mängel der Verwaltung, über die Unredlichkeit und Bestechlichkeit, welche durch alle Klassen der Beamten und auch über die meisten Obersten und Generale hingehe, und wie Stolz und Unabhängigkeit des Charakters auch bei den Vornehmsten eine Seltenheit sei. Das Gespräch ward zuletzt ein sehr ernstes Kapitel, welches in eine Steinsche Strafrede sur l'éducation et les moeurs de la noblesse russienne auslief, wobei Stein die Gräfin auf ihr eignes Hauswesen und auf die gewöhnliche Tischordnung des Palastes hinwies mit den Worten: „Woher soll Sitte und Zucht in diesem Lande kommen, wo die Kinder, wie auch in Eurem Hause, in einem tatarisch=kalmückischen

Gemisch und Zusammenleben aller Alter und Geschlechter aufwachsen und das Einfache, Edle und Strenge nimmer zu sehen bekommen?" Das war der Punkt, das waren die Dornstiche, womit der Ritter der edlen Frau das Herz durchbohrte, und wodurch sie so schrecklich bewegt ward.

Jetzt muß ich ein wenig erzählen, um auch dies zu erläutern:

Rußland herrscht über ein Drittel Asiens, über den zum Teil fast mit ewigem Eise bedeckten äußersten Norden bis an die Grenzen Chinas, Tibets und Japans; die rauheste Luft und auch die roheste Barbarei weht darüber hin, es ist der wilde Hauch des alten, verrufenen, sagenhaften Turan. Ein Wunder wäre es dann, wenn es nicht auch in Petersburg viel Asien atmete und lebte, wenn die sogenannte asiatische Einfalt des Lebens und Regiments sich dort nicht in einer gewissen asiatischen, gleichsam unvertilgbaren Einförmigkeit und Roheit zeigte. Wenn ich so das Treiben und Wesen in den russischen Palästen und in den Sälen der Vornehmen und Reichen mir betrachtet habe, ist mir ungefähr die Zeit eingefallen, welche man das dritte Jahrhundert der alten Imperatoren Roms oder die Zeit des sechsten, siebenten Jahrhunderts der ersten Merowinger in Gallien an der Seine und Loire nennen könnte: eine rohe, grausame Geschichte von Herrschaft und Knechtschaft, oft ein einzeln freundliches, wo eine ungezwungene Gleichheit zu herrschen scheint, wo aber öfter Barbarei, Willkür und Grausamkeit, häufig wie in possenhaften Spielen des Scherzes dann plötzlich wieder hervor und dazwischen springen. — Ein russisches Gastmahl zu Mittag und Abend in einem Palaste im Dezember und Januar: zehn oder zwanzig, dreißig Schlitten, mit zwei oder mit vier Rossen bespannt, vor den Toren und Türen haltend, die Pferde gegen die Kälte bis über die Ohren mit Decken oder gar mit Pelzen behängt und ungeduldig so drei, vier, fünf Stunden im Schnee stehend, stampfend und wiehernd; die Kutscher und Bedienten, oft zu Zahlen von vierzig und fünfzig schnarchend in den Vorhallen, vor allen Türen, auf allen Treppen hingestreckt, die Gäste, die Wirte und ihre Diener, Köche und Kellner dazwischen durchlaufend oder darüber hintretend, auch wohl sie mit den

Füßen tretend oder fortstoßend, daß es unter denselben schreit und flucht.

Das ist so eine kleine Äußerlichkeit der Bewegung vor den Sälen und Gemächern des Palastes, aber in den Nebenhäusern und Hinterhäusern desselben sieht es noch ganz anders aus, da ist selbst in alltäglichen Sitten und Bräuchen eine Weise, wie man sie sich sicherlich in dem sechsten, siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bei den Merowingern und ihren Edlen und Magnaten vorstellen muß. Dies zeigte die Hauseinrichtung und selbst die Haustafel der edlen, tugendhaften und geistreichen Knesin Orloff-Soltykow.

Der Palast Orloff selbst ein hohes, mächtiges Gebäude; der Hinterteil ein langer, breiter Hof, zu beiden Seiten mit langen, zweistockigen Nebengebäuden. Was lebt und wohnt in diesen? Alle möglichen Handwerker: Schuster, Schneider, Schlosser, Schreiner usw. und in den besseren Zimmern die Klassen, welche den verschiedenen Ordnungen der Künste und Wissenschaften angehören: Lehrer und Lehrerinnen jeglicher Art (sogenannte Utschitel), Sprachmeister, Tanzmeister, Fechtmeister, Maler und wie die Gattung sonst genannt wird, welche an europäischer Bildung arbeitet, kurz alle Sprachen, Deutsche, Franzosen, Italiener, durcheinander. Solcher saßen mehrere an der Orloffschen Haustafel an ihren bestimmten Plätzen, ebenso ein Dutzend und mehr Jugend, welche von ihnen aus dem Groben gearbeitet und glatt gehobelt werden, darunter mehrere adlige Knaben — ich meine, die Orloffs hatten keine Kinder — mit ihnen zehn, zwölf andere Kinder verschiedener Völkerstämme des weiten Rußlands (Kirgisen, Kalmücken, Tataren), je ein ausgesuchtes Exemplar, je ein Männlein und Weiblein, alle, damit es recht bunt würde und bliebe, in ihren Volkstrachten, versteht sich, in seidene und wollene Kleider, Tücher und Bänder und in feinere Stiefeln und Schuhe verwandelt, wie es dem Palaste und der Tafel eines solchen Knesen geziemte.

Solche Kinder nun in solchen Palästen und in den allgemeinen Künsten und Übungen gleich Grafen- und Fürstenkindern erzogen und oft, wenn ihr Los glücklich fällt, wenn die Kirgisin oder Tatarin schön und reizend ist und ein

französisches Lied oder eine italienische Arie zum Klavierspiel herausgurgeln gelernt hat, kann sie möglicherweise auch einmal eine Gräfin und Knesin werden, und wenn der Tataren- und Kalmückenjunge Schönheit und Gestalt hat, kann er allenfalls zum russischen General aufsteigen.

Dies ist auch ein Asien; und solches Glück ist nicht selten ein russisches Glück. Wer war Potemkin? Man sagt, das war eines Bauers Sohn. Katharina sah den reisigen, blondlockigen Jüngling, der als ein junger Pope in Smolensk einherschritt; er gefiel ihren Augen, ward alsbald als Offizier in die Leibwachen eingestellt, schritt in Rang und Gunst der nordischen Semiramis mit Riesenschritten vorwärts, in wenigen Jahren regierte er ihr Herz, ihre Schlösser und Heere. Dies ist asiatisches, dies ist russisches Glück: geschwindes Steigen, aber oft auch geschwindestes Fallen.

Diese Orloffsche Tischordnung erregte also einen Sturm von Reden und eine Flut von Tränen zwischen den beiden trefflichen Menschen. Aus Stein sprach hier nicht bloß der Reichsbaron, den die Mischung der Stände und Völker, die er hier erblickte, ärgerte, nein, sein sittliches Gefühl machte sich Luft: „Wie wollt ihr edle, selbständige Männer bilden bei solchem wüsten Gemisch, wo sich das von Kind auf bunt durcheinander treibt, wo die Geschlechter verschiedenster Art bis zum Jünglingsalter so gemischt werden? Wie kann da das Gefühl von Zucht, Ordnung und Sitte je entwickelt und rein erhalten werden?"

Ich lebte denn — ich war damals ein sehr rüstiger, frischer Mann, und es war ja die allerfrischeste Zeit — unter Steins Schirm nicht allein in Palästen sondern auch in manchen guten Bürgerhäusern von Kaufherren, Bankern und Gelehrten und des Abends oft unter meinen Genossen eben von der gelehrten Gilde, von welchen ich nur Adelung, Fuß, Krug, Trinius, Stofregen und Storch nennen will und auch den Liebenswürdigsten von allen, den Weltumsegler Krusenstern. Ein berühmtes Paar Petersburger Lichter habe ich nur zuweilen berührt; sie waren mir doch zu sehr moskowitisiert worden und konnten ein gewisses steifes und blankes Hofkleid nicht ausziehen in Tagen, wo vor der gewaltigen

Macht der Dinge viele bunte Zieraten des Lebens abgestreift wurden. Diese beiden Männer hießen der Pommer Schubert und der Sachsenhäuser Frankfurter Klinger. Alle diese Genannten sind deutsche Namen, und in Petersburg werden kaum andre als deutsche Namen als Gelehrte gezeigt werden dürfen. Wie sind nun diese Deutschen hier in der eisigen russischen Hauptstadt an der Newa? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten; doch will man darüber eine Antwort haben. Ich gebe diese Antwort denn in Gottes Namen wie ein herodotisches Wie mir deucht.

Kein Mensch steht auf dem Boden seiner Geburt und auf der Art seines Volkes so fest, daß er in einem fremden Lande und unter einem fremden Volke nicht vielfältiglich verändert und wenigstens in seinem Äußern noch mehr als in seinem Innern mit andern Farben als mit der Naturfarbe seines Volkes angestrichen und überfärbt werden könnte, wenn jene Naturfarbe bei Gelegenheit auch immer noch etwas durchschimmert. Petersburg ward im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an den äußersten Grenzen der deutschen Zunge, wo diese Zunge selbst nur noch mit schwächeren deutschen Tönen tönte, von Peter I. gegründet. Seine nächsten Anwohner lieferten zum Teil auch seine ersten Einwohner; diese Anwohner hießen Esten und Liven, über welche die deutsche Sprache als die Sprache der Ritter und Städtebürger, hin und wieder auch schon mit etwas schwedischer Art und Sprache gemischt, als die herrschende oben schwebte. Also ist hier begreiflicherweise der ursprüngliche deutsche Grundton jener deutsche, wie er in Estland und Livland herrscht.

Die Art der deutschen Kurländer, Esten und Liven ist doch an diesen äußersten deutschen Ostgrenzen im Ablauf von sechs, sieben Jahrhunderten, wo sie mit dem Schwert zurückerobert wurden, von dem eigentlichen alten Deutschland eine sehr verschiedene geworden; es ist, wie ich oben mehrmals angedeutet habe, ein Hauch slawonisch-polnisch-russischer Leichtigkeit und Leichtfertigkeit, die von der deutschen Schwere und Ernsthaftigkeit sehr fern liegen, nicht bloß darüber hingeweht sondern auch an vielen Stellen hineingeweht worden.

Von diesem Lebensodem der weiland äußersten deutschen Ostseelande muß natürlich jeder deutsche Kaufmann, Handwerker und Gelehrte, den sein Geschick nach Petersburg geführt hat, mit der Zeit einen guten Teil einatmen, er muß in vielen den Eingebornen allmählich ähnlich werden. Außer dieser unvermeidlichen Verähnlichung droht dem gebildeten, vornehmen Deutschen aber noch ein anderes, nämlich in der hohen und vornehmen Gesellschaft, wie sie hier gewöhnlich ist, viel von dem Übermut und der Menschenverachtung anzunehmen, welche in Ländern der Knechtschaft auch unvermeidlich erwachsen.

In solchem Übermut, in solcher jämmerlichen, kalten Hoffart, der Nichtigkeit aller Nichtigkeiten, habe ich leider manche Deutsche hier kennen gelernt; die beiden Zuletztgenannten, Schubert und Klinger, trugen davon die traurigen Zeichen, beide sonst an Leib und Geist stattlichste, schönste Männerbilder. Schubert war bloß der Glatte, Hoffärtige, Abgeschlossene, der da gefühllos auf den gewöhnlichen Haufen der Menschen herabsieht und nur die Künste und Listen achtet und ehrt, wodurch in der Welt hohe Staffeln erstiegen werden; nach seiner Haltung und Gebärde war er auch als Jüngling wohl kaum einer edlen Begeisterung fähig gewesen. Es gibt Gesichter, auf welchen das mit leserlichsten Zügen geschrieben steht. Er bewunderte Napoleon und sprach, als wir anderen von Siegen und vom Untergang des Verderbers träumten, ganz trocken vor mir aus: „Sie sehen die Welt und Geschichte mit ganz verkehrten und geblendeten Augen an, lieber Landsmann: der Starke allein hat auf Erden das Recht zu herrschen; die meisten Menschen, glauben Sie mir, sind doch nichts als Gesindel, und man muß sich freuen, daß es solche Nimrode als Napoleon einmal wieder auf Erden gibt, Grundwühler und Aufräumer, welche die seit Jahrhunderten aufgetürmten Dreckhaufen auseinanderwerfen. Hier sind Sie auf der rechten Stelle, hier können Sie lernen, wie man auf Dreck treten muß.“ Also das hatte der Greifswalder Schubert hier nur gelernt? Nein, eine große Anlage dazu hatte er gewiß mitgebracht.

General Klinger, der Sachsenhäuser, war von Natur

gewiß andrer Art, der siebenzigjährige Greis*) stand da in rundester, mannlichster Stattlichkeit und Schönheit, ein metallener, wie aus Erz gegossener Mann. Als ich ihn zuerst sah, sah ich ihn freilich sehr gebeugt: in der Schlacht von Borodino hatte er seinen einzigen Sohn, auch sein einziges Kind, einen Garderittmeister, verloren. Man kennt ja seine Schriften, es ist etwas kaltes Geistiges und Dämonisches, doch über diese Welt oft Emporschwebendes darin; doch weht bei einzelnen Anstrichen und Anhauchen des edlen Gefühls im ganzen ein kalter, stolzer Wind vornehmer Betrachtung darüber hin, zuweilen eine Sentimentalität, die man eine Newasentimentalität nennen möchte, wie einen bei glühender Kaminhitze oft friert. Dieser war mit Goethe zugleich von der Frankfurter Bahn in die Welt ausgelaufen; aber wie fern von der Goethischen erquickenden Liebes- und Lebenswärme! Es erschien in dem General doch zu sehr der russische General; wenn man Blick und Gebärde an ihm betrachtete, hatte er davon auch wohl vieles aus Deutschland mitgebracht, wozu Rußland und die im russischen Dienst gemachten Erfahrungen wohl ihre Zugift gegeben hatten. Doch erblickte man in seinen prächtigen Augen und in seinem Antlitz, dessen Herrlichkeit an das Antlitz seines Jugendgenossen Goethe erinnerte, daß Jahre gewesen waren, wo er die Welt wie ein fröhliches, deutsches Blumengefild, nicht wie ein hartes, asiatisches Rußland empfunden hatte. Er war bei einer gewissen trotzigen Herbheit sehr freundlich zutraulich zu mir und sagte mir, als ich ihn etwa das drittemal besuchte: (ich hatte in Petersburg ein bißchen diplomatisch galoppieren gelernt) „Was wollen Sie hier? Sie gehören, wie ich Sie mir betrachte und auslege, nicht hierher; die Menschen hier kann man nicht genug verachten. Gewöhnen Sie sich nur recht grob zu sein; will man nicht mit ihnen laufen, ist das das beste." Vielleicht glaubte er, ich sei hierher gekommen, um auch ein sogenanntes Utschitelglück zu machen, wie hinter dem Kandidaten Ostermann aus der rheinischen Grafschaft Mark später noch viele andre.

---

*) Friedrich von Klinger **war 1752 geboren, damals also erst** 60 Jahre alt. (D. H.)

Begreiflich, daß ich, der in der Atmosphäre der Stein und Trinius lebte, Männer gleich diesen zwei beiden nicht oft sah.

Ich hatte noch eine Genossenschaft, mit welcher ich gewöhnlich lebte und mich an derselben Mittagstische meistens sah. Es waren die tapfern Kriegsmänner, welche auf Deutschlands Erhebung hofften und ihre Herzen und Degen darauf gerüstet hielten. Zu diesen kamen noch in unsern beiden letzten Petersburger Monaten in Angelegenheiten des Heers, worin sie gegen die Franzosen stritten, oder in Sendungen an den Kaiser und an Minister Stein oft andere unsrer besten Degen. Clausewitz, Chasot, Pfuel usw. — kamen und verschwanden zu frischer, blutiger Arbeit.

Auch kamen und verschwanden, unter allerlei Kappen und Masken verhüllt, in Aufträgen des eigenen Herzens oder in Geschäften, die mir verhüllt blieben, wahrscheinlich auch, um den Lauf der Dinge hier zu erspähen oder ihren endlichen Auslauf besser zu ahnen, mehrere wackre deutsche Männer aus dem Westen, von welchen ich nur den Obersten Boyen, Scharnhorsts Freund und unseren späteren Kriegsminister, und den Obersten Adolf Lützow nenne.

Das gab frisches, soldatisches Leben und einige soldatische Freudengelage. Noch erinnert's mich, wie ich mit Boyen und dem Grafen Dohna von unsrer Legion ein Dutzend Donsche Champagnerflaschen geleert habe, die der Kaufmann Karl Scheer mir als eine Merkwürdigkeit für solches Festgelag geschenkt hatte. Dieser wackere Scheer, jetzt in London, war der Sohn eines pommerschen Pastors, Nachbar und Beichtvater meines seligen Vaters. Karl Scheers Freundlichkeit versah mich bei meiner winterlichen Abreise noch mit einem Dutzend des herzhaftesten Portugiesweins. Solche sind auch liebe Erinnerungen des Alters.

Endlich war eine große Entscheidung gekommen, die Mordschlacht bei Borodino an der Wiäsma*) war geschlagen; obgleich als ein Sieg verkündigt und mit Pauken und Trompeten und mit Geläut von allen Türmen gefeiert, von den Russen

*) Borodino liegt nicht an der Wiäsma, sondern an der Kolotscha. (D. H.)

verloren und bald von jedermänniglich als eine verlorne Schlacht erkannt worden. Und nicht lange — so erklang die Botschaft, Rostopschin hat Moskau in Flammen aufgehen lassen, und Napoleon ist in den Kreml eingezogen.

Den Tag, als diese Nachricht ankam, hatte Stein eine Mittagsgesellschaft zusammengeladen, vorzüglich auf den wackern Hessen, General Dörnberg, der eben aus England angekommen war. Ich sollte auch mit an diesem Tische sitzen und ein gewisser Staatsrat F., den Stein sonst wohl leiden mochte, über welchen er sich aber heute früh also aussprach: „Eben war der F. bei mir, hatte ein Gesicht wie ein Weib, dem sich im Bauche die ersten Wehen krümmen und kramen; ich wollte ihn anfangs auch einladen, als ich aber seinen Wehe-schrei über Moskau hörte, und daß wir nun leider bald einen schlechten Frieden haben würden, ließ ich den armen Sünder. Mut, lieber Freund, Mut gilt's für den Mann im Leben! Wer weiß, ob wir nicht noch ein paar hundert Meilen weiter gegen Osten, bis nach Kasan und Astrachan reisen müssen? Ich habe mein Gepäck im Leben, wie oft, wohl drei-, viermal verloren. Einen Tod kann man doch nur sterben. Heute mittag wollen wir doch auf gutes Glück trinken." Und wir haben auf gutes Glück frisch getrunken und angeklungen.

So er und wir andern, die heute mittag mit ihm und dem Dörnberg auf Altengland und auf gutes russisches und deutsches Glück und auf Wellington und seinen spanischen Kampf anstoßen sollten; aber die moskauischen Rostopschin-flammen, wie sie die Kühnen und Mutigen erfreuten, schreckten die Kleingläubigen und Feigen. Ihnen voran war die alte Kaiserinmutter, die sonst so stattliche Württembergerin, und ihr zweiter Sohn Konstantin, der durch alle Gassen und Paläste Frieden! Frieden! schrie.

Wenn die Borodiner Schlacht und der alten Hauptstadt Brand in solcher Weise die Herzen erschütterte und Millionen Beine und Zungen in Bewegung setzte, stand mein Ritter fest und unerschütterlich da. Nie habe ich ihn frischer und rüstiger gesehen als in diesen entscheidenden Wochen. Auch Kaiser Alexander stand und hielt fest, wieviel auch an solcher

Stellung gezupft und gerüttelt werden mochte. Ich habe nicht mitgesessen im innern Rat und weiß nicht, wieviel er sich auf Steins Mut und Tugend gestützt hat; genug, trotz aller Neigungen und Senkungen nach der andern Seite hin und trotz Napoleons Sendungen, Friede ward nicht geschlossen, und endlich kam eine Freudenbotschaft nach der andern, daß der große Überzieher der Völker und Durchzieher der Länder mit seinen Heerhaufen durch Eis und Schnee einige hundert Meilen von Osten gegen Westen die Rückreise angetreten habe. Hier stehe nun eine Erzählung, welche mir der Minister Graf Uwaroff nach dem Erlebnis eines kaiserlichen Freudengastmahls gemacht hat, bei welchem Steins Mut und Kühnheit alle Russen zum Erschrecken und zur Bewunderung hingerissen hat.

Die alte Herrin und Kaiserin hatte sich dort auch erhoben, jetzt bei der Nachricht von dem Rückzuge und der Flucht der Feinde von ihren Schrecken erlöst, hatte, auch von dem allgemeinen Siegesmut angesteckt, dem Minister Stein gegenüber ihre stolzen Württemberger Lippen ungefähr mit den Worten aufgetan: „Wenn jetzt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Grenzen entrinnt, so werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein.“ Bei diesen Worten, so erzählte Uwaroff, sah man Stein im Gesichte rot und längs seiner großen Nase vor Zorn weiß werden, sich erheben, verneigen und in geflügelter Rede also erwidern: „Ew. Majestät haben sehr unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes, treues, tapfres Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen, nicht des deutschen Volkes schäme ich mich sondern meiner Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk hatte schuld, man wußte es nicht zu gebrauchen. Hätten die deutschen Könige und Fürsten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzose über die Elbe, Oder und Weichsel, geschweige über den Dniestr gekommen.“ — Und die Kaiserin hatte die Rede aufgenommen, wie sie nicht anders konnte, und mit aller Fassung gedankt: „Sie mögen vielleicht recht haben, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion.“

Hier muß zum Schluß noch einiges stehen über den unmittelbaren kaiserlichen Palast:

Ich habe den Kaiser in Petersburg, ich habe ihn später am Rhein und zuletzt noch einmal in meinem Bonn gesehen. Äußerlich ein schöner, schlanker Mann, blonden Haars und grauer Augen, mit hübschen, feinen Gesichtszügen, mit einem gewissen Ausdruck von Weichheit und Empfindsamkeit, mit jener eigentümlichen Freundlichkeit, welche gleichsam die Gegenfreundlichkeit erwartet, kurz welche ein gewisses Etwas hatte, was man in weiblichen Gesichtern buhlerische Eitelkeit nennt. Er machte nicht den Eindruck eines über 70—80 Millionen Menschen herrschenden Kaisers; aber Stein war jetzt voll seines Preises und seiner Festigkeit, in der vollsten Überzeugung von seiner Treue und Hochherzigkeit und schaute in diesem Glauben fröhlich in unsern Westen hinaus.

Die alte Kaiserin? Ein Teil von ihr ist schon dargestellt. Sie stand in den Fünfzigen, eine schöne, stattliche Dame aus dem württembergischen Pelopidenstamm, die glückliche Mutter von stolzen Söhnen und schönen Töchtern. Ich habe sie nur von fern gesehen. Die sie näher kannten oder die zunächst unter und in ihrem Bereich und Erreich standen und wirkten, rühmten und verklagten zu gleicher Zeit ihre Festigkeit und unermüdliche, unruhigste Tätigkeit. Ihr Sohn Alexander hatte manches Öffentliche, besonders was der Wohltätigkeit und Erziehung angehörte, z. B. weibliche Spitäler, Fräuleinerziehungs= und Fräuleinpensionsanstalten unter die höchste Obhut seiner Mutter gestellt. Die Männer, auch die würdigsten, welche unter ihrer Hand standen, klagten über ihre unruhige Tätigkeit, welche die Behörden mit und um tausend Kleinigkeiten ermüde und zerquäle, und dabei bedauerten sie ihre stammfeste Gesundheit, daß sie oft stundenlang an derselben Stelle und vor demselben Geschäft auf ihren Füßen stehen und ihre Untergebenen, welche vor ihr natürlich im unverrückten Stehen beharren mußten, fast zur Ohnmacht niederstehen könne. Also eine Tyrannin, welche die Leute allenfalls totstehen konnte.

Die junge Kaiserin, von fern eine anmutige, zart schwebende Erscheinung, in der Nähe schon das Verblühen, schlanken

Wuchses, freundlichster blauer Augen, ihr Gesicht ganz von Freundlichkeit überzogen, aber doch mit dem Ausdruck einer schmerzlichen Empfindung. Sie war keine glückliche Frau; sie hatte ein Kind gehabt, das früh starb, jetzt kinderlos, also eine unglückliche Zarin.

Alexander hatte neben ihr eine erklärte Geliebte, die Oberhofmarschallin Fürstin Narischkin. Da ward auch von kaiserlichen Kindern, von sogenannten Bastarden, gemunkelt, die Leibärzte munkelten dagegen: sie gehören dem Kaiser nicht, er bilde sich da wie in vielen andern Dingen auch mehr ein, als er könne. Bekannt war, daß er in Rußland, später auch in Deutschland und Frankreich jedem anmutigen Weibergesichte in den Salons immer recht geflissentlich die Cour gemacht hat. Sie munkelten da wieder: Das alles ist auch nur Schein, ein ungefährlicher Schein, die Männer können ihn ohne Sorgen vor ihren Weibern umherspielen lassen. Was weiß ich es? Aber solche Aussprüche der Kunstverständigen und kaiserlichen Leibärzte und Bettvertrauten weisen doch auch auf etwas hin, was auch einige politische Rollen erklären hilft, die Alexander durchgespielt hat, oder die mit ihm durchgespielt sind. Ich meine auch wohl, außer den freundlich wohlwollenden Blicken, womit das kaiserliche Gesicht fast jedem Nahenden entgegenstrahlte, war doch noch ein gewisser Schein da, den man bei jungen Offizieren wohl einen Schein bewußter und studierter Eitelkeit zu nennen pflegt.

Konstantin. Die Mannsgestalt stattlich, mannlicher als des Kaisers, der Kopf mit Nase und Augen etwas wie kalmückisch-mongolisch aufgestülpt und zurückgestülpt; er machte den Eindruck vieler Russen mit mongolisierten Gesichtern. Daß er kein Mann des Mutes war, ist schon erzählt. Von wilden und wüsten Garnisonsgeschichten, von bösen Abenteuern mit Weibern und Mädchen, die der Zarensohn mit gleichen Genossen getrieben haben sollte, wie sie bei manchen wilden Offizieren und Kavalieren nur zu gewöhnlich sind, ward über diesen Prinzen, vielleicht auch weil er ein Zarensohn war, viel Tollstes erzählt; aber gottlob! es gibt wenige monstra nulla virtute redempta; so will ich denn von dem jungen Zar auch etwas Gutes erzählen; ich erzähle hier einem

Heimatsmann, dem wackern Akademiker Adelung nach, der die geheimen Geschichten der kaiserlichen Schlösser vor den meisten kannte.

In dem nächsten Bezirk um Petersburg und Zarskoje Selo lagen einzelne Dörfer und Höfe, früher zum Teil von deutschen Kolonisten angelegt, gleichsam ein peculium imperatoris, oder richtiger gesagt, ein peculium gentis imperatoriae. Kaiserliche und königliche Familien haben oft dergleichen Stiftungen und Anlagen als Zeichen patriarchalischen Urzustandes, aus welchem auch sie hervorgegangen sind, als Zeichen einer menschlichen Liebe und Herzensfreundlichkeit gegen alles und jegliches Menschengeschlecht, womit sie dem kleinen Volke, vorzüglich dem einfältig lebenden und liebenden Bauervolke, bisweilen ein Zeichen zu geben lieben, daß sie sich auch erkennen als ursprünglich von Adam her gleiches Stoffs mit ihnen. Die besagten Höfe und Ansiedlungen waren nach der großen Katharina und Kaiser Pauls Tode unter die Söhne verteilt. Da hatte denn für seine Unterhabenden, für alt und jung, für hilflose Witwen und ihre Töchter, auch für die Zucht und Schule der Kinder, keiner so treu und liebreich gesorgt als eben Prinz Konstantin. Sollte man hier nicht fast sagen müssen: Es ist die Geschichte von dem Fuchs, der alles Gevögel und Gefieder, was ihm in den Weg kommt, zerreißt und verspeist, der aber das Huhn, das hinter seiner Hütte seine Eier gelegt und ausgebrütet hat, und die Kinder des Huhns ruhig um sich spielen läßt.

Doch genug, übergenug von Petersburg. Der Weltkampf zog von dem Osten jetzt gegen Westen; wir blickten jetzt mit dreifacher Sehnsucht in diesen Westen und in die geliebten Heimatlande hinein: wir wollten und mußten mitziehen. Wir hatten große und gewaltige Tage, wir hatten auch manche fröhliche Tage in Petersburg verlebt: wir hatten unter vielem Traurigen und Widerlichen doch viele Erscheinungen eines tapfern und ehrenhaften Volkes gesehen. In den ersten Tagen des Wintermonds des Jahres 1813 war unser Gepäck geschnürt, des Ministers Kutsche ward auf einen Schlitten gestellt, ein mächtiger Packwagen, ebenso gestellt, mit unserm Gepäck, fuhr hinter ihm; ich saß neben dem Minister, wir beide nach

hiesiger Landesüblichkeit leidlich in Pelzwerk gehüllt, zwei Diener vor uns, ein kaiserlicher Feldjäger unsern beiden Schlitten voranfliegend, ein zweiter uns nachklatschend. So fuhren wir in der dunkeln Abendstunde*) — es läuteten eben alle Petersburger Türme die Abendbetstunde — gegen Südwesten hinaus der Düna zu.

Den folgenden Nachmittag machten wir in Pleskow Halt, unsern lieben General Chasot**) zu besuchen, der dort eine Station genommen hatte, um aus den Tausenden deutscher Gefangenen für unsre Legion zu werben. Ach, wie fanden wir den trefflichen Mann? Besinnungslos am Lazarettfieber niederliegend. Er war von seinen Rekruten angesteckt, von welchen auch die meisten den vollen Tod schon im Leibe hatten. Sein Adjutant von Tidemann, ein geborner Preuße, führte uns an sein Bett, den Minister warnend, seinem Aushauch nicht zu nah zu treten. Ich drückte dem Tapfern die Hand, Stein aber, ihn auf die Stirn küssend, rief dem warnenden Tidemann zu: „Ei was, Lebensgefahr! Wir stehen immer zwischen Leben und Tod, aber auf diesem Felde steht man doppelt dazwischen.“ Wir sollten den vortrefflichen Mann nimmer wieder sehen — in einigen Tagen war er eine Leiche, ich mußte seiner Tochter seinen Tod melden.

Das war ein Trauerbesuch und eine Traurigkeit. Als wir zurückkamen, begegnete mir eine Ärgerlichkeit, so daß ich mit doppelter Wahrheit singen und sagen konnte: *O trauriges Pleskow am Peipussee****)! Unsre Bedienten, unsre Feldjäger waren, sich zu vernüchtern, insgesamt in die Schenke gegangen und hatten unsre Schlitten unbewacht stehen lassen, da war die moskowitische Fixfingrigkeit, die ich auf meiner Reise von Brody über Moskau nach Petersburg den vorigen Sommer in manchen kleinen Denkzeichen und Diebszügen aus meiner Garderobe schon genug erfahren hatte, sogleich über unsern Gepäckschlitten her gewesen; ein mächtiger Mantelsack, den ich bei der geschwindesten Übereilung unsrer Abreise hatte

*) Am **5.** Januar, s. Erinnerungen S. **151.** (D. H.)

**) Chasot war Oberst. (D. H.)

***) Vers aus einem Liede auf Chasots Tod.

packen müssen, hatte die Oberstelle des Gepäcks bekommen; er war weg, als wir von Chasot zurückkamen. Er enthielt fast meine ganze Wäsche — ich mußte mir unterwegs von dem Minister ein Hemd leihen — und, was mir das Leideste war, nicht allein einen reichen Vorrat für die Reise (Karawanentee, Chesterkäse, Rigaer Mettwürste usw.), sondern gar viele hübsche Petersburger Andenken und Geschenke von Männern und Frauen, die meinem Herzen lieb geworden waren. Das war alles dahin; trotz aller Anzeigen und erlassenen Verkündigungen auf den Poststationen konnte davon, zumal in solcher Zeit, nichts wiedergewonnen werden. In Rußland sänge hinter solchem Raub her nur jeder wohlgemut: Verloren ist verloren. Nach innerm Wert war dieser Verlust mir unschätzbar, nach dem wirklichen Wert konnte ich ihn wohl auf zweihundert Reichstaler anschlagen. Ich mußte mich bei unsrer Ankunft in Königsberg sogleich wie neu ausmontieren und ausrüsten lassen.

Wir gelangten nun bald auf die große Straße, welche das fliehende französische Heer gezogen war; man konnte sie wohl ein Leichenfeld des Kriegs nennen. Schon waren uns Bauerschlitten in Menge begegnet, auf welchen kranke und marode, gefangene deutsche Jünglinge, aus welchen die Legion rekrutiert werden sollte, gegen Norden geführt wurden; hinter den Schlitten her gingen, die noch gehen konnten; einige Dutzend Kosaken mit gezückten Peitschen geleiteten und trieben die Unglücklichen. Ach, die meisten von ihnen, bleich, hager und hohlaugig, trugen den Tod, dem sie bald erliegen sollten, in allen ihren Zügen. Der Weg ging durch eisige Felder und über gefrorne Sümpfe, hin und wieder durch Tannen- und Birkenwälder, wo man nur einzelne schlechte Gerippe von Hütten, durch die Flüchtlinge des Heers in einen dachlosen und fensterlosen Zustand versetzt, manche auch nur in angebrannten Balken und Ständern das gräßliche Bild des Krieges ausmalend erblickte. Die Schlitten rollten hie und da über Leichen, links und rechts lagen Leichen, Pferde, Trümmer von Kanonenlafetten, auch standen einzelne verlassene Wägen und Karren im Schnee festgefroren; Raben flogen und krächzten, und Wölfe heulten ein grauliches Konzert

darüber her. O schaurig waren die Nächte, wo der Mond und die Sterne auf den grausen, kalten Jammer herabschauten.

Wir hätten leicht auch einen Toten haben können, wenn ich nicht zufällig geweckt hätte. Vor uns im Schlitten saßen zwei Diener. Diese nahmen auf den Haltestellen des flüssigen, heißen Nasses immer gehörig zu sich. Der eine, ein langer, tapfrer Böhme mit schwarzem Schnurrbart und grimmigem Blick, hatte wohl etwas zuviel geladen. Es war ein tapfrer Grenadier mit mehreren Ehrenmünzen an der Brust und einigen Schmarren im Gesicht.

Solche Leute hatte Stein gern um sich. Ich erinnere mich, als wir während des Waffenstillstandes in Reichenbach saßen, hatte er sich sogleich einen alten, auch mit Tapferkeitsmünzen geschmückten, alten, pommerschen Husaren als Kutscher aufgefunden, dessen tapfere Art bei einer Fahrt nach Schweidnitz er mir mit lachendem Munde mit den Worten rühmte: „Nun, Ihre Pommern sind doch Kerle, wie sie sein müssen, sie erinnern heute noch an des großen Königs Testament, der sie für seine rechten Schlachtenbahnbrecher erklärt hat. Als ich aus dem Tor fuhr, gerieten wir sogleich unter einen langen, breiten Zug russischer Artillerie und Kürassiere. Da gebärdete sich mein Pommer, als wenn er Kaiser und Könige im Wagen habe, und rief mit einer Stentorstimme, welche Tote hätte erwecken können: Man drist! man drist*)! und alles wich ihm aus."

Unser tapfrer Grenadier, von welchem ich eben spreche, wollte nun in seiner Treue seinem Herrn vergelten, und so wie der Minister nur ein wenig druste und schlafen wollte, zog er sogleich den ledernen Vorhang unserer Sitzbühne zu, was ihm dann alsbald einige Püffe von seinem Herrn einbrachte, der ihm mit den Worten: „Plagt Ihn wieder der Teufel? Will Er mich schon wieder in den Affenkasten einsperren?" einige tüchtige Nackenstöße beibrachte.

Dies hatte er nun wieder getan; sogleich waren die faustüblichen Nackenstöße da, aber mein Grenadier rührte sich nicht.

*) Nur dreist! nur dreist!

Dies ward uns verdächtig, und in der Tat, er war jetzt auch auf seine Weise durch die zu reichliche Flüssigkeit drusig, mehr als drusig geworden. Es war eine bitterkalte Nacht, und ich rief: „Wir müssen den Schläfer herauskriegen, er muß gehen, sonst erstarrt er uns." Und ich und der zweite Diener nahmen ihn zwischen uns und suchten den langen Recken aus allen unsern Kräften wieder beinig und frisch zu machen. Und was begab sich? Wie wir unsern Trunkenbold so fortschleppten und fortstießen, war der alte Herr in seinen Pelzstiefeln, Doktor und Podagra ganz vergessend, plötzlich hinter uns — er wollte mithelfen. Das war auch der Mensch mit seinen Tugenden und Mängeln, das war Stein. Wir brachten, zuletzt im Grenadiergeschwindschritt marschierend, unsern Erstarrten wieder in natürliche Gelenkigkeit, und auf dem nächsten Posthalt holte ich von meinem in die Wagentasche gesteckten Ehrengeschenk des Portugiesweins eine Flasche heraus. Wir ließen ihm einen Glühwein machen, und Stein stand fröhlich und gerührt dabei, als der arme Sünder mit dieser Kraftsuppe neues Leben trank.

Unter solchen kleinen Abenteuern gelangten wir durch die Heiden und Wälder Litauens unter der Begleitung von einzelnen zerrissenen, armen Soldaten und der Musik der Wölfe, Elstern und Raben den dritten Tag unserer Fahrt nach Wilna*). Es war eine helle, kalte Mitternacht, als wir einfuhren, und es schien, als ob ein böser Dämon uns kein Nachtquartier gönnen wollte; denn nicht fern von dem ersten Gasthof der Stadt, den ein Herr Müller hielt, faßte ein vierspänniger Schlitten, der uns vorbeigaloppieren wollte, die eine Seite unseres Schlittens und warf uns gegen die andere Seite in einen Rinnstein. Wir saßen fest und fluchten etwas, und ich faßte im Zorn den Mann, der jenseits auch aus seinem Schlitten sprang, in die Brust und rief ihm zu: „Sie hätten doch auch wohl etwas sachter fahren können, da Sie unsere hohe Kutsche sahen." Natürlich faßte er mich auch wieder an die Brust; es sollte ans Schütteln gehen, wir sahen uns scharf

---

*) Sie kamen erst am 11. Januar, also am sechsten Tage ihrer Reise, in Wilna an, s. Erinnerungen S. 154 und Pertz. Stein III S 264. (D. H.)

in die Augen, und der Zorn sprang zum Lachen um: es war Oberst Pfuel*), der mit seinem großen Vierspänner aus Kutusows Hauptquartier Zucker, Wein usw. — Notabene, wenn dort zu finden waren — aus Wilna zu holen kam. Da kam Stein auch bald herunter, Pfuel und seine Leute halfen nun unsern Schlitten aus dem Rinnstein heraus, und er fuhr mit uns in das Gasthaus, erzählte uns die jüngsten Märsche, Gefechte und Abenteuer, und fuhr den andern Morgen mit seinem gefundenen Proviant weiter.

Wir fanden in diesem Hause sogleich alle Spuren eines Krieges, dessen Spuren sich hier in Wilna wirklich in den allerscheußlichsten Bildern offenbarten. Mit mir anzufangen: In dem ganzen Gasthofe, der wirklich ein prächtiges Äußere und größte Säle und die Menge Zimmer hatte, war doch fast alles aufgeräumt, die Spiegel zerschlagen, die Tapeten zerrissen, zerbrochene Stühle umher, kaum hie und da noch ein halberhaltner Sofa oder Diwan; kaum konnte der Minister etwas einem Bette Ähnliches erhalten. Ich quartierte mich in einen großen Saal ein, wo noch ein ganzer Spiegel hing und wo, Reste eines früheren Glanzes, Raffaelische Gemälde in Kupferstichen von Raffael Morghen unbeschädigt hingen; Kunstkenner und Liebhaberdiebe, auf dergleichen lüstern, scheinen sich also hier nicht einquartiert zu haben. Ich nahm mein Lager auf einem schmutzigen Sofa mit der Haut meines Wolfspelzes umwickelt; den folgenden Morgen hatte ich freilich mit dem Überlauf der gens pediculosa zu kämpfen, einem echt polnischen Völkchen. Sie krochen auf allen Stühlen und an allen Wänden umher.

Als die Sonne aufgegangen war, und meine Augen unsere Wägen und Hof, Ställe und Pferde in Durchmusterung nahmen, welche Wüstenei erblickten sie da! Zerbrochene Waffen und Geschirr, zerrissene Monturen, zerschlagene Tschakos und Helme ringsumher gestreut; unser Kutschenschlitten stand auf einer von Dung und Stroh halb zugedeckten, nackten Leiche.

Bald als wir am Frühstückstische saßen, ließ sich beim Minister ein deutscher Offizier melden. Es klang Herein!

---

*) Pfuel war seit 28. Dezember 1812 Major in russischem Dienst. (D. H.)

Und hintrat ein großer, schöner Mann in der Uniform eines französischen Kürassieroffiziers und stellte sich, den Hut in der Hand, nach tiefer Verbeugung vor den Minister hin. Er ward zum Sitzen befohlen, der Namen gefragt — von Mosel aus dem Lande Kleve, Sohn eines preußischen Kriegsrats. „O setzen Sie sich," rief Stein freundlich und schenkte ihm eine Tasse Schokolade ein, „Ihren Vater hab' ich sehr gut gekannt, war ein braver Mann." Nun ward gefragt nach dem Was und Warum des Morgenbesuches, und der Kürassier stotterte heraus: „Ich war Leutnant bei dem preußischen Regiment von Schenk, nach dem Unglück von 1806 verabschiedet und in Langerweile zu Hause sitzend. Da hab' ich denn, als der Französisch-Spanische Krieg begann, als Offizier Dienst begehrt und in Spanien einige Feldzüge mitgemacht, bis unser Regiment von da heraus kommandiert und mit nach Polen und Rußland geführt ist."

Ich sah, daß meines Herrn Gesicht sich bei diesen Worten etwas verzuckte und Gewitterwolken sammelte und sagte in mir: Dummer Teufel, wie bist du drein getölpelt! Bald nahm mein Mosel wieder Aufstand und nahm sich wieder verneigend zum zweitenmal das Wort, sprechend: „Ich und meine unglücklichen Kameraden haben mit Freuden vernommen, daß E. Erz. nach Rußland gekommen sind, sich der unglücklichen Deutschen anzunehmen. Wir sind hier viele Gefangene, unsere unglücklichen Leute kommen vor Hunger, Mißhandlung und Läusen um. Wir bitten E. Erz. Barmherzigkeit —"

„Ja" — so brach der Freiherr in der vollen zornigen Heftigkeit seiner geflügelten Worte die Rede durch — „ja, mein Herr, den Deutschen, allen Deutschen möchte ich gern helfen im Unglück, aber ich bin nicht hierher gekommen, deutschen Edelleuten zu helfen, die sich freiwillig aus Langerweile erbieten und erbitten, für einen Tyrannen ein edles, freies Volk plündern und unterjochen zu helfen. Gehen Sie! Die Wege der Menschen sind sehr verschieden, unsere Wege aber sind die verschiedensten; der meinige führt jetzt nach Deutschland, der Ihrige nach Sibirien."

Und der stattliche Kürassier ging wie ein beschneiter Hund davon. Was zunächst aus ihm geworden ist, weiß ich nicht,

später habe ich aber gehört, er habe im Feldzuge von 1815 als Offizier bei der preußischen Landwehr gedient.

Stein fuhr den zweiten Tag von hier ab*) in das russische Hauptquartier Kutusows an der preußischen Grenze, wo Kaiser Alexander sich auch eingefunden hatte. Ich mußte noch ein paar Tage in Wilna bleiben, Gepäck und anderes von Petersburg Kommendes, was ich Stein nachführen sollte, zu erwarten. Ich habe ihn dann an unsrer deutschen Grenze im Lande der alten Masuren (Masovia) mitten unter Kosaken und russischer Landwehr, unter abgedeckten und zerrissenen polnischen Häusern und Hütten, das heißt mitten unter Brand, Hunger und Seuchen auf einem Posthalt wiedergefunden, und erst in dem preußischen Städtchen Lyck sind wir mit unseren Schlitten und Gepäck wieder zusammengestoßen.

Ein paar stille Tage also in Wilna, der Hauptstadt Litauens, in einer Gegend, wo man sich in den weit hinter uns liegenden Jahrhunderten, von dem ersten Jahr nach Christi Geburt bis zum Jahr 400 etwa einen Zusammenfluß von sarmatischen, slawonischen, gotischen Stoffen nach historischem Belieben etwa denken kann, aus welchen das Volk geworden sein möchte, was später Litauer oder Letten heißt. Wilna, einst eine schöne Stadt, aber wie sah diese Stadt jetzt aus! Von Freund und Feind durchzogen und ausgesogen und von den fliehenden Franzosen nach Gefechten und Scharmützeln mit Kosaken noch rein ausgeplündert, mit allen schauerlichsten Zeichen des Wintermordfeldzugs. In den Städten überall war der Anblick und das Gefühl einer Verlassenheit und Öde, als seien die Bewohner ausgestorben: so still war es meistens auf ihren Gassen. So sah man hier nur selten das Gesicht eines ordentlichen deutschen oder polnischen Mannes; nur Juden, orientalisch immer aufgeweckt und munter, in und vor den Türen stehend und immer auf Neues und Lärmendes oder Gewinnversprechendes lauschend; nur bei Juden — so sehr war alles ausgeleert und ausgeplündert — konnte man allenfalls noch einige Notdurften befriedigen, doch suchte man auch da jetzt

*) Stein reiste erst am 15. Januar von Wilna ab, s. Pertz, Stein III. S. 267 und 586. (D. H.)

manches vergebens. Obgleich mir in Pleskow ein Teil meiner Kleider gestohlen war, schien ich für den Rest doch noch wieder eine Bürste nötig zu haben. Ich besitze noch eine Kleiderbürste als ein Andenken an Litauens Hauptstadt, die nebst andern Kleinigkeiten ich hier kaufte. Hier stehe ihre Inschrift, welche ich in der kalten Langeweile der Wilnaer Abende, wo ich nicht einmal eine Zeitung zu lesen bekommen konnte, darauf gemalt habe, und welche noch heute leserlich darauf steht:

Bürste die Kleider, so freut sich der Schneider,
Bürste die Narren, so freut sich Gott;
Männer der Ehren suche zu mehren,
Straubige Narren geiß'le mit Spott.

Welche Greuel habe ich hier gesehen! Unweit von meinem Gasthause das Tor, aus welchem man nach Grodno fährt, ein, wie man dem sehr verwüsteten Bau doch ansah, weiland prächtiges Kloster, jetzt alles, was geöffnet, geleert und zerbrochen werden konnte, offen, leer und verwüstet, die öden Fensterluken, kein Fenster ganz, doch in einzelnen inneren Gemächern immer noch einige kranke oder verwundete Gefangene: der Hof draußen ein Leichenhof, wie er in Ländern des Christentums gottlob! wohl selten erblickt worden ist; die Toten, wie sie gestorben, als nackte Leichen, immer sogleich frisch aus den Fenstern geworfen, lagen in gräßlich getürmten Haufen bis zum dritten Stockwerk empor, jetzt gottlob! alle auch zu Eis gefroren, so daß ihre Beine auf den hartgefrornen Straßen gewiß doppelt geklappert haben. Eben waren Hunderte Schlitten beschäftigt, hier und vor andern Lazaretten der Stadt die klappernden Gebeine aufzuladen und in breite Waken der Wilia zu werfen, damit sie so über Kowno in den Niemen und so immer weiter den Fischen der Ostsee ein mageres, kümmerliches Futter zu ihrer letzten Bestimmung fortgespült würden.

Und die Vorstadt vor Wilna? Da hatten Raub, Mord, Brand und Tod, wie es schien, am allerärgsten gewütet. Reste von abgedachten, zum Teil auch eingeäscherten Häusern, Hütten und Scheunen — Holz und Stroh und was von Balken und Sparren niederzureißen war, hatten die unglücklichen Flüchtlinge natürlich zum Feuermachen oder Kochen verbraucht — hin und wieder Reste niedergebrannter steinerner Häuser —

da lagen in einem großen Saale, sehr massiv aus Stein gebaut, wo sie wohl letzten Schutz gesucht, die zerrissenen Leichen von Kleidern, Mützen, Hüten, Schärpen, unter ihnen auch ein paar von Menschen; es lagen auch einige Leichen, zum Teil angebrannt, neben und in Backöfen, Öfen und Kaminen, vielleicht durch zu geschwinde Hitze und Wärme zu geschwind zum Tode geführt, halbverbrauchte Holzkohlen und Holzklötze neben den halbverbrannten Leichen, deren Inhaber in der erstarrten Besinnungslosigkeit dem Feuer leicht zu nahe gekrochen sein mochten. O Menschengeschicke! Wie viele Leichen lagen so in Wäldern und Feldern hinter Mauern und Zäunen, ja auf Misthaufen, unbeweint und unbegraben, über deren Wiegen einst auch glückselige Mütter gesungen, gebetet und gesegnet haben!

In dem preußischen Städtchen Lyck und auf dem Posthalt nächst vor Lyck hatte ich mich also mit Stein wieder zusammengefunden. Ich wohnte mit ihm in einem der Prachthäuser, deren es dort doch einige gab. Ich glaube, es war das Amtshaus, vielleicht Amtsschloß genannt. Es lag so dicker Schnee über den Wäldern und Dächern, daß man die Gestalten von Vornehm und Gering kaum unterscheiden konnte; ich war auch gar nicht in der Stimmung umherzulaufen und Lyck und seine Pracht kennen zu lernen. Der Kaiser Alexander war da, Generale, Minister, Hofmarschälle und Uniformen aller Art. Von des Kaisers Gefolge sah ich Narischkin, Nesselrode und Anstetten.

Dieses preußische Städtchen war damals ein wahres Hungernest, dort habe ich wirklich seit meinem Auslauf aus Schlesien und meiner Fahrt durch Böhmen, Polen und Rußland im eigentlichen Sinn zum erstenmal gehungert, ich hätte einen Taler für ein Stück von dem Chesterkäs gegeben, den mir die russische Diebshand in Pleskow weggerappst hatte. Ich hatte in der Eile des Tages nichts gegessen, bei meiner Ankunft mit Stein eine Tasse Kaffee getrunken; er war unterdessen fortgegangen; ich weiß nicht, ob er beim Kaiser oder sonst irgendwo seinen Bissen Abendbrot gefunden hat; ich fand beim Nachfragen abends 10 Uhr alles so vergriffen und ausgeschöpft, daß ich zuletzt kaum ein Stückchen Weißbrot erwischen konnte. Wo ich fragte, entschuldigte man sich mit der entscheidenden Antwort: Morgen, für heut ist alles aufgegessen.

Den folgenden Morgen, als Kaiser und Gefolge zum Hauptquartier zurückgekehrt waren, machten wir uns auch auf den Weg, jetzt immer durchs liebe preußische Land hin weiter gegen Nordwesten. Unsre Schlitten mit doppeltem und dreifachem Vorspann flogen im Lande der Masuren durch Wald und Feld und über eine Menge spiegelheller Seen dahin; mit deutscher Freude, mit deutschem Jubel wurden wir allenthalben begrüßt und empfangen, auf vorausgelaufenen Befehl standen die Pferde auf allen Halten schon angeschirrt für uns bereit, und auf königlichen Domänenhöfen ward zu Mittag und Abend reichlich für uns aufgetafelt: ich konnte mich für den Lycker Märtyrertag reichlich entschädigen.

Wir waren in der Tat so dahingeflogen, wir waren in der Nacht in Gumbinnen, wurden in der Wohnung des Präsidenten von Schön von ihm auf das freundlichste empfangen; seine Frau konnte uns nicht empfangen, hielt mit einem eben gebornen Töchterchen ihre Wochen.

Ich sah hier zum erstenmal einen schlanken, hübschen Mann, der mir in Berlin schon als ein Mann beschrieben war, mit fester, ruhiger Rede und klarer, heitrer Miene, in Blick und Gebärde oft ein ironisches Lächeln durchschimmernd, welches nebst der ruhigsten Sicherheit der Haltung mich an viele wackre Schwedenköpfe erinnerte. Ich dachte mir bald, das muß ein mathematisch logischer Kopf sein, und in solcher Bedeutung habe ich auch später die Erklärung dieses ausgezeichneten Mannes gefunden.

Als nun Stein und Schön zusammentraten und anfingen, über die Tagesgeschichten miteinander zu fabulieren, sah ich aus der Stellung, worin Schön sich zu dem älteren Manne hielt, wohl eine gewisse Ehrfurcht, aus ihrem Gespräch aber und aus der offenen, zutraulichen Art, womit es geführt ward, ging eine alte Bekanntschaft und Gemeinschaft hervor. In der Zeit, wo Stein an der Spitze des preußischen Staates gestanden hatte, im Jahr 1808 bis in 1809 hinein*), war Schön, wie man zu sagen pflegt, als treuer Helfer und Genoß

*) Stein stand von Sept. 1807 bis Nov. 1808 an der Spitze des preuß. Staates. (D. H.)

ihm nicht nur an der Hand sondern, wie viele erzählten, auch an dem Kopf, ja mit im Kopfe und im Herzen gewesen. Manche Entwürfe und vorzüglich die Durcharbeitungen und gehörigen Ordnungen und Reihungen dieser Entwürfe der neuen Steinschen Verfassung in Beziehung auf Städteordnung, Bauernwesen, Aufhebung der Leibeigenschaft usw. wurden nicht bloß von Schöns Hand geordnet sondern auch von seinem Kopf entworfen gesagt.

Kurz, ich gewahrte bald, hier standen alte Vertraute nebeneinander, und ich gewahrte mit wahrer Ergötzung, daß Schön den edlen Ritter und seine Art durch und durch kannte und mit ihm verkehren gelernt hatte. Er verstand in einer eignen trocknen Weise um den Bart und die Mähnen des Löwen zu spielen und ihn durch Scherze und Gegenreden doch nicht dahin zu bringen, daß er zornig mit seinen Tatzen aushieb. Ich meine hier die ernsten und wichtigen Dinge, worüber bald in Königsberg verhandelt werden sollte, über die Begebenheiten des Tages ward abgerissen und leichter hingefahren. Höchst ergötzlich waren mir die vielen Erzählungen der jüngstverflossenen Wochen, von den Durchzügen der gegen Westen fliehenden Franzosen und von dem Betragen und der Einquartierung der hohen Offiziere, Marschälle, Generale und Intendanten Napoleons, wie sie unter Schöns Augen sich begeben hatten:

„Man hat in Gumbinnen für die Vornehmsten und Obersten, wie natürlich, die besten Quartiere bei den angesehensten Bewohnern der Stadt ausgesucht und ihnen die Quartierzettel darauf zugestellt, viele hatten sich aber ohne Wissen von Präsidenten (Schön) und Polizei unter der Hand an andern Stellen die Nachtwohnung gesucht und bei einem Schuster oder Schneider mit dem Preise von fünf, sechs Talern für den Nachtschlaf oft ein elendes Stübchen und Bettchen gedungen; sie hatten nämlich doch, fuhr Schön fort, wohl etwas von dem Bewußtsein ihres Übermuts und der in diesem Lande verübten Freveltaten im Leibe und fürchteten, da man die Quartierzettel eines jeglichen Namens wußte, nächtlicherweile leicht aufgehoben und abgeführt oder gar totgeschlagen zu werden. Sie kamen auch wirklich meist in einem so armseligen, jämmerlichen Aufzuge an, so zersprengt und

einzeln nacheinander, mit zerbrochenen Wägen und Geschirr, mit abgetriebenen Pferden, zum Teil gar zu Fuß, ohne irgend einen marschallischen und generalischen Prunk und Pracht — wie fern von dem Glanz und Stolz, mit welchem sie vor nicht neun Monaten über Weichsel und Niemen gegen Osten gezogen waren, daß sie von ein paar hundert lustigen und wohlberittenen Husaren leicht hätten können abgefangen und zusammengehauen werden. Das Volk wäre dazu wohl lustig und nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen gelitten hatte, auch wohl berechtigt gewesen; ja hätte nur einer der Oberen die Trompete geblasen: Schlagt tot, schlagt tot! von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel entkommen."

Hier fiel Stein ihm ein: „Aber warum haben Sie die Kerle denn nicht totschlagen lassen?" Und Schön erwiderte ihm ruhig: „So zornig Sie bei Gelegenheit auch werden können, Sie hätten es auch nicht getan." Jener aber rief zurück: „Ich glaube, ich hätte blasen lassen." Nach diesem Wortwechsel belächelten beide sich eine Weile. —

Man kann nach solcher Zwiesprache unter solchen Männern eine deutsche Betrachtung anstellen, nämlich die Betrachtung und die Frage, ob es mehr die Frage deutscher Milde und Menschlichkeit oder vielmehr deutscher Flauheit und Gleichgültigkeit ist, daß von diesen frevelhaften, sonst übermütigsten, stolzesten Flüchtlingen auf dem Boden deutscher Sprache vielleicht kaum hie und da ein einzelner beraubt und erschlagen ist. Soviel ich weiß, sind in einem kleinen Anfall wirklichen Aufstandes im friesischen, oldenburgischen Lande nur ein paar französische Sünder und Zöllner totgeschlagen, wogegen Davoust sogleich einige edelste deutsche Männer erschießen ließ. Ist im Frühling des Jahres 1813 an der deutschen Nordwestküste geschehen. —

Deutsche Milde und Menschlichkeit, Barmherzigkeit mit denen, die jetzt zerplagt und zerrissen nach dem Glanz so langer Siege und der glücklichen Ausplünderung aller Länder, mitten durch feindselige Lande und Herzen die welsche Heimat wieder zu erreichen suchten. Gut, wenn es Menschlichkeit war, dann wollen wir diese barmherzige Geduld mit den

frevelhaften Räubern auch als eine deutsche Tugend loben. Soviel ist gewiß, in einem gleichen Fall und gleicher Lage würde in solcher Flucht eines zerrissenen, aufgelösten und waffenlosen Heeres in Spanien und Frankreich kaum eine Maus von einem deutschen Menschen die Heimat je wiedergesehen haben. Man hätte in Preußen und Deutschland dem Napoleon seine besten Feldherren und Generale und einige tausend tüchtige und erfahrne Offiziere, durch deren Hilfe er bald wieder 400000 Mann unter die Fahnen stellen konnte, fangen oder totschlagen können.

Wir erholten uns hier bei Schön zwei Tage, und ich erholte mich vortrefflich nach dem Märtyrertum von Lyck. Wir saßen hier übrigens auf heiligem deutschen Boden. Gumbinnen und die Umgegend sind gleichsam eine jüngere deutsche Schöpfung, die im Jahr 1813, welches wir lebten, kaum achtzig Jahre alt war. Es war in den Anfängen des Jahres 1730, daß ein fanatischer Erzbischof von Salzburg*) 30000 bis 40000 fromme Protestanten von Hab und Gut und aus ihrem Lande der schönsten Alpenberge verjagen durfte, wie in unsern Tagen 5000 bis 6000 Zillertalern, in unsern Tagen, sage ich, von Kaiser Franz von Österreich selbst nach dem Wiener Kongresse noch geschehen ist. Den meisten jener verjagten Salzburger hat damals der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in seinen ostpreußischen Wäldern Land und Ansiedelung verliehen, dort öde Heiden und Sümpfe in fruchtbare Gefilde und in Städte und Dörfer zu verwandeln. Bei diesen Salzburgern denkt man an Goethes schönstes Idyllium Hermann und Dorothea. Eine Legende von einer schönen Salzburgerin soll ihm den Gedanken dazu eingegeben haben.

Ich habe die unglücklichen Zillertaler genannt. Diese armen Verjagten haben durch unsern seligen König Friedrich Wilhelm III. am Fuße des Riesengebirges in Schlesien eine Zuflucht, doch kein so herrliches Vaterland wiedergefunden als das, woraus sie verjagt waren. Die Gewalt und Unterdrückung, welche fanatischer Pfaffengeist über sie gebracht hat, hätte freilich nach feierlichst geschlossenen und besiegelten

---

*) Leopold Anton, Graf von Firmian. (D. H.)

Religionsverträgen angesichts des neunzehnten Jahrhunderts nimmermehr geschehen dürfen. Man hat die Freundlichkeit und Milde des guten Königs von Preußen mit Recht gelobt, aber er, der mächtigste Herrscher in Deutschland und jetzt der geborne Vertreter und Vortreter und Vorfechter der Protestanten, hätte seinem Bruder Kaiser Franz ein Halt zurufen müssen, ja ein Halte deutsches Gesetz und Recht, lieber Bruder! hätte er ihm zurufen müssen; das hat er aber nicht getan.

Von Gumbinnen ging es jetzt geradesten Weges nach Königsberg, wohin auch Schön von Stein geladen und befohlen ward, baldigst nachzukommen; den 21. Tag des Wintermonds 1813 fuhren wir dort ein in die Hauptstadt des alten Preußens*), wo uns in dem stattlichen Hause der Gebrüder Nicolovius das Quartier schon bestellt und die schönsten, wärmsten Zimmer schon geheizt und die Betten gemacht waren. Der Minister wohnte bei dem Buchhändler, ich bei dem Präsidenten Nicolovius.

Hier saßen wir kaum beim Teetische, wo sich schon mehrere stattliche Männer um Stein versammelt hatten, so polterte ein Kriegsmann durch die Türe herein, fast wie wir bei unserm Frühstückstisch in Wilna von dem Kürassier Mosel begrüßt waren. Dies war ein Soldat aus meiner Heimat, ein Sohn der Insel Rügen, dessen Vater, den mecklenburgischen Oberforstmeister Freiherrn von Barnekow auf Teschwitz, ich wohl gekannt hatte. Ich sage, er polterte herein, die linke Seite auf einer Krücke stützend, erzählend, er sei ein paar Meilen vor Königsberg mit seinem Schlitten umgeworfen und habe eine kaum geheilte Wunde an der Hüfte wieder aufgerissen — übrigens ein viel schönerer und reisigerer Mann als der französische Kürassier von Mosel. Bei dem Namen Barnekow ward Stein wunderfreundlich und umhalste und küßte den Niegesehenen, von dessen wundersamer Streitbarkeit und Tapferkeit in der Schlacht bei Borodino selbst die russischen Münde so voll waren, daß der Barnekow ein wahrer Glanz deutschen Ruhms im ganzen Lande geworden war.

*) Am 22. Januar, s. Erinnerungen S. 154, Anm. (D. H.)

Er war durch die ganz neue Art, mit welcher er, jetzt kaiserlich russischer Oberst, drei, vier Pulks Kosaken in die Franzosen hineingetrieben und sie selbst gegen schwere Reiter fechten gelehrt hatte, ein laut klingender deutscher Name geworden. Daher auch die zärtliche Umarmung des deutschen Steins. In seinem Mordkosakengefechte war er, von einer Kugel in der Lende getroffen und von mehreren Lanzenstichen an der Oberfläche der Haut nicht leicht getüpft, von dem Schlachtfelde aufgelesen, zuerst in des Statthalters Rostopschins Palast nach Moskau, dann weiter hinauf nach Twer gebracht, wo die Prinzessin Katharina, Kaiser Pauls edelstes Kind, damals vermählte Prinzessin von Oldenburg, später Königin von Württemberg, den Verwundeten wegen seiner bewunderten Streitbarkeit mit eignen Händen verpflegt hatte.

Dieser schöne und wilde Krieger, in einem Hause gezeugt, das, wie manche andre Häuser meiner Insel, an romantischen und tragischen Abenteuern reich war, hatte schon in der Schlacht bei Preußisch-Eylau vom Jahr 1807 als Leutnant durch seine ausgezeichnete Tapferkeit den preußischen Kriegsverdienstorden und in den österreichischen Schlachten von 1809 einen österreichischen Orden erfochten; in Rußland aber war er eben ein deutsches Kosakenwunder geworden. Wie gesagt, Stein umhalste und küßte ihn freundlich, dann aber schalt er ihn tüchtig aus, er solle sich geschwind hinlegen und seine zerschossene und verrenkte Hüfte für den neuen, deutschen Kampf heilen lassen.

Als der Stürmer weg war, sagte er zu mir: „Gehen Sie morgen und schaffen den Wilden aufs Bett, daß er still liege, besorgen Sie ihm einen Chirurgus.“ Dies tat ich; ich hatte einen Königsberger Freund, den Doktor Wilhelm Motherby, dieser nahm einen Chirurgus mit, und sie streckten den Wildfang auf ein Sofa und umwickelten und salbten seine Wunden und Verrenkungen so gut, daß er nach vier Wochen wieder ganz frisch auf den Füßen stand.

Ich lernte ihn erst hier kennen, obgleich er aus meiner lieben Insel war — da hatte ich ihn nimmer gesehen — kam aber durch Stein mit ihm in die allernächste Beziehung, sowie auch durch meinen lieben Motherby und durch die auf

den russischen Schlachtfeldern bewiesene Außerordentlichkeit. Stein übergab mir nämlich eine bedeutende Summe, ungefähr 4000 Taler in Silber und Gold, welche eben wegen seiner Wundersamlichkeit in Moskau, Petersburg, Twer und anderswo für ihn gesammelt worden und Stein bei seiner Abreise von Petersburg war übergeben worden.

Diese schöne Summe überlieferte ich ihm, als er hergestellt war, mit der Ermahnung, sie wohl anzuwenden: worauf er: „Das wollen wir, ein paar schöne Pferde und neue Ausrüstung, das übrige im Beutel für frohes Leben." Und was geschah? Das frohe Leben ging wohl fast sogleich mit dem meisten durch. Nach ein paar Tagen kam mein Motherby und sprach: „Weißt du was Neues? Dein Barnekow wird morgen einen Ball geben, hat alle seine alten Bekannten und alle schöne Frauen und Mädchen Königsbergs zum Tanz eingeladen." Barnekow hatte nämlich früher bei dem Dragonerregiment Auer in Preußen gestanden und hatte auch in Königsberg alte Kunden und Kundinnen genug. Wo flogen da die russischen Dukaten hin?

Ein solcher war mein schönster Reiter Barnekow, eine Art junger Blücher. Blüchers Kindheit war ja auch in der Insel Rügen erzogen bei einer Großmuhme, einer Frau von Krakevitz (ein jetzt ausgestorbenes Geschlecht)*). Aber nicht allein diese russische Gabe war auf meinen kühnen Reiter gefallen, sondern als er im Herbst eben dieses Jahres 1813, er und Czernischeff, den König Hieronymus aus Kassel verjagt hatten, waren viele Packwägen und auch das Silberzeug des fliehenden Königs ihre Beute geworden, und Barnekows Anteil derselben waren nicht weniger als 36000 Rtlr. gewesen. Von diesen waren die meisten Taler auf den Spielbanken von Paris wieder in alle Welt hinausgeflogen. Der tapfre Rugier ist vor etwa zehn Jahren als preußischer General in der Landschaft Sachsen gestorben**).

Hier in Königsberg gab es nun ein ganz neues, ge=

---

*) Frau von Krakevitz auf Venz, bei der Blücher einige Jugendjahre verlebte, war seine Schwester. (D. H.)

**) Er starb 7. März 1838 als Generalmajor in Berlin. (D. H.)

waltiges Leben der Freuden und Wonnen und auch des buntesten Getümmels, Lärms und Wirrwarrs, in dessen großen Knäul ich gottlob! nicht eingewickelt war, aber den ich stets wickeln und abrollen sah, und von dem auch mir bei Gelegenheit einige Fädchen um Stirn und Nase schwirrten, auch sie zuweilen wohl etwas empfindlich streiften, denn ich ward, wie es in solchem mächtigen Wirrwarr zu geschehen pflegt, von manchen in manchen Dingen, von welchen ich weder Schuld noch Wissen mit mir trug, mitschuldig und mitwissend geglaubt; sehr begreiflich, denn ich war mit dem Höchsten hergekommen und wohnte mit ihm unter einem Dache.

Ja, Königsberg gab jetzt auf seine Weise auch ein recht lebendiges Bild des Kriegslebens: wechselsweise die tapfern Regimenter des Generals Yorck in und um der Stadt, russische Generale und Offiziere, zum Teil sogar noch solche, die als preußische Gefangene oder Verwundete hierher gebracht waren, und die nun, ohne daß die Lage der Dinge zwischen Rußland und Preußen erklärt und abgeklärt war, doch als bei erklärtem Frieden und Bündnis frank und frei umhergingen; auch Durchführungen und Durchtreibungen unter dem Knall der Kosakenpeitschen unglücklicher einzelner Truppe französischer Gefangenen; zu diesen die meist unter lautem Jubel einziehenden Scharen von Jünglingen, welche das Yorcksche Heer ergänzen und verstärken sollten; dazu die Getümmel um die mit deutschen, russischen, auch noch hin und wieder mit einzelnen französischen, kranken oder verwundeten Kriegern gefüllten Kriegslazarette, auch hier der viele Tod, doch keine so greuliche Erscheinung als in Wilna; doch wie der viele Tod mit seinen Seuchen immer den Krieg begleitet, hatte die Plage auch in der Stadt um sich gegriffen, oft so schlimm, daß in den Lazaretten die Hälfte der Ärzte gestorben war. Nun war auch Stein dazu gekommen, und die Augen aller Menschen waren auf ihn gerichtet, aus allen Enden des Landes strömten die Männer herbei, teils in des eignen Herzens Angelegenheiten, teils zu dem großen von Stein veranlaßten preußischen Landtage gelockt und berufen.

Man begreift, daß dieses alles zusammengenommen die Stadt in die außerordentlichste, lebendigste Bewegung und

alle Herzen in eine ungewöhnliche Teilhaftigkeit versetzt hatte. In diesem Ozean von stürmischer Bewegung und Leben schwamm ich, ein glücklicher Tropfen, so mit, allen hohen Versammlungen und dem Landtage und allen öffentlichen Festlichkeiten und Ehren- und Freudengelagen fast immer mit beiwohnend und in meinen Mußestunden mich der freundlichsten Treue und Liebe gleichgesinnter Genossen, alter und neuer Freunde in der Wonne des aufgehenden deutschen Morgenrots so jugendlich erfreuend, als wäre ich plötzlich aus meinen Vierzigen in meine Zwanzige versetzt worden.

In diesem Leben und Weben der Dinge und Menschen war Stein der Morgenstern der Hoffnung, wohin alle blickten: um ihn rissen sich Freunde und Feinde — ich sage, auch Feinde: denn die Feinde kamen auch wohl heran, aus Furcht und für den Schein, oft mehr als Lauscher, Späher und Berichterstatter. Der große Mann sollte nun in allem sein, bei allem sein, er konnte vor Festschmäusen und Mittagstafeln, meistens doch von seinen Getreuesten angerichtet, sich kaum retten, wich den meisten aus, weil er dafür weder Zeit noch Gesundheit übrig hatte, wo er aber erschien, war jetzt durch ein in den deutschen Grenzen gleichsam mächtiger erglühtes und erblühtes Leben in ihm die Lust der Mutigen, das Schrecken der Feigen, durch Schritt und Tritt und Blick und Rede den Kühnsten voran. Bei diesen Gastmählern wußte er auch scharf zu unterscheiden; jeder frische Hauch des Lebens, auch der frischeste Hauch des Krieges vom Feldmarschall bis zum Feldwebel hinunter schien dem Tapfern zu behagen. Ich erinnere mich eines Mittagsessens bei dem damals russischen General Tettenborn*), ein schöner, tapfrer, weiland österreichischer Reiter, jetzt ein russisches Reiterregiment und Kosaken führend, eine lustige, leichte Husarennatur, gleich leicht im Nehmen und im Geben, der sich auch gern etwas geben ließ. Ich habe in Frankfurt im Herbst 1814 bei ihm den köstlichsten Judas Ischarioth gekostet. Er hatte sich von dem Bremer Bürgermeister ein hübsches Fäßchen aus dem Judas des Bremer Ratskellers schöpfen lassen; dieses Fäßchen ward in Frankfurt leer geschöpft.

---

*) Tettenborn war damals russischer Oberst. (D. H.)

Tettenborn hatte Stein und mich zu einer großen Soldatentafel eingeladen: Russen, Preußen, selbst ein verwundeter Franzos, neben ihm ein verwundeter preußischer Major von Zastrow, von Tettenborn in einem blutigen Scharmützel zum Gefangenen gemacht, jetzt als Freund mit am Tische. An dieser Tafel sollte ein kleiner Franzosenbursch von dreizehn, vierzehn Jahren zuletzt durch Absingen fröhlicher Lieder die Schlußergötzung machen. Tettenborn hatte den Jungen aus einem französischen Marketenderkarren herausgehoben, vor welchem das Pferd und in welchem seine Mutter tot lagen, hatte den Halbtotgefrornen wieder zum Leben erwärmt und auf seinen letzten Kosakenzügen nach Königsberg mitgebracht. Hier nun sang der in bunten Kleidern mit seidenem Gürtel recht hübsch phantastisch ausstaffierte Bursch üppigste und leichtfertigste Lieder, wie sie in Lagerzelten und Hauptwachen zu ertönen pflegen. Natürlich waren sie zum Teil der allerschmutzigsten Art, und da der Junge sie mit einem solchen Ton und solchem Ausdruck der Mimik sang, als wenn er schon das volle Verständnis ihres Inhalts hätte, so ward mein edelster, deutscher Ritter böse und schalt laut: „Wahrhaftig, Sie haben uns mit Ihrem Sänger guten Geschmack zugetraut; hätten Sie den Jungen mit allen andern doch auch erfrieren lassen — das wäre ihm für seine Seele wahrlich besser gewesen; in Ihrem Gefolge bleibt und wird er doch ein Galgenstrick.“ Da erwiderte der leichte Husar lächelnd: „Ich werde den Knaben auch nicht bei mir behalten, finde in Deutschland in irgend einem Dorfe wohl einen guten Pfarrer oder Küster, dem ich ihn übergeben will.“

Unter vielen solchen kleinen Dingen standen die großen Dinge und die großen Personen Rußland, Deutschland, Preußen, Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm, Yorck, Stein, Hardenberg und mehrere andere bedeutende Angelegenheiten und Menschen in der Schwebung, Senkung und Hebung des Tages; es waren schwerste Knoten zu flechten und zu lösen, schwerste Fragen zu erörtern, geschwindeste Bereitungen und Rüstungen gegen Deutschland und den Westen hinaus zu machen: denn das wußte man wohl, Napoleon, welchen man hundertfünfzig Meilen Flucht durch deutsche Grenzen in einem

einsamen Schlitten unbeschädigt hatte entrinnen lassen, werde daheim nicht schlummern und schlafen, der gewaltige Löwe werde seine Stimme in den deutschen Wäldern schon wieder ertönen lassen. Stein träumte, wußte, dachte Tag und Nacht nichts anderes als Erhebung und Aufstand des ganzen deutschen Volks gegen den böseſten Feind, als baldigstes Bündnis zwischen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm und dann geschwindesten Marsch über Weichsel und Oder zur Elbe und zum Rhein.

Hier in Königsberg öffnete sich nun der Anfang des künftigen deutschen Volkskriegs, hier sahen alle deutsche Hoffnungen auf die Gerüchte von Napoleons Unglück und Steins Ankunft in Preußens Grenzen, und schon waren aus Berlin, Dresden und andern Orten manche wackre, deutsche Männer und Degen mitten durch die französischen Heerhaufen hindurchgedrungen, zu schauen und zu erkunden und den Freunden jenseits im Westen zu berichten und zu erzählen.

In Preußen mußte und wollte Stein mit seiner Begeisterung die Dinge mit der Blitzgeschwindigkeit seiner Natur anfassen und treiben und fortstoßen, und zwar in einer untröstlichsten Lage. Alles lag, ging und lief hier ja, wie ich oben angedeutet habe, gegen- und durcheinander, preußische, russische Kriegsscharen, weder Freund noch Feind, durcheinander gemischt, der Befehlshaber der preußischen Scharen, General York, als Verräter und Aufrührer von seinem Könige geächtet — man wußte nicht, ob bloß aus diplomatischem Schein oder aus Meinung der Tat — das Land selbst durch die Heereszüge seit dem Frühling des Jahrs 1812 von dem tückischen, welschen Feind geplündert, verwüstet, erschöpft; doch mußten, wenn der deutsche Anfang hier wirklich ein tüchtiger Anfang werden sollte, Mittel und Kräfte an Menschen und Geld gefunden werden.

Stein hatte in Gumbinnen diese Angelegenheiten mit Schön vielfältiglich verhandelt und durchgesprochen, jetzt kam es an den Hauptsitz der preußischen Regierung und an ihren Oberpräsidenten, den Landhofmeister von Auerswald, der zu gleicher Zeit Schöns Schwäher war. Dieser mußte, wenn die Dinge hier zu einer Gemeinsamkeit zwischen Rußland und

Preußen kommen, wenn die Vorbereitungen und Rüstungen für gemeinsame Zwecke in gewissenhafter Ordnung begonnen und geleitet werden sollten, mit Mund und Tat voranschreiten. Stein fand nun den Oberpräsidenten nicht so geschwind und entschlossen, wie er selbst war, er schalt ihn eine alte Schlafmütze, ohne Mut und Feuer, wo doch jedes deutsche Herz brennen und jeder Nerv zucken müsse, als sei jede Fiber ein Schwert.

Auerswald war aber keine Mütze sondern ein gescheiter, tüchtiger, treuer Mann, der selbst wohl führte und regierte und nebendem noch das zufällige, glückliche Verdienst gehabt hat, mit der schönsten, geistreichsten Frau dem Vaterlande treueste, tapferste Söhne zu hinterlassen. War dem Oberpräsidenten einige zaudernde Bedenklichkeit zu verdenken und zur Feigheit mißzudeuten? Er stand nicht bloß für seine Person sondern auch für sein Vaterland auf der Spitze eines möglichen schauderhaften Abgrunds, wo das Darüberspringen oder Hineinstürzen unentschieden vor ihm lag; er wie alle Preußen hatten gleichen Schauder vor den Russen und den Franzosen; sie hatten auch die fides moscovitica und die fides alexandrina, von welcher Stein in seinem Eifer die schönsten Verkündigungen und Verheißungen machte, in dem Frieden von Tilsit genug erfahren; könne Alexander mit seinen Russen nicht wieder Eroberungen über Preußen meinen? War es ja schon eingetreten, daß ein russischer General, ein Italiener Marchese Paulucci, an der Nordspitze des Landes einrückend, in seines Kaisers Namen verkündigt hatte, er nehme von dem Lande Besitz, was Stein freilich schnell hatte widerrufen lassen; und endlich jetzt in des Oberpräsidenten Auerswald Herzen der Gedanke an den König und an den möglichen Willen und Entschluß des Königs — stand York doch schon als ein nicht lockendes Beispiel königlicher Ansichten als Verräter erklärt vor ihm.

Genug, Auerswald zauderte vor Steins kühnem Ungestüm und wollte sich im Steinschen Sinn, der seinerseits von Alexanders Redlichkeit und Großherzigkeit hinsichtlich Preußens und Deutschlands die ehrlichste, vollste Überzeugung in sich trug, nicht fortreißen lassen, er wollte seinem gewaltigen

Ungestüm nicht sogleich mit Alexandrischem Glauben folgen. Das ward indessen durch die mehr vertrauten Männer und Freunde, durch den edlen, tapfern Grafen Minister Alexander Dohna und durch Schön vermittelt. Es ward ein Landtag ausgeschrieben, und im Namen ihres Königs versammelt, wollten die Stände den General Yorck zu ihrem Präsidenten wählen; er aber lehnte das weise ab, und bald stand Alexander Dohna als ihr Präsident da. Sogleich ward nun desselben Bruder, Major Graf Ludwig Dohna, an das königliche Hoflager in Breslau gesandt, den König über den Gang und Verlauf der Dinge und über die Treue und treue Meinung seines Volkes in allen Schritten und in den in der Not des Augenblicks ergriffenen Maßregeln genauen Bericht abzustatten und für alles endlich seine Gnade und Billigung zu erbitten, auch über das Heer und über Yorcks Führung und Stellung das Wahre und Mögliche darzustellen.

Diesen Yorck, der durch seine bewußte, eiserne Tapferkeit ein berühmtester Name geworden ist, hatte ich nun auch Gelegenheit, mir genauer zu betrachten: ein Mann hohen Wuchses auf runden, stämmigen Beinen, die fest und gerad wie in einem ehernen Standbilde standen, der Leib stark, doch mehr mager, darüber ein Kopf mit scharfen, ausblitzenden Augen, die Stirn gerunzelt wie gehacktes Eisen, ein eiserner Mann, rauh wie die rauhen Küsten seines hinterpommerschen Strandes. Sein Großvater war Pfarrer an jenen kahlen Küsten gewesen, sein Vater ein armer Leutnant in Friedrichs des Großen Leibwachen, er selbst, ein armer Junker, hatte von unten auf gedient. Dies war ein echtestes Musterbild altpreußischer Schroffheit und Schneidigkeit, durch seine sicherste Tapferkeit der Mann, der selbst in seiner kalten, eisernen Festigkeit seine Krieger begeistert hatte.

Es ist unter Steins, Dohnas, Auerswalds und Yorcks Auspizien der Landtag abgehalten und das edle Land Preußen mit allen seinen letzten noch übrigen Mitteln und mit allem Mut und aller Liebe und Treue seiner Männer und Jünglinge gerüstet und bewaffnet worden. Wahrlich kein Land war gleich Preußen durch die Durchzüge der französischen Heere, durch den Raub von Geld, Kanonen, Menschen,

Pferden und Rindern, fast mit berechneter Bosheit und Tücke, für den großen russischen Feldzug so mitgenommen und ausgeleert worden als Preußen, und doch — jetzt bewegte und belebte sich alles, als wenn jüngstes, vollstes Leben, ja die Fülle des Lebens und der Kraft noch dagewesen wäre. Ja, es war jene Fülle der Kraft da, die aus dem Geiste erglüht und erblüht, durch diese Kraft haben Greise wieder wie Männer gefochten und Jünglinge, ja fast Knaben von sechzehn, siebzehn Jahren ihre Säbel wie mit vollster Manneskraft geschwungen. Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieser Morgenröte deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Aufgang eines neuen, jungen Lebens nimmer vergessen. Ich erzähle ein wenig, ich war damals ja recht mitten darin. Die Erzählung ist aus meinem 89sten Jahre.

Zuvor noch ein Wort von und über York. Der König, als alles mit Macht zum Kriege gegen die Franzosen drängte, hat sich endlich in Yorcks Schritte bei den Verhandlungen mit den russischen, geheim hin und her gehenden Boten gefunden, hat das Wort Aufrührer und Verräter ausgestrichen, aber gut gefunden hat er sie doch nimmer*). Königen wird das Verzeihen schwer, wenn Männer ohne sie Entschlüsse zu fassen scheinen, auch wenn diese Entschlüsse zu ihrem Ruhm und Heil genommen sind und durch eine äußerste Notwendigkeit entschuldigt werden, wie Yorcks Verfahren und sein eigenmächtiger Abmarsch von dem Heere des französischen Marschalls Macdonald, dem er untergeordnet war. Friedrich Wilhelm hat das den General York noch viel später empfinden lassen. Als in Frankreich York nach vielen Schlachten und Siegen vor ihm aufmarschierte und die Soldaten zum Teil mit beschmutzten und zerrissenen Monturen und Stiefeln zur Musterung vor ihrem Herrn standen, sagte der König: Schlecht geputzt und gekleidet, und als York das mit dem Winterfeldzuge und der tüchtig vollbrachten Kriegsarbeit entschuldigte und für sich und seine Tapfern eher ein Lob erwartete, fiel ihm der

*) Aus einer Randbemerkung des Königs zu Segurs Feldzug in Rußland (abgedruckt in Pertz: Stein III, S. 308) geht hervor, daß er Yorcks Handlungsweise in vollstem Maße anerkannt und gewürdigt hat. (D. H.)

König ein: „Nun müssen's eben ertragen, haben's ja selbst nicht anders gewollt."

Stein ist es bei seiner Ankunft aus Kalisch in Breslau eben nicht besser ergangen als dem General York in Frankreich bei der königlichen Musterung seiner zerrissenen und durchlöcherten Krieger. Um ihn, der mit dem glühendsten Eifer für die Wiederherstellung seines alten Herrn und Deutschlands mitten im bittersten, strengsten Winter und mit Gicht und Podagra durch Eis und Schnee dahin gekommen war, hatten sich weder König noch Minister gekümmert. Er war dort von einer gefährlichen Krankheit ergriffen worden und hätte allenfalls wie ein gewöhnlicher, fremder Reisender gleichsam ungewußt und unbekannt sterben und begraben werden können. Kurz, man hatte ihn fast wie eine Pest, als fürchte man irgend eine Ansteckung durch ihn, gemieden, und die Vornehmen und Hohen hatten vielleicht gefürchtet, durch Fragen und Besuche nach und zu ihm auf irgend eine Weise verdächtig und anrüchig zu werden*).

Doch hatte sich, wie einer mir erzählte, der Oberhofmeister oder Obergroßpapa (spanisch: el gran ajo del rey) des Hofes, Fürst Wittgenstein, bei Stein melden lassen, sein Bote hatte aber die Steinsche Antwort bekommen: „Der Fürst mag kommen, aber er wird mir's nicht übelnehmen, wenn ich ihn die Treppe hinunterwerfen lasse." So die Erzählung, aber Stein hatte ihn nachher doch gesehen.

Mir hat der alte Herr in Gesprächen späterer Jahre über des Fürsten Lebenslauf und seinen Einlauf in den Sicherheitshafen des Potsdamer und Berliner Hofes folgendes erzählt, nämlich als in den Jahren 1820 Wittgenstein ein wirklich Mächtiger zu sein schien und mit dem Mecklenburger von Kamptz und ähnlichen auch wirklich ein Mächtiger war: „Es gibt Kreaturen, von jenen bösen Kreaturen, welche Gott in seiner geheimnisvollen Weisheit auch hat werden lassen,

*) Der König und der Hof ignorierten ihn allerdings, doch sandte ihm die Prinzessin Wilhelm täglich Krankenspeise aus ihrer Küche, und Prinz Wilhelm und Prinz August, Blücher und Scharnhorst besuchten ihn. (Pertz: Stein III, 310) (D. H.)

die sich gleich Vampiren und Wanzen oft bei den besten Fürsten festsaugen, und die sie zuletzt nicht abschütteln weder können noch mögen. Ich kenne ja diesen Wittgenstein*), ich habe ihn hin und wieder flüchtig schon in seiner Jugend gesehen. Hier haben Sie die Anfänge seiner Potsdamer Einfahrt: Er ist aus altem rheinischem Grafengeschlecht, das einst mächtig war, jetzt zum Teil sehr verschuldet und zu kleinem Hofdienst um Gunst und Gnaden bei kleinen Fürsten, die vormals nur seinesgleichen waren, heruntergekommen ist. Das Prinzchen, ein jüngerer Sohn eines verarmten Hauses, streifte, ein leichtsinniger Junge, in allen Bädern und um alle Spielhöllen der Bäder herum und versumfeite dort und bei der Umbuhlung der Bastardtochter des Pfalzgrafen Karl Theodor, der sogenannten Äbtissin Gräfin von Bretzenheim, sein ärmliches bißchen Erbteil und saß dann, böser Dinge und eines Briefwechsels mit verdächtigen Franzosen der Pariser Jakobinerausschüsse beschuldigt, in der hessischen Festung Rheinfels (St. Goar) in gefänglicher Sicherheit. Da geschah, daß der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. von seiner berüchtigten Beischläferin, der sogenannten Gräfin Lichtenau, in seinem Feldlager am Rhein einen Besuch erhielt. Wittgenstein in seinem Gefängnis bekam von ihrer Ankunft Wind, wehte die Günstlingin seinerseits wieder mit demütigsten Bittbriefen an, ihm durch die Gnade des Königs wieder aus dem Felsenloche an die freie Luft zu helfen. Sie half ihm heraus, nahm ihn als Beiläufer auf einer Reise nach Italien mit und führte ihn dann am Hofe zu Potsdam ein. So ist er durch eine schlechte Schürze heraus und herauf gehoben und dann mit andern ähnlichen Kreaturen allmählich weiter gekrochen. Ach, die armen Fürsten! Von wievielen solchen Würmern werden sie bekrochen! — Sie sagen, Sie haben ihn noch nicht gesehen, da haben Sie nichts verloren: ein lächelndes, freundliches, weibisches Armsündergesicht, aber listig und still gerührig, wie ein Maulwurf grübelnd und wühlend. Es ist ein Jammer, aber selbst gute Könige gewöhnen sich zuletzt

*) Es war in den Tagen der demagogischen Umtriebe, wo er dies erzählte.

an solche lächelnde Alteweibergesichter; es ist ihnen oft bequem, auch solche um sich zu haben, denen sie in übler Laune nötigenfalls einen Fußtritt geben können."

Gewiß war Stein bei Gelegenheit ein tüchtiger Treppen-herunterwerfer. Eines Tages im Jahre 1805, als er Finanz-minister war, hatte er einen Obersteuereinnehmer Baron v. G. wegen Steuerbetrugs ins Gefängnis befördert; dieser hatte die Wege gefunden, herauszukommen und sich ihm mit den Worten vorgestellt: „Ich wollte mir die Freiheit nehmen, mich E. Erz. zu zeigen, S. Maj. der König haben die Gnade gehabt, mich wieder zu habilitieren." Und Stein: „Geh Er, beschmutze Er mir nicht die Augen. Gott hat dem Könige die Macht der Begnadigung gegeben, aber kein König kann aus einem Schurken einen ehrlichen Mann machen." Und Stein nahm den Stock und rief: „Fort! Die Treppe wieder hinunter! Ich will Ihm zeigen ....." Und jener wartete nicht sondern geschwindest aus der Stube weiter.

Stein war in den ersten Tagen des Februars von Königs-berg abgereist ins kaiserliche Hauptquartier, dann nach und von Kalisch und Breslau hin und her. Es galt, Alexandern und Friedrich Wilhelm wieder zusammenzuführen und ein festes Bündnis abzuschließen. Der Aufruf an die ganze Jugend der preußischen Monarchie zur Bewaffnung fürs Vater-land war den 3. Februar schon ausgegangen, der Bruch mit Frankreich war unvermeidlich, die Kriegserklärung sollte nun bald erfolgen.

Bei diesen Fahrten zwischen Kalisch und Breslau und Sendungen hin und her war der preußische General von dem Knesebeck viel gebraucht. Weil der Charakter und die Wirk-samkeit dieses Mannes oft sehr falsch und mit einseitiger Gehässigkeit dargestellt ist, weil er besonders von den so-genannten Liberalen oft als ein schlimmer, eingerosteter Ultra-junkeraristokrat geschildert ist, so soll hier zur Berichtigung und auch zur Rechtfertigung des Ehrenmannes ein Wort stehen, das Urteil gescheiter und redlicher Männer über den General, der eine Zeitlang bei seinem Könige viel gegolten hat.

Knesebeck war aber keineswegs ein von kurbranden-burgischen Junkervorurteilen tief eingerosteter Mann, um-

gekehrt — als junger Hauptmann und Major in den Feldzügen von 1792—95 gegen die Pariser Republikaner neigte er sich ihren Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit zu, die aber von vielen der ersten Bekenner sehr entweiht werden sollten. Er blieb sein Leben lang ein freisinniger Mann, war überhaupt ein sehr unterrichteter und gebildeter Soldat, aber kränklich und melancholischen Temperaments, dessen bei dem Könige viel geltender Rat und Geist zuweilen von Nebeln des Trübsinns überzogen waren, so daß Scharnhorst einmal von ihm gesagt haben soll: „Weh uns! Eben ist Knesebeck bei dem Könige gewesen, er hat seine Hämorrhoiden wieder, da ist sein Mut in den H . . .“ Er war in der Tat ein redlicher, braver Mann. Bei seinen Sendungen zum russischen Kaiser, jetzt bei der Sendung ins kaiserliche Hauptquartier hat er treue und gute Dienste geleistet*), hat über Preußens geographische und militärische Stellung zu Rußland und Polen und über Preußens künftige Grenzen viele nötigste und nützlichste Winke gegeben. Wenn man diese Winke bei den Unterhaltungen nur befolgt hätte oder bei dem hastigen Sturz und Übersturz der Dinge, wohinein später die ganze europäische diplomatische Kunst mitspielte, nur hätte befolgen können!

Die preußischen Landstände waren denn den 5. Februar des Jahres 1813 zusammengetreten. Der fromme, tapfre Graf Alexander Dohna führte sie an, ein höherer Sinn und Geist von Gottes Gnaden und Gottes Glück, welches Deutschland jetzt doch zur Auferstehung aus langer Schmach zu winken schien, beseelte und begeisterte alles. So wurden auf das geschwindeste Gelder gesammelt und Männer versammelt, 20000 bis 30000 Mann, Einberufene und Freiwillige, wurden gerüstet und bewaffnet, die Ordnung einer allgemeinen Volkswehr ward entworfen und verkündigt und ausgeführt.

Unsereinem waren allerlei kleine Geschäfte in Königsberg zu besorgen von Stein aufgetragen. Ich saß nun freilich nicht mit in den großen Verhandlungen und Arbeiten, aber ich saß doch sehr mit daran. Ich schrieb unter andern fliegenden

*) Knesebeck entledigte sich seiner Aufträge keineswegs mit großem Geschick, s. Lehmann, Stein III, 248 f. (D. H.)

Blättern und Blättchen, wie sie der geschwind fliegende Tag und das geschwind fortmarschierende Glück verlangte, in Steins Sinn und Befehl mein Büchlein: Was bedeutet Landwehr und Landsturm? und meinen Deutschen Soldatenkatechismus*).

Hier muß ein kurzes Wort der Berichtigung und der Abwehrung stehen in Hinsicht auf die Berufung der Ständeversammlung und die Errichtung der Landwehr.

Nicht allein in leicht hinfliegenden und verfliegenden Tagesblättern, sondern in ernsten Büchern ist Steins Auftreten und Wirken in Königsberg von Unkundigen oder auch von Neidern und Feinden als ein russisches, ja als ein zu russisches und beinahe moskowitisches dargestellt worden. Freilich in dem bloßen Antrieb und Beruf seines deutschen Herzens konnte Stein nicht auftreten, solche Macht hatte er nicht in der Welt, da hätte er keine Ausrede wie Yorck, ja nicht einmal wie Alexander Dohna und Schön zur Mitwirkung bringen gekonnt; in dem Augenblick hatte er nur den Namen und die Macht Alexanders von Rußland hinter sich, er konnte nur in diesem Namen handeln und berufen; er handelte in vollster, sicherster Überzeugung von des Kaisers redlicher Gesinnung für die allgemeine, deutsche und russische Sache und hat sich wohl bei und vor allen Menschen in diesem Sinne ausgesprochen; er hat auch wohl bei Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten und Einwendungen, die ihm gemacht wurden, auf der Russen Stellung und auf Alexanders Macht vor den Wankenden und Schwachen hingewiesen, auch wohl, wie seine Art war, zuweilen ein halbrussisches Drohwort herausplatzen lassen, aber nur Steins Feinde konnten meinen und die verleumdende Meinung ausbreiten, daß dieser Mann fähig gewesen wäre, zum Vorteil des russischen Kaisers nur ein deutsches Dorf oder Städtchen hinzugeben.

Doch haben seine Feinde hin und her gemunkelt, Stein sei gar nicht abgeneigt gewesen, Polen und Preußen allenfalls an Rußland zu vertun und zu verkaufen. Das muß man auch bedenken, Stein mußte, wie hier in Königsberg die

---

*) S. Kleine Schriften I, S. 19—76 und S. 83—99. (D. H.)

Lage der Dinge war, und wie die Verhältnisse und die Personen in Preußen gemischt und verwirrt durcheinander lagen, sich größerer Ruhigkeit, Vorsicht und Gewandtheit befleißigen, als der sonst heiße und gerade Mann seiner Natur nach gewohnt war. Es waren bei fast allen Verhandlungen und Versammlungen, Gelagen und Festschmäusen russische Generale und Späher offen und versteckt immer mit dabei, es waren andere Späher da, welche die Wittgensteine, Vosse und Kalkreuthe aus Berlin und Breslau zur Belauschung und Ausforschung unter allerlei Kappen ausgesandt hatten. Ich erinnere mich mehrerer solcher Gesichter. Dies wußte Stein so gut wie andere; aber hier habe ich auch einmal seine Ruhigkeit, Mäßigung und Klugheit loben und bewundern gekonnt.

Wer hat die Landwehrerrichtung getroffen? Wer ist der erste Ausführer derselben gewesen? Denn in Preußen ist ihr Anfang gemacht. Da werden von Scharnhorst an bis auf Stein die mancherlei Namen genannt. Der Gedanke derselben war ja schon seit Jahren ein deutscher Gedanke; seit Tirols und Spaniens Erhebung, seit Österreichs freilich unvollendeter, nicht ganz glücklichen allgemeinen Bewaffnung des Jahres 1809 lagen Beispiele vor Augen. Landwehr — das Wort rief Stein mit Tausenden wackerer deutscher Männer aus, in Königsberg rief er es als eine gebotene Notwendigkeit aus.

Hierbei sind nun verschiedene Namen genannt: der Minister Dohna, der Präsident Schön, der vormals preußische Oberst Clausewitz*), noch in russischen Diensten, aber damals in Königsberg anwesend. Er und Friedrich Graf Dohna waren ja von Petersburg auch als geheime Sendeboten nach Kurland zum General Yorck für die Bewirkung seines Übertritts abgeschickt gewesen. In Preußen standen die Dinge ja jetzt in der großen Bebung, Hebung und Schwebung aller Menschen und Verhältnisse, ungefähr so, wie wann ein Vulkan zu rauchen beginnt, und man nicht weiß, ob sein verderblicher Rachen be-

*) Clausewitz hatte 1812 als Major den Abschied aus preuß. Diensten genommen und war 1813 russ. Oberstleutnant. (D. H.)

fruchtenden Staub oder verderblichen Schlamm und Gestein über die Fluren ausspeien wird — kurz wenn man von der Errichtung der Landwehr in Preußen spricht, kann man wirklich wohl mit Recht sagen: Auerswald, Alexander Dohna und Yorck standen an der Spitze und mit der Leitung und Führung aller preußischen Dinge, aber nach meinen Erfahrungen und Erkundungen wird das Endresultat sein: Graf Alexander Dohna ist dafür der allereifrigste gewesen, und Oberst Clausewitz, einer von Scharnhorsts Lieblingsschülern, hat nebst dem braven Major Grafen Ludwig Dohna die einzelnen Artikel der Landwehrordnung mit Kriegsmannseinsicht wohl vorzüglich entworfen und geordnet. Graf Ludwig Dohna, Alexanders und Friedrichs Bruder, ein teurer mir unvergeßlicher Mann, hat vor vielen andern zur ersten Gestaltung und Ausbildung der preußischen Landwehr gewirkt und gearbeitet. Er mit 15000 tapfern Wehren in Gemeinschaft mit einer ungefähr gleichen russischen Schar, die der Gemahl meiner Herzogin Antonie, der Herzog Alexander von Württemberg, befehligte, hat Danzig berennt und umzingelt, bis es durch Hunger zur Übergabe genötigt worden. Hier hat er aber so viel Not und Ärger gehabt, russischen Übermut zu dämpfen und der Ausplünderung und Verwüstung des Landes durch diese Bundsgenossen zu wehren, endlich die Russen nicht zu den Meistern und Herren des Weichselschlüssels bei seiner Übergabe werden zu lassen, daß der herrliche Mann in kräftigster Jugend für sein Vaterland ein schönstes Opfer geworden ist.

Der Graf bemerkte, daß bei der Übergabe der russische Feldherr mit seiner liederlichen, sehr zusammengeschmolzenen Schar in Alexanders Namen in die Tore wollte, er kam ihm mit seinen tapfern Landwehren zuvor und besetzte die preußische Stadt geschwindest mit seinen Preußen*). Darüber so ärgerliche Auftritte mit dem russischen General, der auch seinen Prinzen und höheren Titel geltend machen wollte, daß er stracks nach dieser tapfern Tat erkrankte und am Nervenfieber starb.

*) Die Russen besetzten nach der Kapitulation Danzigs am 2. Januar 1814 die Festung und übergaben sie erst am 2. Februar den preußischen Truppen (Max Schulze, Um Danzig 1813—14, Berlin 1903). (D. H.)

Dieser Name Ludwig Graf Dohna werde nimmer von keinem tapfern Preußen vergessen. Wäre Prinz Alexander mit seinen Russen zuerst in die Festung eingerückt und hätte Besitz genommen, wer weiß, ob der Pariser und Wiener Frieden und Kongreß oder irgend ein anderer Kongreß, der nicht mit Kanonen geführt wird, sie jemals wieder daraus gebracht hätte? Danzig ist gar ein süßer, appetitlicher Weichselschlüssel und der Eingang und Schluß zur Herrschaft über Polen und Preußen.

Hier in Königsberg lebte ich nun nach einem Jahre wieder ganz deutsch — und wie deutsch frei und glücklich! — und ward durch die Freudigkeit und Lebendigkeit der Menschen mitgetragen und gehoben; hier hatte ich auch Stein ganz in seiner Naturweise zuerst einherschreiten gesehen. In Petersburg mußte der Löwe sich doch oft wie in einem Käfig gefühlt haben.

So ist einmal der große Mensch, der sogleich alles loslassen und fliegen lassen möchte; aber die menschlichen Dinge laufen nicht so, auch die Gewaltigsten müssen ihrer Zwischenläufe und Erfolge warten, müssen den Verhältnissen oft nur zu sehr folgen und gehorchen. Welche Minierarbeit hat er die ersten Monate in Petersburg getrieben! Langsam nur hat er den elenden Romanzoff bei dem Kaiser aus dem Sattel gehoben; was hat ihm dies bei der Feurigkeit seiner Natur wohl gekostet? Ich habe die innerliche Zornwühlung seines Wesens und wie die langsame Unentschlossenheit und Zauderhaftigkeit des russischen Kabinettes, durch Unterhandlungen mit dem übrigen Europa wieder in Verbindung zu treten, ihn häufig mit Ungeduld zerriß, genug in unverkennbarsten Zügen und auch in seinen eignen Äußerungen gespürt.

Stein war also weiter nach Süden weg, ich mußte in Königsberg ungewöhnlich rasch und frisch sein, so viel ward von allen Seiten her von mir verlangt, so viel rissen mich nicht nur anbefohlne Aufträge und Arbeiten sondern vielmehr noch die Menschen hin und her. Noch bin ich dieser Königsberger Tage in der Erinnerung froh, ja ich könnte stolz sein, wenn ich bedenke, wie ich zehnmal und hundertmal mehr, als ich wert war, von den besten Menschen hier auf den Händen, ja nach russischer und altdeutscher Weise fast

auf den Köpfen und Schultern und Schilden getragen ward. Es waren aber viele der Besten und Edelsten hier.

Zunächst hatte ich hier meine Petersburger Freunde und Kriegskameraden von der deutschen Legion, die sich jetzt herabgezogen hatte und neue Werbung und Ergänzung machte, darunter die preußischen Grafen Friedrich*) und Helvetius Dohna, den Freiherrn Horst, einen Osnabrücker, Major von der Goltz und mehrere tapfre, damals alle junge Gesellen. Die Brüder Dohna alle — einer, Graf Fabian Dohna focht damals in Spanien unter Wellington gegen die Franzosen — alle Dohnas, ihr vortrefflicher Ältester, der Minister Alexander, voran, standen auf der höchsten Höhe der Zeit, und ihr Haus und die Gefreundeten und Genossen desselben bildeten in der Königsberger Gesellschaft die Blütenkrone: die eigentliche Blumenkönigin der Freude und Begeisterung war aber die herrliche Gräfin Julie, Friedrich Dohnas Gemahlin, Scharnhorsts ähnlichste und ganz von seinem Geist durchwehte Tochter, in Gestalt und Gesinnung und auch in mancher äußerlichen Art des edlen Vaters Ebenbild, schlank, blond und schön, sie mit den wirklichsten, schönen, himmelblauen Thusneldaaugen, wie man sie von einer Tochter des Harzes und der Weser aus dem Cheruskerlande her, wo Scharnhorsts elterliches Bauernhaus stand, sich so gern einbildet, und wie da schöne, blondlockige Bauerdirnen auch heute noch zu schauen sind.

Diese schöne Harztochter und ihren Vater hatte ich vor meiner Rußlandfahrt den verflossenen Frühling 1812 in Breslau und in dem schlesischen Bade Cudowa viel gesehen. Dort lebten wir in wartender Spannung und Hoffnung, jetzt war eine große Erfüllung da, und fröhlich trug die siegesglückliche, herrliche Frau jetzt ihren Erstgebornen auf dem Arm in der Freude, daß er doch wie ein Freier in deutschen Ehren aufwachsen und leben werde. Sie und die Dohnas zogen mich nun in ihre Kreise, bei ihnen und ihren Gefreundeten, z. B. bei dem mit einer Dohna verheirateten Kanzler Preußens, Freiherrn Schrötter, verlebte ich manchen glücklichen Abend:

---

*) Jetzt Feldmarschall.

bei ihnen versammelte sich gleichsam der höhere Geist der Hauptstadt, auch von den Genossen der Hochschule alles, was frischeren Mut in der Brust hatte.

Hier ging auch Schön viel aus und ein, und hier lernte ich auch zwei Männer kennen, welche später in Bonn meine Amtsgenossen werden sollten, nämlich Hüllmann und Delbrück und den seit Herders und Kants Königsberger Tagen berühmten Kriegsrat Scheffner, den schönen, schon schneeweißen Greis, welcher damals in keiner guten, begeisterten Gesellschaft fehlen durfte. Außer diesen war mein alter Freund Motherby da und die beiden Brüder Nicolovii, welche auch ein lebendiges Haus machten. Es war auch wohl seit Jahrhunderten kein lebendigeres Leben in Königsberg gewesen als in den ersten Monaten dieses Jahrs 1813. —

Bei den Nicolovii sah ich zuerst die in Weimar ausgeheckte, deutsche Schmeißfliege Kotzebue, die dort mit ihrer alles beflatternden und beschmutzenden Beweglichkeit Schillern und Goethen einst genug Unruhe und Ärger bereitet hat. Ich hatte mir diese berühmte Kreatur gar anders vorgestellt, als ich ihn erblickte. Nach seinem Durchlaufe und Lebenslaufe durch die Russen, der sich sogar einmal bis nach Sibirien hin hatte verlaufen wollen, hatte ich mir in äußerer Erscheinung und Gebärdung einen gewandteren, höfischeren, ja etwas kavalierischen Mann gedacht, und ich fand in der Erscheinung etwas von einem Lumpentrödler und Altflicker, einen länglichen, vornüber gebückten Mann mit freundlicher, halb zutraulicher, lauschiger Gebärde; ja wie ein rechter Lurifax sah der Mann aus, so blinzelten seine Augen ringsumher, als ob er jedem etwas abhorchen und aus ihm herausholen wollte. Er hatte sich, als die Russen nach Deutschland vordringen sollten, sogleich an Wittgenstein gehängt, um als Bulletinschreiber dessen Großtaten und die Anrufungen, Ausrufungen und Verkündigungen deutscher Freiheit auf dessen Heerzügen zu verfassen.

Er hat auch ein halbes Jahr solche Bulletins geschrieben in seiner das Größte und Edelste entweihenden oberflächlichen und immer unzeitig und unverschämt witzelnden und dann wieder weibisch empfindelnden Manier, und wo er sich auf

früheres Leben und Vorgeschichte der Völker und ihrer Begebenheiten und Entwickelungen berief oder hinwies, mit solcher Oberflächlichkeit und Unwissenheit, daß man sich dieses Deutschen deutsch schämen mußte; so rief er zum Beispiel die meißnischen Sachsen oder die guten sogenannten Kursachsen, welche durch die traurige Politik ihres Königs leider noch gefesselt gehalten wurden, daß sie ihren braven deutschen Mut nicht zeigen konnten, das heißt die ganz zufälligen Namenssachsen, durch den Namen Sachsen eben verführt, in Namen ihres weiland Wittekind auf, wie er weiland gegen Karl den Großen gestanden, so gegen den, welcher der Karl der Große der Gegenwart sein wolle, mit gleichem Mut aufzustehen und zu stehen. Diese Unwissenheit und die elenden, leeren Anspielungen und leichtfertigen Witzeleien, welche dieser deutsche Mistkäfer auf den großen und heiligen Ernst der Gegenwart spritzte, empörte uns alle, keinen aber mehr als Niebuhrs zartfühlendes deutsches Herz.

Um solcher Elendigkeit zu wehren und über Großes und Hohes groß und hoch sprechen und erzählen zu können, hat er sogleich mit seinem Freunde, dem Buchhändler Georg Reimer in Berlin, ein Deutsches Tagesblatt begonnen, welches, da er durch andere höhere politische Berufungen von der Oberleitung desselben entfernt ward, etwa anderthalb Jahre durch die verschiedensten Wechsel und Hände gegangen ist; auch unsereiner hat zuweilen seinen kleinen Beitrag dazu geliefert*).

Bei meinem Freunde Motherby verlebte ich ähnliche aber viel jugendlichere, rauschigere Abende als bei den Dohnas und Schrötters. Dies war ein edles, freies Bürgerhaus, beide ein vom englischen und Kantischen Geist durchwehtes Haus. Motherbys Vater war ein geborner Engländer aus Hull gewesen, Kaufmann in Königsberg, wie sein Freund, der Schotte Hay, Freund und Tischgenoß Kants. Von dem Geist jenes Lebens hatten die Söhne des Huller Motherbys etwas abbekommen. Das Motherbysche Haus war gleichsam das Kasino, das Versammlungshaus der feurigen, kriegslustigen

*) Niebuhrs Zeitschrift war „Der preußische Korrespondent“, Kotzebues Zeitschrift, „Russisch-Deutsche Blätter“ betitelt. (D. H.)

Jugend, die sich mit Herz, Faust und Degen rüstete und für den nahen, großen Kampf einübte. O hier waren prächtige Jungen!

Die Namen vieler wackern Jünglinge stehen noch mit hellesten, goldensten Buchstaben auf der schon sehr gebleichten und bemoosten Tafel meines alten Gedächtnisses geschrieben: Friccius, Freiherr Hoverbeck, von Fahrenheit, von Bardeleben und viele andre Vortreffliche, die aus den blutigen Schlachten nimmer die Heimat wiedergesehen haben sondern in fremder Erde begraben sind; unter diesen letzten ein Bruder Motherbys, Regierungsrat in Gumbinnen und Hauptmann in der preußischen Landwehr, der beim Sturm auf Leipzig auf der erkletterten Mauer, den Seinigen ein Vorstürmer, von einer tödlichen Kugel getroffen ist.

Von diesen wackern Jünglingen sind Friccius und Fahrenheit mir dreißig, vierzig Jahre später treueste Freunde und Genossen geblieben und haben mich zuweilen noch in meiner Hütte am Rhein besucht. Fahrenheit war einer der reichsten preußischen Schloßbesitzer, ist nebst seinem Freunde, dem Oberpräsidenten von Schön, für manche schöne Stiftungen und Gründungen in Preußen ein treuer Arbeiter und Helfer gewesen. Friccius, ein Altmärker, unweit Stendals gebürtig, in Königsberg als ein junger Sachwalt lebend, verließ sein schönes, jugendliches Weib und ein zartes Kind und zog als Offizier der Landwehr mit gegen Westen, focht alle blutigsten Schlachten, bei Dennewitz, Leipzig, Laon usw. mit, führte als Oberst im zweiten Jahr schon ein Bataillon und hat die Taten seiner tapfern Kameraden in schönen Büchern beschrieben, schaut nun auch schon seit zwei Jahren gewiß von einem besseren Stern auf uns und unsern kleinen Erdball herab.

Das waren Tage, ja das waren herrliche Tage! Die junge Lebens- und Ehrenhoffnung sang und klang durch alle Herzen, sie klang und sang auf allen Gassen und tönte begeistert von Kanzel und Katheder. Der Bücherstaub der Gelehrsamkeit ward von dem Sturmwind des Tages abgeweht, und der goldne Blütenstaub des fröhlichen Maientags der Hoffnung und des Mutes fiel auf die Stirnen, die jener sonst umgraut hatte; auch die Kältesten wurden warm, auch die Steifsten

wurden gelenkig, sie glühten und zitterten in der allgemeinen Bewegung mit fort.

Ich erzähle eine prächtige Szene: Professor Delbrück hatte mich zu einem feierlichen actus des Gymnasiums geladen, dessen Scholarch er war. Alle Primaner wollten ins Feld und gingen ins Feld, die meisten traten in ein Reiterregiment, welches Oberst Graf Lehndorf aus eitel Freiwilligen errichten wollte, die Pferd und Rüstung aus eignen Mitteln schaffen konnten. Ich litt auch sogleich durch diesen Patriotismus: mein schöner Helfer und Ausrichter, der Bediente meines Wirts, des Präsidenten Nicolovius, ward auch von dem kühnsten Mut fürs Vaterland ergriffen, er mußte sich die Mittel zur Anschaffung von Roß und Rüstung bei Gönnern sammeln, ich trug auch fünfzehn Taler bei. Ich habe den braven Jungen später in Berlin wiedergesehen als Wachtmeister mit schönsten Ehrenzeichen auf der Brust.

Der von Delbrück geordnete actus im Gymnasium war der allerfeierlichste, Klopstockische Oden, Gleimsche Lieder, die Hermannsschlacht und andres dergleichen überaussiges Deutsches und Preußisches wurden von den Schülern hergesagt; noch erinnert's mich, wie der Klopstockische Vers

> „Ha! dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblute,
> Mit dem Staube der Schlacht bedeckt; so schön war
> Hermann niemals, so hat's ihm
> Nimmer vom Auge geflammt."

in der Kehle eines Jünglings halb zerbrochen stecken blieb, und wie der bei solchen Gelegenheiten immer und damals doppelt deutsch begeisterte Delbrück den Vers nun selbst über seine Lippen mit solcher erschütternden Bewegung herausspringen ließ, daß alle Zuhörer miterschüttert in laute Jubeltöne ausbrachen.

An diesem erwähnten Reiterregiment preußischer Freiwilligen, welches in wenigen Wochen mit Männern und Waffen auf das prächtigste gerüstet dastand, und an seiner Fertigung habe ich zufällig mit arbeiten gemußt, indem der Graf Lehndorf den für diesen Zweck an seine lieben Landsleute gerichteten Aufruf mir zur Durchsicht und Begutachtung vorlegte. Ich habe aus demselben mehr etwas zuvieles Feuer

ausgelöscht als von dem meinigen hinzugetan. Der Graf hat sein prächtiges Regiment mit großen Ehren durch viele Schlachten geführt aber die wenigsten seiner tapfern Jünglinge wieder zu Hause gebracht; sein persischer Prüfungskorb würde bei der Heimkehr des Regiments sehr leer*) gestanden haben. Er ist mein Freund geblieben; ich habe ihn zehn, fünfzehn Jahre später, wo er in Köln als General einen Befehl hatte, öfter in meinem Hause wiedergesehen.

Hier sprang jetzt aus dieser allgemeinen Begeisterung, die mit dem ganzen Volke in den Kampf gehen wollte, auch mein sogenanntes Deutsches Vaterlandslied hervor, das im lieben Deutschland noch in späteren Jahren gesungen ist und endlich wohl mit andern Tagesliedern zu seiner Zeit auch verklingen wird. Möchten wir in dem Augenblicke, worin wir eben leben, seinen Wünschen doch näher sein, als wir sind!

Ich habe die Menschen und Kreise genannt, mit welchen und in welchen ich hier in diesen jauchzenden und triumphierenden Tagen so glücklich mit oben schwamm. Unter diesen war eine der merkwürdigen Erscheinungen der Geheime Kriegsrat Scheffner, wie ein Königsberger Orakel geehrt, noch ein übriger aus jener berühmten Schar der Königsberger Geister, der Herder, Hamann, Kant, Hippel, jetzt schon hoch in den Siebenzigen, mit schneeweißen Locken, seinen schlanken, hohen Leib noch gerade tragend, und durch Lebendigkeit und Witz Königsbergs Lust und Ehre; ja, geistreich und witzig, sprudelnd und sprühend von geistreichen Spielen und Einfällen war der liebenswürdige Greis. Er war eine Ruine aus dem Siebenjährigen Kriege und Gesell und Kampfgenoß von drei Namen, die in Preußens Kriegsgeschichte berühmt geworden sind. Hier ein Wörtchen über die drei:

Als der Siebenjährige Krieg begann, standen vier reisige Jünglinge und Kameraden in den Listen der Hochschule Halle eingeschrieben. Da gerieten sie einen guten Abend bei einem Kommers in das Gespräch von der Not, daß sie als Kantonisten

---

*) Die Lanzen der goldenen Leibwache der Perserkönige wurden aus großen Körben gezogen. Bei der Heimkehr aus dem Felde als Tapferkeitszeichen wurden sie wieder eingesteckt.

wahrscheinlich bald gefaßt und eingekleidet werden würden, und endigten mit dem Entschluß, lieber sogleich als Freiwillige in ein berühmtes Husarenregiment einzutreten. Ich weiß nicht, wie hohen Grad Scheffner da als Offizier gewonnen hat, später hat er in Königsberg bei der Kriegs- und Domänenkammer als Kriegsrat gestanden; aber die andern drei hallischen Studenten — sie hießen l'Estocq, Neumann und Günther — haben es mit hohen, verdienten Ehren alle drei bis zum Range des Generals gebracht. Neumann ist, als in Schlesien viele sich matt und feig gezeigt hatten, durch die tapfre Verteidigung Kosels berühmt geworden; l'Estocq, auch durch seinen schlichten, graden Charakter als ein Biedermann gepriesen, hat nach dem ersten preußischen Sturz in der Schlacht bei Preußisch-Eylau den alten Heldenruhm des Volkes wieder aufgerichtet und ist als Feldmarschall gestorben; Günther stand zuletzt als kommandierender General in Preußen, ist durch seine wissenschaftlichen Kriegs- und Geschichtskenntnisse gleichsam ein Vor-Scharnhorst gewesen und hat manche tüchtige Jünglinge, unter andern auch Boyen (spätern Kriegsminister), zu tapfern Kriegern ausgebildet*).

Scheffner war ein Ehrenmann, von den Matten und Feigen wegen seines Witzes gefürchtet. Er gehörte zu den geistreichen Menschen, die darin einem echten Kieselstein gleich sind, daß sie nur durch Draufschlagen Feuer geben. Er hat in Prosa und Versen einiges geschrieben, das ist aber seinen unmittelbaren Erzeugungen, die in der lebendigen Gesellschaft aus ihm hervorsprudelten, nimmer vergleichlich geworden sondern viel zu künstlich gemacht und antithetisch, solchen Witzen gleich, welche man französische oder jüdische Witze zu nennen pflegt.

Der Alte hatte eine Lebensbeschreibung eigner Hand hinterlassen und sie den Besorgern seines letzten Willens, den

*) Diese Erzählung enthält mehrere Unrichtigkeiten. Nur Günther studierte 1757 in Halle und war vermutlich mit den drei Königsbergern Scheffner, L'Estocq und Neumann nicht bekannt. Er trat zunächst in das Kommissariat ein und bald darauf in das Freibataillon von Angelelly. L'Estocq, der ebenso wie Scheffner in Königsberg Rechtswissenschaft studiert hatte, begann seine militärische Laufbahn im Winter 1757—58 bei den Zieten-Husaren, Scheffner und Neumann traten erst 1759 in das preuß. Heer ein. (D. H.)

Professoren Hüllmann und Delbrück, zur Herausgabe nach seinem Tode übergeben. Diese hatten sie auch wirklich abdrucken lassen; ich habe diesen Abdruck, den man einen Abdruck avant la lettre nennen konnte, durch Hüllmanns Mitteilung in Bonn in der Hand gehabt und die interessantesten, ergötzlichsten Kapitel desselben mit großem Vergnügen durchgelaufen. Es waren viele prächtige, köstlichste Sachen und Schilderungen darin, mit schärfsten Blicken gefaßt, und die Verhältnisse und darin auftretenden und spielenden Personen mit freiester Lust und Witz geschildert.

Vor allem ergötzten mich die Schilderungen, als der unglückliche Hof, bis an die äußerste Grenze nach Memel verlegt, nun endlich wieder in Königsberg von König und Königin gehalten ward. Da wurden die verschiedenen Bilder nach dem Leben gezeigt, Minister und General und Korporal, wie sie die Höfe umschweben und umflattern, und auch die Abendunterhaltungen an dem Teetische und in dem Lesekabinette der Königin Luise, wie der witzige und geistreiche Schwede Brinckmann, Legationssekretär des schwedischen Gesandten Grafen Ehrenström in Berlin, dort den patriotischesten Deutschen und Preußen spielte und der Königin vorlas und vorplapperte, der Schelm, den ich wohl gekannt habe, der in Schwedens und Preußens Angelegenheiten daheim durchaus eine französische Rolle gespielt hat, wie auch Hüllmann, Delbrück und Süvern zur Wiederbelebung des gesunkenen Geistes damals öffentliche Vorlesungen hielten und auch zur Unterweisung des Kronprinzen, unsers jetzigen Königs*), verwandt wurden. Alles auf das lebendigste und lustigste mit den frischesten, hellsten Farben geschildert; aber, aber — dieses hübsche Buch hat das Schicksal sovieler Bücher gehabt, die nach dem Tode ihrer Verfasser gedruckt werden sollen. Die deutschen und universitätischen und professorischen Zustände waren seit Kotzebue, Sand und den Karlsbader Beschlüssen trüber und mißlicher geworden, da hat denn auch unsre beiden Professoren bedenkliche Furcht ergriffen, sie haben das fertige Buch einstampfen lassen und ein verstümmeltes, verschnittenes Leben Scheffners heraus-

*) Friedrich Wilhelm IV. (D. H.)

gegeben, das sich noch ganz leidlich lesen läßt, woraus aber das frischeste, schärfste Schefferische Salz herausgelangt ist*).

So dieser wackre alte Preuße. Ich hatte mich unter diesen Preußen ein paar Monate sehr angenehm festgelebt und eingelebt. Ich fand sie sehr anders, als ihre westlichen und östlichen Nachbarn, die Pommern und die Kurländer; von den südlichen Nachbarn, den Polen, schienen sie gottlob! wenig angenommen haben.

Die Kurländer sind größtenteils mit ihnen aus demselben Stoffe aber in ein paar Jahrhunderten doch sehr von der leichten, dünnen Luft des benachbarten Polens durchweht. Die Preußen sind gottlob! unter deutscher Herrschaft geblieben, sie waren von Anfang an der größere Stammleib des deutschen Ritterstaats in diesem deutschen Osten, mit der von Ottokar von Böhmen gegründeten Hauptstadt und mit den größten und glänzendsten Residenzen, Burgen und Schlössern des Ordens. Sie sind offenbar sich selbst und dem ursprünglichen Wesen viel gleicher geblieben als die Kurländer und Livländer, haben auch von den großen Heldenkurfürsten und Königen hohenzollerischen Stammes nichts Gemeines und Niedriges leiden und erben gekonnt.

Sie machten mir, als ich einige Wochen unter ihnen gelebt hatte, einen gar eigentümlichen Eindruck; in manchen Köpfen alter Edelleute und ehrenwerter Bürger, in einer gewissen, ruhigen, sicheren Haltung der Köpfe, in einigen über die Gesichter hinschwebenden, wie in stiller Betrachtung und Schauung begriffenen, halb lächelnden, halb ironischen Zügen glaubte ich manche bekannte Köpfe Stockholms und Schwedens wieder zu sehen: ein zugleich sehr ruhiger und stiller und doch sehr fester und scharfer Ausdruck. Dies mochte in den Gesichtern zum Teil wohl der Ausdruck des Nordens sein,

*) Scheffners Autobiographie wurde noch zu seinen Lebzeiten gedruckt, der erste Teil in Leipzig, der zweite in einer „preßfreieren Stadt“, in Rudolstadt, und zwar sind in einem Anhang zum zweiten Teil die von dem Leipziger Zensor gestrichenen Stellen mit Ausnahme von zweien wiederhergestellt. Veröffentlicht wurde das Buch erst 1823 nach Scheffners Tod. Reicke bezweifelt aber wohl mit Recht („Altpreußische Monatsschrift“, Bd. 1, Königsb. 1864), daß die ursprüngliche Lebensbeschreibung Scheffners eingestampft sei. (D. H.)

welcher hier doch schon mehr ein Norden ist, als er bei den Leuten in Lübeck, Rostock und Stralsund heißen kann. Dies mag zum Teil allerdings wohl klimatisch sein, aber größtenteils verdanken sie diesen Ausdruck einer fest und gerad vor sich hinschauenden und stillen Mannlichkeit, der mir hier so sehr auffiel und gefiel, wohl der großen Geschichte ihres Ordens. Sie geben gleichsam den Anblick eines Mannes, der mit dem Bewußtsein vieler tüchtig bestandener Kämpfe auftritt. Das Gepräge großer Taten und Leiden dieses Ordens hat viel Ritterliches, Festes und Selbstbewußtes den Enkeln und Urenkeln als einen schönen Nachlaß hinterlassen müssen.

Sie haben eine große, herrliche Geschichte gehabt, Bürger und Edelmann ist mit dem Gefühl dieser Geschichte aufgewachsen, der Enkel hat von einem Stolz und einer Ritterlichkeit der Gesinnung als Erbschaft der Ahnen noch ein hübsches Stück übrig. Es hatte sich nun in dem letzten Halbjahrhundert so gefügt, daß diese Preußen, diese echten, rechten Preußen, bei den meisten westlichen Deutschen fast wie vergessen da zu liegen schienen, auch deswegen wohl, weil der große König Friedrich II. sie wenig gerechnet und hervorgehoben zu haben schien. Während seines letzten großen Kampfes gegen Maria Theresia und die halbe europäische Welt, während des Siebenjährigen Krieges, lag Preußen dem großen Kriegsschauplatz fern und war fast immer von den Russen durchzogen und überzogen; es schien daher für die Rettung des Staates weniger gewagt und getan zu haben als andre Landschaften und ward deswegen mit einer gewissen Gleichgültigkeit von ihm angesehen und behandelt, obgleich er in seinem schlechten Latein das alte Pruscia in Borussia verwandelt und ausgestempelt hatte.

Jetzt nun sollten diese Preußen Gelegenheit bekommen, zu zeigen, wes Geistes und welcher Art sie sind. Daß sie hoher geistiger Art sind, haben sie durch Herder, Hamann, Kant, Simon Dach und andere genug gezeigt. Friedrich hat durch Worte und Taten in seinem Testament und in Vermächtnissen ihnen die Pommern und Brandenburger weit vorgezogen. Hätte er dazu ein Recht gehabt, sie haben in

allen Schlachten, mit Dennewitz und Leipzig anzufangen und mit Laon und Waterloo aufzuhören, sich als die Treuesten und Tapfersten erwiesen. Ja ein gewisser Stolz der Mannlichkeit und Geradheit, eine eigentümliche Freisinnigkeit in Antlitz und Rede und in Schritt und Tritt ausgeprägt, tritt einem hier fest entgegen. Auch in unsrer jüngsten Zeit in Frankfurt und in der Volkskammer in Berlin treten uns die eigentlich preußischen Namen als Männer entgegen, welche die Zeit begriffen haben, während es in manchen pommerschen und brandenburgischen Köpfen noch von so dicken Nebeln dunkelt, als wolle ein bißchen mittelalterliche Finsternis wieder in unser neunzehntes Jahrhundert hereinbrechen. Ich will keine Namen nennen, weil ich durch Gegeneinanderstellung von Namen kein Sonderneid erregen will.

Ja die Deutschheit hat in diesen sumpfreichen und waldreichen Nordrevieren zwischen Weichsel und Niemen recht feste, tiefe Wurzeln getrieben, und die Stämme, welche von ihnen gehalten und genährt werden, stehen stolz und gerad in den Stürmen des Tages. Das kann man in Wahrheit sagen, daß diese Wurzeln so fest stehen, daß der Mensch und das Land in Liebe und Treue so ineinander verwachsen sind, daß der in Preußen geborne Mensch sein Land, sein rauhes und in mancher Hinsicht unschönes und unromantisches Land, mit unendlicher Liebe festhält und lobt und preist. Sein edles, durch und durch deutsches Blut, wie ist es in den langen Kämpfen der tapfern Väter hier geflossen! Wie teuer ist dieses Land durch das Schwert gewonnen und behauptet worden!

Wirklich ist Preußen seiner Liebe eine Art Paradies geworden, in welchem alles fast in der ersten Unschuld der Liebe erblickt wird. Was auf diesem Boden wächst und blüht, der Mensch und das Tier, das Roß und der Ochs, der Weizen und der Apfel — alles wird von ihm schöner, stärker, voller, süßer gesehen und gepriesen, als was andre deutsche Länder tragen und erziehen. In der Tat, seine Heimat ist ihm das Land des Paradieses; hat ja auch ein vormaliger Doktor der Theologie, namens Hasse, in seiner Erklärung des ersten Buches Mosis um Königsberg in der Pregel und in den in die Pregel hineinfallenden Flüssen und Bächen die fünf

Ströme gefunden, die das Paradies umfließen*). Wie oft habe ich über dieses Kapitel des Paradieseslandes mit meinen Freunden Motherby und Schenkendorf streiten und doch über ihren preußischen Patriotismus mich freuen gemußt! Glücklich, wenn in allen Landen deutscher Zunge die Heimat von solchen Herzen geliebt, von solchen Köpfen und Fäusten verteidigt und verherrlicht würde!

Endlich gegen Ende des Monats März bin ich auf schlechtesten Straßen schon durch Hinderungen und Überschwemmungen der Frühlingswasser über die Weichsel gekommen, habe des Kriegs wegen große Umschweife der Straßen machen müssen und habe das durch Kopernick und das Jesuitenmordgemetzel berühmte Thorn nur aus der Ferne geschaut. Es war noch von Polen und Franzosen besetzt, und unsre belagernden Krieger donnerten eben recht frisch, als mich im schnöden Regen- und Schlackenwetter auf dreckigen, ausgefahrnen Wegen vier magre Pferde, von polnischen Postillionen getrieben, mit meinem leichten Wagen nur langsam weiter gegen Süden fortschleppten.

In Kalisch fand ich meinen Herrn Minister wieder, weilte dort zwei Tage und fuhr durch polnischen Dreck und mit polnischen Postillionen des Weges gen Breslau. An der polnisch-schlesischen Grenze hätte mich trotz alles meines Rufens der polnische Postillion um ein Haar mit dem Wagen zusammenstoßen lassen, worin der König von Preußen eben zum Besuch des Kaisers Alexander nach Kalisch fuhr. Welch ein Abenteuer, wenn ich armer Plebejer so mit dem königlichen Wagen zusammengestoßen und mit meinem leichten Wägelchen seitwärts geschleudert wäre! Kaum entging ich solchem auf jeden Fall für mich gefährlichen Zusammenstoß. So, selbst nicht durch Sturz und Fall, darf man keine königliche Aufmerksamkeit erregen. Ich hatte schon aus der Ferne dem Wagen voranfliegende Reiter und auf dem Vorderwagen Hüte mit Federbüschen gesehen und sogleich auf einen Prinzen oder Generalissimus gedacht und meinem Polacken mit lautester

---

*) Hasse, Preußens Ansprüche als Bernsteinland das Paradies der Alten und Urland der Menschheit gewesen zu sein. (Königsberg 1799). (D. H.)

Stimme Halt! Halt! zugeschrien, aber der Kerl hatte nichtsdestoweniger geradesten Weg gehalten und nur desto mächtiger drein gepeitscht, wahrscheinlich aus polnischer Tücke, daß er einen Deutschen fuhr; glücklicherweise aber strich mein Wägelchen, ohne gefaßt zu werden, an dem Majestätswagen ohne Anstoß vorbei.

In den ersten Apriltagen des Jahres 1813 fuhr ich in Breslau ein — o mit welch einem andern Herzen und anderer Hoffnung als am Ende des Winters von 1812 von Berlin einfahrend. Ich konnte mit Recht über die schöne Wratislavia rufen: Eheu! quantum mutata ab illa, quam anno praeterito conspexi! Zwei Tage später traf auch der Minister von Kalisch hier ein*). Ich fand und sah hier meine alten Freunde des vorigen Frühlings: Manso, Mittelstedt**), Gaß, Steffens. Bei Steffens sah ich seine Verwandten, den Kapellmeister Reichardt und die beiden Professoren Gebrüder von Raumer. Von Steffens ward ich sogleich auf einen mächtigen Ball mitgerissen, wo sich der Glanz und die Blüte der Stadt und eine Unendlichkeit von Uniformen und besternten Brüsten eingefunden hatten. Was für eine edle, glänzende Ritterschaft war bei der allgemeinen Bewegung versammelt!

Ich ward da von einigen als ein alter Bekannter, von andern als ein Steinscher Begleiter mit Freuden und Ehren und wie zum Eingange als mit dem glücklichsten Wahrzeichen von einer hübschen Jungfrau mit dem allerherzhaftesten, herzigsten Kusse begrüßt. Wirklich umhalste mich ein hübsches Mädchen, das ich nimmer gesehen, des königlichen Leibarztes Hufeland älteste Tochter, vor allem Volke mit einem fröhlichen, deutschen Willkommskuß. Solche Küsse konnten einem damals wohl durch Mark und Bein gehen. Es war gewiß ein Freuden- und Ehrenkuß aus vollem Herzen.

Doch haben an dieser schönen Dirne die deutschen Professoren weder Glück noch Freude erlebt; sie hat sich einem wallachisch-russischen Bojaren, einige Jahre nach diesem Kusse vermählt, jenem Sturdza, der alle deutschen Hochschulen und Professoren

*) Arndt traf am 3. April in Breslau ein, Stein am 7. April. (D. H.)

**) Gemeint ist wohl der Theolog Heinrich Middeldorf. (D. H.)

gleichsam des Hochverrats gegen Gott und gegen alle Kaiser und Könige angeklagt*) und mit dem Lärmschreier Kotzebue die Sandsche Mordgeschichte mit vielen schlimmsten unvergeßlichen et ceteras mit erregt hat.

So schlägt die wundersame Verknüpfung der menschlichen Dinge und Schicksale die einzelnen Fäden der Spinner und Weber oft auf das seltsamste durcheinander. Aber wir fragen immer: Wer ist der rechte Spinner, Weber, Knüpfer und Löser? Keiner weiß es, darum rufen wir immer und ewig in alle Ewigkeit hinein: Hoffe und glaube!

Hier in Breslau fand ich auch manchen lieben Berliner schon im Kriegsrock, auch mehrere Lützower in demselben Gasthofe, wo ich eingekehrt war, noch viel mehrere derselben zu Fuß und zu Pferde auf der Straße, die nach Dresden führt. Es war der sechste oder siebente April**), als ich auf dieser Straße fuhr. Da erschien mir Gott der Herr, dessen Liebe und Gnade den kleinen Nachen meines Lebens bisher ziemlich glücklich durch manche Strudel und über manche Klippen und Untiefen hin hatte fortschießen lassen, mit einem Zeichen, das auch den Leichtsinnigsten mit feinen und frommen Gedanken und Erinnerungen hätte durchblitzen müssen.

Es war eine kalte Frühlingsnacht, ich in meinem flauschigen Mantel gehüllt war eingeschlafen — und horch! ich sollte plötzlich durch helle Trompetentöne aufgeweckt werden. Der Tag brach eben an, ich war eine halbe Stunde von Liegnitz, dessen Türme ich im Morgenglanze vor mir schimmern sah. Woher kamen die Trompetentöne? Es zog ein preußisches Reiterregiment mit fliegenden Fahnen die Straße, und mein Postillion mußte ausbeugen, auch eine Weile stillhalten. Es war in einem etwas durchlauchtigen, dünnbestandenen Walde, einzelne Fichten mit bereiften Köpfen fast in den Weg hinüberhangend. Da stieg vor meinen geöffneten Augen sogleich

*) Durch sein „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne". (Paris 1818.) (D. H.)

**) Es wird einige Tage später gewesen sein. Am 6. April schreibt Arndt noch aus Breslau an Reimer: „Ich bin seit drei Tagen hier, bleibe wohl nicht lange," am 13. April schreibt er aus Dresden an Quistorp: „Ich bin seit vier Tagen hier." (D. H.)

wieder eine Erinnerung auf, es war mir, als erblickte ich in einigen Steinsäulen und ein paar himmelhohen, halbverwitterten Tannen alte Bekannte. Ja es fuhr mir die Erinnerung wie ein Blitz durch die Seele: wir fuhren durch dieselben kahlen Tannenbäume hin, wodurch ich vor einem Jahre im Wagen meines Grafen Chasot nach Breslau fuhr. Da war es, gerade in diesem Walde zwischen diesen Tannen war es, wo ich vor einem Jahre ähnliche Trompetentöne gehört hatte, aber Trompetenstöße widerlichster Art. Jetzt waren es Preußen, die für Hoffnung und Sieg aufbliesen, den vorigen Frühling aber einige Schwadronen sächsischer und polnischer Reiter, die für Napoleon gegen Osten marschierten.

Mit solchen Klängen und mit ganz anderen fröhlicheren Gefühlen als damals fuhr ich früh morgens in Liegnitz ein, weckte eine mir befreundete Familie, die des Regierungsrates Benda, genoß bei ihnen ein reichliches Frühstück und erzählte von Rußland, woher ich Grüße von einem Vetter der Benda brachte, einem Leutnant von Mühlenfels, Offizier bei der deutschen Legion; sie bezahlte diese Grüße mit Erzählungen aus meiner Insel Rügen, unsrer gemeinsamen Heimat, wo sie jüngst gewesen war. Von Liegnitz ging es auf Postflügeln, freilich nicht flügelgeschwind, weil Kriegsmärsche die Landstraßen verderben, bis Dresden hin.

Hier erschien nun auch bald mein Herr Minister*). Ich ward hinfort gleich andern Kriegszüglern und Offizieren ordentlich einquartiert; ich nahm mein Quartier bei dem Appellationsrat Körner, dessen Haus mir schon von den Lützowern empfohlen war, unter denen Körners Sohn als Kamerad diente. Dies ward uns beiden, Körnern und mir, eine willkommene Einquartierung; ich wohnte bei würdigen, deutschgesinntesten Menschen, und sie wurden über einen Monat von wilder, soldatischer und auch kostbarer Einlagerung befreit. Ich habe dort immer morgens nur ein paar Tassen Tee getrunken und bin die Mittage und Abende gewöhnlich an der Steinschen Tafel oder in einem Gasthause gewesen.

---

*) Stein war bereits seit dem 6. April in Dresden. (Lehmann, Stein III, 280, Anm. 1.) (T. H.)

Wenn keine andere Tafel, war hier doch immer eine wohlbesetzte geistige Tafel. Körner war ein ausgezeichneter, sehr gebildeter und wissenschaftlicher Mann, an Kenntnissen den besten Deutschen ebenbürtig, an Gesinnung und Treue fürs Vaterland den meisten überlegen. Hier war Speise und Weide für Kopf und Herz. Der brave Körner hatte mit dem Jüngling Schiller bei dessen Morgenrötenaufgang frühe Freundschaft geschlossen, hatte dessen erste Thüringer und Leipziger Jahre mit treuester Hilfe und Rat gestützt und geschützt; sein Sohn, jetzt im Lützower Waffenrock, war Schillers und meines Freundes, des Grafen Geßler, Pate. Er selbst war Schriftsteller. Nun ging in den vielen dieses Haus Besuchenden mit den einen Mut und Freude, mit den andern Furcht und Sorge in und durch dieses gastfreundliche Haus.

Hier sah ich Goethen nach vielen langen Jahren auch einmal wieder. In meinen Studentenjahren in Jena hatte ich ihn dort und auch in Weimar nur immer äußerlich gesehen, zum erstenmal auf der Geleitsbrücke in Jena, wo der schöne, stattliche Mann in einem grünen Jägerrock einherschritt. Ich war ja damals ein unbedeutender Jüngling, konnte mich weder als Graf noch als Baron einem berühmten Manne nicht aufdringen, war auch in meinem Sinn in meinen Jenaer Tagen beide zu einsam und in mir geschlossen und zu stolz, mich vor Höheren zu verneigen oder sie durch meine Kühnheit zu belästigen. So ist es geschehen, daß ich bei aller Begeisterung für beide Männer im Jahr 1794, wo ich mehrere Wochen in Hamburg zubrachte, auch Klopstock nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen habe, so wenig als ich vor Goethen getreten bin.

Goethe kam nach Dresden auf seiner gewöhnlichen Badereise nach Karlsbad und Teplitz; sein Anblick und seine Rede waren gleich unerfreulich; der erste sprach aufgestörte Unruhe, die zweite ungläubige Hoffnungslosigkeit. Da rief er einmal aus, indem Körner über seinen Sohn sprach und auf dessen an der Wand hangenden Säbel wies: „O ihr Guten, schüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu groß*)“.

*) Erinnerungen S. 175. (D. H.)

Außer Goethen sah ich hier auch, aber nicht mit oder neben ihm, seinen berühmten Weimarer Antipoden Böttger*), der in einer eigensten Angelegenheit in wahrer Angst zu Körner kam, er möge doch durch mich oder durch eine andere Verwendung einen Steinschen Sturm, der ihm drohte, von ihm abwenden. Dieser Böttger nämlich, der bestellsamste und allerlauschigiste Ausschnüffler und Marktschreier aller neuesten und oft auch aller verbotensten Dinge, den die Hohen in Weimar nur die krächzende Auskrähe schlimmer und ärgerlicher Gerüchte nannten, war in auf der Post beschlagenen Briefen, die nach Prag gehen sollten, ertappt als politischer Berichterstatter, worin auch über Stein und seine neuerrichtete deutsche Zentralverwaltung und über anderes Jungdeutschrussisches — so hatte er es genannt — eben nicht mit den glimpflichsten Worten Böttgersche Glossen gemacht waren. Stein hielt gewiß kein Spionenbureau und verachtete alle Geheimspäherei; aber die Böttgerschen Berichte waren ihm zu Händen gekommen, und er hatte im Zorn zu jemand gesagt: „Der verfluchte, naseweise Schwätzer über mich mag sich in acht nehmen; ich könnte für ihn allenfalls auch ein kleines Königstein auffinden, wo er, wenn er von Geheimnissen bersten und platzen will, sie in der Einsamkeit mit Sonne, Mond und Sternen beplaudern kann.“ B. war nun in der Angst zu Körner gekommen; ich habe über den Reichsherold böser Gerüchte mit Stein nichts zu handeln und zu bitten gehabt; er sagte nur: „Laß den alten, grauen Lügenschelm laufen,“ aber unter der Hand hatte er ihn in seiner starken Weise warnen lassen.

Hier eine hübsche Böttger-Goethe-Anekdote, welche mir mein Graf Geßler erzählt hat. Goethe war in Karlsbad, kam von einem Morgenspaziergang zu Hause und sagte: „Man stößt in der Welt doch immer und allenthalben auf unsaubere Geister, da habe ich von fern einen Mann vorbeirutschen gesehen, der Kerl hat mich ordentlich erschreckt; ich

---

*) Karl August Böttiger, 1791—1804 Direktor des Gymnasiums in Weimar, seitdem Studiendirektor der Pagen in Dresden, von Schiller als „Magister Ubique“ verspottet. (D. H.)

glaubte den leibhaftigen Böttger erblickt zu haben." — „O, erwiderte der Freund, Ihre Augen haben sich da nicht versehen, Sie haben wirklich den Leibhaftigen gesehen." Bei diesen Worten rief Goethe aus, wie einer, der von einem Schrecken wieder aufatmet: „Gottlob! Gottlob! Daß Gott nicht ein zweites solches A.... gesicht geschaffen hat."

Hier bei Körner war also lebendiges, merkwürdiges Gewimmel verschiedenster Menschen; weit lebendiger war es um Stein und seine nächsten Beziehungen. Hier sah ich manche trefflichste Preußen, welche ich bisher nur einzeln und aus der Ferne erblickt hatte, unter ihnen auch Niebuhr, der in schlimmster Zeit zwischen den Jahren 1820 bis 1830 sich mir als treuesten Verteidiger, Beschützer und Freund erwiesen hat, und mit Niebuhr den Schlesier Staatsrat Freiherrn von Rhediger. Rhediger und Schön sollten unter Stein in dem Zentralausschuß für die deutschen Angelegenheiten für Preußen, Kotschubey und Nesselrode für Rußland sitzen. So waren sie dafür ernannt, sind aber nicht dabei geblieben, so wenig als Niebuhr oder Schön. Unter Steins Leitung war nämlich ein solcher Verwaltungsrat oder Zentralverwaltungsausschuß errichtet, um in den über die Franzosen und ihren Anhang mit dem Schwert geöffneten und eroberten deutschen Landen die Verwaltung und Benutzung aller Hilfsmittel derselben zu übernehmen und die Ausrüstung und Bewaffnung der Jugend in denselben für das deutsche Vaterland zu leiten und zu ordnen. Alles dieses freilich tausendmal leichter zu entwerfen als auszuführen; aber es mußte doch mit einem deutschen Gedanken, der da hieß alle für alle angefangen werden; daß der deutsche Rheinbund ohne Schwert zerstört und wiedergewonnen werden könne, welcher verständige Mann konnte sich das einbilden? Die Fürsten mit ihrer sogenannten Souveränität hatten sich zu fest mit ihrem Treiber Napoleon verklebt. Dergleichen Herrschaftsverklebung reißt sich nicht leicht los.

Also Minister Stein in Dresden mit seinem deutschen Zentralausschuß, die Russen im Vorrücken immer weiter gegen Westen, die Preußen — alles, was an die Wand p..... konnte, zum Kampf gegen ihren Plager aufgerufen — an

allen Enden des Landes in voller Rüstung und Waffenbereitung — was gab das für ein unendliches Gewimmel und Getümmel! Gewimmel und Getümmel nicht bloß auf allen Straßen und Gassen sondern auch in allen Herzen und bis in die Arme und Beine hinein: denn alles, was noch etwas Arm- und Beinkraft in sich fühlte, wollte und sollte jetzt für das Vaterland zu den Waffen greifen. Nun kamen außer den obengenannten Männern eine Flut, eine Sintflut, deren ein Teil Gewoge auch wohl Sündflut gescholten werden durfte: denn neben Biedermännern kamen auch wohl, die man gelindest Raub und Beute und andere Ungebühr suchende und witternde Abenteurer nennen konnte: nicht nur solche, die gute deutsche Mär hören und rechtschaffene, deutsche Tat tun wollten, sondern Lauscher, Horcher und Späher und neben ihnen jenes, wie es scheint, unschuldige und doch nicht unschädliche Gesindel, welches geboren ist, auch über die beste Zeit und die größten Dinge seine Noten und Glossen zu machen. Vieles dergleichen wollte sich bei Gelegenheit auch um und an Stein sammeln und drängen, aber meistens zeigte ihnen der Adler solche Augen und Klauen, daß dergleichen lauernde Aasraben und krächzende Krähen, die den Tag, wie er lief, ausplündern oder beschreien wollten, sich erschrocken davon machten.

Unter den Guten kam zuerst ein alter Jugendfreund Steins, ein Graf Schlaberndorf, ein Bruder des weiland preußischen Gesandten am französischen Hofe, Grafen Schlaberndorf*), der als eine etwas wunderliche deutsche Reliquie unter allen verschiedensten Wechseln und Umwälzungen der Dinge, als ein edler, freisinniger Zukunftsvogel immer nur bestes Glück und menschlichste Freiheit ausspähend und ausrufend, bis an sein Ende in Paris ausgeharrt hat. Sein Bruder, Steins Freund, war ihm an Gesinnung ähnlich, ein frommer, kindlicher Mann, der jetzt mit seinem durch Alter schon geschwächten Arm durchaus als Freiwilliger den Säbel über

*) Gustav Graf Schlaberndorf war nicht preuß. Gesandter in Paris, sondern lebte dort von 1788 bis zu seinem Tode 21. August 1824 als Privatmann; vgl. über ihn Varnhagen im „Historischen Taschenbuch“, Bd. 3 (Leipzig 1832). (D. H.)

Franzosenköpfen schwingen wollte. Solchen heroischen Entschluß hat Stein ihm schwer weggeredet, indem er ihm sagte: „Geben Sie ein paar tausend Taler zur Ausrüstung deutscher Freiwilligen und senden Sie den Sohn." Beides hat der wackre Alte getan, und der tapfre Sohn ist als tapfrer Reiter in allen Hauptschlachten mit dabeigewesen.

Der zweite der Guten, die auf dem Dresdener Pflaster erschienen, war der Freiherr Hans von Gagern, eines der Häupter der alten, oberrheinischen, deutschen Ritterschaft, ein Mann des treuesten Herzens und kühnsten Entschlusses für die Erlösung und Ehrenrettung des Vaterlandes. Er hatte in Schwaben und in Tirol eben nach deutschen Geistern herumgespäht — zugleich ein kluger und rechtschaffener Späher — und für einen allgemeinen Aufstand aller Deutschen gegen den welschen Trug und Übermut Fäden zu spinnen gesucht, in welchem kühnen Spinnen er durch Metternichs lauernde Politik unterbrochen war. Über diesen Österreicher brachte er nun Stein die jüngste, nächste Kunde; es hing ja die Welt jetzt vorzüglich mit an Österreichs Entscheidung. Über jenen Mosellaner Metternich habe ich die beiden Ritter oft viel streiten gehört; Stein wollte ihm kaum ein gutes, deutsches Haar lassen, ihm mehr Schlauheit und Pfiffigkeit als Rittersinn und Rittermut zutrauend. —

Da kam nun ein dritter, ein Graf Reisach aus Bayern, von altem, glorreichem Geschlecht (sein Urahn war Reichskammergerichtspräsident in Speier gewesen), als deutscher Patriot von deutschen Patrioten Stein aufs beste empfohlen: ein kleines, zierliches, lächelndes Männchen, welchem man nach seiner äußern Erscheinung keinen rechten deutschen Heldenmut zutrauen konnte. —

Da kamen mit einer stillen, meist nächtlich verhüllten Heimlichkeit einzelne wackre Offiziere des Königs von Sachsen aus der Festung Torgau, von welchen ich nur Miltitz und Carlovitz nennen will. Der König von Polen und Sachsen war mit drei, vier polnischen und sächsischen Reiterregimentern ins Land Österreich vor den Russen entflohen, hatte aber sein übriges deutsches Heer, etwa 10 000 bis 12 000 Mann, in den Festungen Torgau und Wittenberg eingeschlossen. Diese wackern

sächsischen Offiziere, die aus Torgau zu Stein kamen, kamen zuerst nur als Erkunder der Dinge, um zu forschen, wie weit die Unterhandlungen ihres Königs für den Beitritt desselben zur großen, deutschen Sache gediehen seien; sie brannten mit Tausenden ihrer tapfern Landsleute von der Lust, ihre Säbel für den deutschen Kampf wetzen und zücken zu können, und hofften immer noch auf einen glücklichen Entschluß ihres Königs; aber dieser König, sonst ein weiser und gerechter Fürst und als ein Vater seines Volkes erfunden, baute zu sehr auf Napoleons Glück und hielt zu fest an dem Ehrentitel König von Polen, der seinem Lande und seinen Ahnherrn früher schon zuviel Unglück gebracht hatte.

Diese sächsischen Dinge und Verhältnisse und die hin und her laufenden Verhandlungen mit Österreich, kurz die vielfältigsten und die vielfältigst verflochtenen und verfitzten diplomatischen Federkünste und die Lockerheit und Unbestimmtheit so vieler flutenden und schwebenden Dinge zerquälten das ungestüme Gemüt Steins, aber oft zeigte er sich doch höchst liebenswürdig und heiter; so hatte Gott es ihm ins Herz geblasen, oder so schien er doch eine göttliche Weissagung von Glück und Sieg in der Brust zu tragen. Wenn er im Ärger über die Schlechtigkeit, Jämmerlichkeit und Feigheit der Menschen oft auch übergereizt war, immer sprach er sich mit unerschütterlichster Hoffnung aus und strahlte diese Hoffnung aus seinen blitzenden Augen und von seiner schönen Stirn auf uns andere herab, die er dann auch ein anderes Mal wohl mit recht derben Worten schalt und züchtigte. Ich erzähle wieder:

Ich und mein Freund Steffens, der Breslauer Professor, jetzt statt seines Philosophenmantels in Jägeruniform, Offizier von freiwilligen Studenten, welche er gleich andern Professoren vom Katheder zu den Waffen aufgerufen hatte, führten vor ihm auch ein Gespräch eben über jenes Stück Sachsen, in dessen Hauptstadt wir drei eben saßen, wie schade es doch sei, daß man so zaudere: 15000 bis 20000 sächsische Jünglinge ausgehoben, dann geübt und mit den rechten Offizieren an der Spitze würden ebensogut für ihr deutsches Vaterland streiten als Pommern und Mecklenburger. Wir waren bei

ihm zu Mittag eingeladen gewesen und wagten solches Gespräch nach der Tafel. Da erzürnte er sich, sprang auf und rief mit einer Gebärde und einem Ton, als wenn er uns zur Türe herauswerfen wollte: „Gehen Sie, meine Herren, so klug wie Sie bin ich auch, aber ich bin weder der Kaiser von Rußland noch der König von Preußen.“ —

O von wievielen diplomatischen, bösen Künsten und andern schlimmsten Hemmketten hat sich dieser Löwe wohl häufig mit grimmem Schmerze gebunden gefühlt! Ja was würde dieser mutigste, stahlfesteste aller Männer nicht getan haben, wie würde er eingegriffen und durchgegriffen haben, wenn er die letzten Spitzen der deutschen und europäischen Zügel in den Händen gehalten hätte! Es war dies gewiß eine der schwersten Zeiten für ein solches Herz. Er wollte noch für Sachsen hoffen, er hoffte zuweilen selbst auf Metternich, über dessen feige Listen, wie er seine Zauderlichkeit schalt, er mit seinem treuen Hans Gagern oft heftiges Zweigespräch führte; auch über Englands langsame, diplomatische Hinund-herzettelungen und Bedenklichkeiten, welches England nicht an Alexanders von Rußland Treue wie Stein glauben wollte, und welches auch auf Deutschland durch die ihm auf die englische Nase gesetzte hannoversche Brille manche kleinliche Hinblicke und Seitenblicke machte, gab's Klagen die Hülle die Fülle. Über seinen Kaiser Alexander, auf dessen Treue er damals wie auf Stein und Bein baute, duldete er in jenen Tagen der Begeisterung kaum den leisesten Wink, vollends keinen Gegenwink.

Das Hauptziel des Steinschen Unmuts war und blieb aber Metternich und, zunächst auf die sächsische Angelegenheit bezogen, der sächsische General Freiherr Langenau, der seinen König ins Ausland begleitet hatte, und von dem Stein meinte, er sei ein tätigstes Organ, das König Friedrich August in seiner unglücklichen napoleonischen Politik festhielt.

Hiebei erinnere ich mich einer kleinen Kabbelei, die er in Dresden nach Tisch einmal mit Schön hatte. In seinem Zorn rief er da über Langenau aus: „Ich hoffe, wir fangen den bösen, listigen Fuchs noch einmal, dann wollen wir ihn andern schlauen, feigen, deutschen Füchsen, wie brave Jäger

seinen Vettern im Walde tun, als ein deutsches Zeichen der Gegenwart an der ersten besten Eiche aufhängen." — „Gut das," erwiderte Schön ruhig lächelnd, „ich will Ihnen beifallen, aber dann erlauben Sie mir auch, daß ich Ihre Nichte, die Gräfin Senfft, in das erste beste Spinnhaus stecke." Und Stein darauf: „Auch das, und ich gebe Ihnen ihren Mann als Zugift noch obenein." Man muß wissen, der General von Langenau war Schöns Schwager. Stein zürnte aber dem Grafen Senfft sehr, der als sächsischer Minister sehr napoleonisiert und in Hinsicht der preußischen Verhältnisse und Forderungen zu und an das kleine Königreich Polen die schreiendsten Ungerechtigkeiten zum Vorteil der Franzosen und Polacken begangen hatte.

Steins Schwestertochter, eine geborne Freiin von Werthern, stand bei dem Oheim sehr schlecht angeschrieben, er schalt sie eine eitle Närrin und hoffärtige Verschwenderin, welche durch eitlen Prunk das eigne und des Mannes Vermögen bis zur tiefsten Neige heruntergebracht habe. Weise, altväterische Sitte und Sparsamkeit bei Großen und Kleinen galt ihm wie seinem Freunde Niebuhr für ein notwendigstes Stück aller Bürgertugend; er glaubte mit den alten Persern, daß ein verschuldeter Mann in ganz notwendiger Folge zuletzt ein Lügner und der Knecht von solchen werden müsse, die noch schlechter als er selbst seien.

Hier hatte er aber von der tollen Wirtschaft seiner verrückten Nichte die unwidersprechlichsten Proben erfahren; von diesen hier nur eine: Die Ministerin zur Zeit ihrer Glanzhöhe in Dresden und Warschau sandte alle ihre Leibwäsche, Hemden, Spitzen usw. allmonatlich mit eignen Kurieren nach Paris, als wo man dergleichen hochdamliche Feinheiten allein recht zu waschen, plätten und zurechtzufalten verstehe. Dies war so etwas von orientalischer Märchengeschichte, zum Beispiel von einem Könige von Babylonien, der sein Königreich in Pasteten von Pfauengehirn verzehrt hatte, oder von der Üppigkeit, worin die Günstlinge der großen Frau Katharina schwelgen durften, wie von dem allmächtigen Potemkin erzählt wird, der, als er mit seinem Heere in Jassy und Bukarest im Winterlager lag, jeden Mittag seinen Kurier empfing, der die

frischesten Melonen und Ananas aus Nimes und Pezenas brachte, um auf seiner Feldmarschalltafel zu glänzen.

So hatte der Minister manchen Ärger und Umlauf und Anlauf von Schlechten aber auch manche Freude an Guten, die in Dresden zusammenflossen. Auch ich hatte hin und wieder mit Narren oder Abenteurern, die sich einbildeten, ich könne sie näher an den gewaltigen Mann heranbringen, oft meine reiche, liebe Not sie abzuschütteln; indessen es kamen auch viele Liebe und Getreue wie Steffens zum Beispiel, mit welchem ich in Dresden bei allen seinen vielen Bekannten, unter andern bei dem Maler Hartmann und bei meinem alten Greifswalder Bekannten, dem Maler Friedrich, rundlaufen mußte; auch erschienen einige Jünglinge der Heimat, welche der Zeit würdig dienen und für das Vaterland die Waffen ergreifen wollten. Unter diesen kam auch Ludwig von Mühlenfels, der Sohn eines Nachbarn meines Vaters, des Majors von Mühlenfels. Dieser, mit schwedischen Grafen und Baronen verwandt, hatte ein schwedisches Offizierpatent in der Tasche, aber weil er dem schwedischen Franzosen Bernadotte kein ehrliches Herz für Deutschland zutrauen konnte, hat der Siebenzehnjährige sich von der Hochschule Greifswald aufgemacht, auf des Vaters Kredit sich Roß und Waffen verschafft und ist von hier als Lützower Reiter ins Feld gezogen, wo er sich ehrlichste, schwerste Wunden verdient hat.

So gab's hier in Dresden manche Lust und Unlust auch für mich, in Geschäften meistens nur Kleines und Unwichtiges. Doch zeichne ich ein paar Kuriosa:

Ich habe schon erzählt, wie die Raben und Krähen, welche der Sonnenschein des Augenblickes herbeilockte, den Adler umschwärmen und umkrächzen wollten, wie er es aber verstand, sie zurückzujagen. Indessen der kleinen Vögel sind viele in Büschen und Wäldern, sie flattern und singen auf die verschiedenste, mannigfaltigste Weise; von einigen mußte er sich zuzeiten wohl etwas gefallen lassen. Wer konnte aufzählen wie der Löwe nicht bloß von lustigen Gesängen sondern auch mehr als zuviel von krächzenden und wimmernden Tönen umklungen ward: Fragen, Klagen, Bitten, Anträge, Entwürfe und Pläne so viel, daß der alte Herr im Zorn oft ganze

Haufen mir zu den Füßen warf, sprechend: „Lesen Sie, sehen Sie, ob etwas eine Antwort verdient und verlangt." Am zornigsten konnte er natürlich über solche Narren werden, welche ihm mit irgend einem spezifischen Vorschlage und Entwurf zur Rettung des Vaterlandes kamen; da pflegte er wohl zu rufen: „Zum Teufel mit den verfluchten Narren, die nicht ins Eisen beißen wollen und die deutschen Wunden mit Aktenstößen meinen heilen zu können!"

Solche Vaterlandsretter waren nicht immer Fremde sondern auch wohl alte Freunde oder gar Verwandte. Von solchen liefen nun auch genug Bitten ein, die irgend einen Neffen oder Sohn bei ihm auf die glatte, diplomatische Glücksbahn aussetzen wollten, die bei ihm um irgend eine Anstellung und Beschäftigung bei dem Zentralausschuß baten, damit der Jüngling sich unter der Aufsicht und Leitung des großen Ministers und Meisters für die künftig zu ersteigenden höheren Grade ausbilden könne. Bei solchen Briefen und Bitten hätte man sehen sollen, wie der edle Ritter auffuhr und voll Unwillen mir gewöhnlich die Papiere zu lesen gab, auch wohl einige zu beantworten mit den Worten: „Die Narren! Meinen sie, ich soll ein Diplomatenschulmeister werden? Wir haben jetzt ganz andre Schulmeister nötig, die mit eisernen Federn schreiben lehren. Ich Diplomaten erziehen? Meinethalben mag man das auch eine Kunst nennen, die aber zu früh in solche Kunstschule kommen, werden meistens Schwächlinge und Leisetreter oder auch schleichende Blindschlangen und Schurken. Schreiben Sie nur, ich habe jetzt etwas anderes in der Welt zu tun als diplomatische Schule zu halten, habe solche Wissenschaft, als sie meinen, auch nimmer gelernt noch getrieben. Die jungen Leute haben jetzt etwas Besseres zu lernen; auf den Fechtboden, auf das Schlachtfeld mit ihnen! Das ist die Schule des Tages, sie sollen lernen fürs Vaterland streiten und sterben."

Ein Professor Haugh von Olmütz, später als Professor der Mathematik zu Gent gestorben*), hatte ihm einen Pack Schriften und Zeichnungen zugeschickt über den Bau einer ungeheuren

*) Gemeint ist Professor Hauff, s. Erinnerungen S. 174. (D. H.)

magnetischen Batterie, welche an der Spitze des vaterländischen Heeres geführt werden und durch ihre allmächtige Weltkraft alle feindliche Kugeln unschädlich an sich und auf sich heranziehen und zerplatten und zersplittern sollte. Als Stein diese Bescherung durchschaut und durchlesen hatte, rief er: „Ein wohlmeinender Narr! Wenn Gott uns nur die gehörigen Beester geschaffen hätte, solchen fabelhaften Magnetberg zu bewegen: coelum ipsum petimus stultitia. Schreiben Sie dem Narren, er soll mal herkommen und sich als Kugel in eine Kanone laden und gegen seinen Magnetberg schießen lassen, damit wir sehen, ob das Ding die Probe aushält." Einige solcher Briefe, die Stein oft gleich beim Empfange zu zerreißen pflegte, hätte ich mir zur Belustigung und künftigen Ergötzung allerdings gern aufgehoben und hatte mir von diesen Kuriosis auch einiges aufgehoben, aber es ist im Jahre 1817 mit einem größten Teil meiner Bücher und Papiere, die ich mir in vielen Jahren gesammelt hatte, auf der Seereise von Stralsund nach Rotterdam und Köln durch schlechte Versorgung des Schiffers so mit Seewasser durchtränkt worden, daß ich das meiste davon als faulen Moder bei seiner Ankunft in Bonn habe auf die Straße hinauswerfen müssen.

Hier könnte ich beinahe rufen: Gottlob! Über die Geheimnisse solcher wunderlichsten Papiere und Briefschaften und über die geheimen, politischen Umtriebe, worauf sie prächtig gedeutet werden konnten, hätte ich bei den demagogischen Umtrieben, womit ich viele besten Jahre meines Lebens umgetrieben worden bin, wahrhaftig zu Tode gequält werden können*). So scheint Gott auch da für uns zu sorgen, wo

*) Ich gebe ein Beispiel, was mir dieser anzügliche Magnetberg mit seinen angelockten Schüssen hätte bedeuten können. In einem Briefe an meinen Freund Reimer in Berlin hatte ich geschrieben wegen in Leipzig oder Dessau zu druckender Manuskripte (de dato Reichenbach, 17. Aug. 1813): „Denn wenn wir hier Land gewinnen, schieß' ich sogleich hin." Wie bin ich über dies unschuldige Wörtlein schießen von meinem Untersuchungsrichter mehrmals gequält worden. Man witterte in dem Worte schießen einen mystischen Sinn eines Verschwornen. Ich antwortete endlich in Ungeduld: Hätte ich einen von Reichenbach bis Leipzig tragenden Schuß gehabt, ich wäre allein mit Napoleon fertig geworden. Das wollte man nicht zu Protokoll nehmen.

wir arme, blinde Sterbliche uns oft hart beschädigt glauben. Was hätte ein nichts als Verschwörung träumender Kamptzischer Untersuchungsrichter nicht aus dem Papierpack jenes Olmützer Magnetschützen machen können, wenn er ihn ohne ein Zeichen des Woher und Wohin bei mir gefunden hätte?

Von Dresden aus bin ich auch in unserm preußisch-russischen Hauptquartier gewesen*). Stein schickte mich mit besondern Vertrauensbriefen an Scharnhorst. Ich sah den vortrefflichen Mann hier wieder, der und dessen Tochter mich vor einem Jahre in Breslau und Cudowa so freundlich und vertraulich empfangen hatten. Das Hauptquartier stand in Altenburg. Hier stehe unter dem Ernst wieder ein Spaß.

Es lag Stein und vielen anderen sehr daran, zu wissen, was gegen Süden jenseits des Thüringer Waldes am Main und Rhein sich bewege und rege, und wie es mit den Rüstungen, Märschen, Stellungen Napoleons und seiner Verbündeten in dem Augenblick eben stehe. Es ward für diesen Zweck ein rüstiger Jüngling gefunden, ein unter den Lützowern eingekleideter Jäger namens Fallenstein. Dieser kannte den Thüringer Wald und alle seine Umgebungen und das schöne Frankenland jenseits der Berge wie kein anderer, war in Meiningen erzogen und hatte in Jena studiert. Ich nahm ihn mit auf meinen Wagen, und von Altenburg lief er dann weiter über alle Berge. Er lief aus in der Rolle eines Küsters oder Landschulmeisters und zwar in von mir hergegebenem schwarzen Rock und gleicher Art Hosen, welche in Petersburg noch in Salons gebraucht, aber unterdessen genug abgetragen und abgeschabt waren, um für einen Schulmeister nicht zu fein zu sein. Er kam nach einigen Wochen glücklich wieder, ohne von den Franzosen ertappt und gehängt zu sein, brachte uns aber wenig Neues, was wir nicht schon aus andern Quellen wußten. Der kühne, lebensmutige Jäger stand nach glücklich und ruhmvoll vollbrachten Feldzügen, die er alle mitgemacht hatte, als Regierungsrat in Düsseldorf und Koblenz, später als Geheimer Finanzrat in Berlin, lebte mit seinem Gnadengehalt die letzten Jahre in Heidelberg, wo er vor zwei

*) Vom 16.—21. April. (D. H.)

Jahren gestorben ist. Es sei zu seinen Ehren genug gesagt, daß Männer wie Schöff Souchay und Dr. Schlemmer in Frankfurt und Gervinus und Dahlmann und Präsident Bloch in Bonn und Maler Cornelius in Berlin seine Freunde waren.

Der Maimond des Jahres 1813 war gekommen, wir konnten den dritten Mai*) im Felde vor Dresden dumpfe Schälle hören, die wir uns ganz richtig als Donner einer Hauptschlacht auslegten; bald kamen die Boten, die Schlacht war ehrenvoll geschlagen, aber von den Unsrigen verloren. Das hieß: Einstweilen von Dresden Abschied nehmen.

Der Minister zog mit dem über die Elbe zurückgehenden Heere wieder weiter gegen Osten, ich ward mit Briefen und Depeschen und mündlichen Aufträgen an seine Freunde nach Berlin geschickt und sollte von da einen Abstecher nach Stralsund machen, um zu sehen, ob der Schwede, nach welchem man so lange ausgesehen hatte, nicht endlich mit Macht übers Wasser komme. Nun war ich denn auch wieder ein acht Tage in meiner Insel Rügen, wo ich den lieben Bruder Fritz und meinen elfjährigen Sohn, der bei ihm weilte, nach zwei langen Jahren wieder sah**).

Bei dieser Fahrt und Rückfahrt von meiner Insel bin ich wieder einmal in echt schwedischer Weise erinnert und gerührt worden. Als ich von Rügen einen schönen Frühlingsabend im Mondschein über die Wogen nach Stralsund zurückfuhr, lagen eben sechs schwedische Schiffe auf der Reede, welche mit einigen Regimentern eben angekommen waren. Als nun von den Türmen der Stadt die achte Stunde eingeläutet ward, wirbelten mit einem Male auf allen Schiffen die Trommeln, und über der Tiefe ward nach schwedischer Sitte Paul Gerhards schönes Abendlied: Nun ruhen alle

*) Die Schlacht bei Großgörschen fand am 2. Mai statt. (D. H.)

**) Arndt kam am 10. Mai in Berlin an, reiste am 12. nach Pommern, Rügen und Mecklenburg und war am 22. Mai wieder in Berlin, wo er bis zum 8. Juli blieb. (Briefe an Johanna Motherby, S. 70f.) Seit seiner Flucht aus Pommern im Februar 1812 waren also erst wenige Monate über ein Jahr verflossen. (D. H.)

Wälder*) abgesungen. Wohl ein stiller, menschlicher Ausdruck und Eindruck mitten im Wogengesause und Kriegslärm.

Ich verweilte hier nicht lange sondern flog nach Berlin zurück. Dort ruhte nun freilich alle Welt nicht, sondern alles war in mächtigster Kriegs- und Herzensbewegung. Ich hatte hier kleine Ausrichtungen und machte mir kleine Ausrichtungen, hatte aber meine Not mit der Berliner Zensurpolizei, die immer noch die Furcht vor dem vollen Napoleon im Leibe hatte; bei treuen, gleichgesinnten Freunden, bei Rudolphi, Schleiermacher, Reil, Fichte, lebte ich doch frische, mutige Abende. Mein Freund Reimer war schon als Offizier der Berliner Landwehr ins Feld gezogen.

Hier überfiel uns nun die Nachricht von dem in Schlesien abgeschlossenen Waffenstillstande. Das war uns eine dunkelste Trauerbotschaft; die meisten fürchteten wieder einen jämmerlichen Frieden als den Schluß so unendlicher Hoffnungen und Freuden. Ich erinnere mich, ich stand mit Reil und seinem Freunde Dr. Meyer im Gespräch Unter den Linden, als uns diese Botschaft wie ein plötzlicher Blitzschlag aus heiterer Luft kam; im vollsten Schmerz faßte mir Reil die Hand mit solcher Gewalt, als wenn er sie mir abdrücken wollte, und die hellen Tränen stürzten ihm aus den großen, trotzigen, ostfriesischen, blauen Augen. Gleich kam uns eine zweite Trauerbotschaft, welche die Herzen aller Guten und Tapfern hart schlug: Scharnhorst war an seiner in der Schlacht bei Großgörschen erhaltenen Wunde, die mir in Dresden, wo ich sie verbinden sah, eine ganz leichte Wunde schien, in Prag gestorben. Dieser Trauerfall schuf aus meinem Herzen ein Lied, das ich in Berlin drucken ließ und mit nach Reichenbach nahm, wo Stein, dem es sehr gefiel, es in einigen tausend Exemplaren abdrucken ließ und es an seine und unsre Freunde versandte und verteilte**). Mit diesem Liede erreichte ich ihn im Anfange Juli in Reichenbach wieder; ich meine, es war der vierte oder sechste Juli***).

---

*) Nu hvilar hela verlden: Nun schläft die ganze Welt.

**) S. Gedichte II, S. 34. (D. H.)

***) Es muß einige Tage später gewesen sein, da Arndt am 8. Juli noch in Berlin war, s. S. 127, Anm. **. (D. H.)

Hier in und um Reichenbach in Schlesien war nun das Hauptfeldlager, wenigstens das diplomatische Feldlager. Die Kaiser, Könige und Feldmarschälle der verbündeten Heere wohnten in Schlesien und Böhmen in Abständen von zehn, zwölf Meilen ringsumher. Kaiser Franz von Österreich war endlich auch näher herangetreten, wenn auch dem russisch-preußischen Bündnis noch nicht beigetreten. Er machte seine Rüstungen, es sollte durch seine Vermittelung mit Napoleon unterhandelt und, wenn möglich, Deutschland durch Unterhandlungen von dem bösen, französischen Joche losgerissen werden. Das war die Arbeit, das war die große Sorge des Augenblicks. Die Preußen wollten Österreich wenig, dem Kaiser Franz noch weniger, Metternich am allerwenigsten trauen. So hing gleichsam eine schwüle, dicke Gewitterwolke düster über allen Köpfen und Herzen der Menschen.

Hier fiel ich denn recht in ein wirres, dickes Gedränge hinein und hatte Not, in der Stadt noch irgendwo unterzukommen; denn alle Quartiere waren beschlagen und besetzt. Indessen es war Sommer, und ich fand endlich bei dem Nachtwächter der Stadt Quartier in einer langen, großen Stube auf der Stadtmauer, mit einer Art Britsche oder Bettstelle, einem halb zerbrochenen Tisch und ein paar fast durchgesessenen Rohrstühlen. Solches war damals schon Glück. Ich weiß, in welch einem elenden Stübchen in einem kleinen Gasthause Niebuhr damals mit seiner Frau saß.

Da kam ein Niebuhrsfreund, Herr von Savigny, auch nach Reichenbach, sich die Dinge da ein wenig anzusehen und Stein kennen zu lernen. Er sah mich, meinte, ich müsse als ein einspänniger Junggesell ihm doch wohl in meinem Zimmer für ein paar Nächte Schlaf verschaffen können. Ich wies ihm meine Kabüse und ihr Gerät und erzählte ihm, wie ich auf meinen Fahrten durch Polen schon recht soldatisch schlafen gelernt hätte. Ich hatte doch die Morgensonne auf meinen zwei Fenstern, Finken und Sperlinge zwitscherten mir auf der Mauer das Morgenlied, und ein reiches, schönes Land lag rings vor mir.

Dies Quartier auf der Mauer war hier in Reichenbach der Anfang meiner ersten drei Wochen, dann ward ich in ein

hübsches Grafenquartier hinübergeführt, zu Steins Freund, dem Grafen Geßler, der großes Wohlgefallen an mir gefunden hatte, welches sich in das fröhlichste Wohlwollen und in die sicherste Freundschaft verwandelt hat, so daß wir beide in meinen vier letzten Reichenbacher Wochen nicht nur in griechischen, italienischen, endlich gar in schwedischen Sprachübungen, sondern auch der Lust und Gesundheit wegen mit Stoßrappieren, die der freundliche Alte auf seinem Zimmer stehen hatte, in Fechtübungen uns miteinander versuchten und erlustigten.

Von diesem wackern Grafen habe ich an andern Stellen*) genug erzählt; hier erzähle ich gleich von vornherein: er war Körners und Schillers Freund, seine Kenntnisse, seinen Geist, seinen Witz haben alle, die ihn kannten, loben müssen, sein deutsches Herz und sein frommes, edles Gemüt sollte ich nach und nach kennen und bis an seinen Tod erproben lernen. Er war, wie gesagt, Steins Jugendfreund und verstand wie kein anderer mit Stein zu spielen, wie denn Stein auch keinen andern so mit sich hätte spielen lassen. Stein liebte und achtete ihn sehr, doch mußten sie sich im Gespräch immer streiten und kabbeln. Das ist wohl oft freilich nur eine äußerliche Art früherer Gewöhnung und Erinnerung solcher, die lustige Jugendtage miteinander verlebt haben. In dieser kleinen Neckerei und Kabbelei war Geßler als der Ruhigere und Witzigere meistens der Sieger, er wußte mit dem Löwen zu spielen wie die Bremse, die ihm in die Schnauze beißt, bis er brüllt; so ergötzte es ihn, den augenblicklichen Zorn des Titanen zu erregen, vor dessen Macht und Größe er sich sonst aber gebührlich verneigte.

Hier stehe eine Szene, die allerdings etwas ernsthafter auslief als die gewöhnlichen Bremsenstiche und Ausstreckungen der Löwentatzen. Der berühmte Feind Napoleons, von der gemeinsamen Heimat her ein geschworner Feind, der Korse Pozzo di Borgo, war in Reichenbach angekommen. Das war bei Stein ein großer Name, ein echter, tüchtiger, sicherer Napoleonshaß war in jedermänniglich bei ihm ein hohes Verdienst. Offenbar hat er diesen Korsen teurer gehalten und

---

*) Erinnerungen S. 180—185. (T. H.)

höher gestellt, als er seiner Gesinnung nach verdient hat. Nur in diesem Napoleonshaß ist er ein völlig reiner und uneigennütziger Mann gewesen, den edleren, menschlichsten Haß jedes Bösen und Gemeinen hat er nimmer mit Stein geteilt. Man konnte mit einem italienischen, seit des Philosophen Seneca Zeit gültigen Sprichwort sagen: Wie hätte solches in die Seele eines Korsen kommen sollen?

Diesem Korsen zu Ehren gab Stein nun in Reichenbach ein großes Gastmahl, wozu Graf Geßler und meine Kleinigkeit auch eingeladen waren. Der Korse machte wirklich den Eindruck eines festen, stattlichen Mannes, ein starker, gedrungener Leib mittleren Wuchses, darauf ein Kopf ausdruckvollsten Gesichts mit noch meist schwarzen Locken, in den dunkeln Augen ein Blick voll Verstand und Zuversicht. Geßler war dem Korsen, als wenn er ihn recht beschauen sollte, gerad gegenüber gesetzt. Als nun nach den ersten geleerten Flaschen die Münde der Männer auch etwas flüssiger und gesprächiger wurden und das Gespräch auf Korsika und manche korsikanische Verhältnisse und Erlebnisse kam, plagte den Korsen der Teufel der Eitelkeit, und er begann von dem Adel und der uralten Herrlichkeit der korsischen Geschichte, von der Tugend und Tapferkeit der Männer, von frühesten Auswanderungen der Griechen aus Kolophon und Phocäa, von wo herrliche, schönste Genossenschaften sich auf Korsikas Küsten niedergelassen und angesiedelt hätten, ferner von Verpflanzungen und Übersiedelungen schöner Menschen von dem rechten Tiberufer Roms im Mittelalter, wovon die Spuren noch in den prächtigen Gesichtern zu schauen seien — er fing zu seinem Unglück an davon so schön zu reden, als ob er prahlte. Ich sah es meinem kleinen Grafen an, daß das ihm ein bißchen zuviel ward, er setzte sein schelmisches, ironisches Lächeln auf, und als von den schönen Transteveranis ausgeredet war, hieb er scharfen Tones ein: Ah, Signore, é questo, che si dice a Roma Faccia di Ponte Sisto, Faccia di Caracalla*).

*) „Ah, mein Herr, das ist das, was man in Rom einen Ponte Sisto-Kopf, einen Karakalla-Kopf nennt." Es wohnt in der Vorstadt jenseits der Tiber, zu welcher man über die Ponte Sistobrücke geht, unter anderm viel

Diese auf das geschwindeste und schärfste akzentuierten Worte störten selbst die Haltung des Korsen so, daß er schwieg und die Pfeife im Sack hielt; an Steins Nase sah ich aber in einem gewissen Erbleichen die volle Entrüstung über den Hieb, womit sein Freund dem berühmten Korsen gedient hatte. Man stand auf, trank im Garten Kaffee, der Korse ging. Ich hörte die beiden Jugendfreunde noch einige Minuten sehr laut miteinander reden und Stein den Geßler schelten; der aber antwortete ihm: „Ich kenne meine Italiener, soll ich von so einem hochnasigen Korsen mir was einbilden lassen?" Die Freunde waren wirklich einige Tage miteinander verstimmt, und Stein sagte auch wohl einmal so leicht hin: „Der Graf Geßler ist ein sehr frommer, redlicher Mann, aber zuweilen hat er eine zu scharfe Zunge und kann seinen Witz nicht zügeln."

Es war hier das große diplomatische Hauptquartier, die Kaiser, Könige, Feldherren ringsumher in den schönen Schlössern am Fuß der karpathischen Berge. — In Reichenbach sah ich die Diplomaten kommen und gehen: Stein, Hardenberg, Graf Stadion, Castlereagh*), Nesselrode, Anstett, von den unsrigen Wilhelm von Humboldt, Schön, Niebuhr, Rhediger, Scharnweber, und auch einige halbdiplomatische Rundläufer, den sogenannten dicken Müller**), einen gescheiten Sachsen, der an Breite und Höhe über alle hervorragte, ein Koloß, der für zehn essen und trinken konnte, und den später berüchtigten Dorow, einen Königsberger, der sich als ein Lützower hatte einkleiden lassen, aber in allerlei geheimen Aufträgen in und um alle Feldläger und Kongresse herumgeschwänzelt hat. Für mich hatte er ein Cave hunc! auf der Stirn geschrieben; er merkte das wohl und hat mit seiner schmunzelnden und lächelnden Zudringlichkeit nach erster Erblickung mich nimmermehr angelaufen.

Gesindel, Banditen, Huren usw., aber immer findet man dort noch schöne Römerköpfe.

*) Lord Castlereagh war damals nicht in Reichenbach; der englische Bevollmächtigte war sein Bruder Sir Charles Stewart, der spätere Marquis von Londonderry. (D. H.)

**) Karl Müller, gest. 1847 als preuß. Hofrat. (Allg. Dtsche. Biogr., Bd. 22, S. 643.) (D. H.)

Scharnweber, der bei Hardenberg viel galt, ist von manchen auch so erblickt und dargestellt worden; ich mußte ihn aber mehr für einen phantastischen, aber dabei doch für einen offenen, geraden Kerl halten. Es erinnert mich, wir beide saßen einen Abend im schönsten Mondschein im Garten des protestantischen Oberpastors Tiede in Reichenbach, bei welchem Stein sein Quartier genommen hatte; da mochten wir über politische und finanzielle Fragen sehr lebhaft aneinander geraten sein. Den andern Morgen sagte mir Stein: „Sie haben mir mit dem Scharnweber, dem geschwätzigen Hardenbergischen Hannoveraner, gestern abend eine böse Nacht gemacht; das war ja ein Lärm durch die Tiedeschen Lauben, daß alle Sperlinge, die hier des Morgens des Teufels sind, zu früh wach werden könnten."

Nun unsre guten Leute: Humboldt, Niebuhr, Schön, Rhediger. Wilhelm Humboldt, jüngst noch Gesandter in Wien, hatte durch seine einzige, seltenste Klarheit, Geistigkeit und Ruhigkeit über Stein gewonnen, daß er mit ihm wie mit einem Lamm umgehen konnte. — Niebuhr und Schön alte Freunde. — Schön hatte kurz vor Preußens Fall Niebuhrs Übertritt aus dänischem in preußischen Dienst veranlaßt. — Die beiden trefflichen Männer hielten zusammen, der eine der Besonnene, der andere der Heftige. Es war ja hier bei den schwebenden, ungewissen Zuständen der doppelten Verhandlungen und Verhältnisse, bei all dem wirklichen oder geträumten, diplomatischen Spiel ein rechtes Wespennest. Sie hielten auch oft zusammen in ihren Urteilen und Bemerkungen über Stein, die nicht immer mild ausfielen, aber die Steinschen über sie waren es auch nicht immer.

Nun begab sich, daß die beiden wirklich frommen Männer, Stein und Geßler, ein paarmal nach dem nahen Zinzendorfischen Gnadenfrei zum Sonntagsgottesdienst zur Kirche gefahren waren. Darüber glossierte Schön mit den Worten: „Die beiden alten Betväter meinen die Teufel Napoleon, Metternich und Hardenberg mit Bußpsalmen niederbeten zu können." Dergleichen Gespräch hörte ich und erzählte es nicht wieder, aber Stein hatte vor Freunden Niebuhrs einmal das geschwinde Wort gesagt: „Der Niebuhr wäre ein ganz andrer

Kerl, wenn er seine Frau nicht bei sich hätte, die hält ihn bis neun, zehn Uhr im Bett und verpappelt und vertändelt ihn auf ihrem Schoß, als wenn sie ihr Enkelchen darauf wiegte." Es war aber Niebuhrs Frau damals wirklich krank, und er war natürlich bei seiner großen Reizbarkeit doppelt krank an den Zuständen, woran wir alle mehr oder weniger krankten. Diese Worte Steins hatte einer jener Freunde ihm zu bestellsam wieder erzählt, und sie blieben wohl lange wie Dornen in seiner Erinnerung an die Reichenbacher Tage stecken.

Der dritte Diplomat, Mitglied des Zentralausschusses, Herr von Rhediger, war ein rüstiger, hochherziger, schlesischer Edelmann, ein Mann offen, tapfer und treuherzig, wie es wenige gibt. Er stand, ein sicherer, klarer Geist, unter den Heftigen und Unruhigen.

Ich kleinerer Mensch, der als ein niedrigerer Strauch unter den hohen Bäumen stand, ging durch diese oft recht verletzenden Bebungen und Stöße und Gegenstöße mit leidlichem Glück unbeschädigt hindurch. Ich genoß damals stärkster Gesundheit und eines hoffnungsvollen Mutes; in die schlimmsten Zettelungen und Geheimnisse des Tages war ich Hintermann glücklicherweise selten eingeweiht und erfuhr sie meistens später erst aus den Resultaten. Man wird mächtiger bewegt, wenn man vor einer Leiche steht als auf dem Grabe, das sie enthält und schon mit Moos und Blumen bewachsen ist.

Steins Ungestüm, zumal wenn er von seinen gichtischen und podagrischen Dornstacheln geprickelt war, zeigte sich jetzt selten hell und liebenswürdig, er brauste wirklich zuweilen wie ein Sturm auf, der alles niederwerfen wollte und der Besänftigung bedurfte, aber in der Mißstimmung vieler gegen ihn war noch etwas anderes. Stein war nicht allein ein lebhaftester, heftigster, zornigster Mann, sondern er hatte bei großer körperlicher Unscheinbarkeit doch, was die Salonsleute l'air d'un baron nennen. Er war von Gottes Gnaden der Unüberwindlichmutige, er war aber durch den Stammbaum seiner Ahnen ein reichsunmittelbarer Ritter gewesen und hatte davon auch ein Etwas, das aber in seiner Treuherzigkeit und Geradheit und seinem christlichen und deutschen, schönen Gemeinfühl mit allem Volk nimmer ganz unterging. Ich für

mein Teil bin dadurch nie gestört worden, doch stießen die edlen Männer Schön und Niebuhr, beide homines novi oder novissimi, sich zuweilen daran und beschwerten sich oft bitter darüber.

Ich hatte vor und mit Stein jetzt ein ganz gerades, offenes Leben gewonnen; ich empfand wohl, daß er mich lieb gewonnen hatte. Trotzig genug von Natur und Gottes Gnaden war ich auch geboren, als daß ich mich leicht hätte verblüffen lassen. Stein ist gegen mich wie gegen andre zuweilen heftig gewesen, aber nur ein einziges Mal — und das war hier in Reichenbach — grob geworden. Ich kam eines Morgens früh um sechs Uhr — er stand sehr früh auf — mit einem Papier in der Hand, fand seinen Wagen mit zwei Pferden und einem Postillion vor dem Tor halten und ging ohne Umstände wie gewöhnlich die Treppe hinauf und reichte ihm das Papier. Und da: „Was kommen Sie mich so früh stören? Ich habe keine Zeit, gehen Sie, der Quark kann warten.“ Und ich ging, antwortend: „E. Exz. hatten den Quark geschwind fertig befohlen. Sie sprachen: Machen Sie geschwind! geschwind!“ So ging ich die Treppe hinunter; Niebuhr, den ich bei ihm fand, folgte mir sogleich mit rotesten Wangen, mich mit den Worten tröstend: „Er ist auch gegen mich grob gewesen.“

Stein aber war den Morgen nach Gitschin gefahren; als ich ihn nach einigen Tagen wiedersah, verlangte er jenen Quark, mit welchem er mich etwas schnöde abgewiesen hatte, sprechend: „Sie kennen mich, ich war vorgestern vom Podagra und von dem Übel geplagt, woran wir alle jetzt leiden. Ich sollte Kaiser und Könige und Hardenberg und Metternich sehen.“ Dabei strich er mir freundlich über die Wangen. Das war so seine Art Liebkosung, wann die allerfreundlichste Freundlichkeit aus seinem Herzen quoll, küßte er einem, den Kopf herüberholend, auf die Stirn.

Ich lebte hier in Reichenbach nicht bloß ein unruhiges und kämpfevolles und arbeitsvolles Leben unter und zwischen den Diplomaten sondern freute mich in freien Stunden oft mit tapfern, fröhlichen Jünglingen, die zwanzig, fünfundzwanzig Jahre jünger waren als ich. Da waren manche

der fröhlichen Freiwilligen, auch einige Jünglinge, welche ich von Berlin aus schon gekannt hatte, unter andern mein tapfrer, ritterlicher Freund Karl Sack, damals Offizier in der königlichen Leibwache, später an der Bonner Hochschule mein Amtsgenoß; dann erschienen an Schön eng angeschlossen zuerst Max von Schenkendorf, der Preuße, und mein Dresdner Theodor Körner mit einer fürchterlichen Narbe im Gesicht. Er war bei dem schändlichen Überfall, den die Franzosen mit dem württembergischen Reiterregiment von Normann mitten im Waffenstillstand über die Lützowsche Freischar machten, vom Pferde gehauen und als Gefangner abgeführt*), hatte sich jedoch zu befreien gewußt und kam jetzt nach Reichenbach, bei seinem Paten Geßler wohnen und seine Wunde ganz verharschen zu lassen. Unter solchen Jünglingen und Dichtern ward auch ich wieder jung, war vielleicht damals noch etwas jung.

Napoleon hatte gottlob! die Würfel des Krieges mit seinem im Zorn entflogenen Hute dem Metternich vor die Füße geworfen; sie sollten weiter geschüttelt werden, und die Herrscher und Heere zogen nun von Osten des Weges gegen Westen. Stein folgte ihnen, ich blieb noch in Reichenbach bei meinem Grafen Geßler, mit welchem ich ein Leben wie ein freier Student leben durfte.

Es war das ein hochgebildeter Hochgeborener, bei welchem aber alles durch lebendigsten Geist und treueste Menschlichkeit in scheinloseste Geradheit und Einfältigkeit verwandelt ward. Wir lebten wirklich wie ein paar fleißige Studentenkameraden auf einer guten Hochschule und machten unter uns in Gesprächen gleichsam einen commentarius perpetuus zu dem, was sich in dem letzten Menschenalter in Europa und im deutschen Vaterlande begeben hatte. Auch da konnte ich von dem trefflichen Manne viel lernen, denn er hatte den schärfsten Blick des Spähers und Beobachters und ein königliches Gedächtnis. Er ist eine schönste Erinnerung meines Lebens,

---

*) Körner war nach seiner Verwundung nicht gefangen genommen sondern wurde von Freunden in Großzschocher bei Leipzig bis zu seiner Genesung verborgen gehalten. (D. H.)

und wenn sich Geister auf einem andern bessern Stern wieder begegnen und wiedererkennen können, diesem würde ich mit Inbrunst ans Herz fallen müssen.

Jetzt erst, jetzt als der Krieg begonnen hatte, als die ersten gewaltigen Schlachten vor Dresden, an der Katzbach und bei Kulm geschlagen waren, lernte ich meinen christlichen und schlichten Grafen kennen, wie er in seiner ganzen, tüchtigen, treuen Persönlichkeit war. Es kamen nach der Schlacht an der Katzbach 18000 französische Gefangene durch Reichenbach, von da weiter nach Oberschlesien geführt; es wurden hier für verwundete Preußen Lazarette angelegt — da war mein Graf das rechte Musterbild der Barmherzigkeit. Obgleich, gleich seinem Freunde Stein an Gicht und Podagra leidend — die Gicht zuckte ihm in laufender Zitterung immer über das Gesicht hin — war er Tag und Nacht tätig, besuchte die Verwundeten, tröstete die Kranken und ließ Braten und Fleischsuppen und Tabak und Starkbier hintragen. Ich selbst bin auf seinem Wurstwagen auf einen seiner naheliegenden Pachthöfe mit ihm gefahren, und wir haben Kälber und Hämmel als Trost für die Lazarette bei der Rückfahrt als Reisegesellen neben uns gehabt.

Aber Graf Geßler war nicht bloß Krankenpfleger und Lazarettwärter sondern führte jetzt wirklich einen Generalstab. Er hatte vor vielen andern redlich in den Arbeiten mitgewirkt, wodurch es Gneisenau gelungen war, in wenigen Monaten in Schlesien eine Landwehr von 60000 Mann auf die Beine zu bringen; jetzt war er zum Generalissimus des schlesischen Landsturms ernannt. Hier werde denn auch eine der Taten erzählt, die er in dieser Eigenschaft vollbracht hat.

Wir waren einen guten Nachmittag nach unsrer Gewohnheit durch die Stadt und um die Stadt spazieren gegangen und sprachen auf dem Rückwege bei dem Oberpastor Tiede ein, wo uns ein gefangener französischer General mit seinem Adjutanten auf dem Hofe vorüberging, die bei dem Pastor einquartiert waren. Im Gespräch mit dem Grafen klagte der Pastor, wie diese Franzosen sich oft trotzig und übermütig gebärdeten und wohl durchblicken ließen (sie hatten gewiß

von der Schlacht bei Dresden schon Wind bekommen, denn ihre Späher hatten sie allenthalben), der große Napoleon werde hier bald wieder aufmarschieren; ja der Küster habe ihm erzählt, der General sei gestern nachmittag mit einem andern Offizier schon auf den Kirchturm gestiegen, als wenn er nach den heranmarschierenden Franzosen aussehen wolle. Bei diesen Worten zog mein Graf seine zornige, sarkastisch-ironische Miene an, womit er einem durch die Seele bohren konnte, und rief: „Schämt Euch! Ihr dicker, starker Pommer solltet doch wissen, wie man unter solchen Umständen mit solchen Kerlen umgehen muß — das Hausrecht! Wofür wachsen denn Stöcke und Hanf?“ Damit faßte er ihm gutmütig die Hand und schüttelte sie ihm herzlich. Er hielt sonst große Stücke auf diesen stattlichen, alten Pommerenken — Tiede war aus Pasewalk — der auch ein recht wackrer Prediger war, und besuchte seine Kirche fleißig. Sie wechselten nun noch einige Worte im Zweigespräch, und Tiede erwähnte, daß die Leute der Stadt über die einquartierten, gefangenen Offiziere viele Klage führten über Forderungen, die sie so trotzig machten, als wären sie eben als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht hier eingerückt.

Wir gingen, uns begegnete der zurückkommende General und grüßte den Grafen, den er schon kannte, mit abgezogenem Hute, wogegen dieser kaum die Mütze rührte. Was geschieht? Kaum bin ich auf meinem Zimmer und schaue auf den Markt hinaus, so sehe ich meinen Grafen in seinem goldbesetzten, blauen Kammerherrnrock, einen dreieckigen Hut auf dem Kopf, geschwind über den Markt hinschreiten und ins Kommandantenhaus treten, wo ein alter, verschlissener Oberst Graf Lusi eben den Befehl führte, von Abkunft ein Piemontese. Ich dachte bei mir: Was Wetter gibt es? Dein Graf plötzlich in solchem ungewöhnlichen Staat? Ist etwa ein Prinz angekommen oder ein Feldmarschall, der den Alten so in die Sprünge bringt? Eine kurze Weile, und er kam zurück und sagte mit lustig lächelnder Miene: „Dem Italiener, dem Spazza camino, der sich auch vor seinen Welschen zu fürchten scheint, habe ich tüchtig die Ohren gewaschen; wäre er mir sträubig oder gar grob geworden, sehen Sie, dann hätten

diese einmal wieder geklungen." Er zog ein paar Pistolen aus der Tasche und legte sie vor mir auf den Tisch. —

Den folgenden Tag sah ich die Wirkung dieser gefährlichen Zornerschütterung; es fuhren auf dem Markt wohl vierzig, fünfzig Bauerwägen auf, und General und Korporal, Tambour und Trommelschläger, was von Gefangenen nur in der Stadt war, mit Ausnahme der Kranken und Verwundeten, mußte weiter nach Oberschlesien hinauf. Auch für Lusi schaffte er bald einen andern Kommandanten.

Nachdem Geßler diese Großtat verrichtet hatte, kam er beim König mit der Bitte ein, er möge geruhen, ihn von der Oberbefehlshaberstelle des schlesischen Landsturms zu erlösen. Dies verkündigte er mir eines Morgens wie eine große Freudenbotschaft, indem er sagte: „Ich bin eben 60 Jahr alt geworden und habe mich vom Feldmarschall des schlesischen Landsturms losgemacht. Freilich haben sich unsre Jungen unter Yorck und Gneisenau an der Katzbach prächtig geschlagen, doch haben die Platzregen Gottes und alle zu Strömen und Seen gewordenen Bäche und Wiesen auch ihr Teil dazu getan. Was sollte ich, wenn es gelte, mit meinen Webergesellen von Reichenbach, Peterswalde und Langenbila wohl ausrichten? Diese feingliedrigen Kartoffelfresser würden ihren Feldmarschall bald in die schmählichste Flucht mit fortreißen. Ich darf solche Stinkblume nicht in den Kranz von Hohenfriedberg flechten."

In solcher Art offenbarte sich des Großvaters Blut noch in dem Enkel. Sein Großvater, ein geborner Ostpreuße, war ein tapferster Haudegen gewesen und hatte an der Spitze des pommerschen Dragonerregiments Ansbach-Baireuth und einiger andern Reiterregimenter in der Schlacht bei Hohenfriedberg in Schlesien alle böhmischen und österreichischen Grenadiere durch und durch niedergeritten und zusammengehauen. Das hatte dem tapfern Regiment die Ehre silberner Pauken und prächtigster Fahnen, dem Obersten aber die Grafenwürde und das Geschenk bedeutender Güter von dem großen Könige eingetragen, von welchen dieser Enkel auch einen guten Anteil besaß.

Ich fragte den Grafen einmal nach meiner Weise um den Namen G e ß l e r, ob der Name wohl auf eine mögliche Bluts-

verwandtschaft mit jenem fabelhaften Landvogt der Schweizer Tellsage hinweise? Und er hat mir in seiner Weise ungefähr wie folgt geantwortet: „Nun, nun — nach Namen und Stamm soll ein kluger Mann nicht zuviel fragen. Sie wissen schon aus Vater Homers Zeit, wie bescheiden und unsicher seine Helden da immer sprechen, wenn von der väterlichen Herkunft die Rede ist; toll und trotzig genug wären meine angeblichen Ahnherrn wohl gewesen, um mit dem fabelhaften Geßler aus demselben Stamm entsprossen zu sein; wir stammen der Familiensage nach wirklich aus dem alten Schwabenlande vom Bodensee her, die Geßler sollen mit andern Rittern in den Kreuzzügen gegen die Litauer Heiden nach Preußen gekommen sein. Mein Großvater war ein Preuße und hat einen frommen Bauer freilich keinen Apfel vom Hut seines Sohnes schießen lassen aber sonst tolle Jugendstreiche genug laufen lassen, ehe er bei Hohenfriedberg den tüchtigen Schwabenstreich seines Ursprungs gemacht hat."

Mit diesem edelsten, trotzigsten Geßlerblute beging ich nun zuletzt noch mit edelstem Wein die Jubelfeier der Leipziger Schlacht, dann packte ich mein Bündel und fuhr auf einem großen, mit vier Pferden bespannten Wagen, auf den auch zurückgelassene Koffer und Gepäck des Ministers geladen wurden, den Weg, der nach Schweidnitz und Goldberg und von da immer weiter gegen Osten*) durch die Lausitz an die Elbe führt.

Auf dieser Fahrt schlief ich unter anderm auch eine Nacht in Görlitz, wo ich bei dem dortigen Landpfleger, dem Grafen Reisach, noch einen Steinschen Auftrag auszurichten hatte. Diesen Grafen hatte Stein jetzt zum Landpfleger oder Generalgouverneur, wie man das Amt jetzt mit einem welschen Namen nennt, in der eroberten Landschaft Lausitz ernannt. Dieser kleine, schwäbische Graf war schon im Frühlinge in Dresden bei uns erschienen, ein Mann guten Namens und des edelsten Adelstammes, der im Jahre 1809 während des Tiroler Aufstandes in den damaligen, südlichen Bayerbezirken, in Vorarlberg usw. der deutschen Sache gegen die Franzosen unter der Hand gute Dienste getan haben sollte. Unter dem

*) So! Muß natürlich Westen heißen. (D. H.)

Titel, von dem bayrischen Minister Montgelas verfolgt zu sein, war er bei Stein eingeführt und jetzt hier in diese hohe Stelle gesetzt. Ein kleines, freundliches, geschmeidiges, bewegliches Männchen, das aus den kleinsten Augen blinzelte und mit einer immer vornüber geneigten, immer gnädigst und demütigst zugleich lächelnden Gebärde wenigstens kein stolzes Herrengeschlecht verriet, obgleich sein Urgroßvater Graf Reisach der erste Reichskammergerichtspräsident in Speier gewesen war. Unter den vielen Flüchtlingen und Herbeigekommenen in dem Gedränge und Getöse unsers Reichenbacher Hauptquartiers war er auch gewesen, wo er unten im Tale bei einem Wassermüller wohnte, der Kronprinzenlehrer Geheimer Rat Delbrück hart neben ihm. Ich habe ihn bei Stein und auch dort unten im Tal mehrmals gesehen, bin auch mit Savigny zu ihm hinabgestiegen, der den von Montgelas Verjagten sehen und sich über bayrische Dinge mit ihm besprechen wollte. Mir fiel sein ganzes Wesen und seine Dienerschaft als etwas Wunderliches auf; es waren wie er kleine Figürchen, die drei zusammen echte Liliputer — ein kleines, feines Herrchen, ein kleines Reisewägelchen, zwei kleine Pferdchen davor, ein kleiner, hübscher, jugendlicher, rosenwangiger Kutscher und dito ein ähnlicher Diener, nichts als Hübschheit und noch bartlose Jugend. Ich dachte bei mir: Nun in Schwaben müssen sie unter der Jugend so nach Soldaten getastet haben, daß ihnen nur solche Exemplare übrig geblieben sind. Ich hatte mir dies Völkchen schon in Reichenbach mit Verwunderung angesehen, in Görlitz, wo ich Mittag bei Reisach aß, kam ich dahinter, welche Verkappung und Verpuppung es unter diesen Liliputern gab. Der kleine Diener, als ich hereintrat, im Hemdärmel dastehend, zog auf der Flur eben seinen Überrock an; so unschuldig war ich nicht mehr, daß ich nicht gemerkt hätte, daß unter dem gebauschten Monturrock und der noch mehr aufgebauschten Weste ein Weiberbusen steckte. Jetzt sah ich mir den Kutscher auf Ähnliches an, und meine Augen konnten sich an der Kinnglätte und der Vollbusigkeit nicht mehr irren. Ich dachte bei mir: Wenn der Stein wüßte, daß sein leichtsinniger, lockerer Landpfleger solche verhüllte Hühner statt der Hähne

mit sich führt, wohin würde der Strengsittliche mit ihm fahren? Und er ist endlich mit ihm durchgefahren oder vielmehr, er hat mit ihm durchfahren gemußt.

Der kleine deutsche Patriot Reisach hatte nicht bloß vor dem Haß des mächtigen Montgelas sondern vor bayrischen Richterstühlen die Flucht ergreifen müssen. Es waren Akten gegen ihn eingesandt worden, welche die schlimmsten Dinge bezeugten, nicht nur Anklagen sondern gerichtliche Erweisungen. Seine Auslieferung als eines Verbrechers war verlangt worden. Nun hatte er auch vor Steins Zorn die Flucht ergriffen, welcher als ein von ihm Getäuschter ihn wohl ohne viel Umstände dem bayrischen Minister ausgeliefert haben würde. Er war bis in unsern äußersten deutschen Westen, bis an die holländische Grenze geflohen, wo der wackre Oberpräsident von Vincke, der in Münster wieder den preußischen Regierungsstab in die Hände genommen, ihn in seinen Schutz genommen und gegen Montgelas' Rache gedeckt hatte.

Stein hat nun den Reisach auch so laufen gelassen. Ich weiß nicht, durch welche Gunst und welchen Wechsel der Dinge Reisach in den folgenden Jahren hier am Rhein nahe bei uns Bonnern festgeworden ist; genug, er saß in Koblenz als preußischer Archivrat angestellt. Hier sollte das Steinsche Donnerwetter ihm doch noch einmal auf den Kopf herabfahren.

Es begab sich nämlich, daß Stein einmal zu einem Gastmahl bei dem General Borstel eingeladen war; als er nun da den Grafen Reisach mit andern Geladenen hereintreten sieht, ruft er mit seiner Jachheit aus: „Der Schurke hier muß heraus oder ich, wir beide können nimmer miteinander tafeln.“ Natürlich machte sich nun Reisach auf geschwindesten Füßen wieder die Treppe hinunter.

Hier in Koblenz hat er denn als Archivrat doch fortgelebt und, wie man behauptete, als ein Späher und Berichterstatter im Wittgenstein-Kamptzischen Solde außer seinem Gehalt noch eine geheime Zulage genossen, bis ihn beim Regierungsantritt Königs Friedrich Wilhelm IV. der Einfluß des Ministers von Bodelschwingh hat wegjagen geholfen. Da habe ich, der ihn seit Görlitz nimmer wieder gesehen hatte, wahrscheinlich aus Erinnerung vergangener Tage von Dresden

und Reichenbach her von dem Unglücklichen ein paar Briefe erhalten, mit der Bitte, ich möchte doch zu seiner Wiederherstellung wirksam sein. Ich deuchte ihm jetzt wohl in Gnaden zu stehen, weil ich von der neuen Regierung nach langer Stillstellung meines Amtes wieder in Tätigkeit gesetzt war. Was der Mann sich wohl von meinem Einflusse eingebildet hat? O wechselnde Schicksale und Gedanken der Menschen! Ich habe dem Elenden gar nicht geantwortet. — Ich einem Kamptzischen Schelm und Späher helfen, wenn ich Schwacher auch helfen gekonnt hätte? Ich weiß nicht einmal, wo er später gelebt hat, noch wo er begraben liegt.

Bei meiner weiteren Fahrt nach Leipzig kam ich endlich von Meißen über die Elbe; über Dresden ging es nicht: darin lag noch der französische Marschall St. Cyr mit 35000 Franzosen, und die Russen unter Bennigsen lagen davor als Belagerer. Hier in einem kleinen Flecken unweit Mühlberg vernahm ich, dort in einem kleinen Wirtshause wohne mein lieber Körner mit den Seinigen, der sich vor der Belagerung aus Dresden weggemacht hatte. Ich sah die guten Menschen, wir freuten uns gegenseitig, und ihr Erstes zu mir waren Fragen wegen ihres Theodors, ob ich nichts Neues von den Lützowern zu erzählen wisse? Ich mußte nein antworten. Sie waren nämlich in Angst, hatten von Gefechten in Mecklenburg und von Verwundung des Sohnes Gerüchte vernommen. Sie gaben mir Briefe an ihre Freunde in Leipzig mit und die Bitte baldigster Meldung, wenn ich über den Sohn etwas erfahren könne. Ach! ich mußte ihnen nur zu bald die Trauerbotschaft schreiben: „Euer Sohn ist durch eine Kugel gefallen und liegt in Mecklenburg im Schatten einer deutschen Eiche begraben.“ —

Leipzig näherkommend sah und erfuhr ich nun durch den eignen Augenschein an den greulich zerfahrenen Straßen, an eingeäscherten und in allen Zäunen und Gärten verwüsteten Dörfern und an hundert andern Zeichen der namenlosen Schrecken und Greuel, was Krieg heißt, besonders ein Krieg, wo mehr als eine halbe Million streitbarer Männer und mehr als tausend schwere Geschütze drei Tage zwischen Sieg und Tod miteinander gerungen haben.

Meine Ankunft war an einem der letzten Tage des Weinmonds. Ich fand jetzt meinen Minister wohlauf und frisch und doppelt freudigen Mutes, in den abendlichen Teestunden immer eine heitre, fröhliche Gesellschaft um ihn, unter dieser zwei liebste Freunde, Reil, den großen Arzt, und den Kammergerichtsrat, späteren Minister Eichhorn. Reil regierte hier in Leipzig jetzt als der ärztliche Feldmarschall über die Ärzte und Wächter der Spitäler. Wir fanden den herrlichen Ostfriesen in der Gesellschaft munter und frisch wie sonst, er sagte uns aber, er glaube sich durch einen Berliner Freund angesteckt, den er besucht, und der ihn einige Stunden vor seinem Todeskampfe in krampfhafter Zuckung umhalst und mit seinem Atem vergiftet habe; seit dem Tage fühle er den Tod wie ein schweres Blei in seinen Gebeinen. Wir nahmen das nicht so schwer, aber er hatte leider wahr geredet; einige Wochen darauf, als er zur Hochzeit seiner ältesten, schönsten Tochter mit meinem Freunde, dem Baron Friedrich Schele, von Leipzig nach Halle reiste, ward die Fiebertodesahnung an dem Vortrefflichen erfüllt.

Der Minister fuhr etwa acht Tage nach meiner Ankunft mit meinem Eichhorn, der jetzt sein diplomatischer Adjutant werden sollte, ins Hauptquartier der Monarchen nach Frankfurt am Main. Ich blieb zurück und trieb meine buchlichen Künste und pamphletierte dabei recht fleißig. So eine Leipziger Schlacht mußte ja wohl mein bißchen Lebenskraft verdoppeln. Einiges gelang mir daher doch ganz gut. Mein Büchlein über den Rhein als deutschen Strom, aber nicht als französischen Grenzstrom*), wozu die Franzosen ihn stempelten und heute immer noch stempeln möchten, hatte Geßlers und Körners und Steins vollen Beifall gefunden und brachte mir auch einen Belobungsbrief von Hardenberg, den ich bisher nur von fern gesehen hatte.

Auch hier in Leipzig lebte ich hin und wieder mit lieben, gleichgesinnten Genossen; auch ein Freund aus meiner Heimat, aus Rügens äußerster Nordspitze, der brave Pastor Baier aus Altenkirchen auf Wittow, kam mit einem Beutel mit etwa

*) S. Kleine Schriften I, S. 145—197. (D. H.)

1500 Reichstalern an Rügens Landwehristen zu verteilen, wenn etwa Kranke oder Verwundete derselben hier in den Lazaretten lägen. Bernadotte hatte sein Schwedenhäufchen, worin diese Rügenschen Jünglinge eingereiht waren, freilich nach der Möglichkeit zu schonen gesucht, indessen bei Leipzig hatte ihn der Blücher den dritten Tag der Schlacht doch etwas mit ins Feuer hineinzuzwingen gewußt; es waren doch einige schwedische Späne gehauen, unter ihnen ein Edelgefallner, ein Hauptmann der schwedischen Artillerie von Mühlenfels, älterer Bruder des oben genannten Lützowers Ludwig von Mühlenfels.

Hier in Leipzig lebte ich nun über zwei Monate; in rüstiger, lustiger Arbeit, ich kann wohl sagen in Ehren und Freuden, wie die Zeit sie gab, siegesfroh unter Siegesfrohen. Auch die meisten Leipziger mitten unter allen greulichsten Erscheinungen des Elends, Jammers und Grauens, mitten unter den Leichenkarren, die mit vielen verderblichem Pesthauch täglich durch die Gassen ihre fürchterlichen Umfahrten hielten, teilten doch mit uns aufrichtig die Freude, daß der große Reichsfeind auf diesen Gefilden alter Mordschlachten mit seiner besten Stärke sehr zusammengeschmettert war.

Bald nach Neujahr 1814*) trat ich meine Fahrt gegen den Rhein an mitten durch Schnee und Eis im brennendsten Winter, besuchte Frau von Wolzogen**) in Weimar, mußte aber von der gewöhnlichen großen Straße vor Erfurt abbeugen, wo die Zitadelle noch von Franzosen besetzt und eben von den belagernden Preußen umdonnert war. Ich fuhr dann des Weges über Arnstadt auf Schmalkalden den Inselberg hinunter, wo auf der eisglatten Höhe dieses Gipfelberges des Thüringer Waldes meine Pferde mit Wagen und Gepäck den Berg herunterrollten. Ich war glücklich früher ausgestiegen und lief nebenher, aber das Glück war überhaupt mit mir: Pferde, Wagen, Gepäck, alles unbeschädigt unten wieder gesammelt, und jegliches in seine Ordnung gebracht.

---

*) Am 5. Januar. (Briefe an Johanna Motherby, S. 144.) (D. H.)

**) Karoline von Wolzogen, geb. von Lengefeld, Schillers Schwägerin. (D. H.)

Ich schlief in Schmalkalden, wo auch Tausende von Kranken und Verwundeten gehäuft gelegen und viele der Einwohner mit ins Grab gerissen hatten. Die kleine Stadt lag wirklich mitten an einem trübsten Wintertage wie eine in Schwarz gekleidete Trauerstadt. Die folgende Nacht schlief ich in Würzburg, von wo es über Aschaffenburg nach Frankfurt ging, wo ich den zwölften oder vierzehnten Januar*) anlangte. Von hier war das Hauptquartier der Kaiser und Könige und mit ihnen auch Stein weiter nach Süden gegen die Grenzen der Schweiz gezogen und bald darauf in Frankreich selbst eingezogen.

In dieser alten, heiligen Reichsstadt Frankfurt habe ich nun beinahe ein Jahr und später in verschiedenster Zeit wieder Jahre und Monate verlebt und, wie ich mir einbilde, viele Freunde und wenigste Feinde gewonnen. Ich bin — in jenen Tagen auch eine Kriegslast — bei der edlen, altburgundischen Familie Gontard, dann bei dem wackern patriotischen Deutschen, dem Buchhändler Eichenberg, auf gut soldatisch einquartiert gewesen und habe die Liebe und Freundschaft dieser trefflichen Menschen gewonnen, die mir bis in diese spätesten Jahre geblieben ist. Eichenberg war ein sehr gebildeter Mann, ein Zögling des Dessauer Philanthropins; sein Vater hatte Goethens erste Jünglingsproben verlegt; seine Witwe lebt als treueste Freundin mit mir noch ins höchste Alter hinein.

Was tat und schaffte oder schuf ich hier in Frankfurt? Ich antworte: Ungefähr dasselbe, was ich in Königsberg, Dresden und Leipzig getan hatte. Bei Gelegenheit hatte ich einzelne Ausrichtungen und Aufträge von dem Minister, die mich wohl auf einige Wochen oder Monate nach Koblenz, Mainz, Worms und andern Orten entführten, auch mir das Leben und Treiben der Hofhaltungen von Darmstadt und Baden-Karlsruhe zu betrachten. Hier in Frankfurt stand aber die deutsche Zentralverwaltung jetzt fest, obgleich ihr Haupt jetzt mit den Herrschern in Frankreich umherzog. Unter dem Schutz dieser Verwaltung hatte ich Recht und Macht in meiner Weise mit der Feder und durch eine freieste Presse zu wirken.

*) Am 9. Januar, s. Meisner u. Geerds, E. M. Arndt, S. 104. (D. H.)

Hier war von preußischer Seite jetzt besonders wirksam der Oberst Rühle von Lilienstern für den Krieg und für das allgemeine deutsche Bewaffnungswesen, und für das mehr Innerliche, vorzüglich für das Verpflegungs- und Lazarettwesen, war der edle, vortreffliche Graf Solms-Laubach berufen, mit welchem ich viel zu verkehren hatte; von Österreich waren ein Herr von Handel und Major Meyern, Verfasser der Diana Sora*), bestellt, mit welchem ich manche genialische Umzüge und Ausflüge an dem schönen Rhein umher gemacht habe; von andern deutschen Staaten waren andere Männer da; Rußland ward hier durch Nikolaus Durjeneff vertreten, dessen Bruder Alexis**) ich in Petersburg sehr gekannt hatte.

Dieser Nikolaus war einer kleiner, gescheiter, braver, hinkender Moskowiter von unverwüstlich fröhlicher Laune, mit dem ich auf einem sehr guten Fuß stand, und den auch Stein gern mochte. Er lebt jetzt seit einem Menschenalter an der Loire in Frankreich, seit der Zeit der großen russischen Verschwörung bei dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus. Er war zu seinem Glücke eben damals auf Reisen im Auslande, sonst würde das Sprichwort Mitgefangen mitgehangen gewiß an ihm in Erfüllung gegangen sein. In despotischen Staaten bedarf es oft nur des Winkes, daß man mit einem Verschwörer weiland in Bekanntschaft, Brüderschaft oder Briefwechsel gestanden hat, um solche Verbindung später bei Gelegenheit durch einen gemeinsamen Strick auf das engste zu verknüpfen. Er hatte solche oft sehr zufällige Bekanntschaften und Jugendbrüderschaften mit einzelnen der Angeklagten gehabt und ist deswegen zum Tode verurteilt worden. Vor etwa zehn Jahren schickte er mir als Geschenk ein sehr lesenswertes Buch über die russischen Zustände seiner Zeit unter dem Titel La Russie et les Russes. III Tomes Paris 1847. Nun lese ich vor einigen Wochen in guten Zeitungen: Nikolaus Durjeneff sei von Kaiser Alexander begnadigt und werde nach Rußland zurückkehren. Ich glaube

*) Dya-na-Sora oder die Wanderer. (D. H.)

**) Die Brüder Nikolaus und Alexander Turgenieff sind beide als Historiker bekannt. (D. H.)

das nicht, ich glaube, mein gescheiter Nikolaus wird kein Narr sein: ich kann es nicht glauben, wenn ich einige Kapitel seiner Considérations wieder lese. O du lieber Gott! Da ist Stoff für mehr als einen russischen Strick, für mehr als eine russische Knute; wenn der Mann Feinde hat, so könnten sie daraus solche Stellen herausklauben, solche Deutungen aus diesen und jenen Winken und Andeutungen machen, die nicht allein in Rußland sondern in den meisten Ländern einem ehrlichen Mann einen Hochverratsprozeß an den Hals hängen könnten.

Nach geschlossenem Frieden kam Stein hier in Frankfurt an um die Mitte des Monats August 1814. Ich saß in meinem Wagen auf einer Fahrt von Frankfurt nach Mainz, da wollte er mir unweit Höchst mit Extrapostflügeln vorüberfliegen. Ich erkenne ihn sogleich, General Boyen sitzt neben ihm im Wagen; auch er erkennt mich, ruft: Gleich umgekehrt! Mit mir nach Frankfurt zurück! Ich tat so, und saß mit ihm und Boyen und dem braven General Kleist-Nollendorf im Römischen Kaiser bald am Mittagstisch*). Das ward uns allen wirklich ein rechtes, deutsches Freudenmahl. Er befahl vom besten Elfer, und wir tranken und ließen die Gläser zusammenklingen. Es wurden nun nach Verlauf von fast anderthalb Jahren**) mit ihm in Frankfurt wieder mehrere recht fröhliche Wochen verlebt. Er war die ganze Zeit dieses seines dortigen Verweilens ungewöhnlich hell und heiter und auch seiner Weise nach sanft. Wenn vieles auch nicht nach seinem Wunsch geraten war, konnte er sich doch fast wie ein siegreicher Triumphator fühlen; er war auch dadurch glücklich, daß er sein altes Nassau mit eignem Weib und Kindern eben einige Tage wiedergesehen hatte.

Hier werden ein paar Geschichten Steinscher Art, teils von mir selbst miterlebte, teils von zuverlässigen Freunden erzählte Geschichten von mir wiedererzählt:

---

*) Diese Begegnung fand nicht im August, sondern am 13. Juni statt. Auch kehrte Arndt nicht mit nach Frankfurt zurück, sondern setzte seine Fahrt nach Mainz fort. (Briefe an Johanna Motherby, S. 159.) (D. H.)

**) Da sich Stein und Arndt im November 1813 in Leipzig getrennt hatten, so waren kaum 8 Monate seitdem verflossen. (D. H.)

Stein war ein großer, deutscher Name geworden, Berufene und Unberufene drängten sich zu ihm und fanden sich zuweilen abends um seinen Teetisch versammelt. Dieser Teetisch stand jetzt gewöhnlich in einem hübschen Garten an dem Wege nach Bornheim, wo er seine Sommerwohnung genommen hatte. Hier erschien auch der Kronprinz Ludwig von Bayern, gleich Stein von dem feurigsten Mut für ein neues, freies Deutschland entflammt und daheim ein erklärter Gegner des Premiers seines Vaters, des Ministers Grafen Montgelas. Der Prinz, feurig fürs deutsche Vaterland und freundlich und liebenswürdig wie er war, nahm auch mich wohl zuweilen an seinen Arm und durchwandelte geschwinden Schrittes mit mir die Laubgänge. Da tönten des Jünglings Worte, da er sehr taub war, denn über die Hecken des Gartens hinaus, vielleicht tönten auch die meinigen, da ich kein Flüsterer und Leisesprecher bin. Dies machte denn, daß die Leute, welche überdies den berühmten Stein und einen Kronprinzen gern sehen wollten, auf der Promenade am Garten sich häuften und stillestanden. Da rief Stein uns zu: „Kommen Sie, Königliche Hoheit, und kühlen den Eifer mit einer Tasse Tee. Sie sprechen so laut, daß die Leute stillstehen und glauben, ich halte hier einen Jakobinerklub.“ Und der gute Kronprinz lächelte und setzte sich.

Einmal besuchte Professor Schlosser, jetzt in Heidelberg, damals Lehrer am Frankfurter Gymnasium, den Minister. Dieser fragte ihn: „Nun, lieber Schlosser, wie steht's denn daheim bei Ihren Friesen im Lande Jever?“ — „O, Exzellenz, es geht ihnen auch schlecht wie im ganzen übrigen Deutschland, aber immer noch viel besser als anderswo; wir haben nur freie Bauern bei uns und gar keinen Edelmann.“ Und Stein herzlich lachend: „Sie wollen sagen, die Bauern haben sie alle einmal weggejagt oder totgeschlagen, wir beide schlagen uns einander nicht tot.“

Ein Graf Waldbot-Bassenheim kommt Stein besuchen, mit feierlicher Hersagung aller seiner Titel, mit dem Oberburggrafen der Reichsfreiheit Friedberg beginnend, sich vor ihn stellend — und Stein nimmt geschwindest einen Stuhl und setzt ihn vor den Bassenheim

hin, mit den Worten: „Setzen Sie sich, Herr Graf, ich habe für alle die Herren, die Sie mir nennen, nicht Stühle genug."

Stein ißt einen Tag zum Mittagsessen auf dem Landhause seines Bankers Metzler & Komp. Als sie eben beim Kaffeetisch sitzen, fährt ein prächtiger Wagen vor, und der bayrische Feldmarschall Graf Wrede läßt sich melden. Bei diesem Ton springt Stein auf, öffnet die Tür und ruft seinen Leuten sogleich anzuspannen. Metzlers wollen ihn halten, aber er eilt hinaus, sagend: „Mit einem solchen verfluchten Räuber sitze ich nicht in demselben Zimmer." Er läßt den Bayer an sich vorübergehen und fährt fort. Dieser Zorn gegen Wreden hatte noch seinen besondern Haken. Von allen deutschen Truppen unter französischem Kommando hatten in Norddeutschland die Bayern und die Darmstädter durch Roheit, Zuchtlosigkeit und Plünderungssucht den schlechtesten Ruf hinter sich gelassen. Wrede ward wohl mit Recht beschuldigt, den Seinigen nicht nur vieles nachgesehen sondern ihnen auch selbst das böseste Beispiel gegeben zu haben. Bei einem solchen Beispiel hatte ihn nun Stein erfaßt und zwar recht tüchtig angefaßt. Wrede war in Schloß Öls in Schlesien einquartiert, im Schlosse des Herzogs von Braunschweig. Hier hatte er es ganz den gierig unverschämten, französischen Räubern nachgemacht, den Soult, Massena und ihresgleichen, welche das Silber (Löffel, Teller), womit sie von ihren Wirten bedient wurden, nach der Tafel gewöhnlich einpacken und mit ihrem Gepäck wandern ließen. So hatte Wrede in Öls ganz nach französischer Marschallsweise bei seinem Abzuge alles herzogliche Schloßsilber mit zu seinem Feldgepäck legen lassen. Der arme Schloßvogt hatte dem nicht wehren gekonnt, hatte aber, damit er selbst nicht für den Räuber und Dieb des herzoglichen Silberschatzes gehalten würde, den Marschall um einen Schein gebeten, daß er in Kraft des Kriegsbefehls es sich habe ausliefern lassen. Und wirklich hatte der Feldmarschall ihm den genau spezifizierten, vorgelegten Schein bei seinem Abmarsch in einfältiger, deutscher Überraschung unterschrieben. Dieses Papierchen war nun im Jahr 1813 Steins Händen übergeben, und Wrede hatte den Wert des Raubes im

folgenden Jahre mit einer hübschen Summe Geld zurückzahlen müssen*).

Das Jahr 1814 lief schon gegen den Herbst abwärts, die Heere der Verbündeten zogen über den Rhein wieder gegen Osten; auch die Kanzlei der Zentralverwaltung und ihre Geschäfte wurden geschlossen und abgeschlossen. Von dem freilich, was Stein mit dem Entwurf und Anfang dieser Zentralverwaltung gemeint hatte, war zwar leider wenig erreicht worden, aber doch war viel Gutes durch sie getan und bewirkt. Das Beste, was sie bewirkt hat, war die Wirkung, die sie auf die Meinung und den Glauben des Volks gehabt hat; das Beste des Menschen ist ja immer sein Glauben und Denken. Es dämmerte nach einem fünf Jahrhunderte langen, traurig durchschnarchten, starren Schlaf bei den Deutschen allmählich der Morgentraum von der Wiederauferstehung eines deutschen Volkes und Reiches auf. Wir packten also in Frankfurt ein, und jeder einzelne ging nach Hause an seinen Ort. Stein zu den Seinigen nach Nassau, um von da später nach Wien zu gehen. Ich machte eine Lustreise — ich hatte sie durch heiße Sommerarbeit wohl verdient — nach Köln und Düsseldorf, von dort wieder nach Nassau, welches ich mir im verflossenen Jahre zuerst besehen hatte.

Ich ward dort im Schlosse von dem Minister und den Seinigen auf das allerfreundlichste empfangen. Er war außerordentlich heiter und munter und lief mit mir und seinen beiden Töchtern, von welchen Henriette schon erwachsen, Therese ein kleiner, mutwilliger Aufschößling war, gleich die ersten Tage auf allen Wegen und Stegen durch Wald und Feld und über Berg und Tal herum. Da mußte ich das schöne, mutwillige Thereschen, welches immer Übersprünge machen wollte, und über dessen unschuldige Wildheit der Papa sich herzlich freute, denn oft über kleine Bäche und Gräben auf meinen Armen mit mir fortschnellen, wobei es sich wohl begab, daß sie ihre eigenfüßige Macht zeigen wollte und zu Papas Ergötzung ein Stiefelchen im Schlamm stecken ließ.

---

*) Diese Erzählung von dem Raub Wredes ist von Treitschke als unrichtig nachgewiesen, s. Einleitung des Herausgebers. (D. H.).

Hier war nun auch Steins Schwester Marianne, Dechantin des adligen Fräuleinstifts Wallenstein zu Homburg*) in Oberhessen, im kleinen Duodezformat an Leib und Geist ein echtestes Ebenbild des Bruders. Aber sie war ein Weib, alles in ihr besonnener und milder, in der Rede dieselbe Kürze und Geschwindigkeit, derselbe unbewußte schlagende Witz, ihr Wuchs klein, und auch darin Verkürzung und Verkleinerung, der Kopf schon mit dem Schnee des Alters bedeckt, aber daraus leuchteten ein paar prächtige, wie Sterne funkelnde Augen. Sie war eine gelehrte Dechantin, die mit ihren Fräulein wohl hätte Schule halten und ein Examinatorium und Disputatorium über die alte, deutsche Reichsverfassung hätte anstellen gekonnt. Sie kannte die alten, deutschen Ordnungen und Verfassungen nicht bloß auf dem Nagel, sondern trug sie im lebendigsten Herzen. Rührend stand sie neben dem Bruder, dessen gewaltige Lebendigkeit vor ihr oft in stilleren Ufern dahinfloß. Sie war um beinahe zehn Jahre älter als er, hatte in ihrer Jugend, als er noch als Knabe dahinsprang, mit der Mutter Haus und Hof verwalten und, wie er erzählte, auch ihn erziehen und seinen feurigen Mut bändigen geholfen. Er hing auch mit einer Art Verehrung an ihr, und ich hörte ihn, wenn er wohl mal über seine Feurigkeit und seinen zu reizbaren Jachzorn klagte, wenn er in einer Anklage seiner selbst klagte, sagen: „Ohne meine fromme Mutter und meine ebenso fromme und gute Schwester Marianne hätte ein Erzbösewicht aus mir werden können." In solchen Superlativen sich auszusprechen lag einmal in seiner Art.

Diese kleine Frau Dechantin war wie ihr Bruder von einer napoleonischen Achtung getroffen und als eine Aufruhrstifterin nach Frankreich abgeführt und nur durch die Verwendung ihres Neffen, des polnisch-sächsischen Ministers Senfft von Pilsach, wieder losgelassen. Bei dem hessischen Dörnbergaufstande des Jahres 1809 gegen König Hieronymus war eine Fahne der Aufständer erbeutet, welche eine Kanonissin des

---

*) Damenstift Wallenstein, ehemals in Homberg, seit 1832 in Fulda. (D. H.)

Stiftes Wallerstein mit Blumen und Zeichen deutschen Anspiels und Vorspiels schön ausgeblümt und gestickt hatte*). Da hatte man nun gleich nach dem geächteten Namen Stein gegriffen; ihren Bruder freilich würde Napoleon, wenn er ihn einmal in seinen Klauen gehabt hätte, nimmer lebendig losgelassen haben.

In dem glücklichen, nun wieder versammelten Steinschen Hause flutete nun fast tagtäglich eine Flut besuchender Freunde und auch vieler Fremden herein, besonders viele russische Generale und liebe Bekannte von dem Petersburger Sommer her. Mit mir saß gleich den ersten Tag der alte, schlaue, graue Hetman Platow mit andern Moskowitern zu Tische. Nach dem Essen ging die Gesellschaft die Burg Stein besuchen. Hier hatte ein alter Maurermeister in Nassau, der vor vielen langen Jahren des Ministers Spielkamerad gewesen war und sich immer als Allergetreuester zum reichsfreiherrlichen Hause Stein gehalten hatte, den Einfall gehabt, an den Grenzen, welche auf der Höhe des Bergkegels und an den Wiesen der Lahn hinlaufen und das Steinsche und herzogliche Gebiet scheiden, durch die mühevollste und künstlichste Zusammensetzung von Steinen, Moosen, Blumen und Zweigen die Taten und Leiden der jüngsten Feldzüge, die Einäscherung Moskaus, den Rückzug und die Flucht der Franzosen, die Leipziger Schlacht usw. usw. bildlich darzustellen. Es war die Arbeit wie einer natürlichsten, kindlichen Dankbarkeit. Da war denn auch Steins Namen und Wappen und mehrere wohlverdiente Kränze an verschiedenen Stellen von dem treuen, alten Meister angefügt. Stein hatte schon von dieser seiner Verherrlichung gehört und finster dazu gesehen. Nun als er sie wirklich erblickte, geriet er in Zorn und wollte alles sogleich wegschaffen lassen, alle die schöne, mühevolle und kunstreiche Arbeit, worauf der fromme Meister vielleicht die Feierstunden einiger Wochen verwandt hatte. Die gute Dechantin war außer sich, wagte aber nicht, sich gegen zu legen, seufzte nur: „Ach der arme, alte Mann!“ Sie sprach zu mir, eine Fürbitte zu wagen; bald kamen andre Gäste, welche vorstellen und bitten helfen mußten — und wir

*) S. Erinnerungen S. 200, Anm. (D. H.)

brachten es dahin, daß Stein freilich verdrießlich wegging mit den Worten: „Die Leute könnten glauben, ich sei ein alter kindischer Narr geworden und bilde mir ein, die Welt erobert zu haben," aber er erlaubte endlich doch, daß Wind und Wetter das Werk des alten Maurers langsamer zerstören durften.

Dies war ein Bildchen aus dem Hausleben. Hier noch ein paar Bilder, worauf bedeutende Menschen als die Hauptfiguren stehen.

Im Sommer des Jahres 1815 kam Stein nicht lange vor seiner zweiten Fahrt nach Paris in Köln an, wo ich damals saß. Er schickte einen Bedienten, ich möge nach dem Dom kommen, wo ich ihn finden werde. Da kam auch sein Adjutant Eichhorn eben frisch aus Berlin auf einen Morgengruß zu mir, im Begriff nach Paris weiter zu geben, wo er als des preußischen Ministers Freiherrn Altenstein Adjutant wirken sollte. Altenstein nämlich war als ein sehr wissenschaftlicher Mann dem Staatskanzler besonders empfohlen, um aus der großen französisch-napoleonischen Löwenhöhle Paris den Raub deutscher Denkmäler, Bibliotheken, Urkunden usw. wieder herauszuholen, ein Diebsraub, welchen das erste, gebildetste Volk Europas, wie es sich immer betitelt, mit der schamlosesten Habgier aus allen Ländern zusammengeschleppt hatte. Ich sagte ihm: Stein ist da, wir finden ihn im Dom — und wir gingen flugs dahin. Er begrüßte uns auf das allerfreundlichste — und wen erblickten wir nicht weit von ihm? Da stand der neben ihm größte Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, Wolfgang Goethe, sich das Dombild betrachtend. Und Stein zu uns: „Lieben Kinder, still! still! nur nichts Politisches! Das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu groß." Wunderbar gingen die beiden deutschen Großen hier nebeneinander her wie mit einer gegenseitigen Ehrfurcht; so war es auch im Gasthause am Teetisch, wo Goethe sich meistens sehr schweigsam hielt und sich früh auf sein Zimmer zurückzog.

Wie waren die beiden zusammengekommen? Wie dann miteinander nach Köln gekommen? Goethe hatte seine Vaterstadt und einige alte Genossenschaft und Freundschaft einmal wieder besucht. Da hatte ihn sein Herz gefaßt, und er hatte

sich wieder das Herz gefaßt, die Pfade, auf welchen seine lustige, genialische Jugend sich ergangen und getummelt hatte, die Pfade, welche bei Wetzlar an der Lahn und durch ihre schönen Täler nach Nassau, Koblenz, Ehrenbreitstein und Valendar hinlaufen, noch einmal wieder zu durchwandeln. Da vernimmt Stein in seinem Schlosse die Nachricht, Goethe ist in Nassau im Löwen abgestiegen. Er flugs in den Löwen und holt und zwingt den Sträubigen in sein Schloß hinauf. Da nun Goethe einen Ausflug nach Köln vorhat, so läßt Stein seinen Wurstwagen vorspannen, und sie rollen zusammen den Rhein bis nach Köln hinunter. Ich kann mir denken, wie die beiden Reisegefährten jeden Zusammenstoß vermieden; es war gewiß die äsopische Reise des steinernen und irdenen Topfes. So gingen sie auch in Köln nebeneinander hin mit einem zarten Noli me tangere. Nimmer habe ich Steins Rede in Gesellschaft stiller tönen gehört*).

Hier konnte ich mir unsern Heros Goethe ein paar Tage recht ruhig betrachten, mich seines herrlichen Angesichts erfreuen: die stolze, breite Stirn und die schönsten, braunen Augen, die immer wie in einem Betrachten und Schauen begriffen offen und sicher feststanden und auf jeden Gegenstehenden und Gegenschauenden trafen; aber doch gewahrte ich, was mir in seiner Haltung früher schon aufgefallen war, ein kleines Mißverhältnis in der Gestalt des schönen Greises. Wann er stand, gewahrte, wer überhaupt dergleichen sehen kann, daß sein Leib eine gewisse Steifheit und gleichsam Unbeholfenheit hatte: seine Beine waren um sechs, sieben Zoll zu kurz. Ich habe mir das Wesen der Zukurzbeinigen im Leben genug betrachtet. Sie entbehren immer einer leichten, natürlichen Beweglichkeit und Schwunghaftigkeit des Leibes, und ich glaube daher, daß der junge Goethe, von seinem achtzehnten bis fünfunddreißigsten Jahr gerechnet, als Reiter, Fechter, Tänzer, Schlittschuhläufer nimmer ein Leichtfliegender hat sein gekonnt. Es gab ihm dieser leibliche Mangel wohl etwas von einer natürlichen Steifheit; anderes mochte in Art und Gewohnheit liegen.

---

*) S. Erinnerungen S. 215—217. (D. H.)

Goethe war ja Minister und Exzellenz und in Wahrheit eine der exzellentesten Exzellenzen des Vaterlandes; aber hier in Köln, wie? wie? Es kamen von den jungen Offizieren, die in Köln standen, einige, sich vor ihm zu verneigen, solche, deren Väter oder Vettern er kannte, Thüringer und andere, Ministersöhne, Baronensöhne, unter ihnen Wilhelm Humboldts Erstgeborner, Jungen, vor welchen Stein, ja nicht einmal unsereiner, nicht die Mütze abgezogen hätte — und Goethe stand vor ihnen in einer Stellung, als sei er der Untere. Eine solche Ungefügigkeit des Leibes, eine solche fast dienerliche Haltung einem Altadligen gegenüber, vielleicht aus Jugendgewohnheit, womit eine gewisse Steifheit verknüpft war, ist dem sonst zwar stolzen, aber sehr großmütigen, liebenswürdigen Manne von den Unkundigen wohl oft als Hoffart ausgelegt worden. Aus dem Gefühl eines gewissen körperlichen Mangels hat er in Beschreibungen und Schilderungen seiner sogenannten ritterlichen Männer (ein Jarno und Konsorten) auf jene körperliche Beweglichkeit und Gewandtheit, welche jeder Jagdjunker und Kammerjunker von Kind auf leicht und umsonst gewinnt, wie mir deucht, im kleinen einen zu großen Wert gelegt.

Im Sommer des Jahres 1817*) kam Stein auf vier Tage mit Goethens Herrn, dem Herzog von Weimar, nach Köln. Sie wollten in der alten, heiligen Stadt allerlei Raritäten beschauen, der Herzog hat dort auch eine ganze Reihe schöner, gemalter Glasfenster des Mittelalters eingekauft und eine schönste, silberne Schüssel, welche Friedrich Barbarossa seinem Paten, dem Sohn des Grafen von Kappenberg, wo Stein jetzt wohnte, als Taufgeschenk verehrt hatte; so besagte die Inschrift. Ich konnte hier in der Stadt nun schon den Cicerone machen und war viel mit ihnen auf den Beinen. Die abendliche Teestunde war immer die allgemeine Versammlungsstunde. Stein war gesund und von der köstlichsten Laune, der Herzog nach seiner gewöhnlichen, alten, sehr soldatischen Weise: der geborne Fürst über jeden Zwang hinaus

*) Das Zusammentreffen Steins mit dem Großherzog von Sachsen-Weimar fand Anfang Oktober 1815 statt. (Erinnerungen S. 217.) (D. H.)

und immer der helle, frische Mann von Mut und Geist. Er hatte von seiner welfischen Mutter Amalia wohl das Beste in seinem Naturerbteil bekommen; der Eindruck, den er auch dem nur oberflächlich Betrachtenden machte und hinterließ, höchst liebenswürdig: er blieb der Herr in der Gesellschaft und machte doch jeden frei.

Die beiden hohen Herren gingen höchst ungezwungen mit einander um, fast wie alte Jugendgenossen; der hochgeborne Reichsfreiherr schien dem höhergebornen Fürsten auch keinen Augenblick unterlegen. Das war aber das Besondere, daß, wo von ernsten Gegenständen gesprochen, ja wo nur, wie im leichten Gespräch geschieht, darüber hingewinkt oder nur gelächelt ward, Stein immer als der Fürst und der andere oft nicht viel über dem Diener zu stehen schien. Da empfand man klar, dies war ein Gebiet, auf welchem der Herzog sich fremd fühlte, oder vielmehr, wo er sich mit allen Sitten und Gewohnheiten auf sein gemeines Feld verlief und verlor. Hier erschien er nur als der leichtfertige Hohnlächler und Spötter oder als der krittelnde und zweifelnde Noten- und Glossenmacher, als ein Mephistopheles, der vielleicht auch Goethen oft mehr herabgezogen als gehoben hat. Hierbei war auch das wunderlich, daß ihn immer der Kitzel stachelte, Stein zum Zorn zu reizen und sich an seiner Heftigkeit gleichsam zu ergötzen; denn er selbst blieb bei allen geschwindesten Einhieben und Gegenhieben des Freiherrn in fürstlicher Gleichmütigkeit trotz einem Gotte Epikurs.

Einen Abend ward es vorzüglich lebendig. Der Herzog war eben von Stuttgart gekommen von seinem allerdicksten Herrn Vetter; warm von den Eindrücken der nächstverflossenen Wochen begann er auf die Württemberger Stände zu schelten, und daß der dicke Herr recht habe, ihnen solche Forderungen als sie machten, nicht zugestehen zu wollen — und dies in den herkömmlichen Ausdrücken von spitzköpfigen Schreibern und Advokaten. Da nahm Stein das Wort: „E. Königl. Hoheit mögen in einigen Stücken recht haben, ich will auch alle Künste und Kniffe der Schreiber und Advokaten in der Welt nicht vertreten, aber E. H. sprechen und empfinden hier wie ein Fürst; der König von Württemberg darf aber nicht

vergessen, daß Napoleon ihm nicht schenken konnte, was nicht sein war; die Württemberger, die Städte und ihre Bürgermeister und Schreiber, haben den kleinen Grafen von Teck zum Herzog gemacht, indem sie den Reichsadel und die Reichsunmittelbaren ausgekauft und weggekauft und das Gebiet erworben und abgerundet haben. Sie hatten ihre ständischen Rechte und Freiheiten, und die verlangen und fordern sie nur wieder."

Da liefen denn auch die politischen Gespräche hin und her, zum Teil nur über Gerüchte, wie die Tagesblätter sie ausstreuen. Die Hamburger Zeitung unter anderm hatte gemeldet, „die Engländer fangen wieder an, bei ihnen für ihre westindischen Kolonien die Werbetrommel zu rühren," und der Herzog meinte, das sei so recht gut, Deutschland werde dadurch manchen Wildfang und Taugenichts und auch wohl manchen tollen, jakobinischen Wirrkopf los, wovon es jetzt wimmle. Da fiel ihm der Ritter ein: „E. H. mögen recht darin haben, daß es nicht schadet, daß mancher tolle Bursch sich in der Fremde den Wind um die Ohren sausen läßt, aber auch manches unschuldige Blut wird von solchen Werbern verführt und eingefangen, um in den Sümpfen und in den Reisfeldern der heißen Weltteile jämmerlich umzukommen und sein Vaterland nimmer wiederzusehen. Es ist aber noch ein Ehrenpunkt dabei, und der ist es, worauf ich Sie hinweise, und welchen unsre deutschen Fürsten in diesen Tagen doch endlich einmal anfangen sollten, von den Fremden zu lernen. Wer in England und Frankreich seine Werbetrommel rühren wollte, der würde sogleich gefaßt und an Leib und Geld gestraft, auch wohl zwei, drei Jahre in ein Loch gesteckt werden, wo weder Sonne noch Mond hineinscheint." Der Herzog kam nach manchen andern leichtfertigen Scherzen auch auf den Königsberger Zacharias Werner zu sprechen, den damals vielgenannten Dichter der Weihe der Kraft. Mir war dieser Zacharias durch den eignen Augenschein in Frankfurt sehr merkwürdig geworden. Ich war dort mit einem Grafen Dohna-Wundlaken, damals Offizier bei den Lützowern, früher als Regierungsreferendar Königsberger Genossen des Zacharias, bei dem ältesten der Gebrüder Brentano

einen Abend auf seine Ehre eingeladen worden. Er hatte den Tag vorher in Aschaffenburg von dem Weihbischof Kolbörn die Priesterweihe empfangen; auf solchen Weg war der Verherrlicher der Lutherskraft geraten. · Nun hatten die Frauen der Brentanoschen Häuser mit mehreren hübschen Gesellinnen dem jungen Priester schönste Ehrengeschenke bereitet, Kränze und Bänder und ein kostbares, mittelalterliches Missale mit allerliebsten Bilderchen. Da war denn mein Zacharias immer herumgesprungen mit albernen, bunten Schwänzeleien wie ein beweglicher, gezwickter, abgelebter Kater, der in seiner ganzen geschlungenen und gewundenen Gliederung nichts als eitel Wipperlichkeit ist. Er hat in Wien wohl beinahe zwei Jahrzehnte, ein zweiter Abraham a Sancta Clara, Furore gemacht.

Der Herzog erzählte eine Menge anstößlicher Geschichtchen von dem Dichter, welcher eine Zeitlang unter seinen Augen in Weimar gelebt hatte, alles in seiner leichtfertigen, lockern Weise, so daß dem Freiherrn der Kamm schwoll: „Der arme, dünnschälige Kerl,“ sagte der Herzog, „hatte sich eingebildet, er könne und müsse in einer Art körperlicher Seelenwanderung durch alle möglichen weiblichen Naturen den Durchgang machen, bis er die finde, welche Gott recht eigentlich für ihn geschaffen habe. Das war so seine poetische Naturlehre.“ Stein fiel ihm hier ein: „Sie sollten sagen, es war eine fürstliche.“ Der Herzog schloß mit der Nutzanwendung, daß eigentlich jeder Mann Ähnliches durchgemacht habe, „und Sie“ — wendete er sich zu Stein — „haben auch wohl nicht immer wie Joseph gelebt.“ — „Wenn das wäre,“ erwiderte Stein, „so ginge das niemand etwas an, aber immer habe ich Abscheu vor schmutzigen Gesprächen gehabt und halte es nicht für passend, daß ein deutscher Fürst dergleichen vor jungen Offizieren — es saßen mehrere solche neben älteren Männern da — so ausführe.“ Der Herzog verstummte, und es erfolgte eine Totenstille. Nach einigen Minuten fuhr der Herzog mit der Hand über das Gesicht und setzte, als sei nichts vorgefallen, die Unterhaltung fort; den Anwesenden aber war heiß und kalt geworden.

Der Oberst von Ende, jüngst noch in herzoglich weimarschen Diensten, jetzt Kommandant der Stadt Köln, gestand beim

Nachhausegehen seinem Begleiter, er wolle lieber das Feuer von zwei Batterien als solche Reden lange aushalten; und Graf Solms-Laubach, Oberpräsident der preußischen Rheinlande, rief doch auch im Gefühl des alten Reichsgrafen und früheren Reichshofratsmitglieds in Wien aus: „Nein, wie der mit Fürsten umgeht! Mir ist noch ganz heiß davon; ich zitterte immer, es würde Szenen geben.“ Und es hatte, mein' ich, eine ganz bunte, muntre Szene gegeben.

Stein war jetzt allerdings wieder in seinem Vaterlande, hatte die Freude des Siegs über den alten Reichsfeind, den Franzosen, gekostet, konnte im Hausschatten und Hausfrieden seines Ahnenschlosses in Nassau sitzen und wieder nach Mainz, Köln und Aachen fahren, ohne daß ihm französische Schildwachen ihr Qui vive? zuriefen, aber die Siegesfreude? die Siegesfreude? — wie sie in ihrer Fülle, wie sie nach Schlachten wie die an der Katzbach, bei Leipzig und bei Waterloo ihm und allen Guten und Tapfern im hellen Sonnenschein erschienen war, so hatte er sie doch nicht kosten gedurft. Zwar die Hauptsache war gewonnen, der Alp Napoleon war abgeschüttelt und konnte in St. Helena wie ein Gefesselter seinen Franzosen und Europa seine letzten Testamentlügen diktieren; aber weder das alte Deutschland von 1600 mit dem Elsaß und Lothringen und dem burgundischen Kreise war nicht wiedergewonnen, und auch in schlimmen Abreißungen, Zerstückelungen und Zerteilungen der Lande, welche alle Redlichen verletzten, war nur zuviel gesündigt. Auch das Verfassungswerk, wie es in Wien hin und her zum Teil von den bösesten, tückischesten Schmieden auf dem Amboß geklopft und doch wenig ausgeschmiedet war, entsprach den Hoffnungen nicht, welche durch die Verkündigungen von Kalisch und Paris erregt waren. Wenn man den Ritter nun nach den Kongressen von Paris, Wien und Aachen in Nassau in seinem Garten unter einem Apfelbaum oder auf den Höhen der beiden Burgen unter irgend einer Tanne oder Lärche, die er vor einem Menschenalter gepflanzt hatte, so stillsitzen und mit seinem Krückstock mit den welken Blättern spielen sah, drückte sich auf seinem Angesicht oft ein tief verschlossener Schmerz aus, wie es viele Schmerzen gibt, worüber man mit keinem Sterblichen sondern

nur mit Gott sprechen kann. Stein sprach aber alles mit Gott ab. Breite, politische Gespräche über das, was werden konnte oder einmal gewesen war, liebte der Mann überhaupt nicht; er war gemacht, zuzugreifen und fortzutreiben und fortzustoßen, was ihm als Arbeit eben vor den Füßen lag, alles andre legte er still geduldig auf die Knie Gottes, der es zu seiner Zeit abschütteln und zurechtschütteln werde.

Zu diesem tiefen Schmerz, den er wohl vor keinem ausgesprochen hat, gehörte zuvörderst wohl sein Kaiser Alexander. Dieser, von Steins Geist angeweht und gehoben und getragen, hatte in ihm die feste Meinung von einer Treue und Stärke des Charakters gegründet, welche in Königsberg und Dresden von Stein auch in Beziehung auf unser Deutschland in bester Überzeugung aller Welt verkündigt worden war. Alexander hatte in Frankreich noch festgehalten, als die andern Verkehrtes oder gar Schlechtes wollten und das wenigste hofften. Ihm und Stein und den beiden preußischen Helden Gneisenau und Blücher verdankte Europa allein Napoleons Fall und daß trotz Österreichs matter und listiger Zauderhaftigkeit die Krieger der Verbündeten endlich vor den Toren der Tuilerien ihr Werda rufen konnten. Aber nur bis Paris war Kaiser Alexander ganz und heil gekommen, in Paris ward der Steinsche Alexander ungesund und zerrissen; es trat leider aus den listigen und blanken, russischen und französischen Elementen seiner Natur und seiner Erziehung jetzt etwas hervor, was von Steins Willen und Charakter am fernsten lag. Immer, auch nach Paris und Wien noch, war zwischen ihm und Stein die äußerliche Achtung und Achtungsbezeugung geblieben, aber das Beste der früheren, geistigen, gegenseitigen Verbindung war erkaltet. Stein sprach nun nimmermehr mit der warmen Liebe, ja mit dem Entzücken von Alexander, wie ich es in Petersburg und Königsberg wohl zuweilen gehört hatte.

Das war es, das war die Verwandlung — in Paris war die französische Gewandtheit und Listigkeit, welche mit unendlicher Geduld und Kunst alle Maschinen und Geräte des Trugs für ihre Vorteile aufzuspannen und zu benutzen versteht, sogleich über ihn gekommen. Die Franzosen hatten sich

sogleich den waadtländischen Schweizer General Laharpe, der Alexanders Jugend erzogen hatte, zu solchem Gebrauch verschrieben; noch mehr sollten hier die himmelanstöhnenden Gebete und Seufzer frömmelnder alter Weiber helfen. Laharpe mußte den moskowitischen Kaiser bei seiner Eitelkeit angreifen, mit dem französischen Ruhmgeklingel, das durch alle Welt und in alle Ewigkeit hineintöne; ungefähr in folgenden Tönen wird der Anfang und Schluß seiner Reden des Kaisers Ohren umsäuselt haben: „Erhabener Herr, Gott hat ein großes, hohes Werk durch Dich vollbracht, Du mußt ihm jetzt Deinen Schlußkranz aufsetzen, damit Dein Name für alle Zeiten unsterblich in der Geschichte glänze. Dies wird allein gelingen durch Dein Lob aus dem Munde und in der Sprache des Volkes, welches für Kunst, Wissenschaft und jegliche Bildung und Gesittung in Europa mit Recht die erste Stelle einnimmt. Und wie könntest Du anders? Wie dürftest Du anders? Wie dürftest Du gegen die Ersten und Gebildetsten Deinen Sieg mit der grausamen Härte eines barbarischen Überwinders ausbeuten?" — Und die Weiber? Die faßten den Weichen, Empfindsamen und Großmütigen von der Seite des himmlischen, göttlichen Ruhms an, sie flüsterten, seufzten und beteten etwa also: „Großer Kaiser, die Welt ist böse und verrucht, die Welt ist sehr verrucht, das unglückliche, französische Volk, dieses große, edle Volk, sonst so treu und seinen König liebend, ist durch die abscheulichen, gottlosen Lehren des Tages bis an die äußersten Grenzen des Bösen fortgerissen. Jetzt gilt es, dasselbe auf alle Weise zu beruhigen und zu befrieden und den verruchten Trotz und Stolz desselben durch den harten Gebrauch oder gar durch den grausamen Mißbrauch des Sieges, nachdem man ihm seinen König wiedergegeben hat, es nicht zu neuen Getümmeln und Aufruhren zu reizen. Denn für das, was man Ruhm und Ehre nennt, hat kein Volk auf Erden ein so zartes und leicht verletzliches Gefühl als die Franzosen; sie würden es nun und nimmermehr dulden, wenn von dem alten Frankreich des Jahres 1790 eine Stadt, ja nur ein Dorf oder eine Hütte abgerissen würde. Darum, weiser und frommer Kaiser, in welchem Gott so mächtig gewesen ist, schreite fort auf dem göttlichen Wege, der da eitel Gnade und Liebe ist,

verbinde mit Gott und der göttlichen Gnade Deine kaiserliche Gnade; zeige, daß Du nicht als Strafer und Rächer sondern als Helfer und Friedensfürst gekommen bist; weise in Deiner Weisheit und Großmut das deutsche und preußische Geschrei zurück, welches auf eine unverschämte Weise die Geschichte von zwei Jahrhunderten verrücken und sein Burgund, Elsaß und Lothringen wieder zurückhaben will. Gehst Du mit solchem Geschrei, mit solchen wahnsinnigen Ansprüchen und Forderungen der deutschen Mächte, wahrlich die Franzosen werden ihren Ludwig XVIII., den Du wieder auf den Thron seiner Väter gesetzt hast, nicht einen Monat nach dem Abzuge Deiner Heere darauf dulden sondern zum neuen Verderben der Welt sich und uns von einem Aufruhr in den andern stürzen."

So etwa sprachen, seufzeten und stöhnten sie vor Alexander, und er, welcher vor der ersten, gebildetsten Nation Europas nicht als ein grausamer Barbar und Verwüster stehen noch mit solchen Namen durch die Geschichte fortleben wollte, ward durch sie niedergeschmeichelt. So kam der schlechte Pariser Frieden, so die Heilige Allianz, so der Name Champ de Vertus*) zustande. Hiervon kann ich Bericht abstatten. Ich habe nicht zufällig oder gelegentlich sondern recht absichtlich mich in die Kreise dieser Weiber, soll ich sagen in die Alexandrische Weiberei, mich verlaufen; ich wollte es; ich fand dazu im Sommer 1814 die Gelegenheit. In Frankfurt hatte ich genug und übergenug von diesem Heiligenbundfelde gehört; ich fuhr auf ein paar Wochen zu meinem Freunde von Schenkendorf, der als eine Art Steinscher Resident in Karlsruhe und Baden lebte. Ich sah die Feldmarschallin dieser Alexandrischen Weiberei in Karlsruhe und am meisten in Baden und Heidelberg.

Wer war diese Feldmarschallin, die den andern das Feldgeschrei austeilte? Es war eine weiland schönste und berühmteste Nachtigall diplomatischer Salons, Frau von Krüdener, welche in ihrer Jugend alle Süßigkeiten und Gefährlichkeiten des Salonslebens genossen und mitbestanden hatte und jetzt

*) S. Erinnerungen S. 219. (D. H.)

als Sündenbüßerin, als welche sie sich immer jedermänniglich bekannte, sich und alle Welt zu bekehren den Beruf fühlte und predigte. Sie war, obgleich schon welkend, doch noch mächtig mit den Augen und mit einem schönen, schlanken, polnisch-kurländisch gewundenen und geschlungenen Wuchs. Sie war nämlich eine geborne Kurländerin. Als ich sie in Baden bei Schenkendorf und dem alten Geisterseher Jung-Stilling öfter sah, hatte sie einen russischen Reitergeneral, einen Grafen Pahlen, welchen ich vor einem Vierteljahr in Koblenz mit ganz andern Trieben kennen gelernt hatte, in ihren sanften Zügeln als einen büßenden Himmelsucher hinter sich.

Ihre Gehilfin oder vielmehr ihre Generaladjutantin war eine hübsche Französin, die auf jeden den Eindruck machte, daß es mit ihrer Frömmigkeit ehrlich und treu gemeint sei. Sie war reizend und durch ihre schwarzen Witwenkleider mit ihren unschuldig sehnsüchtigen Augen noch reizender. Sie war auch dadurch für den empfindsamen Kaiser noch interessanter geworden, daß sie mit dem schwarzen Trauerkleide zugleich auf eine recht monarchische Begebenheit hinwies, freilich nicht mit einem ganz fröhlichen, glückweissagenden Vorzeichen der Herrschaft. Ihr Mann, Herr Lezay-Marnesia, war weiland hier bei uns am Niederrhein, wo er einen guten, ehrlichen Namen hinterlassen hat, französischer Präfekt gewesen, war jetzt im Elsaß am Oberrhein in gleichem Amt, im Wintermond dieses Jahres 1814 dem über den Rhein einziehenden Comte d'Artois entgegen gefahren, mit dem Wagen umgeworfen und hatte den Hals gebrochen.

Diese Weiber schwänzelten und fächelten diesen Sommer viel um und bei dem alten Jung-Stilling herum, und ich habe sie mit ihm und Schenkendorf öfter beisammen gesehen. Sie hatten diesen feinen, liebenswürdigen Alten, einen gebornen Schwärmer und Geisterseher, auch in ihre mystischen und Alexandrischen Kreise mit hineingezogen. Er war wohl gemacht, den apokalyptischen Appollyon zum Napoleon umzudeuten und die Höhen und Breiten der Mauern und Türme des himmlischen Jerusalems auszumessen, nicht aber um Frankreichs und Deutschlands künftige Grenzen und Verfassungen bestimmen und ordnen zu helfen. Die Weiber aber, welche

den Kaiser bei seiner empfindsamen Weichheit und Schwäche gefaßt hatten, waren auch mit dem alten, frommen Grübler und Schwärmer Jung als mit einem Propheten und Weissager des Himmels und als mit einem frommen Deuter und Erklärer der Zeit an Alexander herangetreten. Alexander hatte den hübschen, frommen, immer begeisterten Greis zwei-, dreimal am Rhein gesehen und sich mit ihm über die himmlischen Dinge besprochen und für seine übrigen Tage ihm ein jährliches Gnadengeld ausgesetzt.

Auf diese Weise und mit solchen Künsten und Hilfen und Geräten war in Paris und am Rhein und auf dem Champ de Vertus, welches von Spöttern le Champ des Vertus genannt worden ist, um Alexander und mit Alexander viel gespielt worden. Gegen solche Künste und Spiele besaß Stein freilich keine Geheimkunst.

Stein war also oft mit dem Schatten eines verschlossenen Schmerzes, einer unerklärten Traurigkeit beschattet und verdunkelt, welches der edle Mann als ein stilles Geheimnis mit sich herumtragen mußte. Auch von dem, was Stein in Paris und Wien hat wirken gewollt oder wirklich gewirkt hat, steht vieles freilich auf dem Papier, das meiste ist aber unerklärt geblieben. Seit der Verkündigung von Kalisch und der Errichtung der Zentralverwaltung steht er allerdings immer an der Spitze der deutschen Angelegenheiten und äußerlich auch gleichsam an der Spitze der russischen Dinge, selbst mit der gehässigen, von seinen Feinden ausgesprengten Beschuldigung, als wenn er zu sehr moskowitisiert hätte, besonders hinsichtlich der Verhältnisse und Beziehungen des unglücklichen Polens zu den preußischen und deutschen Grenzen, daß er da in Wien und an andern Stellen gleichsam mit den Russen gegen Deutschland gestanden und gewirkt habe. Wie war das? Wie stand das?

Ja ich frage: *Wie war das? Wie stand das?* Und wie wurden solche politische Schwingungen und Neigungen des damaligen politischen Steinschen Lebenslaufs bestimmt? Sie *wurden* — daß ich es mit kurzen Worten sage — *durch die Liebe Steins zu Preußen bestimmt.* Als der große deutsche Krieg im Frühling 1813 begann, bemerkte

ich nicht zu meiner Lust, daß Stein von den preußischen Kriegern viel weniger erwartete als von seinen Österreichern und Böhmen des Jahres 1809; er war mit einem gewissen Ekel und Abgeschmack gegen gewisse, kleinliche Umtriebe und Zettelungen kleinlichster und kümmerlichster Junkerei von Brandenburg und Hinterpommern im Jahr 1809 aus Preußen geschieden. Als nun aber im Herbst 1813 von den Preußen die blutigen, gewaltigen Schlachten geschlagen wurden, als alles preußische Volk auf Leben und Tod gewaffnet und siegreich dastand, da war der alte Stein seiner Jünglingsjahre wieder ganz da, der nur dem großen Könige Fritz hatte dienen gewollt, weil durch seine Taten der deutsche Name wieder über alle Welt hinausklang, da ward er wieder vom Kopf bis zum Fuß ein Preuße und sah in Preußens Erhebung und Vergrößerung nur die künftige Größe und Stärke des deutschen Vaterlandes. Und eben weil er in Preußen die beste deutsche Zukunft sah, stand er auch in der verzwickten, polnisch-russischen Sache für Preußen und mußte diese schiefen, politischen Wendungen, Neigungen und Schwingungen mitmachen. Denn so stand Preußen nach allen Siegen Blüchers und Bülows, daß es keinen einzigen Bundesgenossen hatte, woran es sich lehnen konnte und den Umständen nach lehnen mußte als Rußland und Alexander, freilich keine sichere, zuverlässige Lehne, aber doch für den Augenblick eine Lehne.

Staaten, woran man sich hätte lehnen, mit welchen man zusammen hätte gehen und wirken können:

a) Österreich. Was das wollte, hatte man in den Feldzügen wie in Paris gesehen. Es wollte in alter Verblendung gern ganz Italien verschlingen und ließ im ganzen Deutschland liegen und laufen, wie es eben lag und lief; vollends zu Deutschlands Erhebung und Preußens Stärkung und Mehrung mitgehen. — O! O! O!

b) Frankreich. Unmöglich.

c) England. War jetzt Preußens allerschlimmster Gegner. Da saßen Münster und Castlereagh, da war die ganze hannoversche Junkerei lebendig geschäftig — sie wollten für Deutschlands Zersplitterung und Preußens Schwächung uns ein fünftes, sechstes Königreich Hannover in Norddeutschland an der Westsee

stiften und Preußen schönste Lande (Ostfriesland, Osnabrück, Hildesheim) abzwingen. Ebenso stiftete England mit traurigster Unwissenheit und Unkenntnis der Länder und Völker angesichts Preußens und mit Wegdrängung Preußens von seinen gebührlichen Grenzen am Niederrhein und an der Maas ein neues Königreich der Niederlande, wohinein viel schönstes, deutsches Reichsland geworfen ward. Hierüber haderte Stein zuweilen mit seinem Hans Gagern, er habe in den Jahren 1814 und 1815 zu laut Oranje boven! gerufen und die Holländer gern bis zur Mosel hinaufbringen gewollt.

d) Die deutschen Fürsten. Aber Preußen hätte, so sagt man, statt sich auf das scharfe, ägyptische (russisch-polnische) Rohr zu stützen, sich ja in den Herrschern der bedeutendsten, deutschen Mittelstaaten gegen undeutsche oder moskowitische Strebungen und Eroberungsgelüste eine Stütze suchen und finden gekonnt. — Wie? In denjenigen, die eben nur fast alle wider Willen durch Preußens tapfre Krieger aus den französischen Fesseln, die mehrere so gern getragen hatten, losgerissen waren — in diesen eine Lehne und Stütze finden? Hier war ja nichts als Furcht, Argwohn und bei manchen bitterster Haß. Diese Fürsten hatten nicht ohne Grauen und Grausen gesehen, wie aus ihren eignen Landen der Geist und die Liebe zu den Preußen entwichen war, wie die edelste, geistigste Kraft in den deutschen Jünglingen von allen Hochschulen den preußischen Fahnen zugeeilt war, wie die Jünglinge unter diesen Fahnen ein einiges, mächtiges Deutschland als Weissagung vorangesungen hatten. Aus diesem Feldlager, aus diesem Herrenlager klang nun auch ringsum, so weit als die deutsche Zunge schallt, Anklage von Preußens undeutscher, russischer Gesinnung und von seinen ungeheuerlichen Hinterlisten und gefährlichen Entwürfen, und welche Gefahren die alte, deutsche Freiheit von solchen Listen und Entwürfen zu befahren habe. Man möchte hierbei sagen: Hole der Teufel solches Geschrei von gefährdeter deutscher Freiheit, von solchen erhoben, die diese libertas germanica eben dick an die Franzosen verfeilscht und jetzt in ihrem Talleyrand in Wien einen Anführer gefunden hatten! Hier war also ein Grauen und Schauder vor Preußen, und leider

so groß war die einseitige Spaltung deutscher Geister, so groß die Angst, daß in Deutschland wenigstens nichts Herrliches hervorragen sollte, daß selbst manche wohlmeinende deutsche Gimpel in dieses welschelnde Geschrei eingestimmt haben: Hütet euch! Preußen ist auf dem Wege, der Mörder der deutschen Freiheit zu werden. — Wie? möchte man solche Schreier im Talleyrandischen Konzert fragen: War Napoleon etwa nur ein Freiheitsmörderchen?

Hier muß ich endlich auch von Hardenberg sprechen. Wir finden bei Pertz in Steins Leben kein anmutiges Bild von dem Mann. Es ist wahr, Niebuhr glaubte sich einmal sehr von ihm verletzt; er haßte ihn, er gebärdet sich, als ob er ihn verachte. Stein war zuletzt mit Hardenberg zerfallen und mochte ihn nicht mehr. Pertz mußte Hardenberg schildern nach den Zeichnungen, die ihm vorlagen, meistens plötzliche Ausbrüche und Ausrufungen des augenblicklichen Zorns und Urteils wie es in Briefen gewöhnlich nur Ausdruck des Gefühls des Augenblicks ist, worin eben ein Brief geschrieben wird. Fast alle die harten Urteile über Hardenberg sind eben aus Briefen genommen, Briefe von zweien der leidenschaftlichsten Männer auf Erden. Niebuhr war das noch viel mehr als Stein; einer, der ihn sehr kannte und verehrte, hat ihn wegen seiner Überschwenglichkeit in Liebe und Haß einen echt antiken Charakter genannt. Man sollte, wenn man diese plötzlichen Ausbrüche des augenblicklichen Eindrucks und Unwillens liest, glauben, Hardenberg sei einer der verderblichsten Minister und liederlichsten Haushalter auf Erden gewesen und habe alles Gute, was Stein in seinem kurzen Ministerium gewollt und gegründet hatte, von Grund aus wieder verderben und untergehen lassen. Es hat sich aber begeben, daß, nachdem Hardenberg tot war und die Bosse, Lottum, Rochow oben standen, selbst viele Redlichste Hardenberg zurückgesehnt haben. Ich habe Stein in seiner Ungeduld zwar oft auf Hardenberg schelten gehört, aber einmal — und zwar zur Zeit entscheidendster Momente — auch ein gerechtes und billiges Urteil über ihn fällen, ja sogar ihn loben gehört.

Im Sommer 1814, als der Staatskanzler aus Paris nach Frankfurt kam und dort mehrere Tage verweilte, war

ich ihm von Stein vorgestellt und mit demselben zur Tafel geladen worden. Stein wußte ja vollkommen, wie die Dinge in Paris verhandelt worden, wie Hardenbergs Stellung in Berlin mit hundert und tausend großen und kleinen Fäden durchflochten und von manchen dieser Fäden wie von einem eisernen Strick gehemmt und gefesselt war. Er lobte, als wir zu Hause gingen, Hardenberg zum erstenmal. Er hatte ihn nach seiner napoleonischen Achtserklärung dem Könige zum ersten Minister empfohlen, er hatte als er in Böhmen im Elende lebte, über die Fortsetzung der von ihm entworfenen und gemachten Einleitung einer neuen preußischen Verfassung mit Hardenberg mündliche Beratung darüber gepflogen, auch in Paris mit ihm und mit Gneisenau für Preußen und Deutschland in gleichem Sinn zu wirken gesucht. Jetzt sagte er: „Hardenberg muß in dem Urteil, welches viele über ihn fällen, für seinen König büßen. Alle wälzen die Schuld auf ihn, daß Preußen nach den außerordentlichsten Taten nicht energischer und kühner in Paris aufgetreten ist, daß man so-vieles in Paris unabgemacht und unbesiegelt hat hängen und schweben und auf das Glück und den Zufall von Verhandlungen künftiger Kongresse hat verschieben lassen. Kaiser Franz, der listige und hinterlistige Italiener, der sich mit österreichischer und Tiroler Gutmütigkeit und Treuherzigkeit vermummte, der leichte, geistreiche und tätige Alexander, auch die Engländer — alle, alle hatten ihre Angelegenheiten und Vorteile, wie sie werden und stehen sollten, unter sich durchgehandelt und gefertigt und gegenseitig bebrieft, nur Preußen wird mit einem blanken Papier allgemeiner Verheißungen und Voraussetzungen zu dem Kongreß in Wien kommen. Ach, so ist es! Wie oft hat Hardenberg mir in Paris geklagt, daß er durch alle Bitten und Vorstellungen seinen König nimmer zu einer mündlichen, königlichen Besprechung und Verhandlung mit seinen Brüdern Franz und Alexander und zu einer sichern Bereitung und Abmachung seiner Angelegenheiten habe bringen gekonnt. Der gute König ist für solche feineren Verhandlungen und Besprechungen der Dinge viel zu blöd und scheu und durch das lange Unglück so in sich zusammengedrückt und verschlossen worden, daß ihm schwer

Rede abzugewinnen ist. Gewiß hätte er es mit seinen lieben beiden Brüdern, ihrer Schlauheit und Gewandtheit und ihren Listen und Künsten gegenüber mit seiner schweigsamen, stillen Geradheit nicht leicht gehabt."

So sprach Stein im Jahr 1814 über Hardenberg und den König von Preußen. Und wer war und wie war dieser König?

Friedrich Wilhelm III., von Gott und Natur zu einem schönen, stattlichen Mann geschaffen, war nach der Sage der Menschen in seiner frühesten Jugend durch eine verkehrte Erziehung unterdrückt worden, wodurch in mancher Beziehung eine gewisse Blödigkeit und Schüchternheit entstanden war, welche der festen, zuversichtlichen Haltung der Höchstgebornen, die zur Herrschaft berufen sind, immer schadet. Es fehlte dem Herrn bei vielen schönen Eigenschaften an Selbstvertrauen. Wie gesagt, er war von Gottes Gnaden schön von Gestalt, hatte ein gerades, mutiges, festes, echt hohenzollersches Herz und war ein frommer Christ ohne Alfanz und Heuchelei. Er hatte noch ein Großes. Er hatte nicht bloß das Paradespiel als Schauspiel spielen gelernt — nein, er hatte einen wirklichen Kriegsblick, einen Feldhernblick gewonnen. Wir wissen, die drei großen Herrscher zogen mit den Heeren auf den großen Kriegsstraßen durch Deutschland und Frankreich; im ganzen haben sie durch ihre Anwesenheit nach der Klage und dem Urteil der Feldherren, die vor und unter ihnen wirken sollten, durch ihre Anwesenheit wohl viel mehr geschadet als genutzt, doch dem preußischen Friedrich Wilhelm verdankte man in dem Augenblick, wo im Herbst 1813 das Letzte auf der Spitze stand, vor allen die große Entscheidung. Bei Kulm in Böhmen sah sein Blick, diesmal ein rechter preußischer Adlerblick, dem Heere des französischen Marschalls Vandamme gegenüber den Punkt, wovon der Sieg abhing, und führte auf eine Höhe, deren die Franzosen sich bemächtigen wollten, zwei russische Garderegimenter und ein österreichisches Kürassierregiment, welche die welschen Reihen durchbrachen und zusammenhieben. So ward nach zwei blutigen Tagen Vandammes Heer vernichtet oder gefangen. Was wäre es geworden nach der Niederlage bei Dresden,

wenn auch hier Napoleons Entwürfe gelungen wären? O vielleicht der allerjämmerlichste Friede.

Der König hatte demnach die schönen Gaben der Redlichkeit, Frömmigkeit und Tapferkeit, aber doch war er in sich selbst sehr erstarrt und verschlossen. In seiner stillen, schlichten Erscheinung und Gebärde lag der Ausdruck einer eigenen Traurigkeit: er war der trauernde Ritter, der seine verlorne Geliebte nimmer vergessen konnte. Nie hat ihn der Gedanke verlassen können, seine Königin, seine geliebte Luise, sei durch die Wut und den Jammer der Zeit in der Blüte ihrer Schönheit hingerafft worden, sie sei durch den Gram über das Unglück getötet worden. Seit jenem Jahr 1810, wo sie in ihrer Mecklenburger Heimat starb, hat Freude nimmer sein Gesicht mehr überstrahlt, er hat sich selbst des Glückes und der Siege der Jahre 1813, 1814, 1815 kaum mit seinem Volke freuen können sondern in der stillen Einsamkeit des Schmerzes sich in das eigne Herz zurückgezogen.

So war seine Lebenslust zerknickt, vieles von seiner Schnellkraft zerbrochen, und er hat in einer gewissen gleichgültigen Erstarrung seitdem in seiner Umgebung vieles geduldet, was er als König hätte von sich stoßen sollen, hat Menschen um sich und mit sich wirken und handeln lassen, die er im Herzen nicht achtete, und die einem so geraden und treuen Charakter nimmer hätten nahe kommen sollen. Das ist das Schicksal der Menschen überhaupt, das ist doppelt und dreifach das Schicksal der Könige. Man hat die Fabel von der Ritterburg Schlangenburg. Jeder Hof eines Königs und Fürsten ist eine Schlangenburg; viele große und kleine Schlangen und Schlängelein mit geschwindesten, geschmeidigsten, lustigsten und listigsten Windungen und schimmerndstem, buntestem Farbenspiel schlingen sich darum, und es gehört wahrlich eine Riesenfaust dazu, sie herabzureißen. Diese Riesenfaust hatte nun Friedrich Wilhelm nicht, auch nicht den Zornblick, wodurch solches Schlangengezücht und andres unverschämtes, garstiges Hofgewürm in ihr Unkraut und ihre Dornbüsche zurückgescheucht werden. Es lebt noch in fester Erinnerung, wie Menschen wie der listige, feige, lächelnde Fürst Wittgenstein,

der gleißende Graf von Schlieben und die Gräfin Goltz, die ehrsüchtigen Graf Voß und Herr von Nagler, der bissige, allen höheren Ideen abholde von Schuckmann und der unbedeutende, nichtige Graf Lottum usw. dort haben mitregieren gedurft. Stein hat in seinem Ärger und Unmut wohl oft gerufen: „Aber solches Schlangengeschmeiß hätte Hardenberg sich nicht festschlingen lassen sollen, die hätte er vom Hofe wegschleudern sollen.“ Leicht gesagt; auch ein Stein hätte das zuletzt nicht mehr gekonnt.

O was würde Preußen noch erlebt haben bei der Jagd der demagogischen Umtriebe, wenn der König einen Fürsten Wittgenstein und Herrn von Kamptz und deren böseste Schlange, Herrn Tschoppe*), der seinen Wohltäter Hardenberg an Wittgenstein verkauft und verraten hatte, hätte gewähren lassen, wie sie wohl gewollt hätten! Sie haben Unheil genug angerichtet, unschuldige Unglückliche genug gemacht. aber zu einem bösesten, schlimmsten Äußersten haben sie ihren König nie bringen können, durch keine Vorspiegelungen und Lügen haben sie sein gerades, mutiges Herz in Schrecken jagen können. Wenn sie bei dem mächtigen Demagogenlärm, der sich in Deutschland erhoben hatte, etwa sehr Durchgreifendes und Gewaltiges anrieten, antwortete der treue, mutige König: „Dergleichen mag in Österreich oder anderswo gelten, aber bei uns geht es nicht.“ Soweit hatte er doch den Sinn seines Volkes und das deutsche Gefühl seiner Zeit herausgefühlt. So darf von diesem Könige doch als Endreim seines Lebens gesagt werden, was, wenn ich nicht irre, in der Historia augusta ein Geschichtschreiber von Septimius Severus sagt: Timeri meruit, quia non timuit.

Hardenberg mußte also neben und gegen und oft auch mit solchen Schlangenbürglern, die sich auch um die besten Hofburgen schlingen und flechten, durch solches Hofgeklinge

*) Tschoppe, ein Jüngling von Talent und Kenntnissen, war dem Staatskanzler durch seinen Schwiegersohn, den berühmten Grafen Pückler, zu Hand und Herzen als vertrauter Sekretär empfohlen, hatte sich bald von Wittgenstein kaufen lassen, seines Herrn geheime Gedanken und Papiere auszuliefern. Er hat die Rolle eines gefürchteten Bösewichts gespielt, endlich im Wahnsinn ein Ende mit Schrecken genommen.

und Hofgeklüngel*) seinen Weg durchzuwinden suchen. Wie war er, wie war die Gestalt seines Leibes und Lebens?

Er war ein Mann etwas über Mittelgröße, mit runden und festen Gliedern, einem prächtigen Kopf und herrlich leuchtenden, blauen Augen als ein Sechzigjähriger noch aufrecht, fest und schön, von der Natur mit einem hellen, lichten Geist ausgerüstet, Leichtigkeit, Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit in seinem ganzen Wesen; Geschwindigkeit in der Auffassung, mit vielen Kenntnissen verbunden und mit leichter Darstellung auf dem Papier. Sein Auftritt war offen und leicht, adlig und vornehm im besten Sinn des Wortes, so frei und ungezwungen wie unser Reichsfreiherr vom Stein. Er war ein edler, wirklich großherziger Edelmann, ohne kleinlichen Neid und Groll, so daß er auch auf seiner Höhe nicht den Stachel gefühlt hat, sich an seinen Feinden zu rächen. Er war, was man einen edlen Kavalier nennen konnte; aber in andern Stücken, namentlich in in puncto puncti, war er leider auch ein ganzer, voller Kavalier; er war nicht allein ein vir uxorius sondern auch ein vir muliebrius. Weiber hatten eine zu mächtige Gewalt über diesen schönen, edlen Mann. Dadurch ist er denn auch, wie es durch die Macht eitler und lügenhafter Weiber und lügenhafter, mit Buhlerei verstrickter Verhältnisse unvermeidlich immer geschieht, wohl auch mit einigen schlechten Männern behängt und umhängt worden. Dieser Leichtsinn war es, was Steins Unwillen und zuletzt Widerwillen erregte; er nannte ihn schlechthin den Liederlichen. „Dieser alte, eitle, entnervte Sünder, was gibt er dem sittlichen, edlen Hofe gegenüber für ein Beispiel! Und bei so einem alten Kerl mit schneeweißem Kopf, der hurt und buhlt, wie kann bei dem ein Funke von Kraft und Stärke übrig bleiben? Wo bleibt da die Klemme**) des Willens, der Charakter?"

---

*) Eine Klinge, altdeutsch: ein mit Dornen und Disteln verworrener, unzugänglicher Bergschlucht. — Klüngel: Knaul, englisch clew, ein hier am Rhein sehr gewöhnliches Wort, ein Festzusammengeschlossenes, eine abgeschlossene Genossenschaft mit ihrer Art und Abart und mehr noch mit ihrer herkömmlichen Unart zu bezeichnen.

**) De Klemm. Dies hübsche, niederdeutsche, holländische Wort hatte Stein sich angeeignet.

Stein trat jetzt nicht wieder in die große, weite, bunte Öffentlichkeit des Lebens hinaus; er blieb zu Hause. Aber er blieb nicht zu Hause, um den Rest seiner Tage im Genuß gemeinen Müßiggangs zu verleben. Ihm waren für eine fernere Wirksamkeit höchste Ehren angetragen worden. Metternich wollte ihn zum Präsidenten des deutschen Bundestags machen, Preußen zu seinem Sprecher und Vertreter bei demselben; er lehnte das ab. Er war mit der ganzen Zusammensetzung des Bundestages nicht zufrieden, auch traute er denen, welche ihm solche hohe Ehren anboten, denen, welche in Wien und Berlin die höchsten Stellen der Regierung und Verwaltung inne hatten, nicht Redlichkeit und Tapferkeit des Willens genug zu, um glauben zu können, daß er auf so hoher Stelle mit offenen, freien Ehren stehen und wirken könne. Dem Vaterlande aber ist dieser Mann nie auch keinen Augenblick fremd geworden, für sein Vaterland, für Deutschland, für seinen König und Herrn von Preußen und dessen Ruhm und Macht hat er bis ans Ende das warme, glühende Herz bewahrt und bewährt.

Stillsitzen, im stillsitzenden Genuß eines reichen Schloßherrn, der sich mit Reiten und Jagen, mit Schmäusen und Festgelagen zu Hause und bei den Nachbarn der guten Tage genug machen gekonnt hätte — das konnte dieser Mann nicht. Da er keine große, ministerliche oder diplomatische Tat mehr tun konnte noch tun wollte, so sann er sogleich, als ihm ein erster Ruhetag des getümmelvollen Lebens erschienen war, doch wieder auf eine recht tüchtige, deutsche Tat: auf die Sammlung und Herausgabe der Urkunden und Schriftdenkmäler der deutschen Geschichte des Mittelalters*). Da habe ich den Mann gesehen in seinem nassauischen Siegesturm, auf dem Stuhl**) sitzend, worauf meine Kleinigkeit zuweilen ruht — aber der arme Elisa hat damit auch nicht Elias Mantel geerbt — die alten, deutschen Tröster

*) Das große Werk der Monumenta Germaniae historica verdankt Stein seine Entstehung. (T. H.)

**) Mea parvitas hat diesen rechten Großvaterstuhl von der Gräfin Henriette Giech nach seinem Tode zum Ehrengeschenk erhalten.

seiner Bibliotheca selecta vor sich aufgeschlagen und Noten machend oder aus ihnen herausziehend, auch in Literargeschichten und Katalogen mühsam hin und her suchend, einen mannigfaltigsten, weitläufigsten Briefwechsel mit Hinz und Kunz führend und durch Bitten, Anträge, Anfragen und Umhertastungen an Geld und Wissenschaft reiche und ausgezeichnete Förderer und Gehilfen seines schönen Unternehmens suchend. Endlich hat er in Doktor Pertz in Hannover den tüchtigsten Gehilfen gefunden, der als Anführer und Feldmarschall dieses kühnen Unternehmens seine schöne Tat noch heute treu und rüstig fortsetzt. Gebe Gott ihm höchstes frischestes Alter, daß er sie meist vollenden könne!

Hier etwas über Pertz. Ich hatte den feinen, hübschen Mann in Bonn bei Niebuhr gesehen; nicht lange darauf traf bei Stein in Nassau aus Paris von Pertz die Meldung ein, er habe sich dort mit einer Engländerin verlobt. Da rief Stein, den Brief auf den Tisch werfend, in seinem Eifer aus: „Der Pertz ist nun auch für uns verloren, ein englischer Blaustrumpf hat ihn in Paris gefangen. Gelehrte, die etwas schaffen wollen, sollten nicht heiraten, sondern wie die Pères de St. Maure zusammen arbeiten; sitzen sie erst den Weibern auf dem Schoß, dann ist es aus mit ihnen.“ Und bei diesen Worten sah er mit einem Seitenblick auf mich, den er mit Weib und Kindern gehörig belastet wußte. Als aber Pertz mit seinem hübschen, englischen Blaustrumpf, der aber kein Blaustrumpf gewesen, sich ihm in Nassau vorgestellt hatte, hat er beide auf das allerfreundlichste empfangen und die Engländerin, welche ihm seinen Liebling abgefangen hatte, als eine schöne, liebenswürdige Frau vor jedermänniglich gerühmt.

Dieses Unternehmen war nun sein Geschäft und seine Sorge vieler Jahre und ist es bis ans Ende seines Lebens geblieben; aber auch sonst und nach allen Seiten hin hat er mit seiner ruhelosen, geistigen Tätigkeit, mit seinem für alles Gute und Lebendige wärmsten Herzen nimmer rasten gekonnt. Als großer Gutsherr und Schloßherr, als Ältester der protestantischen Gemeinde, als Volksvertreter und Landmarschall der Stände des preußischen Westfalens — immer und allent-

halben ist er bei allem, was dem Vaterlande frommen konnte, der Vorderste, Frischeste und Mutigste gewesen.

Er hatte trotz mancher Vorurteile aus der alten Zeit, die auch ihm gelegentlich als Kletten anklebten, und mitten in allen bösen und schlimmen, verrosteten Vorurteilen jener alten Zeit aus dem Laufe, den die menschlichen Dinge seit einem halben Jahrhundert genommen hatten, begriffen, daß vieles im Staate anders gestaltet, befestigt und vorgestählt werden müsse, wenn er die Stürme der Zeit bestehen und von ihren Fluten nicht fortgerissen werden wolle. Er hatte mehr als irgend ein andrer seit unsrer Befreiung auf Gründung einer freieren, edleren, zeitgemäßen Verfassung gedrungen. Wenn nun die preußischen Provinzialstände, wie sie fast zu junkerlich mehr für den Edelmann als für den Bürger zugeschnitten waren, keineswegs in vielen Punkten seinen Beifall hatten, wenn er namentlich in der Bestimmung Wer in den Städten für den Bürgerstand wählbar sei darin einen Mißstand, eine hinterlistige, junkerische Berechnung fand, daß nur die Gewerbtreibenden (etwa ein Krämer, Bäcker, Schlosser) und etwa einer aus dem Magistrat, aber keine wissenschaftlich gebildeten und wirklich unterrichteten Männer gewählt werden durften, zum Beispiel Ärzte, Sachwälte, Professoren (ein natürlicher Junkergreuel), so glaubte er doch hier mitgehen und an dem Unvollkommnen oder Schlechtgemeinten bessern und berichtigen helfen zu müssen. Also ist er auf den westfälischen Landtagen ein lebendigstes Mitglied und ein trefflichster Beweger, Erreger, Beleber und Treiber des öffentlichen Geistes gewesen und hat in solcher edlen Arbeit fest und treu bis ans Ende ausgehalten. Hier ein Letztes über seine Wirksamkeit, wie die treue Begleiterin und Pflegerin seines Alters, die tapfre Hamburgerin, Fräulein Schröder (jetzt auch bei den Seligen) mir erzählt hat:

Die westfälischen Stände, Stein an ihrer Spitze, wünschten und baten die Erfüllung des königlichen Versprechens, endlich alle kleinen Provinzialversammlungen zusammenzuwerfen und mit dem allgemeinen Reichstag einen Anfang zu machen. Stein hat diese westfälische Bitte, ja diese durch ein ganzes Vierteljahrhundert gesäumtes und hingehaltenes, königliches Versprechen

gerechte Forderung an den Prinzen Wilhelm von Preußen geschickt, der damals als königlicher Statthalter für Rheinland und Westfalen in Köln wohnte. Er hatte bald, ich weiß nicht auf welchem Wege, erfahren, daß diese gerechte Bitte von dem Prinzen nicht mit genug dringlichen und feurigen Worten, wie die Not und die Stimmung der Zeit sie befahl, an den König eingesandt worden war. Nun war bald nach der Einsendung jener Bitte wenige Wochen vor Steins Tode der Prinz mit Gemahlin und Kindern nach Schloß Kappenberg zu Stein zum Besuch gekommen. Da nimmt Stein, ehe man sich an die Mittagstafel setzt, den Prinzen und seinen Begleiter, den Grafen Anton Stolberg, in ein Nebenzimmer und kanzelt beide mit gewaltigen Worten ab: „Die Zeit sei nicht so süß und so sanft, daß sie so tüchtige und mächtige Dinge, so gerechte und gebotene Wünsche und Forderungen, als die treuesten Stände hätten aussprechen und machen gemußt, mit so süßen und sanften Verblümungen und Verzierungen der königlichen Majestät hätten darlegen gesollt, sondern sie hätten den vollen Ernst und die ganze Furchtbarkeit, welche die Zeit in ihren Eingeweiden trage, und wie ihr nur mit starken und heroischen Mitteln zu begegnen sei, dem Könige mit ehrlichster, geradester Offenheit schildern und darstellen müssen." Kurz, er hatte beide so gescholten, daß die Prinzessin, die im Saal alles hatte vernehmen können, vor Schrecken erblaßt war — denn donnern konnte er bei solcher Gelegenheit — dann hatte er mit den Worten geschlossen: „Jetzt sind wir miteinander fertig, Königliche Hoheit, kommen Sie, lassen Sie uns jetzt ein Glas Wein darauf trinken*)."

Ich bin mit meinem edlen Ritter bisher mehr auf der breiten, ja auf der breitesten Landstraße des Lebens, mehr

---

*) Prinz Wilhelm hatte die Vermittlung in dieser Angelegenheit überhaupt abgelehnt, weil die Provinzialstände dadurch ihre Befugnisse überschritten hätten. Die geschilderte Szene dürfte aber kaum stattgefunden haben, denn Stein schrieb am 8. Juni 1831 von Kappenberg an den Erzbischof Spiegel von Köln: „Ihre Königlichen Hoheiten waren so gnädig, hier den 20. Mai das Mittagsmahl einzunehmen, Höchstdieselben bewiesen sich sehr wohlwollend und zuvorkommend, von der ständischen Angelegenheit war durchaus keine Rede." (Pertz, Stein, Bd. 6, S. 1199.) (D. H.)

im politischen, verfänglichen als im häuslichen, menschlichen Leben hin und her gewandert, auch wohl in einzelnen kleinen Absprüngen seitweges viel hin und her gesprungen; jetzt will ich mit ihm in den engen Kreis eingehen, in das liebe Haus und in alles, was in und um das Haus sich zu legen pflegt. Er war mir bei unsern früheren Wanderungen so Freund geworden, daß er sich in den Verhältnissen, welche ich in den vier Jahren 1812—1815 bei und unter ihm gewonnen hatte, durch nichts stören ließ, auch nicht durch die Anklagen des Hochverrats und Jakobinismus, welche Kamptz und Genossen mit lautestem, böseestem Geschrei gegen mich erhoben hatten. Wie sehr es ihm bei seiner Heftigkeit, ich möchte sagen, bei seiner Plötzlichkeit, auch zuweilen begegnet ist, daß er selbst ganz wackre Männer, welche mit uns beiden derselben Meinung waren und denselben Weg gehen wollten, in seiner plötzlichen Aufwallung oder auf Berichte von Leuten, die er für ehrliche Leute hielt, oft in harten und ungerechten Urteilen und Äußerungen aus der Ferne her falsch angesehen und verletzt hat, an mir ist seine Treue und Liebe nimmer wankend geworden, wenn wir in kleinen Kabbelungen und Streiten über den deutschen Adel und Bauer und über die Ursprünge des kleinen und mittleren deutschen Adels auch häufig sehr verschiedener Meinung waren; er hat mich für einen ehrlichen Mann gehalten, als die Wittgensteinianer und Kamptzianer in Berlin mich gern an dem höchsten Galgen baumeln gesehen hätten. Ich bin in seinem Hause der willkommene Gast geblieben und habe alljährlich, meistens in Nassau, zuweilen in Kappenberg, einige Wochen, oft fast ein paar Monate verlebt. So freundlich war er, daß er mir — was ein großes Zeichen der Gunst war, weil er es bei wenigen tat — oft seinen Wagen mit dem Leibkutscher zur Abholung von Koblenz nach Ehrenbreitstein schickte. Eine ähnliche Ehreneinholung habe ich auch bei seiner Nachfolgerin auf Schloß Nassau, seiner Tochter Gräfin Henriette von Giech gehabt, und manches Jahr, als sein verweslicher Teil schon in der Totenhalle zu Frücht stand, mit ihr und ihrem trefflichen Gemahl, dem zu früh erblindeten Grafen von Giech, selbst in den Tagen seiner verkümmernden Blindheit, wo aber sein reger Geist ungeblendet blieb, manche fröhliche

Stunde die Erinnerungen glücklicherer Vergangenheit wieder durchgelebt.

Ich habe die beiden Schlösser genannt, wo ich bei ihm gelebt habe, Nassau und Kappenberg, das erste an einem Städtchen, von welchem ein Graf, der jetzt Herzog heißt, den Namen bekommen hat, das zweite auch ein ältester Grafensitz, von seinem letzten Grafen, dem Taufpaten Friedrich Rotbarts, in ein Prämonstratenserstift verwandelt, seit der französischen Umwälzung verweltlicht und unter preußische Hoheit gekommen, von Stein im Jahr 1814 für andre Besitzungen in Westpreußen eingetauscht. Auf diesen seinen Schlössern lebte er nun die ersten Jahre der Wiederherstellung in mannigfaltiger Unruhe des großen Schloßherrn: neue Einrichtungen, Veränderungen und Bauten und Wiederherstellungen, wie sie auch seine lange Abwesenheit von der Heimat notwendig machte; dazu manche ganz neue Verhältnisse und Beziehungen zu den Herrschern und auch zu den Verfassungsveränderungen der Herrscher, unter welchen diese Schlösser jetzt standen. Dies alles gab ihm reiche Sorge und Arbeit, auch wohl Ärger, doch auch viele Freude des wiedergewonnenen Lebens und Wirkens als König auf dem eigenen Stück Erdboden. Hier war in dem alten, lieben Herrn eine mir immer auffallende, wundersame Erscheinung. Cicero erzählt uns, Ennius habe von sich gesagt, er habe drei Seelen*), weil er drei Sprachen verstehe. So mochte man von Stein sagen, er habe zwei (verschiedene) Seelen, weil er zwei Herrn diente. Notabene: dem einen Herrn diente er gern, dem zweiten diente er fast nur mit Verwünschungen. Der unter den unmittelbaren Flügeln des Reichsadlers freiest geborne Reichsfreiherr vom Stein konnte es diesem seinem vormaligen Nebenmann, dem Reichsgrafen von Nassau, nimmer vergeben, daß er jetzt sein Oberherr sein wollte. Mit den zwei verschiedenen Seelen Steins stand es denn wirklich so, wie ich jetzt erzählen will:

In Nassau stand das alte, jetzt in seinen Trümmern begrabene und verschüttete Reich mit Kaiser, Kurfürsten, Fürsten,

*) Se tres animas habere, quia tres linguas calleret.

Rittern und Städten mit allen ältesten Erinnerungen immer lebendigst vor ihm. Da ward auch meistens nur aus der alten Reichsgeschichte heraus im Sinn der Vergangenheit und oft mit rührender Sehnsucht auch nach vielem Guten, was jetzt auch vergangen war, gesprochen und gestritten. Dies ward begreiflicherweise besonders lebendig, wenn Freunde und Gefreundete vom Süden und vom Oberrhein heraufkamen, wo denn auch die jüngsten Kapitel der jetzigen, vielen, souveränen Könige und Großherzöge, die sich aus diesen Trümmern herausgebaut haben, abgehandelt und glossiert wurden. Aber nicht allein die alten und ältesten Geschichten und Verhältnisse des Deutschen Reiches und seiner verschiedenen Stände wurden hier viel besprochen und erörtert, was für mich oft recht lehrreich war, sondern hier ward fast immer nach dem Süden, namentlich nach Italien und Frankreich, viel hingeschaut.

Gar anders war das Gespräch und die Stimmung Steins und die Folgerungen, welche aus dieser Stimmung hervorgingen, in Kappenberg, im Lande der alten Sachsen. Für dieses Land Westfalia hatte Stein eine ganz besondere Zärtlichkeit; er hatte dort ja die rüstigsten, kräftigsten Jahre seiner Jugend verlebt. Aber sein deutsches Gemüt fand in dem Lande und in den Menschen desselben, den echtesten Enkeln des gewaltigen Sachsenstammes, so vieles übrig, was in den meisten Landen des Vaterlandes ausgelöscht oder verlebt war, so vieles von echtesten, ältesten, deutschen Sitten und Gebräuchen und Rechten in der Gemeinde wie im Hauswesen, in der Tagelöhnerhütte wie in den Schlössern und Palästen der Reichen und Adligen, was ihn anheimelte. Er war mit diesem Lande der Roten Erde in innigster Liebe verwachsen; vor allem lobte er das westfälische Bauerwesen mit den festgeschlossenen Höfen, eine Art eigentümlichen Majorats, wodurch des ältesten Urgroßvaters Hof immer sicher auf einen seiner Ururenkel hinabkam.

Auch ich bin in dergleichen verliebt, obgleich ich keines Urahns Schloß zu erben hoffen darf. Wir beide hatten oft miteinander beklagt, daß die Geister der Ahnen, die vielleicht ein Jahrtausend und länger über den Häusern und Gräbern

der Enkel mit Wohlgefallen geschwebt hatten, bei der allgemeinen großen Wandelung der menschlichen Dinge, vorzüglich der jetzigen Staats- und Verfassungswandelung der Völker wohl künftig über andern Sitzen oder über gar keinen Sitzen sondern über Bettlerhütten werden schweben müssen, daß bei den ungeheuren Umwälzungen der Zeit und bei den jüngsten Strebungen, Ergebnissen und Entwickelungen und Erfindungen des Menschengeschlechts solches und ähnliches, liebenswürdiges und menschlichstes Altertum sich aus der wogenden Flut der Geister, die von allen Seiten anstürme, schwerlich werde retten lassen. Indem er so neben dem ältesten, deutschen Alten doch das unvermeidlich und unüberwindlich hereinbrechende Junge und Jüngste sah und wohl begriff, daß es weltgeschichtliche Entwickelungen und allmächtige Stöße solcher Entwickelungen gebe, welchen auch der Tapferste und Weiseste weichen und gehorchen müsse, blickte er aus diesem Jüngsten doch auch mit fröhlicher Hoffnung und mutiger Freude von hier immer nur gegen Norden. Seit den gewaltigen Tagen an der Katzbach und bei Dennewitz und Leipzig war sein Blick nur nach dem Norden gerichtet, nach dem Volke, was zwischen der Weser, Elbe, Weichsel bis zum Pregel wohnt, nach dem glorreichen Stamm, der dieses Volk beherrscht, nach den Hohenzollern. Der Geist und Mut seiner Jugend, die nur dem großen Friedrich von Preußen hatte dienen gewollt, war in dem Greise frisch wieder erwacht. Hier sah er Deutschlands Zukunft aufdämmern, hier die Macht und Herrlichkeit, wovon wir schon in den Jahren 1813 und 1815 geträumt hatten — ach, nur geträumt! Wo ist ein menschliches Glück oder Geschick ohne einen Seufzer?

Man versetze sich in das Gefühl eines adligen, ritterlichen Geschlechts, welches unter den Geistern seiner Ahnen in den alten Schlössern wohnt, im Schatten hundertjähriger Eichen sitzt und mit stiller, liebender Zärtlichkeit träumt, wie die Urenkel in denselben Sälen ihre Feste begehen, unter denselben Bäumen das Gedächtnis des Urgroßvaters mit einer frommen Andacht der Ehre und des Glücks feiern werden, man bedenke, daß ihn ein gewisser Schauder ergreifen muß nicht bloß bei den demokratischen Verkündigungen und Ausrufungen von

glückseliger Schleifung aller Burgen und Schlösser und Vernichtung eines privilegierten Erbrechts, welches die Geister der Ahnen immer über denselben Gräbern wie über geweihten Stätten schweben lassen wolle. Stein liebte und pries den altbehaupteten Familienbesitz nicht allein als eine Befestigung des Glücks sondern noch mehr als eine Befestigung der Tugend; er jammerte, daß mit der allgemeinen Wandelbarkeit des Grundbesitzes auch eine Wandelbarkeit und Verflüchtigung der Gemüter, eine Auflockerung der Sitten verbunden sein werde. Er schloß die Augen halb zu gegen das, was er in der Zeit und in ihren Entwickelungen als eine unvermeidliche und fast unbesiegliche Gewalt hereinbrechen sah, wodurch auch viel Gutes und Schönes der Sitten und Weisen der alten Zeit werde mit wie ausgelöscht und weggeblasen werden.

Aber dieser Ritter war kein Junker, der nur um sich greifen und auf Kosten der Bauern und Kleinen das Gebiet seiner Schlösser und Forsten fein und schön schließen und abrunden wollte. — Nein! Das war sein Sinn und seine Liebe des festen Landbauers, das war sein Wunsch, daß die Familien der kleinen und großen Bauern ebenso im Besitz der Häuser und Felder ihrer Väter geschützt und befestigt würden als die Söhne und Enkel der Grafen und Freiherren. Weil solches in den Gesetzen und Gebräuchen Westfalens noch bestanden hatte, deswegen hatte er dieses Land der Roten Erde so lieb und fühlte sich auf diesem Boden wie auf einem recht heimischen, altdeutschen Boden besonders glücklich. Er war hier wirklich der treue, freundliche Freund und Nachbar der freien Bauern, die zum Teil nur eine Viertelstunde von seinem Schlosse wohnten, und zwar für seine Wirtschaft gar nicht bequem mitten in oder an seinen Wäldern und Feldern. Wie unausstehlich würden solche Nachbarn einem mecklenburgischen Junker gewöhnlichen Schlages oder dort gewöhnlicher Ansicht gewesen sein! Wie würde er darüber hin- und hergesonnen haben, ein solches Bauernfreigut durch alle möglichen Mittel und Künste in sein großes Gut mit hinein zu verschlingen! Wie gar anders Stein, dieser Ritter Stein, den einige deutsche Schriftsteller sich doch nicht gescheut haben, in seinen Ansichten

und Strebungen einen Ultraaristokraten, einen Baron und nichts weiter zu schelten!

Ich bin ein lebendiger Zeuge, wie traulich und freundlich dieser allerdings große Baron mit seinen Bauernachbarn gelebt und verkehrt hat. Wie oft bin ich mit ihm auf unsern Spaziergängen in die Häuser dieser guten Bauern gegangen, wo wir uns nach Landessitte haben bewirten lassen. Dies geschah öfters beim Schulzen Wechmar nicht weit von Kappenberg. Da hatte er mir, als wir das erstemal hingingen, denn gesagt: „Da werden Sie wohl dem guten Nachbar zu Ehren einen oder zwei Schnaps trinken müssen." — „O, das werd' ich schon vollbringen," hab' ich ihm geantwortet, „ich habe noch einige schwedische Übung in meiner Kehle, aber wie E. E. es gutmachen werden, soll mich wundern." Und wir sind hereingetreten, Schulze Wechmar hat Butter, Brot, Käse und Schinken auftragen lassen, jedem von uns ein Glas Branntwein eingeschenkt und uns das Willkommen zugetrunken — und der Minister, der sonst den Branntwein verabscheute, hat doch sein Glas halb geleert, ich meines ganz. — So war er, war und fühlte sich glücklich, solche freie, reiche Bauern um sich zu haben, wie er denn von Natur und aus Christengefühl der Freund und Beschützer aller Kleineren und der stille, verschwiegne Wohltäter der Armen war.

Eben wegen der Neuheit vieler Verhältnisse und auch wegen der Neuheit seiner westfälischen Besitzungen in den ersten Jahren nach unsern Siegen gab es für ihn mancherlei Unruhe, die ihm teils gemacht wurde, teils er sich selbst machte. Da fiel ein Unfall, ein schwerer Unfall auf das Glück seines Hauses, seine Frau starb im Sommer 1819 noch in der Kraft ihrer Jahre und selbst noch in der Blüte von Anmut und Schönheit; sie war von einer stolzen, königlichen Gestalt, dabei voll Treue und Mut, womit sie des Gatten schwerste Jahre tapfer mit durchgetragen hatte. Schönheit und Mut gehörte dem ganzen Geschlechte der Wallmoden an. Dies versenkte ihn in lange Traurigkeit und bekümmerte ihn sehr um seine Töchter, die eben von lustigen Dirnchen zu Jungfrauen heranblühen wollten. Da machte er zu seiner Tröstung und Belehrung und zur Erlustigung seiner Kinder eine Reise in die

Schweiz und Italien, wobei er auch seine Bestrebungen für die Monumenta historiae germanicae immer frisch im Auge behielt.

Nach Jahr und Tag, in der Tat vielfach erquickt und gestärkt, kehrte er mit seinen Töchtern zurück; aber doch waren seine nächsten Jahre die Jahre vielfacher Hausunruhen. Aufblühende Töchter sind für jeden rechtschaffenen Vater, der keine Frau zur Helferin und Hüterin der flügge werdenden Vögel hat, eine natürliche Sorge und Plage; ihn beunruhigten sie sehr. Es mochten wohl hin und wieder Anfrager und Anklopfer, kurz, auch solche Vogelsteller kommen, die ihm nicht gefielen; genug, er ließ sich seine Unruhe deutlich merken und einmal, wie er denn selbst im Unmut ironisch zuweilen in Scherzen und Fabeln anzuspielen pflegte, sagte er: „Die alte, deutsche Fabel hat gewußt, daß die ersten Menschen auf den Bäumen gewachsen sind. Zuweilen könnte man wünschen, daß die Kinder auf den Bäumen wüchsen." Der Abschluß solcher Hausunruhe schloß sich denn in einigen Jahren auch glücklich ab: er sah seine Töchter mit zwei würdigen, ritterlichen Jünglingen vermählt und sich von der Angst vor listigen Vogelstellern befreit. Henriette, die Älteste, gab einem Grafen von Giech aus dem Herzen von Franken die Hand, und Therese ward die schöne Beute des Grafen Ludwig von Kielmannsegge von der Niederelbe, Majoratserbe im Herzogtum Lauenburg, durch seine Geburt schon ein Verwandter des Hauses. Graf Giech und seine Gemahlin sind in Nassau seine Nachfolger geworden, und ich habe nach seinem Abschied von der Erde dort manchen Sommer noch freundliche, fröhliche Tage verlebt.

Es war eine wahre Lust zu sehen und zu hören, wie der alte Ritter diese Jünglinge in seine edlen, freien Grundsätze einzuweihen suchte, immer von dem Satz als von dem Hauptsatz ausgehend, daß der Schloßherr nichts besseres sein solle als der erste, freie, germanische Bauer, der an altem, ritterlichem Rechte festhalten, der Verteidiger, Führer und Beschützer der Geringeren sein und durch Barmherzigkeit und Treue allen und besonders den Armen sich immer bereit und hilfreich zeigen müsse. Der Schlußvers der Lehre war immer: Ein

Edelmann sei nicht geboren, auf seinen Schlössern und Gütern bloß wie ein blanker Herr mit den Rittersporen zu prunken und zu prassen und mit Jägern und Stallknechten sein Leben abzuspielen, sondern sein Beruf sei, in Arbeit und Sorge für alles Volk, im Kriege und im Frieden, in Rat und in Tat der Vorderste zu sein. Das war er gewesen. Das klang nun etwas wundersam auf die jungen Männer herab, zumal auf den Grafen Giech von ältestem fränkischen Geschlecht, das Bischöfe und Domherrn und Genossen des großen Reiterfeldhauptmanns und Reichsgeneralfeldmarschalls Albert Achilles in seinen Fehden und Feldzügen zählte, zumal da unser Graf Giech schon über dreißig Jahre zählte und auf bayrischen Gesandtschaftsposten in London und Paris mitgestanden und als beredter Landstand in den Kammern zu München mitgesessen hatte. Der um zehn Jahre jüngere Kielmannsegge konnte sich solchen Lehren eher in Gehorsam verneigen. Er hat sie gottlob! nicht vergessen und ist jetzt als lauenburgischer Schloßherr ein sehr tätiges und wirksames Organ im Kampfe gegen die tückischen und nach deutschem Gut und Blut gierigen Dänen.

Bei diesen Vermahnungen und Lehren geborner Ritterschaft und ritterlicher Pflichten ward ich denn oft unvermeidlich mit hineingezogen, und wie ich des edlen Ritters Gesetzen einen vollen Beifall zollen mußte, machte ich auch meine Noten zu seinem Text aus der Zeit und aus den Erfahrungen meines Lebens heraus, wobei er mir denn gelegentlich wohl einen kleinen Hieb gab, daß ich im Grunde auch ein geschworner Adelsfeind sei, wogegen ich denn wieder antworten mußte, ich hätte die Edelleute nur beschrieben, wie ich sie in meiner Heimat gekannt habe. Da hieb er denn wieder ein: „Ja, Sie meinen die in Mecklenburg und Hinterpommern und in den brandenburgischen Sanddünen, die nichts als hinterliche und hinderliche Gedanken und Ansichten haben können; da weht schon zuviele polnische und russische Luft herüber. Das ist aber kein ritterlicher Reichsadel, kaum ein halbdeutscher Adel zu nennen, es ist ein genus hybridum, in welchem noch ein Stück von einem wilden, längst ausgestorbenen, vorsündflutlichen Tier steckt. Ich verbitte mir die Anwendung für uns andere, die man Edelleute aus dem Reiche zu nennen pflegt;“ (bei

solchen Worten pflegte er hell aufzulachen) „bei uns am Rhein und in Westfalen haben die Bauern solches Geschlecht nicht aufkommen lassen.“

Wie war denn Stein der große Landedelmann, der Schloßherr, der erste, freieste Bauer, wie er ihn meinte? Seine Güter im großen und kleinen waren meistens verpachtet, den eigentlichen Ackerbau, obgleich er die edle, hohe Kunst sehr lobte, hatte er in der Jugend und in den Tagen seiner vollen Mannskraft nicht Zeit gehabt weder zu lernen noch zu üben, aber den Baum, den Wald — den liebte, den pflegte er und beschaute ihn wenigstens tagtäglich mit liebenden Augen und besprach seinen Bau und seine Verpflegung und Verschönerung mit seinen Jägern und Förstern; die Bäume, hohe, stattliche Bäume, auch die jugendlichen, erst vor zehn oder zwanzig Jahren gepflanzten — die umhalste, herzte und streichelte er wie seine Lieblinge und bewahrheitete in der eignen Person gleichsam die von ihm angespielte Fabelsage, daß die ersten Menschen auf und aus den Bäumen gewachsen seien. Wie oft sind wir an einem Apfelbaum, an einer Lärche oder Tanne unter solchen Zärtlichkeitsanwandlungen seßhaft geworden! Wobei er denn zu erzählen pflegte, wie er als ein kleiner Knabe dabei gewesen, als die selige Mutter und Schwester Marianne sie haben pflanzen lassen.

So trägt der fromme Mensch das Leben der Liebe allenthalben mit sich herum, und in diesen Stücken Liebesleben ist es allerdings etwas Schönes, auf altväterlichen Schlössern unverrückt wohnen zu bleiben. Wo wird bei allen den Dünsten und Dämpfen und Eisenbahnen und ihren et ceteras von den höheren Schätzen auf Erden und von den unverwelklichen Erinnerungen und Gedenkzeichen der Menschen endlich noch etwas Festes übrigbleiben? Wohin wird die Poesie der Vergangenheit fahren?

Unsre Abendspaziergänge gingen meistens in den von dem Abendrot beleuchteten Wald oder unter schattigen Bäumen auf Feldern und Wiesen hin, wo er seine einzelnen Lieblingsruheposten hatte. Mich erinnert's, wir gingen einen Abend nicht weit unter seiner alten Burg durch Lahnwiesen hin, wo

von einem Dutzend eigentlichster Holzapfelbäume die Äpfel gesammelt und geschüttelt wurden. Ich fragte: „Liebe Exzellenz, wozu brauchen Sie diese Wilden?“ Und er: „O, die geben den herrlichsten Essig; das sind die agrestia poma unsrer Germanen des Tacitus.“ Dabei lachte er und fuhr fort: „Nun, so dumm werden die alten, deutschen Bauern auch nicht gewesen sein, daß sie sich an sauern Holzäpfeln die Zähne stumpf gebissen haben; es wird eben gemeines Bauernobst gewesen sein, wie sie heute meist nur pflanzen und essen. Wir wollen unsre Vorfahren mit vielen verrückten Adelungen und andern gelehrten Auslegern, die oft kaum einen Holzapfel von einem Borsdorfer unterscheiden können, uns nicht zu barbarisch machen lassen. Die Cherusci und Chatti, welche die besten römischen Heere unter einem Germanikus schlagen konnten, waren gewiß Kerle, die bessere Dinge zu säen und zu pflegen verstanden als bloße Holzapfelbäume. Wir sehen aus Tacitus selbst, wenn wir gute Augen zum Sehen haben, es mußte damals gewiß ein tüchtiges Chattia und Westfalia schon bestehen, ungefähr wie wir es heute noch im Walde und Felde sehen.“

Von dem Landwirt und Gutsherrn und Waldströmer komme ich auf den deutschen Schloßherrn und Landherrn oder vielmehr auf den guten, freundlichen Landedelmann, auf den englischen landlord, den schottischen laird, den alten, nordischen husbonde, wie er in den nordischen Landen in manchen Überresten ursprünglicher Gastlichkeit heute noch besteht, daß der Landbauer, kleiner und großer, immer ein Gastgeber sein soll, daß für jeden Fremden, der in irgend einem Geschäft um die Mittagszeit ins Haus kommt, am Tische ein Platz bereit sein soll. Daher die englische Bedeutung des landlord, wodurch zugleich der Landherr und der Landgastwirt bezeichnet wird. So ist es auch bis auf den heutigen Tag in Schweden, wo bei dem Grafen und Freiherrn guter Art der Pfarrer und sein Küster, der Steuervogt und sein Schreiber, der Student und der Handwerker und jeder ordentliche Mann, der zur Tischzeit in einem Geschäft oder zum Besuche kommt, seinen Platz am Familientische wie bestellt findet. So war Steins gastliches Haus für die Nachbarn,

für die Freunde, für die Männer in Geschäften, die mit ihm irgend zu tun hatten. So lebte er nicht bloß mit den unterhabenden Pfarrern seines Patronats, deren er vier, fünf hatte, mit seinen Rentmeistern, Förstern usw. und den Beamten, Bürgermeistern und Schöffen von Nassau und andern umliegenden Städtchen sondern mit Brückenbauern, Schlossern, Zimmerleuten, die in ihrem Handwerk vorzüglich waren; sie saßen gelegentlich mit Exzellenzen und Grafen an demselben Tisch. Das war auch echt altdeutsch.

Am meisten hatte er nun freilich seine Freude, wenn tüchtige Kriegsmänner, die in unsern Schlachten tapfer gefochten hatten, wenn Borstell, Thielmann, Pfuel aus Koblenz ihn besuchten, oder wenn sein treuer, politischer Freund und Mitstreiter und Gegenstreiter, wie er ihn im Scherz wohl nannte, wenn Hans von Gagern auf einige Wochen bei ihm vorfuhr. Das war eine Freude und Erlustigung und für unsereinen auch ein sehr unterhaltendes und belehrendes Leben. Gagern war der Vielbelesene und Wissende, Stein aber hatte das Seinige immer fest und klar auf dem Nagel und seine wohl geschliffene Klinge immer sogleich zum Einhieb bereit. Manche schöne Woche habe ich mit dem liebenswürdigen und freundlichen Hans im Flügel des Steinschen Schlosses Stube an Stube gewohnt und Morgengespräch und Morgenwanderung mit ihm halten gekonnt. Ich habe den wackern Greis in unserm großen Wirrjahr von 1848—49 in Hornau im Kreise von Kindern und Enkeln, ich habe ihn bei unserm Sprecher und Reichsminister, seinem Sohn Heinrich, und an andern Stellen in Frankfurt öfter gesprochen. Das war auch ein echter Mensch, der mit aller Welt in Freundlichkeit leben gekonnt hat. So war es eben bei Stein: jeder fühlte in seiner Gegenwart, wo er war, und mit wem er zu Tische saß, aber jeder, der nur das Herz auf dem rechten Flecke hatte, fühlte sich bei und vor ihm frei. Stein hatte nichts von jener falschen, nichtigen Art Freundlichkeit, von jener jämmerlichen Vornehmigkeit, welche unwillkürlich jeden Anwesenden zu falschen und lügenhaften Verneigungen und Zierlichkeiten nötigt und falsche, knechtische Kräuselungen und Krünkelungen haben will. Hier war auch keine kleinste Spur von einem

vornehmen Junker, sondern es war in Tat und Wahrheit der alte, freiherzige, freigeborne, deutsche Ritter.

Dieser deutsche Ritter hielt einen recht anständigen, ritterlichen Tisch, man möchte fast sagen, einen echt deutschen, ritterlichen Tisch; denn fast immer war des Wildbrets und Geflügels die Fülle da. Seine weiten Forsten und Wiesen und Felder gaben ihm der Rehe, Hasen, Schnepfen, Rebhühner genug; in Kappenberg hatte er sich auch einen Fasanengarten angelegt. Edelster Wein stand immer reichlich auf dem Tische, und zwar vom Gewächs guter Jahre aus eignem Weinberge. Er besaß ein Weingut bei Lorch hart an Asmannshausen. In Lorch hatte nämlich im Mittelalter eine sogenannte Ritterschule bestanden, dies Wort in der byzantinischen Bedeutung Schule genommen, die nichts anders heißt als eine geschlossene Genossenschaft. Bei der Auflösung dieser rheinischen Rittergenossenschaft hatte der Ritter vom Stein seinen besondern Anteil von Feld und Weinberg bekommen, mit dessen Ertrag er seinen Keller füllte. Unser Freiherr war ein ziemlich rüstiger und lustiger Esser; er nahm auch nur einmal des Tages (um 3 oder 4 Uhr) eine volle Mahlzeit ein. Von seinem Wein trank er gewöhnlich nur drei bis vier Gläser, munterte aber seine Gäste immer auf, ihm im wenigen Trinken nicht nachzuahmen. Der Nachmittag, aber vorzüglich der Abend war für die Steinschen Gäste die glücklichste Zeit. Da offenbarte er die alte, deutsche Natur, die gegen den Abend und um die Nacht meistens ihr bestes, vollstes Leben hat und zeigt. Freilich war niemand der deutschen Schwelgerei fremder als unser Freiherr. Er zündete sein Licht und Leben nicht an überflüssig geleerten Pokalen an, um gegen die Nacht ihre Funken auszusprühen, aber sein geistiges Leben war vorzüglich ein abendliches. Das mag auch wohl altdeutsch sein. Nach dem Mittagsessen in seiner Bibliothek und auf Spaziergängen im Abendschimmer durch Wald und Feld und Wiesen, dann an dem fröhlichen, lebendigen Teetisch mit seinen Kindern und Gästen, da blühte, leuchtete und blitzte er in seinen gesunden Tagen, da war selbst seine ernste Stille, wenn er nur so heiter und fromm unter uns saß, mit einer wundersamen Klarheit und Heiterkeit über=

gossen: seine freundlich blitzenden Augen, seine breite, hoch zurückgewölbte, leuchtende Stirn, worauf Macht und Geist gelagert waren. Noch heute steht dies Bild des hohen Greises hell vor mir. Aus dieser Stirn sprach nichts als Macht, Mut und Verstand nebst Redlichkeit, Wahrheit und Treue; dies sprach sich so gewaltig aus, daß man sich vor solchem hohen Geist in Ehrfurcht verneigen mußte. Hier leuchtete wirklich eine olympische Größe, von welcher unwillkürlich und unbefohlen der Befehl ausging. Selbst wenn Unmut und Zorn in ihm aufstiegen, hier oben, auf diesem Olymp, trat keine Verdunkelung ein; die Nebeldünste und Donnerwolken mußten sich tiefer nach unten hinabsenken, wo um den scharfgeschlossenen Mund und das etwas zu spitze Kinn die niederen, irdischen Kräfte und Leidenschaften in leicht beweglichen Zuckungen spielen konnten; denn jachzornig war er zuweilen, und dann bebte und zuckte in seinem unteren Antlitz die Erde, während oben der Himmel kaum leicht überzogen war.

Zu den Sommergästen von Nassau und Kappenberg, zu welchen Hans von Gagern und ich fast regelmäßig gezählt werden konnten, gesellte sich zuweilen noch ein dritter, der eben wie Gagern oft Zimmer an Zimmer neben mir gewohnt und auch wohl einen Morgenspaziergang mit mir gemacht hat, ehe der alte Herr erschien. Das war der katholische Pastor Fey aus Bodendorf an der Ahr. Stein hatte den Mann sehr lieb, und es war ein wackrer, gescheiter und ehrenwerter Landpastor, wie er sein muß. Er war in gewisser Hinsicht Steins Lehnsmann, so weit ein katholischer Pfarrer eines protestantischen Patrons Lehnsmann sein kann. Stein besaß als Andenken an altahnherrliche Besitzungen der weiland großen Freiherrschaft Landskron das alte Schloß Landskron in Trümmern nebst einer dazu gehörigen katholischen Kaplanei, wozu die Pfründe einiger Hebungen und vorzüglicher Weinberge gehörte. Fey war von Stein mit dieser Pfründe beliehen. Die beiden Alten standen in einem hübschen Wechselverhältnis: Stein neckte gern, was er lieb hatte, und der frohherzige, freimütige Pastor Fey wußte ganz frisch zu erwidern.

Wie gesagt, Stein packte gern an, was er lieb hatte, und

zuweilen sogar von kurzer, übermütiger Laune ergriffen, wenn er eben nicht vom Podagra ergriffen war — denn dann konnte er auch wohl launisch statt launig werden. So fragte er unter anderm, in scherzhafter Laune mit dem leichten Heiligendienst beginnend, nach der neuen Verehrung und Anbetung seines nicht verehrten Ahnherrn des Quaden von Landskron und Sinzig, der jetzt der heilige Mann von Sinzig*) heißt. „O da geht's lustig her," sagte der Pastor, „seitdem er von den Franzosen nach Paris entführt und so feierlich in heiliger Prozession von Paris und Köln zurückgeführt ist. Jetzt glauben die Leute in ihm einen rechten nachbarlichen Fürbitter im Himmel zu besitzen." — „Ja einen prächtigen Fürbitter," rief Stein einfallend, „der mag noch wohl im Fegfeuer schwitzen; ein paar Jahrhunderte sind da eine kurze Zeit, und er wird es wahrhaftig bei Sankt Peter und den andern Rhadamanthen des Himmels nicht leicht haben — ich wäre gewiß ein reichster Mann am Rhein, wenn ich alle die Wälder und Felder hätte, die der heillose Trunkenbold in seinen Tagen verkauft und verpfändet und durchgegurgelt hat."

Bei dem Scherz über den heiligen Mann und über den Volksglauben, daß in den Leibern, die wie unverweslich als Mumien fortdauern, ein vorzüglich frommer Geist gewohnt haben müsse, kamen sie denn auch auf den Dienst und die Verehrung der Heiligen, wo Stein denn dem Pastor allerdings soweit recht gab, daß es besser sei, viele kleine Götzchen und Pförtner des Himmels zu verehren als gar keine, wessen die Katholiken die Protestanten immer beschuldigen. Da sagte dann Stein: „Kommt nur heraus mit euern Soldaten! Die mit und nach Luther und Calvin beten, haben eure Vielbeter in allen Schlachten, wo sie sie getroffen, geschlagen, und so wird und muß es immer bleiben. Die Einheit des himm=

*) Dieser Heilige war ein zur Mumie gewordener Quade von Lands=kron, von den Franzosen nach Paris entführt und nach unsern Siegen wieder genommen und von Köln wie in einem Heiligenzuge von Tausenden Be=gleitern zu seiner Ruhestätte zurückgebracht. Landskron war im Mittelalter eine große Herrschaft, die Quaden waren die kaiserlichen Reichsrichter über acht bis zehn umliegende Ritterschlösser, die alle in Sinzig ihre Winter=paläste hatten.

lischen Kommandos schafft doch ganz andre Helden, als wo sich die Herrschaft zersplittert. Ein Gott und immer wieder ein Gott und Gott allein! Immer zu dem Einen, zu dem Höchsten das Herz und die Hände erhoben — das gibt auch einen Mut, den rechten Mut. Wir Protestanten sind Soldaten, die im Frieden mit schwerem Gepäck ihre Übungen machen, haben also besser geübten Atem für den Krieg, ihr Katholiken habt in euren Heiligen die Menge Diener und Troßbuben, die euch das Gepäck abnehmen und ein gutes Stück Weges tragen helfen; ihr habt aber nur halben Atem für die Arbeit des vollen Kampfes."

Der gute Fey wußte in Nassau, daß er keine gefährlichen Horcher um sich hatte, und wir beide verliefen uns wohl zuweilen auf das bedenkliche und verfängliche Gebiet, wohin das Philosophieren über Religion sich so leicht verläuft. Das war etwas, was Stein wenig leiden konnte, bei uns aber leidlich duldete. Da sagte er denn einmal zum Fey: „Nehmen Sie sich in acht vor dem ketzerischen Professor, der meint mit vielen Berlinern, es werde für ihren König gar eine Kleinigkeit sein, wenn er nur wolle, alle Rheinländer, die in religiöser Beziehung von den Franzosen schon sehr zermürbt und aufgelockert seien, calvinisch oder lutherisch zu machen. Armer Fey, wie wird's Euch gehen, wenn Ihr nicht mit wollt? Wie wird's da mit Eurer hübschen Kaplanei und den schönen Weinbergen? Ich sage Euch, hütet Euch vor dem Schelm! Jene Berliner übrigens, die da sprechen: „Wenn der König nur wollte," wissen aber nicht, was der Papst und Ihr Priesterrock noch in der Welt bedeuten. Es ist, als wenn der König von Preußen bei der päpstlichen Heiligkeit bloß mit einem hübschen Gruß anzufragen hätte, und daß man dann Kappen und Kragen leicht wechseln und den katholischen Priesterrock in die Nesseln werfen könnte. Es ist gerade, wie vor dreihundert Jahren ein alter Ritter meinte, der mit dem Steinschen Blute verwandt gewesen sein soll. Er hieß Hartmut von Kronenberg, wohnte zu Kronenberg im Taunus, wo die herrlichen Kirschen- und Kastanienwälder sind, und war Feldhauptmann der freien Reichsstadt Frankfurt. Der hatte ungefähr mit unsern klugen Berlinern denselben Gedanken;

er schrieb an den jungen Kaiser Karl V., er möge die Gnade haben, an den Papst Leo X. einen recht christlich-gemütlichen Brief schreiben und ihn in aller Freundlichkeit und Gütigkeit ermahnen, er möge sich bekehren, erkennen, daß er der wirkliche, rechte Antichrist sei, seine dreitürmige Krone dem Kaiser zu Füßen legen und wieder ein demütiger, kleiner Bischof werden, der er auch nur sein dürfe."

Ich aber und Fey hatten trotz aller dieser kleinen Sprünge und Einhiebe des edlen Ritters recht schöne Stunden mit ihm und mit uns und vertrugen uns. Ich habe den wackern Mann in Bodendorf öfter besucht und von seinen vortrefflichen Ahrweinen gekauft und freundlichste Gastlichkeit bei ihm genossen. Er hat seiner Vaterstadt Bonn noch eine Stiftung von einigen tausend Talern vermacht. Wir werden uns trotz des heiligen Mannes und aller kleinen, heiligen Götzen mit Stein mit einem fröhlichen Anhauch der Wiedererkennung gewiß auf einem besseren Stern einmal wieder begegnen.

Unsre Gespräche rollten mit Stein auch zuweilen über die Jesuiten hin. Fey hatte sie als Knabe noch in Bonn gesehen, freute sich, daß sie jetzt sich kuschen und ducken müßten; sie seien eine arge Landplage für die Weltgeistlichkeit gewesen, der arme Pfarrer sei verloren gewesen, auf dessen Rücken sich so ein Jesuitenalp aufgehuckt habe, der habe sich in Ängsten und Ärger damit zu Tode schleppen müssen. Stein brachte den Fey auf das Wort, welches ihr Ordensmeister zur Zeit ihrer Auflösung in den 1770er Jahren zum Papst gesprochen habe: Sint, ut sunt, aut non sint, und fuhr sogleich mit heftigerer Rede fort: „Sie hatten recht, aber unser König hat auch recht, der eine so giftige, natterische Gesellschaft, welche unser Deutschland beinahe ein Jahrhundert mit Aufruhr, Krieg und Mord gefüllt und verwüstet hat, in seinem Lande nicht hausen lassen will. Denn das soll jeder glauben, der nur ein wenig in die Geschichte dieses Ordens hineingeblickt hat: Erunt, ut fuerunt. Dies offenbaren sie jetzt wieder durch ihre Hetzereien in Frankreich und werden sie allenthalben zeigen, wohin man sie den Fuß setzen läßt. Unser Deutschland kann von ihnen nachsagen, noch sind an vielen Stellen die Wunden nicht vernarbt, die sie ihm zwischen

den Jahren 1570 und 1650 geschlagen haben. Sie verstehen die Natternschlingungen und Umschlingungen und haben Natternzähne."

Ich habe von dem wackern, frommen Pastor erzählt, von Steins und von unsern Gesprächen über die Jesuiten, über Gott und über die Götzchen und Heiligen, über Mumien und über den heiligen Mann und von andern leichten Scherzen und Späßen. Wo soll der Mensch oft bleiben vor Scherz und Spaß, den Gott ihm gottlob! auch in die tiefe Brust und in den tiefen Ernst des Lebens gelegt hat? Er will und muß ihn auch zuweilen zum Spielen auslassen. Stein war ein wahrhaftig frommer Mann, wie er ganz ein tapfrer und redlicher Mann war, aber selbst in ernsten Gesprächen führte er Gott selten im Munde, niemals im Maule. Nichts war ihm verhaßter als Maulchristen, ja selbst Mundchristen wurden ihm leicht verdächtig als Gleisner und Scheinheilige. Er nannte sich einen frommen Christen, und er war es; er pries sich auch darin glücklich, daß er durch seine Eltern ein Lutheraner war. Seine Ahnen hatten im Dreißigjährigen Kriege genug für ihren Doktor Martin gelitten und waren von Schlössern und Gütern verjagt und im Jahr 1650 wiederhergestellt worden. Er pflegte so in seiner kurzen Weise zu sagen: „Doktor Luther hat uns den Weg und Eintritt in den Himmel gottlob! etwas kürzer gemacht, da er die vielen Hofmarschälle, Zeremonienmeister und Türhüter des Himmelspalastes weggeschafft hat. Sie wissen, ich liebe das Kurze, wenn der Weg auch oft etwas abschüssig und gefährlich ist." — Er glaubte das Erlösungswerk des Lutherschen Katechismus, aber die Mundchristen mochte er nicht, welche den Namen Heiland und Erlöser oder der süße Jesus leicht im Munde führen; schwer und ernst führte er ihn auch bei Gelegenheit im Munde. „Das ist ein Geheimnis, wobei einem verworrener wird, jemehr man darüber schwatzt und klügelt; vor einem Geheimnis steh' ich still, daran glaube ich, aber von Gott weiß und fühle ich was." Gott und nur Gott war immer nur sein einfaches Wort.

Rührend und wahrhaft erbaulich ist mir der Mann gewesen, als ihm sein Gemahl heimgegangen war und er da

unter seinen Töchtern einsam saß mit dem Gefühl, daß er nun allein ihr irdischer und himmlischer Führer und Wegweiser durchs Leben sein solle, wie er da mild und freundlich und still wie ein Kind von himmlischen Dingen zuweilen ein Wörtchen mit ihnen sprach und seine gewaltige Natur bändigte und sänftigte. Wie er Gott, den gewaltigen Gott, den furchtbaren, allmächtigen, in den rauhen Stürmen seines Lebens und in dem siegreichen Donner der blutigen Schlachten erkannt und geglaubt hatte, so war der stille, freundliche Gott des Friedens in der stilleren Zeit auch immer um ihn, wandelte mit ihm durch das Rauschen seiner Wälder, brauste in seinen Strömen und Bächen und säuselte im Laube der Büsche auf die Bänke herunter, worauf er im Abendrot im Walde oder Garten auf Gottes Stimmen zu lauschen schien — da immer so ganz still, wie ein stiller Sommerabend selbst ist; mit dem Sitzen verstummte gewöhnlich das Gespräch. Wie oft habe ich ihn da mit gefalteten Händen gesehen, mit stillen, sanften Zügen, selbst wenn er von der Zeit und von ihren großen Wechseln sprach, die wir miteinander erlebt hatten, wobei sonst auch wohl Namen genannt zu werden pflegten, wobei neben oder nach Erinnerung an die Leitung der Vorsehung auch wohl häufig Verwünschungen und Ausspeiungen folgten. In Sehnsucht nach dem Verlornen oder durch Dummheit, Feigheit, Hinterlist Verspielten und Verschwendeten von den sieghaften Gaben Gottes, in dem Gedanken, was gewonnen gewesen und durch die Schlechtigkeit der Menschen nicht festgehalten war, sprach er doch in Erinnerung des Elends und der Schande, woraus wir erlöst waren, und in dem Gefühl, daß wir wieder im Schatten eigner Bäume sitzen und beten konnten: „Lieber Freund, wir haben doch viel gewonnen, Gott wird ja weiter helfen,“ dann auch wohl wieder in einem andern Sinn und nach einer andern Seite hingewandt: „Diese Welt ist einmal eine böse Welt, wo die Schelme oft oben schwimmen; man sehnt sich oft dahin, wo es besser ist; ich hoffe doch dahin zu kommen, wo man immer in Gesellschaft von ehrlichen Leuten lebt und einem nicht soviele Schelme und feige Schurken begegnen, als einem hier oft den Weg versperren wollen.“

Ja, er sah und glaubte Gott in allem, und wann das erste Ungestüm seines Herzens gestillt war, dann ergab, besänftigte und erheiterte er sich. Es ist gewiß, dieser sehr ernst und stark geborne Mensch hat wie sein großer Schulmeister Doktor Martin Luther wohl von Jugend auf Gott als einen Gewaltigen und Gottes Geschicke als gewaltige Dinge gefühlt. Ich sage: Das ist gewiß, denn er hat mir hundertmal die augenscheinlichen und handgreiflichen Zeichen davon gegeben. Wann wir auf unsern Spaziergängen einem armen, gebückten Alten, einem unglücklichen Krüppel oder irgend einem jämmerlichen Bettler begegneten, der nach dem gnädigen Freiherrn die Hände ausstreckte, so holte dieser Freiherr, der für solche Fälle fast immer etwas bei sich hatte, ihm die Gabe aus der Tasche und gab sie still hin. Nie sprach er dabei ein Wort sondern verlor vielmehr das Wort, wenn der Unglückliche nicht eben ein Bekannter war; es zog dann meistens eine sehr ernste Wolke über sein Gesicht, und er stand wohl mehrere Minuten still; es war, als sei das Menschengeschick an uns vorübergegangen, der alte Spruch: res sacra miser.

Also gar kein Maulchristentum, Allerwenigstes von Mundchristentum bei ihm; breites Gespräch über Religion mochte er überhaupt nicht und ward gegen Mundchristen leicht ungerecht. Ich meine hier gute, fromme Menschen, die sich eine gewisse Art, über das Himmelreich und die Erlösung zu reden, oft als eine Gewohnheit zugelegt haben und dabei doch keinen Schalk im Herzen tragen sondern wirklich fromm und ehrlich sind, aber gewiß nicht fromm sind mit der Steinschen Felsenstärke des Glaubens an Gott und an die Führung der menschlichen und irdischen Dinge durch Gott. Ich habe Stein im Hause und in der Familie nicht beten gesehen; wenn man zuweilen in der Frühe in sein Studiolo kam, wo unter den weltlichen Büchern etwa die Bibel, ein Gesangbuch usw. aufgeschlagen lag, flugs machte er es zu und legte es weg. Er haßte und verachtete in allen Dingen den Schein, wie vielmehr den Schein des Scheins.

Sonntags ward von ihm, seinen Kindern und Hausgenossen immer in den Vormittags-Hauptgottesdienst gegangen. Da sagte er: „Man geht oft in die Kirche ohne Herzens-

bedürfnis, aber ein alter Mann und ein Hausherr ist der Jugend ein Beispiel schuldig, und oft nimmt man doch etwas mit zu Hause, was man nicht gehofft hatte." Er hatte in Nassau einige Jahre einen Prediger, den er nicht mochte, einen gebornen Braunschweiger, freilich einen Mann, der ein zu mattes, zuweilen, wenn er recht scharf und christlich zu treffen glaubte, ein langweiliges Evangelium predigte. Da sprach der Ritter dann wohl, wann wir zu Hause gingen: „Wir müssen Geduld lernen, wir haben hier des Himmels wegen auch oft unsre Langeweile; ich hoffe, im Himmel wird's frischer und lustiger sein." — Oder auch ein anderes Mal: „Die dummen Kerle haben die Kapitel vergessen, die im Allerheiligsten der Bundeslade in Gold eingewickelt liegen, vor welchen sie anbeten sollen; sie wissen vielmehr zu schwatzen und Glossen über die Ochsen und Esel zu machen, welche die Bundeslade ziehen sollen. Das Herz empor! Und den Hut ab in Ehrfurcht! Das empfinden sie nicht. Je nun, wir können uns doch trösten, ist die Predigt schlecht, so klingt doch noch mitunter ein Lied von Doktor Luther oder Paul Gerhard, und wenn man fromm sein will, so geht's doch."

Wenn er so nach der Kirche sonntäglich oder auch wohl alltäglich bei unsern Spaziergängen im Gefühl der Verarmung der Zeit und der Vergänglichkeit der irdischen Dinge oft ein kurzes, scharfes Wort der Wehmut oder der Sehnsucht aus diesem Wirrwarr heraus ausstieß, gerieten wir auch wohl zuweilen in ein kleines Zwiegespräch über die unbekannten ewigen Dinge. Da begab es sich nun einmal, daß ich unter den Gründen für die Unsterblichkeit unserer Geister und für die Hoffnung einer bessern Welt den Grund als meinen Hauptgrund voransetzte, daß bei mir aller Glaube wanken würde, wenn nicht gottbegeisterte, tugendhafte Menschen vor mir gelebt hätten, wenn ich nicht wüßte, daß von allen Geschöpfen Gottes der Mensch das einzige Geschöpf sei, das auch in Not und Elend, auf der Folter und auf der Henkerbühne mit kaltem, stillem Mute, ohne Zorn oder Wut und Mut der Leidenschaft dieses Leben im Bewußtsein eines Höheren und Ewigen hingeben könne.

Da fielen mir einige Verse aus Cicero de senectute ein, die ich vor ein paar Menschenaltern als Sekundaner in der Stralsunder Schule für sogenannte Deklamierübungen auswendig gelernt hatte, und die in meinem Gedächtnisse stecken geblieben waren. Ich sagte sie ihm her, aber er jagte mich damit weg mit den Worten: „Gehen Sie mir mit Ihren alten Heiden! Ich habe an meinem Katechismus genug und, wenn ich mehr haben will, an meinem St. Johannes und St. Paulus! Sie kommen mir auch mit den Heiden wie Gagern mit seinem Seneca und Tacitus.“ Da hatte ich meine Abfertigung. Aber die Verse schienen ihm doch gefallen zu haben, den andern Morgen beim Frühstück um zehn Uhr mußte ich sie ihm wieder hersagen. Da antwortete ich ihm auf die Bitte, ich möge sie ihm abschreiben, er wolle sie seiner Tochter Henriette schicken: „Ich weiß nicht, ob sie ganz genau von mir behalten sind. Haben E. E. nicht etwa einen Cicero?“ Und er wies mich hin, in seiner Bibliothek nachzusuchen, und ich schrieb aus einer alten Ausgabe des sechzehnten Jahrhunderts die Worte ab, wie sie hier folgen: Nolite arbitrari, o mei carissimi filii, me, quum a vobis discessero, nusquam aut nullum fore, neque enim, quum eram vobiscum, animum meum videbatis, sed eum esse in hoc corpore ex iis rebus, quas gero, intelligebatis. Igitur esse creditote, etiamsi nullum videbitis*).

Weil ich hier aus dem Cicero und dem Sokratischen Xenophon vom Geist rede, so spreche ich auch von den Totenwohnungen, über welchen die Geister der Sterblichen schwebend gedacht werden. Da Stein wohl zehn Jahre und länger volle Arbeit hatte, seine Schlösser und Häuser nach langer Ab=

---

*) Diese Worte sind von Cicero aus Xenophons Buche: „Die Jugendjahre des Cyrus“ genommen, eine Art Heldenroman, welchem der fromme Erzbischof Fenelon von Cambray seinen berühmten Roman Telemach nachgebildet hat. Ich gebe Ciceros Worte hier in deutscher Übersetzung:

„O bildet euch doch nicht ein, meine teuersten Söhne, daß ich nach meinem Abscheiden von euch nirgends oder nichts mehr sein werde. Denn auch, als ich bei euch war, sahet ihr meinen Geist nicht, sondern vernahmet aus den Taten, die ich verrichtete, sein Dasein in diesem Leibe. Ihr müsset also an dieses Dasein glauben, wenn ihr ihn auch nimmer sehen werdet.“

wesenheit wiederherzustellen oder umzubauen, so ging er auch dran, die Gruft seiner Väter, worin auch sein Staub niedergelegt werden sollte, anständig und würdig zu verjüngen und zu schmücken. Da bin ich oft mit ihm zu der Familiengruft des alten Steinschen Dorfes Frücht gefahren, welches eine gute Stunde von Nassau an der Lahn ziemlich hoch an einer großen Forst, dem Hauptwalde der Familie, liegt. Da hat er mir ganz in seiner gewöhnlichen Stimmung die Särge seiner Ahnen gezeigt, den Sarg seines jüngst verstorbenen Gemahls und die Stelle, wo seine Leiche einst neben der ihrigen stehen sollte; ferner die Pflanzung schönster, junger Bäume, die Einteilung des Bodens ringsum zu grünen Rasenstücken und Blumenbeeten und Büschen, worin die Vögel im Morgen- und Abendrot zwitschern und singen und am befriedeten Ort ihre friedlichen Nester bauen könnten.

Er wandelte da still und ernst aber ohne Rührung und besondere Gebärdung umher und vollbrachte mit Gärtnern, Maurern und Schreinern sein Werk wie ein andres gewöhnliches Tagewerk. Ich fand auch das schön und tapfer. Wir andern Plebejer, welche keine besondere Mausoleen und Marmorgrüfte besitzen und in dem alten Meder- und Perserglauben, welche die Leichen an einsamen Stellen im Felde und Walde, auf Steinen und Hecken den Tieren und Vögeln allenfalls zur Verspeisung hinlegten, ziemlich gleichgültig sind, wo unsre Gebeine neben andern Christengebeinen auf dem stillen Friedhofe einst ruhen werden, haben natürlicherweise gar keine Vorstellung von dem, was von den Geistern der Ahnen aus den altväterlichen Schlössern und Grüften derselben in die Herzen der Hochgebornen, die darin und darum unverrücklich wohnen bleiben, herniederschwebt; wir wissen nicht, was vorgeht, wo nach dem Ausdruck des größten schwedischen Dichters*) „hinter goldnen Gittern vornehme Geister zusammen wohnen“; wir können nur sagen: Laßt jeden nach seiner Weise glauben, leben und sterben.

Wir nahen hier auch dem Schlusse und dem Grabe. Das

---

*) Bellmann: **hvar bakom gylne galler förnäma skuggor samman bo.**

Jahr 1830 war gekommen mit neuen Aufruhren und Umwälzungen, welche Stein wohl beunruhigten aber nicht erschütterten: durch ein einzelnes Schrecken konnte der starke Mann nicht sterben. Aber der starke Mann war alt geworden, hatte sein Siebenzigstes schon um einige Jahre überschritten; Gicht und Podagra war ein altes Erbübel von Vätern her; außer diesem fühlte er beim Bergsteigen schon kürzeren Atem, auch Schwindel hatte sich ein paarmal bis zur Ohnmacht gezeigt, sowie Schwäche seines Augenlichts. Nicht bloß die Bürde des Alters, deren Druck er oft schwer fühlte, sondern eine tiefe Wehmut über den Lauf unsrer deutschen Dinge hatten ihn schon seit Jahren oft ausrufen lassen: „Fort! fort von hier! Ich tauge nichts mehr auf Erden.“ Solches Gefühl ergreift auch wohl im kräftigsten Alter die Kühnsten, wann sie gewahr werden, wie ihre hohen und großen Gedanken und Entwürfe oft an dem Niedrigsten und Kleinsten, wie es die Erde bringt, hängen und stecken bleiben müssen. Dies war gewiß schon in seinen Dreißigen und Vierzigen ein natürliches Steinsches Gefühl gewesen. Da klang denn aus seinem Fort! fort von hier! auch der Vers eines alten Liedes, den er herzusagen pflegte:

Macht mir ein Bett, gar weich und schön,
Denn ich bin müde und will schlafen gehn.

Solche Klänge der Wehmut nahmen wir eben wie Anwandelungen des Augenblicks, zumal da seine geistigen Blitze selbst aus dunkelsten Alterswolken oft noch recht hell leuchteten, und da der Zorn über die jüngste Welterschütterung auch ihn frisch aufzuschütteln und zu beleben schien, und da er eben in jenem Jahr 1830 den Wunsch und den Plan aussprach, in der Nähe von Bonn und von Trier manche schöne Rhein-, Ahr- und Moseltäler, die er noch nicht kenne, zu besuchen; aber Gott hatte über seine Reise anders verfügt: sie sollte nicht an Mosel und Ahr sondern himmelauf gehen. Gegen Ende des Brachmonds 1831 ist er im Schlosse Kappenberg im vierundsiebzigsten Lebensjahre gestorben, glücklich und selig der nahen Heimfahrt, indem sein Geist mit völlig klarem, ruhigem Bewußtsein bis ans Ende zwischen Himmel und Erde

schwebte*), und mit voller Klarheit und Wahrheit den Seinigen**) und allen, die sein Bett umstanden, seinen Dank, seine Aufträge und Bitten und Ermahnungen zusprach. Besonders rührend ist es gewesen, als er seinem jungen Jäger die Hand gegeben und im Gefühl der Gefahren des Augenblicks, als wenn wieder gegen Napoleon der Aufmarsch ausgerufen würde, ihn also ermahnt hat: „Mein Sohn, du bist bisher nur gegen Rehe und Hasen tapfer gewesen, bald kann es geschehen, daß dein König dich gegen die Reichsfeinde aufruft; dann wirst du deine Büchse tapfer für dein Vaterland gebrauchen." So schwebte der Geist des Tapfern und Treuen mit letzter Sorge und Gebet noch über seinem Deutschland.

Stein starb den 29. Juni 1831. Seine Leiche ward durch Köln und Bonn zur Gruft seiner Väter nach Frücht abgeführt. Ich bin ein halbes Stündchen auf der Straße nach Godesberg hin hinter ihr hergegangen. Mögen alle Deutsche nicht seiner Leiche sondern seinem Geiste nachfolgen! Tacitus erzählt uns, Arminius sei als der Sieger und Retter seines Volks nach seinem Tode in Liedern gefeiert worden; wir wissen, wie des germanischen Helden, des großen Ostgoten Theodorich, Taten in allen Landen auf den Schild des unsterblichen Ruhms gehoben worden sind, wie sie noch heute in den äußersten Inseln des Weltmeers, auf den Schafinseln, in Liedern erklingen. Stein ist unser zweiter Arminius gewesen, von Gott geschaffen, der Beweger, Lenker und Begeisterer großer Taten und Siege zu werden. Sein Gedächtnis wird unsterblich leben. Er war Deutschlands politischer Martin Luther, er war dies auch seiner ganzen Natürlichkeit nach, an Leib und Geist, auch mit denselben Tugenden und Fehlern. So wenig Luther in seinen Tagen sein großes, deutsches Werk der Kirchenbesserung und durch diese die hohe Kräftigung und Einigung seines Volks nicht vollbringen gekonnt hat, so wenig ist auch Steins großer Gedanke der Einheit, Macht und Majestät des edelsten, größten Volks der neuen Geschichte nicht vollbracht worden. Aber

*) Dies nach der Erzählung von Fräulein Schröder, seiner treuen Begleiterin und Vorleserin.

**) Von seinen Kindern war keins anwesend.

Stein und sein erhabener Gedanke soll leben und wird leben in den Enkeln und Urenkeln, und sie werden seinen Gedanken festhalten, sie werden vollbringen und einigen und zusammenbinden, was als ein stolzer, politischer Traum vor dem Geiste des treuesten, tapfersten, unüberwindlichsten, deutschen Ritters gestanden hat. Amen! Amen!

Bonn im Wintermond 1858.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



